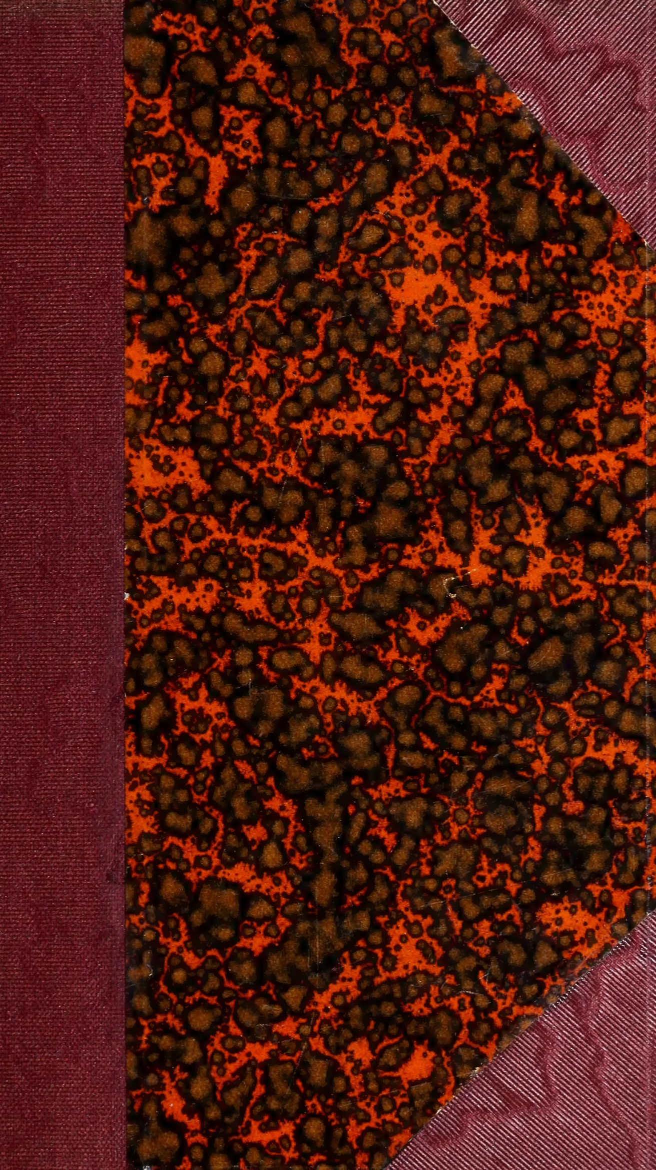
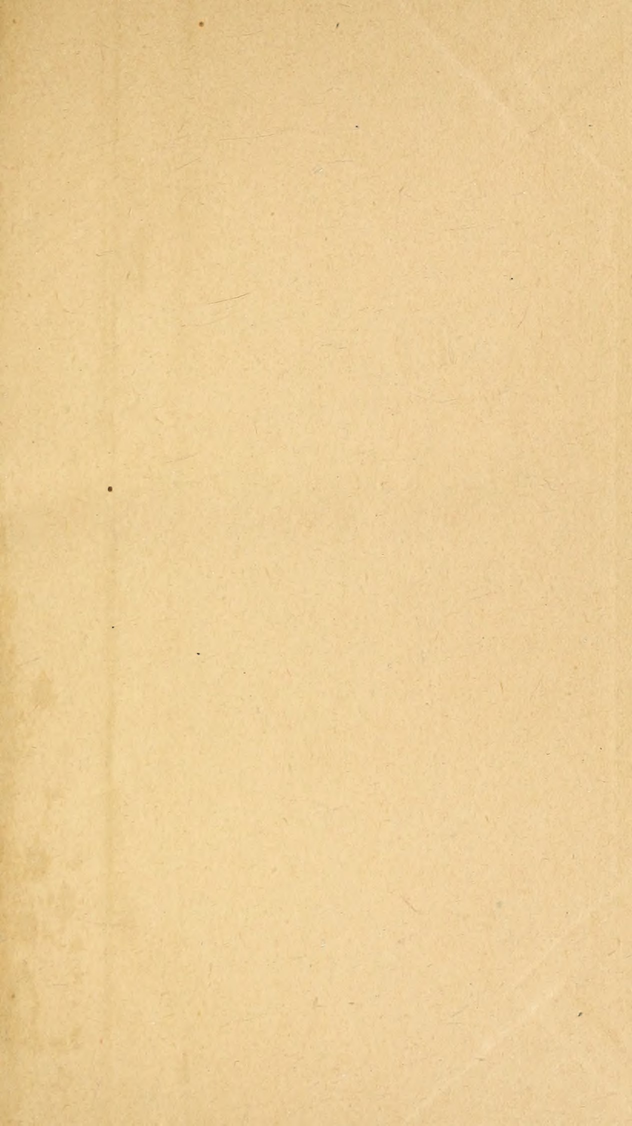






Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1844.

Erster Abschnitt.

Die Pflanzerfamilien auf Martinique. — Herr von Tacher de la Pagerie. — Besetzung von Martinique durch die Engländer. — Maria. — Gute Hoffnung und Befürchtungen. — Die Franzosen auf Martinique. — Freude. — Die Familie v. K... — Das Verhältniß beider Familien. — Die beiden Frauen. — Paul und Virginie. — Erziehung von Josephine und Willam. — Der erste Kummer. — Flucht und Abenteuer im Urwalde. — Die erste Liebe. — Herzeleid. — Trennung der Liebenden. — Maria's Schwermuth. — Die Intrigantin und die Wahrsagerin. — Merkwürdige Prophezeihung. — Willam's Untreue. —

Lange vor der entsetzlichen Blutarbeit der Guillotine in Frankreich, noch vor der schrecklichen Negerrevolution auf St. Domingo, lebten auf der westindischen Insel Martinique im tiefsten Frieden zwei, durch die Frauen befreundete, Familien — eine französische und eine englische —; beide jedoch in verschiedenen Glücksumständen.

Herr von Tacher de la Pagerie war einer jener altfranzösischen Edelleute, die, als jüngere Söhne alter berühmter Geschlechter, es zu versuchen pflegten, ihr

Glück in den Colonien zu machen. Er war durch Connexionen seiner Familie am Hofe in eine jener einträglichen Colonialstellen der Administration von Martinique eingetreten, die wenig mehr Mühe machen, als von Zeit zu Zeit eine Gehaltsquittung zu unterzeichnen, dagegen aber in der Colonie Ehre und Ansehn bringen. Indeß jung, angenehm und mit der abgeschliffenen Galanterie des altfranzösischen Adels begabt, konnte es dem Herrn von Tacher nicht fehlen, zu reüssiren, als er sich um die Hand einer liebenswürdigen französischen Creolin bewarb, die, ebenfalls aus altadligem Blute entsprossen, in Hinsicht der Geburt seiner würdig war.

Herr von Tacher aber hatte nicht bloß ein gefühlvolles Herz, sondern auch einen klug berechenden Verstand, und da dieser seine Wahl nicht anders als billigen konnte, denn Demoiselle N*** war eine der reichsten Erbinnen der Insel, so gab er seinem Herzen Erlaubniß, sie zu lieben, und die bald darauf geschlossene eheliche Verbindung war eine der glücklichsten auf ganz Martinique. —

Das herrliche tropische Klima, von den Seewinden gekühlt, in welchem die mäßig Lebenden selbst dem furchtbaren Feinde der einwandernden Europäer, dem gelben Fieber, zu entgehen wissen, begünstigte das idyllische Leben dieser reichen Pflanzerfamilie, zu welcher selbst die zahlreichen Negersclaven des Hauses in einem freundlichen

patriarchalischen Verhältniß voll Milde und Ergebenheit standen. Herr von Tacher fand Vergnügen an der Selbstbewirthschaftung seiner ausgedehnten Kaffeeplantagen; er war überhaupt ein speculativer Kopf; dabei jedoch, was sich in Westindien selten damit vereinigt, auch den mehr als hundert Sclaven seiner Plantage ein milder und gütiger Herr. Man hörte weder die Flüche noch die Peitsche der Sclavenvoigte und doch verehrten die armen Neger ihren Herrn und dessen Familie, wie höhere Wesen.

Doch kein Himmel ist so ewig rein, selbst nicht in der Tropenwelt, daß nicht einmal eine Zeit des Regens und der Stürme den Frieden einer schönen Natur aufstörte. So hatte es auch Herr von Tacher erleben müssen, daß Martinique von den Engländern in Besitz genommen wurde, ehe man in Westindien nur ahnen konnte, daß zwischen England und Frankreich Krieg ausgebrochen war. —

Es war nicht der Verlust seiner Stelle, was ihn bekümmerte; denn mit französischem Stolz hatte der reiche und unabhängige Plantagenbesitzer die Pension ausgeschlagen, welche britische Großmuth den vormals französischen Beamten auf den eroberten Colonien hatte zufließen lassen wollen; sondern das ganze englische Wesen war ihm zuwider; sein patriotisches Ehrgefühl war unheilbar gekränkt durch das Bewußtsein einer

fremden Nationalität, die jetzt auf Martinique zur Herrschaft gelangt war; sein französischer Adelstolz litt es nicht, daß er vor einem englischen My-Lord, der Gouverneur der Insel geworden war, oder gar vor den hundert Sirs und Masters in den Administrations- und Marinestellen den Nacken beugte und unerträglich war dem eleganten Franzosen das breitmäulige Gequatsch der englischen Sprache, von der er aus Grundsatz nie ein Wort hatte lernen wollen — genug, er zog sich aus der Stadt St. Pierre gänzlich zurück, um nur auf dem Lande dem häuslichen Glück und seinem Geschäft zu leben. —

Nach mehreren Jahren einer kinderlosen Ehe hatte ihm seine geliebte Gattin das ersehnte Glück der Vaterfreude geschenkt. Die kleine Maria war so schön und zart, daß sie zu den Kindern gehörte, von denen man sagen kann: sie werden als Engel geboren und sind zu gut für diese Erde. —

Die guten Negersclaven — denn menschenfreundliche Herren haben fast immer gute Diener —, denen man vom Christenthum nicht mehr gelehrt hatte, als das Kreuz zu küssen und zur heiligen Maria zu beten; denen man höchstens noch von einem Christpüppchen vorgesprochen hatte, das am Weihnachtstage die kleinen schwarzen Kinder beschenke, glaubten im ganzen Ernst, dieser

kleine weiße Engel sei der Gott der Christen. Wenn sie in ihrer kauderwelschen Aussprache ihr „Sancta Maria, ora pro nobis!“ beteten: so wendeten sie sich wo möglich gegen die Wiege des lieblichen Kindes oder hatten es wenigstens in Gedanken, wenn sie überhaupt bei dem Gebetplappern sich etwas dachten.

Herr von Tacher war ein überaus zärtlicher und liebevoller Vater. Er gehörte zu der Sorte guter Ehemänner, über die man sich kaum enthalten kann zu lächeln, die mehr geschaffen zu sein scheinen, eine treffliche Kinderwärterin zu sein, als die Würde eines Herrn des Hauses zu behaupten. Man sah ihn das kleine Wesen waschen, ankleiden, in die Windeln legen, in den Schlaf lullen und mit dem Kindsbrei füttern, mit untergehaltenen Händen die Wärterin oder Amme begleiten, damit diese das liebe kleine Ding nicht fallen lasse. Herr von Tacher würde die trefflichste Amme seiner Kinder geworden sein, hätte ihm die Natur nicht die dazu erforderlichen Gaben versagt gehabt.

Das war ein heiteres glückliches Stillleben; aber, wie gesagt, ein Wölkchen gab es dennoch an diesem Freudenhimmel! —

Herr von Tacher war nämlich sehr scharfsinnig in Selbstquälerei, sobald nur irgend eine nationelle oder patriotische Frage in das Spiel kam; so beunruhigte ihn u. a. auch bedeutend, daß seine liebe kleine Maria

keine geborene Französin, sondern als Engländerin geboren sei; denn als sie das Licht der Welt erblickt, habe England die Hoheit über das Land ihrer Geburt gehabt und sei Martinique eine britische Colonie gewesen.

Er liebte das kleine Wesen deshalb nicht weniger; aber es bekümmerte ihn doch, eine junge Engländerin in seiner Familie zu haben, und nur aus Zartgefühl für seine geliebte Gattin wagte er es nicht, solche Bedenken, die ihn selbst beunruhigten, laut werden zu lassen.

Als nun im Jahre 1767 Madame de Tacher abermals guter Hoffnung war, hatte er eine eigene stille Angst, die er Niemanden mittheilen mogte, nämlich: daß dieses Kind ebenfalls ein fremdes Kuckuksei sein würde, das englische Oberherrlichkeit in das französische Familienleben hinein legen würde. Was seine Spannung in dieser Hinsicht noch erhöhte, war der Umstand, daß ihm bekannt geworden war, wie in Europa zwischen England und Frankreich Friedensunterhandlungen schwebten, wobei auch die Rückgabe der französischen Colonien, besonders der reichen Kaffeeplantagen von Martinique, als Conditio sine qua non in Frage gestellt sei. — Nun war seine Angst bedeutend, daß seine Gattin niederkommen könne, ehe der Frieden abgeschlossen und die Colonie wieder eine französische Provinz geworden sei, und so beschwor er denn in naiver Unruhe seine liebe, gute, kleine Frau, die Katastrophe, die ihn

zum zweiten Male zum glücklichen Vater machen würde, so lange hinauszuschieben, als nur immer möglich sei. — Und wenn Frau von Tacher lächelnd über dieses seltsame Ansinnen ihn fragte, weshalb er noch eine an sich unmögliche Verzögerung seines Glücks wünschte, so zuckte er mit den Achseln bis über die Ohren, blinzelte geheimnißvoll wichtig mit den Augen und sagte nichts weiter, als: es habe der Himmel eine günstige Constellation im Werke, die großen Einfluß auf das Glück unseres zu hoffenden Kindes haben könne. —

Indeß ist es eine bekannte Sache, daß in gewissen Dingen die Natur keine Raison anzunehmen pflegt.

Die englische Flagge wehte noch von der hohen Bastion von St. Pierre und vom Spiegel der britischen Schiffe, die im geräumigen Hafen der Insel Martinique lagen, als Herr von Tacher sein zweites Kind aus den Armen der schwarzen Amme empfing. —

Er küßte das Kind; es war von einer viel dunklern Hautfarbe, als die kleine, jetzt schon dreijährige Maria; aber Herr von Tacher warf einen Blick durch die offene Halle der Veranda nach der Bastion von St. Pierre hinaus und seufzte: „Ah bon Dieu! — schon wieder eine kleine Engländerin!“ —

Er legte das Kind in den Schoß seiner Gattin; Liebe und Vaterfreude gaben ihm den Glückwunsch ein,

aber der politische Gedanke: „sie ist eine Engländerin!“ kühlte seine Freude. — Er sagte nichts darüber, um das Muttergefühl nicht zu verletzen; doch dieses Kind konnte er nicht warten und pflegen; es war ihm — zu früh gekommen — ach! vielleicht nur um wenige Tage; aber doch immer — zu früh! — In der Ungerechtigkeit eines patriotischen Schmerzes gab er dem unschuldigen Wesen alle Schuld des übereilten Erscheinens und suchte die Einsamkeit des Bananenwaldes auf, um dort seinen Kummer im Stillen auszuweinen und sich zu stärken, seiner Gattin, die ihn mit Ängstlichkeit beobachtete — denn ihr Zartgefühl hatte dennoch errathen, was ihn peinigte — wieder ein heiteres Gesicht zu zeigen.

Eines Morgens saß Herr von Tacher unter der offenen Veranda seines Landhauses, welche die unermeßliche Aussicht auf das caraibische Meer gewährte. Die tropische Landschaft in den Vordergründen, mit ihren Palmen, Bananen und Orangen, der rein blaue Himmel und die blaue Tiefe des endlosen Seespiegels stimmte seine Seele zur Wehmuth. Diese schöne Insel, die seine zweite Heimath war und alle diese reichen Kaffeeplantagen, die das Auge ihres Eigenthümers von hieraus überblickte, gewährten ihm keine Freude, seitdem dort auf den Bastionen von St. Pierre, das im Hintergrunde links mit den reinen zarten Conturen tropi=

scher Fernen herauftauchte über die grüne Aue einer paradiesischen Landschaft, die Flagge der von ihm so sehr gehaßten Briten wehte. Selbst seine beiden kleinen Töchter konnte er nicht ohne Wehmuth betrachten, da ein feindliches Geschick ihnen die Nationalität ihrer Eltern entzogen hatte, und so erwachten denn Gedanken an die ferne Heimath in seiner Seele und Pläne, dorthin wieder sich überzusiedeln, als allmählig weiße Segel auf der Höhe des Meeres über die zarte Linie des Horizonts herauftauchten.

Solche Erscheinungen bilden immer für Inselbewohner eines der interessantesten Ereignisse ihres von der großen Welt abgeschiedenen Lebens. Herr von Tacher verfolgte mit großer Aufmerksamkeit die Bewegungen dieser Schiffe und sah, daß sie sich der Insel näherten. Nach und nach sammelten sich die Hausbewohner um den Herrn. Man brachte ihm sein treffliches Fernrohr und jeder gab seine Meinung ab über die muthmaßliche Bestimmung dieser Schiffe. Für Handelsschiffe waren sie zu groß; es waren Linienschiffe und Fregatten. Bald glaubte Herr von Tacher die französische Bauart derselben zu erkennen; dann rief er mit Erstaunen: „beim Himmel, sie führen die weiße französische Flagge!" —

Um Mittag segelte die Flotte, ein Parlamentairschiff voraus, dem Hafen zu und nicht lange nachher

sah man, wie die in stolzer Ruhe heransegelnden französischen Schiffe ihre Salutschüsse über den kristall-reinen, dunkelblauen Meeresspiegel heranrollen ließen, die, o Wunder! von der Höhe der Bastionen von St. Pierre erwiedert wurden. — Bald wehte dort die weiße französische Flagge unter der britischen, und als die Flotte Frankreichs sich ohne Widerstand in den Hafen hineingezogen hatte, verschwand die englische gänzlich von der Höhe der Bastei und hundert Kanonenschüsse sammt dem Läuten aller Glocken verkündeten den 120,000 Bewohnern von Martinique das Wort des Heils: — „Frieden!“ —

Und ein Frieden war es, der die Colonie ihrem theuren Mutterlande zurückgegeben hatte.

Indem Herr von Tacher seiner Gattin diese Nach-richt verkündete, sprach er mit Thränen in den Augen zu dem lieblichen Kinde, das ihn zum ersten Male an-lächelte: o hättest du nur noch die wenigen Wochen deine kleine Neugier bezwungen, das Licht der Welt zu sehen; o! wie theuer würdest du mir sein, hätte ich das Glück gehabt, dich als Französin begrüßen zu dürfen!

Und nun eilte er auf seinem schnellsten Renner nach der Stadt St. Pierre, um dem neuen französischen Gouverneur, der ohne Zweifel mitgekommen sein würde, sein Compliment zu machen.

Doch schon nach Verlauf einer Stunde kehrte er in voller Carrière zurück, wie wahnsinnig vor Freude, umarmte seine Gattin und stürzte sich auf die Wiege seines Kindes; dann dieses küssend und mit Freudenthränen benetzend, versammelte er alle seine Hausgenossen um sich her und ihnen entgegen das Kind emporhaltend, sprach er in der feierlichsten Bewegung:

„O meine Freunde, welch ein Glück, welch ein festlicher Tag ist heute meinem Hause aufgegangen: dieses liebe Kind ist geboren am 23. Juni d. J. Mittags um 12 Uhr und an demselben Tage Morgens 11 Uhr ist der Friedensvertrag unterzeichnet, der Martinique wieder an Frankreich zurückgab. Ja, meine Lieben, diese Maria Rosa Josephine de Tacher, de la Pagerie, ist durch Gottes Gnaden eine geborene Französin. Der Himmel überschütte sie mit seinem reichsten Segen und im Namen Gottes weihe ich sie meinem theuern Vaterlande, dem sie dereinst ein guter Engel sein möge; und dazu helfe mir Gott und die heilige Dreieinigkeit. Amen!"

Frau von Tacher war schon seit längerer Zeit mit der liebenswürdigen Gattin eines Engländers befreundet, der ganz in der Nähe der reichen Tacherschen Plantage eine kleine bescheidene Besitzung hatte, als den letzten Überrest eines, unter politischen Stürmen verloren gegangenen, großen Vermögens.

Es stammte nämlich Herr von K... aus einer der ersten Adelsfamilien Englands, die, als verfolgte Anhänger des unglücklichen Prinzen Eduard, in Martinique sich niedergelassen hatten. Dadurch um ihr bedeutendes Vermögen gekommen, lebten sie jetzt in beschränkten Glücksumständen; doch hatte Frau von K... in England noch einen reichen Oheim, den Lord Low...., mit dem sie aber und ihr Gemahl leider zerfallen waren, weil er der andern politischen Partei jener Zeit angehörte; und doch beruhte die einzige Möglichkeit, einmal wieder in eine bessere Lage zu kommen, allein auf der Erbschaft dieses Oheims. — Indeß waren alle Versuche, ihn wieder auszusöhnen, bis jetzt gescheitert.

Frau von K... war eine höchst liebenswürdige und hochgebildete Frau, und Frau von Tacher behandelte sie mit um so mehr Zartheit, je bedeutender ihre Familie der englischen an Reichthum überlegen war. Beide konnten bald kaum eine Stunde des Tages ohne einander zubringen.

Die beiden Familienväter dagegen sahen einander seltener, weil ihre politischen Grundsätze und nationellen Vorurtheile zu schroff sich gegenüber standen, um irgend eine Annäherung erwarten zu lassen. Gleichwohl waren beide zu friedfertige und wohlwollende Naturen, um sich gegenseits zu hassen, und so hinderten sie denn auch

die Frauen nicht, ihren freundschaftlichen, nachbarlichen Umgang mit einander fortzusetzen.

Gleichzeitig mit Frau von Tacher befand sich auch ihre Freundin Mistreß K... in gesegneten Umständen. Auch Herr von K... hatte die Friedensgerüchte vernommen gehabt und seinerseits den Himmel gebeten, daß sich das Erscheinen des neuen Erdenbürgers in seiner Familie dergestalt beschleunigen möge, daß das Kind noch als Unterthan Sr. britischen Majestät geboren werde. —

Und dieses patriotische Flehen war dem Engländer erhört worden. Ihm war an demselben Tage, an welchem dem Herrn von Tacher seine kleine Josephine geboren wurde, am 23. Juni 1767, ein Sohn geschenkt worden, der den Namen Willam erhielt. Dieser Sohn aber war schon Morgens 10 Uhr als Erdenwaller erschienen und um 11 Uhr erst war der Friedensvertrag unterzeichnet; und so war Willam von K..., zur großen Freude seines Vaters, ein geborener Engländer.

Wie das so geht, die Frauen haben in der Regel zu viel Herz, um gute Politiker zu sein. Sie kümmerten sich wenig um die gegenseitigen Antipathien ihrer Männer, noch weniger um die verschiedene Nationalität ihrer Kinder: die beiden Frauen waren glücklich als Mütter, glücklich durch die Liebe ihrer Männer, glücklich durch Freundschaft und diese war den guten Frauen

zum Bedürfniß geworden. Keine von ihnen konnte die tausend kleinen Freuden, so wie das Entzücken über das Gedeihen ihrer Kinder allein auf dem vollen Herzen tragen, alles mußte der lieben herzigen Nachbarin mitgetheilt werden, und wenn es je zwischen beiden eine kleine Spannung gab, so waren es jene kleinen Eifersüchteleien auf das Gedeihen des Kindes der Andern, oder der Stolz einer glücklichen Mutter bei dem Gedeihen des eigenen Kindes, was wohl mitunter kleine Verstimmungen erregte, die aber bald vorübergingen. Hatte etwa die kleine Josephine früher ein Zähnchen bekommen, als der kleine Willam; so hätte dessen Mutter vergehen mögen vor Mißgunst, die sie sich doch nicht einmal merken lassen durfte, um ihrer Freundin keinen großen Triumph zu gönnen. Eben so war es umgekehrt der Fall, wenn der stärkere Willam eher auf seine Füßchen treten konnte, als die zarter organisirte Josephine, die vielleicht eben dadurch etwas schwächlicher wurde, weil die unbeschreibliche Liebe ihrer Mutter sie mehr, als ihr diente, verzärtelte. Fehlte aber dem einen oder dem andern Kinde etwas, hatte das Eine Schmerzen beim Zahnen, oder schrie es ein wenig, so war die Mutter des andern außer sich vor Ängstlichkeit und Theilnahme, und wer diese beiden Mütter mit diesen beiden Kindern sah, wie sie von früh Morgens bis spät Abends, sei es in der Plantage des Herrn von Tacher

oder in der kleinen Gartenbesitzung des Herrn von K..., zusammen waren, hätte jede derselben für die Mutter von beiden Kindern halten sollen.

Diese beiden lieblichen Kinder wurden mit einander erzogen. Die Idylle von Paul und Virginie wiederholte sich hier in hundert anmuthigen kleinen Zügen. Sie genossen gemeinschaftlichen Unterricht, entweder von Herrn von Tacher, der sehr kenntnißreich war, oder von Lady K..., die viel natürlichen Verstand besaß. Willam hatte ungemeine Fassungsgaben und Fleiß dazu; so, daß seine Kenntnisse bald die unwissenden Creolen auf Martinique in Erstaunen setzten, die ihn bald den Wunderknaben nannten. Indeß, je mehr sein Geist sich entwickelte, um so zarter blieben die Formen seines Körpers, obgleich er schlank aufschoß. Er war schön wie Ganimed und eben so gefühlvoll als reizbar.

Josephine dagegen war ein höchst lebendiges Kind, dem jeder Zwang verhaßt war. Man lebte damals noch in der Zeit der gepanzerten Schnürleiber; aber nie hatte man ihr einen solchen Harnisch anlegen dürfen. Im leichten Musselinkleide sprang und tanzte sie den ganzen Tag. — Zu den regelmäßigen Unterrichtsstunden ging sie nur mit Widerwillen und trieb Possen, während Willam mit Eifer studirte; aber kaum war die Stunde des Zwanges vorbei, so bestürmte sie ihren Vater oder Lady K... so lange mit tausend Fragen, bis diese ihr,

ohne es zu beabsichtigen, belehrenden Unterricht gaben; dann aber war ihre Fassungskraft zum bewundern. Sie machte spielend die glänzendsten Fortschritte, und lernte in frühester Jugend schon Lesen und Schreiben.

Ihr Vater hatte aber auch eine so gefällige und gemüthliche Art, sich den Kindern begreiflich zu machen, wie vielleicht wenige Väter und deshalb hing Josephine an ihm mit der zärtlichsten Anhänglichkeit eines liebenswürdigen Kindes.

Ihre Mutter hatte von einem wissenschaftlichen Unterricht strengere Begriffe. Sie tadelte deshalb Josephinen öfter wegen ihres Mangels an Fleiß, Beharrlichkeit und anständiger Gesetztheit im Betragen und drohte ihr, sie in eine Pension nach Frankreich zu schicken, um dort ihre Erziehung zu vollenden.

Josephine, mit ihrem lebhaften Gefühl, sah darin nur die Schrecken der Trennung von allen ihren Lieben und zum ersten Male fühlte das liebliche kleine Wesen Schmerz bei dem Gedanken, sich von Willam zu trennen. Sie hatten sich bis dahin geliebt, wie Bruder und Schwester, ohne es zu wissen, wie gut sie einander waren. Jetzt aber nahten sich beide ihrem zehnten Lebensjahre, einem Alter, das in der heißen Zone bereits alle physischen Kräfte des Menschen anfängt zu entwickeln, während die Entwickelung des Verstandes ihren langsamen Gang geht. Und weinend klagte sie ihrem

kleinen Freunde die Drohung der Mutter, die beide für ernstlicher gemeint hielten, als damals noch der Fall gewesen sein mogte. Willam erstarrte im ersten Augenblick vor Schreck; dann umarmte er Josephinen und beide gaben sich ohne Rückhalt ihrem Schmerz hin.

„Liebe Josephine," sprach endlich der schöne Knabe und trocknete zärtlich ihre Thränen, „die Trennung von dir würde ich wahrlich nicht überleben." „Ach! ich eben so wenig," klagte das junge Mädchen.

„Ich will den Vater bitten, mich nicht fort zu schicken."

„Und ich meine Mutter, daß sie Madame Tacher bitte, nicht so grausam zu sein."

„Ach Gott, wir haben keine Hoffnung!" rief das junge Mädchen aus, „mein Vater ist für diese Idee schon von meiner Mutter eingenommen; denn heute sah er mich im Stillen weinen und fragte mit seiner gewohnten Güte nach der Ursach meiner Thränen; da fiel ich ihm zu Füßen und beschwor ihn, mich nicht nach Frankreich zu schicken, wie die Mutter gedroht habe."

„Liebes Kind," entgegnete Herr von Tacher, „davon weiß ich noch nichts; indeß, die Idee ist so übel nicht; hier unter Negern und Creolen kannst du unmöglich diejenige Weltbildung gewinnen, die Dir einst nöthig sein wird, um einmal eine gute Partie zu

machen, wie sie dem Range und dem Reichthum deiner Familie angemessen sein würde."

„Herzens=Väterchen," entgegnete darauf die kleine Josephine und streichelte seine braunen Wangen, „ich will auch recht fleißig und artig sein, wenn ich nur bei Dir bleiben darf und bei Mütterchen und bei Marien und bei ...." Da dachte ich an Dich, lieber Willam, fuhr sie fort und ich weiß nicht, warum ich in diesem Augenblick deinen Namen nicht herausbringen konnte und schon bei dem Gedanken daran glühend heiß im Gesicht wurde. „Theures Kind," entgegnete dann mein Vater lächelnd, „betrachte doch dein Fortschicken nach Frankreich nicht als Strafe, du hast dort eine reiche Tante, die in der großen Welt lebt, die wird schon für deine Ausbildung und eine angemessene Partie für dich sorgen." „Aber, Vater," rief ich unbedachtsam aus, „ich wüßte schon Einen, der mich heirathen würde und wenn ich so dumm wäre, wie eine Negerin. — Nicht wahr, Willam, du kennst ihn auch, an den ich dachte," fuhr sie schalkhaft und mit kindlicher Naivität fort.

„O gewiß, bei Sant Dunstan!" rief der junge Schottländer lebhaft, „man heirathet ja keine lateinischen und griechischen Vokabeln, keinen Schminktopf und keinen Reifrock, sondern ein liebes herziges Kind, wie Du

bist, Josephine, die ich alle Tage heirathen würde, wenn es nur unsre Eltern erlauben wollten."

„Ach, die haben kein Herz für unsre Leiden," seufzte Josephine mit komischer Betrübniß; hier hilft nichts, als daß wir selbst uns retten."

„Aber wie?" fragte Willam nachdenkend. „Hast du nie von dem paradiesischen Lande gehört, das im Innern der Insel liegt, wo Apfelsinen, Melonen und riesengroße Trauben wild wachsen, wo der Himmel in ewiger Klarheit lächelt, der Pisang, Brotbaum und die Palme ihre breiten Blätter zur natürlichen Hütte wölben, wo die Sonnenstrahlen gemildert werden durch die tiefen Schatten des Urwaldes, wo der Kolibri und Paradiesvogel nisten und der Mensch nur lebt, um die Glückseligkeit seines Daseins zu genießen? o! dahin, dahin laß uns fliehen!"

„Ich kenne die Sage der alten Negerweiber," entgegnete Willam, „und glaube nicht daran. Sie werfen die christliche Vorstellung vom Paradiese des ersten Menschenpaares mit der Idee eines Asyls für entflohene Negersclaven zusammen, das ihre lebhafte Phantasie ihnen im geheimnißvollen Innern der Insel vorgespiegelt hat. Aber nie hat ein menschlicher Fuß diese ungeheuern Urwaldungen durchdrungen, worin reißende Thiere, giftige Schlangen und vielleicht gar noch die Überreste der Caraiben hausen, dieser furchtbaren Menschenfresser, die

Kook, bei seiner Entdeckung dieser Insel hier vorfand und die warlich meine liebe Josephine zum Frühstück und mich zum Abendbrot verspeisen würden!" „Ha, ich sehe schon, du hast keine Courage, mein kleiner Freund!" „Nicht für mich, aber für dich bin ich besorgt, meine liebe Josephine." „Nun, das wollen wir sehen, dann gehe ich allein, das glückselige Land aufzusuchen, und wenn du mich lieb hast und kein furchtsamer Hase bist, so weiß ich, was ein gewisser Jemand thun wird."

„Dir folgen, dich begleiten, dich mit seinem Herzblut schützen," rief Willam lebhaft, und der abenteuerliche Zug in den Urwald war beschlossen.

Nun hatten beide Kinder ein kleines Geheimniß mit einander zu besprechen, das ihrem Beisammensein noch einen ganz eigenen Reiz gab. Waren sie nicht allein, so verständigten sie sich durch Winke, Blicke oder bedeutsames Schweigen, und wo nur immer möglich, suchten sie die Einsamkeit auf. Josephine war ganz hingerissen von der schönen Idee, eine reizende Einöde mit Willam zu theilen, so daß sie dafür schwärmte.

Auch Willam war eine entzündliche Natur, von einer südlichen Glut der Phantasie durchdrungen. Er dachte sich eine Wanderung durch die gigantischen Schatten des Urwaldes, an der Seite seiner lieben kleinen

Josephine, ganz einzig, himmlisch, und wollte ja einmal eine Überlegung in ihm auftauchen, so dachte er: je nun, man kann ja allezeit wieder umkehren und dann macht man die Bedingung, daß Josephine nicht fortgeschickt werde, so bleibt immer schon viel gewonnen.

Zur Ausführung dieses kindischen Plans wählten sie einen Tag, wo Josephinens Ältern mit Marien zum Besuch beim Gouverneur in St. Pierre geladen waren.

Kaum hatten sich Herr und Madame Tacher mit ihrer ältern Tochter unter Begleitung einiger Negerdiener entfernt, so rüsteten sich Willam und Josephine mit kindischem Eifer und geheimnißvoll zu der seltsamen Wanderung in den Urwald. Da sie nicht zweifelten, daß in der paradiesischen Gegend, die sie aufsuchen wollten, die Natur ihnen alle Lebensbedürfnisse reichlich liefern würde: so nahm Josephine nur einige Apfelsinen mit und Willam seine kleine Vogelflinte, nebst Pulver und Blei, auch ein kleines Beil, die Erstere, um sich eine wilde Taube zum Braten zu schießen, das Andere, um einen Weg durch die zahllosen Schlinggewächse zu bahnen, welche die Stämme des Urwaldes unter einander oft wie mit Netzen umstrickt hielten. Übrigens war die kleine Josephine eitel genug, zu diesem Besuch im Paradiese des Urwaldes ein feines weißes Kleidchen anzuziehen und den zarten Teint durch einen Strohhut gegen die Sonnenstrahlen und durch einen

grünen Schleier gegen die Stiche der Milliarden Muskitos, welche in den sumpfigen Niederungen der Insel, wie im tiefen Schatten des Urwaldes, schwärmten, zu verwahren.

So wandelten denn beide Kinder Hand in Hand durch das grüne Orangenwäldchen, welches zunächst das Haus des Herrn Tascher umgab, und dann durch die herrlichen Pisang- und Bananenpflanzungen, indem sie die endlosen Kaffeeplantagen mit den Negerhütten links liegen ließen, einem der dunkeln vulkanischen Berge zu, die bis auf ihre Gipfel mit dem dichtesten Waldesschatten von gigantischen Bäumen von den seltsamsten Blätterformen bedeckt sind. Nach der Sage der Neger lag das Paradies der ewigen Glückseligkeit jenseit dieser Berge und mit der Leichtgläubigkeit kindlicher Unschuld hatte die kleine Josephine keinen Zweifel daran zu hegen.

Je mehr sich die beiden Kinder von dem cultivirten Boden entfernten, um desto reicher und schöner entfaltete die Tropennatur ihre üppigste Vegetation.

Jeder Augenblick gab neue entzückende Gegenstände der Bewunderung. Josephine war außer sich vor Vergnügen, wenn sie die, wie mit verschiedenfarbigen Goldfolien bedeckten kleinen wunderniedlichen Eidexen unter den niedrigen, moosartig am Boden hin kriechenden Chrysanthemen-Gewächsen mit den kleinen wie Metall glänzenden Blümchen dahin rascheln sah; oder einen handgroßen Schmet-

terling von der wunderbarsten, sammtweichen Farbenpracht betrachtete; oder auch den, wie Diamanten funkelnden kleinen Kolibri bewunderte, wie er die prachtvollen Trichterblumen jener malerischen Lianen umschwärmte, die bald am Boden dahin kriechend, bald von Baum zu Baum sich fortschwingend die reichsten Festons in diesen grandiosen Laubhallen bildeten. Wie viel gab es hier zu sehen für diese Kinder, die man noch nie an die Grenzen der Urwälder geführt hatte. Es gab so viel Einzelnes im Kleinen zu bewundern, daß beide kein Auge hatten für die immer höher und mächtiger ansteigenden Riesenstämme des Ficus giganteus, der wie auf colossalen Elephantenfüßen zu stehen scheint, oder der Musa paradisia, die mit ihrem wie in silbergrauem Atlas glänzenden Schaft erst an sechzig Fuß in die Höhe steigt, ehe sich ihre Seitenäste abzweigen. — Doch immer dichter wurden diese Riesenstämme, die, über einander hingeworfen durch tropische Orkane, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten immer wieder eine neue Generation auf dem Moder der frühern bildeten.

Von Wegen und Stegen war hier keine Spur zu finden. Dieses Chaos von liegenden und aufgerichteten Stämmen erschien wie dicht umsponnen von breitblätterigen Schlingpflanzen, so daß es kaum möglich war, hindurch zu dringen; bald waren die Gräser zu dreißig Fuß hohem Bambusrohr emporgewachsen und die

zarten Federformen unserer niedrigen Farrenkräuter würde man dort kaum wieder erkannt haben in den dreißig bis sechzig Fuß hohen Mimosen, deren zartgefiedertes Laub hoch in den blauen Lüften ätherleicht zu schwimmen schien.

Wir würden nicht enden, wollten wir die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit dieser üppigen Vegetation eines tropischen Urwaldes schildern, dürfen aber auch nicht unerwähnt lassen, daß die beiden entdeckungslustigen Kinder erst in der Vorhalle eines solchen undurchdringlichen Waldes=Dunkels angekommen waren, als Josephine die Bemerkung machte, daß es hier eben so schwer sein würde, vorzudringen, wie den Rückweg zu finden. — „O!“ rief Willam, „für das Erstere sorgt mein Beil und für das Letztere mein Compaß; — aber!“ fuhr er erschreckend fort, indem er alle Taschen seiner leichten Nanquinkleidung durchsuchte, „was ist das? den Compaß habe ich vergessen; was ist ein Seefahrer ohne Compaß?“ —

„Du hast recht, Willam, der berühmte Entdecker von Amerika führte auch einen Compaß, als er Martinique entdeckte.“

„Wir würden daher wohl thun, wieder umzukehren!“

„Nein, Willam,“ entgegnete die kleine Josephine mit großer Bestimmtheit, „hast Du nicht Muth, unser

neues Paradies zu entdecken, nun, so geh zurück; ich aber bin entschlossen, weiter zu gehen." —

„Nicht Muth?" rief Willam beleidigt, „Du hast mir schon einmal den Vorwurf gemacht und ich werde Dir zeigen, daß es um männlichen Muth ein ganz andres Ding ist, als um den kindischen Eigensinn eines kleinen Frauenzimmers," und damit hieb er wie toll mit seinem kleinen Beil in das Lianengewirr und die hohen Rohrstängel der dichtesten Wildniß hinein, um einen Weg zu bahnen in das geheimnißvolle Dunkel des riesigen Waldes, aus welchem ihnen hundert kreischende und brüllende Stimmen von verschiedenen Vögeln und wilden Thieren entgegen schallten.

„Tollheit ist nicht Muth," entgegnete Josephine mit altklugem Spötteln. „Der wahre Muth ist nie ohne Besonnenheit. Wenn Du Überlegung hättest, Willam, so würdest Du nach Hause eilen und den vergessenen Compaß herbeiholen."

„Und Dich hier allein lassen, in dieser Wildniß? — nimmermehr!" —

„O, ich fürchte mich nicht. Ich stehe überall unter dem Schutz der heiligen Maria, und wenn Du noch lange zögerst, so schlüpfe ich allein unter jenen Baumstamm durch, krieche unter den Lianen hinweg, winde mich durch jenes Rohrgesträuch, und bin ich erst im Innern zwischen den hohen dichten Stämmen, o!

so steige ich ohne Hinderniß bergauf bis ich in jene paradiesische Welt gelange, die, wie mir der alte Cato erzählt, jenseit der Berge liegen soll." —

„Du willst also nicht mit nach Haus, Josephine?"

„Nein!" entgegnete sie eigensinnig, „ich will doch zeigen, daß ich kein einfältiges Kind mehr bin, das sich durch das kleinste Hinderniß abschrecken läßt." —

„Nun gut, dann ruhe hier aus, liebe Josephine; siehe, ich mache Dir hier ein hübsches weiches Mooslager zurecht, da bleib Du liegen bis ich zurückkehre."

Mit diesen Worten begann der Knabe unter dem Schatten eines gigantischen Feigenbaums ein in der That schwellendes Mooslager für das liebliche Kind zu bereiten, das ihm mit Vergnügen zusah.

„O, wie gut Du bist, lieber Willam!" sprach die Kleine und streichelte ihm mit kindischer Zärtlichkeit die von der tropischen Sonne gebräunten Wangen, warf sich dann mit unaussprechlichem Vergnügen auf das weiche Moosbettchen hin und lächelte ihn an mit einer so unschuldigen Lieblichkeit, daß es dem armen Jungen darüber ganz seltsam zu Sinn wurde; indeß Willam eilte mit seinem kleinen Beile, ein Paar schlanke Bambusrohrstäbe abzuhauen und sie gekrümmt wie das Verdeck einer Kinderwiege über den Kopf des jungen Mädchens in die Erde zu stecken. Dann legte er Palmenblätter darüber und hing vor die vordere Öffnung Josephinens

Schleier, um sie gegen die Muskitostiche zu sichern, die gegen Abend in unermeßlichen Schwärmen alle niedrigen Gegenden dieser heißen Zone durchziehen.

Das liebliche junge Mädchen lächelte still vergnügt vor sich hin über diese Sorgfalt ihres lieben kleinen Freundes, die sie so glücklich machte und schlief dann ein. Willam hatte die Scene noch einen Augenblick betrachtet, zufrieden mit seinem Werke, und dann entfernte er sich leise, auf den Zehen, um ihren Schlummer nicht zu stören, obwohl der mit tausend weichen Moospflanzen belegte Boden seinen Fußtritt ohnehin unhörbar gemacht haben würde.

Die jungen Creolen auf den Pflanzungen von Martinique, die damals noch so nahe an der unwirthbarsten Wildniß lagen, haben in der Regel die Schärfe des Instinkts und die kluge Vorsicht und Geistesgegenwart der wilden Indianer, sobald sie in Lagen kommen, wo sie sich selbst helfen müssen.

Willam trat den Rückweg nicht an, ohne sorgfältig durch abgehauene Zweige und andere Merkmale den Weg durch die Wildniß zu bezeichnen, um demnächst den Rückweg finden zu können. — Er beobachtete dabei Alles so genau, daß er auch nach Verlauf von einer Stunde, mit seinem kleinen Taschencompaß

zurückkehrend, sich mit großer Sicherheit der Stelle nahte, wo er seine junge Freundin verlassen hatte.

Auf dieser Wanderung hatte sich ein eigenes Gefühl der Bewunderung und des Wohlwollens für das junge Mädchen seines Herzens bemächtigt. Er mußte immer an Josephine denken und hatte nur die eine Besorgniß, daß sie vor seiner Rückkehr erwachen könne und dann sich unheimlich und allein fühlen würde in dieser schönen Wildniß. Jetzt aber trat er eben so leise und vorsichtig hinzu, um ihren Schlummer nicht zu stören. Leise, leise, mit vorgestrecktem Kopf, jedes vielleicht aufschnellende Gesträuch sorgfältig vermeidend, schlich er näher heran und mit unaussprechlichem Entzücken erblickte er endlich durch den zarten Schleier die hold Schlafende.

Doch plötzlich ergriff ihn ein namenloser Schrecken, denn in schöner schillernder Hülle lag der Tod an ihrer Seite. —

Es war die Cobra Cabelo, eine der giftigsten Schlangen des Viperngeschlechts, prachtvoll in allen Goldfarben glänzend, aber jeder Biß ihres scharfen Giftzahns ist tödtlich. — Diese Schlange, etwa eine Elle lang und nicht bedeutend dick, hatte sich am leicht bekleideten Körper des jungen Mädchens hinaufgewunden und züngelte einige Male mit dem schwarzen Dreizack ihrer spitzen Zunge nach ihrem weißen, entblößten Arm und Willam kannte die Natur dieses schrecklichen dämonischen Wesens. Das

geringste Zucken der Schlafenden hätte das kleine schillernde Ungethüm in Wuth gesetzt und dann konnte nichts mehr das Opfer derselben retten.

Willam hätte sich darauf gestürzt, die Schlange zerrissen oder mit dem Beil zerhackt, wenn er es gewagt hätte, den ersten Eingebungen seines Gefühls zu folgen; allein er bedachte augenblicklich, daß er dadurch die Gefahr nur erhöhen und den Untergang der Unglücklichen beschleunigen würde. Er beschloß daher, sich selbst dem Tode zu weihen, um Josephine zu retten, da es kein anderes Mittel gab, die Gefahr von ihr abzuwenden. Nun zog er leise und behende seine Schuh aus, streifte das weite Matrosenbeinkleid in die Höhe, und indem er langsam damit vorrückte, bot er der Schlange sein nacktes Bein zum Inbiß. Zugleich aber hatte er auch das rothseidene Madrastuch, das er im leichten Knoten geschlungen um den Hals trug, losgeschürzt und suchte durch eine leise Bewegung die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich selbst zu lenken. —

Seine Angst dabei war grenzenlos. An sich selbst dachte er nicht; aber wer konnte dafür einstehen, daß nicht gerade diese Bewegung das Unglück beschleunigen werde, das er abwenden wollte. —

Er durfte daher nur langsam vorrücken. Endlich schien die Schlange das rothe Tuch erblickt zu haben. Sie schlug einige Ringe mit ihrem gelenkigen,

glänzenden Körper und reckte den Kopf empor, indem ihre Augen, wie schwarze Diamantenpunkte glänzend, auf den Gegenstand ihrer Erbitterung gerichtet waren. So gelang es ihm, das furchtbare Thier zu sich heranzulocken. Langsam kriechend umschlang es sein nacktes Bein, das er still hielt, ohne nur zu zucken. Zum Glück hatte die Schlange stets das rothe Tuch im Auge und wurde dadurch vom Biß in das warme Fleisch abgelenkt — in diesem entscheidenden Augenblick aber erwachte Josephine. Den Knaben und die Schlange erblicken und aufschreien war das Werk eines Augenblicks — die Schlange, dadurch aufgeschreckt, schoß zu und biß — zum Glück in den Gegenstand ihrer Wuth, das rothseidene Tuch. Willam benutzte diesen Augenblick mit seltener Geistesgegenwart, um sie unschädlich zu machen. Er packte sie mit der andern Hand so dicht hinter den Kopf, der von dem Tuche halb verhüllt war, daß ihr Biß ihn nicht erreichen konnte und dann tödtete er sie leicht und schnell mit Hülfe seines kleinen Beils. —

Der Moment nach dieser Rettung war einzig. Die Schlange lag getödtet am Boden. Beide Kinder standen einander gegenüber. Sie starrten einander an, als hätten sie für den ersten Augenblick alles Bewußtsein verloren. Und doch hatte eben dieses Bewußtsein von Gefahr und Rettung, Hingebung und Liebe wie

ein tiefer Lebensinstinkt reifend auf das Gefühl dieser beiden Kinder gewirkt. Man vergesse nicht, daß die heiße Zone auch viel früher als bei uns das physische Leben der Menschen entwickelt, denn in Westindien wie in Brasilien sind Mütter von 12 bis 13 Jahren nichts Seltenes und man wird nicht erstaunen, nach einem solchen Ereignisse die innigste Liebe in den zehnjährigen jungen Gemüthern zum Bewußtsein kommen zu sehen.

Josephine zitterte heftig. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen und aufgelöset im Gefühl der Dankbarkeit und Liebe sank sie in die Arme ihres jungen Retters. —

Sie hatten sich wohl früher wie zärtliche Geschwister einander geküßt; aber jetzt war es der erste Kuß der Liebe, und wie das Gefühl der einstigen Bestimmung des Menschen oft früh schon in den unschuldigen Kinderseelen erwacht, wie wir die kleinen Mädchen mit der Puppe oder stille Knaben und Mädchen Braut und Bräutigam spielen sehen, so hatten auch diese beiden Kinder im hohen feierlichen Urwalde sich mit einander verlobt, und mit dem tiefen heimlichen Glückseligkeitsgefühl, als Braut und Bräutigam, gaben Beide ihre romantische Entdeckungsreise auf, die ihnen schon im Beginn so viel Schrecken gebracht hatte, und kehrten nach dem Landhause des Herrn von Tacher zurück. Bald darauf kam dieser mit seiner Gattin wieder auf

der Pflanzung an und das gewöhnliche tägliche Leben, ein Wechsel von Arbeit und Gemüthlichkeit, begann aufs Neue. —

Die kleine lebhafte Josephine mit ihrer kindlichen Offenheit konnte nicht lange das Gefühl ihres Glücks für sich allein behalten. Sie ließ erst einige Worte darüber gegen ihre ältere Schwester Maria fallen, indem sie dieser neckend sagte: „Ei sieh doch, Maria! Du bildest dir wohl etwas darauf ein, daß dich die Leute die schöne Creolin nennen und doch werde ich noch viel früher Braut sein, als du. — —"

Maria fragte weiter; aber die kleine Josephine meinte mit schlauem Lächeln, man müsse auch schweigen können. —

Maria erzählte nun ihrer Mutter diesen drolligen Einfall des Kindes, wofür sie dessen Äußerungen hielt; aber auch Madame de Tacher nahm diese Äußerung für Kinderei und achtete nicht weiter darauf; doch da nun die beiden jungen Liebenden den Unterricht durch besondere Lehrer in festgesetzten Stunden empfingen, so hörte das Gemeinschaftliche der früher mehr spielend gewesenen Unterweisung auf.

Diese Veränderung im Erziehungsplan gefiel aber der lebhaften kleinen Josephine durchaus nicht; ir [illegible] hatte sie doch hundert Gelegenheiten, ihren ge[illegible]

Willam zu sehen und versäumte darüber allerdings nicht selten die Unterrichtsstunden. Oft kam sie mit zerrissenen Kleidern zurück, wenn sie mit ihrem kleinen Geliebten auf der Schmetterlings-Jagd das Gebüsch und Lianengeflecht durchstrichen hatte, und dann wieder hatte sie in überwähliger Lustigkeit ihre Schuhe durchgetanzt, oder war bei einem Sprunge über einen Graben ins Wasser gefallen, — kurz, jeder Tag gab ihrer ehrbaren Mutter Veranlassung zu ernsten Reprimanden und bei solchen Gelegenheiten war aufs Neue die Rede davon, wie nothwendig es sei, die Erziehung des wilden Kindes in Paris zu vollenden. Endlich wurde zwischen beiden Eltern der feste Entschluß deßhalb gefaßt und der Brief an die Tante Renaudin in Paris geschrieben, womit bei nächster Schiffsgelegenheit das junge Mädchen nach Frankreich abgehen sollte.

Madame Tacher sprach darüber nicht mit Josephinen, um deren Frohsinn nicht vor der Zeit zu trüben; wohl aber machte sie ihrer vertrauten Freundin Lady K... Mittheilungen darüber, um ihr Herz zu erleichtern.

Lady K... fand das sehr vernünftig, da sie nicht ahnete, wie sehr diese Nachricht ihren Sohn betrüben würde; dieser reizbare Knabe aber wurde krank vor Gram, als seine Mutter ihm arglos die Neuigkeit erzählt hatte, daß Josephine mit dem nächsten Schiffe nach Paris geschickt werden würde, um ihre Bildung zu vollenden.

Sein Schmerz war so heftig, daß er zu sterben glaubte und in dieser Lage entdeckte er seiner Mutter die Ursache seiner Leiden und beschwor sie, bei Madame Tacher sich dafür zu verwenden, daß der grausame Beschluß, Josephinen fortzuschicken, zurückgenommen werde. Er versicherte, diesen Verlust keine Stunde überleben zu können.

Lady K... war im höchsten Grade überrascht von dieser intensiven Stärke der Liebe eines zehnjährigen Knaben und brachte ihn durch gütiges Zureden dahin, daß er ihr die versuchte Flucht in den Urwald mit allen Umständen der Lebensrettung des Kindes ihrer Freundin erzählte.

Willams Mutter war außer sich, daß ihr geliebter Sohn sich einer solchen Gefahr bloßgestellt hatte und doch erweckte dessen Muth den Stolz des Muttergefühls. Sie eilte daher sogleich mit Anbruch des folgenden Tages zu ihrer Freundin, erzählte ihr das unerhörte Ereigniß und schilderte ihr Willams Schmerz und seine Leiden, indem sie die Bitte hinzufügte, diese unschuldigen Kinder nicht zu trennen bis sie zu verständigen Jahren gekommen sein würden. —

Frau von Tacher war eben so erstaunt über diese Mittheilung; doch als Josephine auf Befragen alle Umstände bestätigte, hielt sie sich für verpflichtet, den kleinen Retter ihres Kindes, der ihr nun doppelt theuer geworden war, zu beruhigen. Sie begab sich daher

mit Josephine an der Hand nach der Wohnung der Madame K... Dort traf sie den armen Willam krank im Bette liegend und bei ihrem Anblick zerfloß der schöne bleiche Knabe in Thränen und beschwor Frau von Tacher, ihn nicht zu tödten, indem sie Josephine entfernte.

Die gute Frau tröstete Willam mit mütterlicher Zärtlichkeit und versprach, bei ihrem Gemahl alles anzuwenden, um den einmal gefaßten Entschluß rückgängig zu machen.

Herr von Tacher war leicht durch die Vorstellungen seiner Gattin und durch Josephinens Thränen bewogen, ihren Wünschen nachzugeben; er würde zwar nie die Verbindung seiner Lieblingstochter mit einem Engländer genehmigt haben; aber auch er hielt diese Liebe der beiden jungen Personen für eine kindische Inclination, die weiter keine Folgen haben würde und genehmigte auch den Vorschlag seiner Gattin, daß beide gemeinschaftlich bei demselben Lehrer Unterrichtsstunden haben sollten, weil man sich davon für Josephine Fleiß und Nacheiferung versprach. Und in der That gab es auch kein wirksameres Mittel, dieses lebhafte Kind an seine Studien zu fesseln, als diese Gemeinschaft des Unterrichts, der sie mit Lust und Liebe erfüllte. Josephine machte bedeutende Fortschritte, am meisten freilich im Gesang und Tanz, und wie ihre Mutter sah, daß sie

an Haltung und Grazie gewann, und hörte, wie sie ihre französischen Couplets mit reizender Naivität zum Klavier sang, da war sie unbeschreiblich glücklich und glaubte Josephinens Erziehung der Vollendung nahe. Am glücklichsten aber waren die beiden jungen Liebenden, deren Herzen sich immer inniger aneinander schlossen. Doch diese Idylle einer unschuldigen Glückseligkeit sollte nur zu bald schrecklich gestört werden.

Willams Eltern hatten noch immer Verbindungen in ihrer fernen Heimath unterhalten. Ihre ältere Tochter war in Schottland verheirathet und von dieser ging jetzt ein Brief ein, der ihnen meldete, der reiche Oheim ihrer Mutter, Lord Low...., leide unheilbar an der Schwindsucht und würde nach der Meinung der Ärzte das nächste Frühjahr nicht überleben. Durch ihre Bemühungen sei er jetzt versöhnt und ihr Vater möge eilen, ihm seinen Willam vorzustellen, den er zum Universalerben seiner reichen Lordschaft einsetzen wolle.

So war es denn nicht mehr länger zu vermeiden, die beiden Kinder zu trennen. Der Schmerz darüber von Willam und Josephine war nicht zu beschreiben. Willam verwünschte den Oheim mit sammt der Erbschaft und hätte lieber als der geringste Pflanzer auf Martinique mit seiner Josephine gelebt, wie fern von ihr, im Glanz des üppigsten Reichthums; doch sein

Vater, ein besonnener und vernünftiger Mann, dem jetzt kein Geheimniß mehr aus dem Schmerz und der Neigung seines Sohns gemacht werden konnte, sagte ihm ganz trocken und ernsthaft: „Willam, die Erbschaft deines Oheims würde die Bedingung auflegen, eine Wahl der Gattin aus seiner Familie zu treffen, damit das Vermögen nicht in fremde Hände kommt; ohne diese Reichthümer aber würdest du nie die Hand deiner Josephine erhalten haben, denn du bist arm und sie ist reich; ich aber bin zu stolz, um zu gestatten, daß mein Sohn von der Gnade seines Schwiegervaters lebe — und du als ein Engländer von gutem Hause wirst hoffentlich dieses Selbstgefühl theilen; Herr von Tacher aber wird um kein Haar besser sein, als alle reiche Leute — je mehr sie selbst haben, desto mehr machen sie Anspruch auf reiche Partieen ihrer Kinder. Deshalb danke Gott, daß dir der Himmel diesen Weg zugewiesen hat, um einmal mit Josephinens Reichthum dich gleichstellen zu können. Sobald dir die Erbschaft des Lord Low... zugefallen sein wird, werde ich selbst für dich um die Hand der Tochter des Herrn von Tacher werben, obgleich es mir leid thut, daß deine Wahl auf eine Französin gefallen ist. Indeß, was will man machen? — geschehene Dinge sind nicht zu ändern und als freier Engländer hast du freie Wahl, über deine Hand zu verfügen."

Diese Versicherung beruhigte die beiden jungen Liebenden und mehr noch die Zusicherung der Frau von Zacher, daß es ihnen vergönnt sein sollte, an einander zu schreiben.

Bald darauf reisete Herr von K... mit Willam nach England ab und ließ seine Gattin und seine jüngere Tochter, Mariens Freundin, auf Martinique zurück.

Junge Gemüther sind leicht voll sanguinischer Hoffnung. Der Blick in eine freudenvolle Zukunft versüßte den Schmerz einer vermeintlich kurzen Trennung. — Indeß Monate vergingen, Schiffe kamen auf Schiffe aus Europa und Josephine erhielt keine Nachricht von ihrem geliebten Willam. — Josephinens Stimmung, die sonst so heiter war, neigte sich an jedem Tage mehr zur Schwermuth hin. Sie kam dadurch in eine noch freundlichere Beziehung zu ihrer ältern Schwester Maria, die immer schon sehr still gewesen war und die Einsamkeit liebte.

Maria, dieses blühend schöne Mädchen, mit Wangen, wie eine auf Lilienblätter gemalte Rose, einem so ätherisch reinen Teint, wie er in den Tropengegenden nur als ein Naturwunder vorkommt, mit seidenweichem, langem, blondem Haar und schönen blauen Augen — dieses ideale Bild eines Seraphs, hatte eine schreckliche Ahnung, die ihr stilles Blumenleben verkümmerte;

es war die, daß sie nicht lange mehr leben würde. — Keine Vorstellung, keine Liebe, keine Zerstreuung vermogte ihr diesen Gedanken zu entreißen; aber sie fand in einer frommen Resignation ihre Seelenstärke wieder; sie bezeichnete ihren Tod nicht anders als: Ihr werdet sehen, Gott wird mich rufen in seinen Schoß, weil er mich lieb hat; dann pflegte sie Myrthenstöcke und weiße Rosen, mit der Bestimmung, daß man ihr davon einen Kranz auf das Haupt setzen solle, wenn sie weiß gekleidet mit rosa Schleifen eingehen würde in das Himmelreich, zu ewigen Frieden.

Sie war dabei voll Engelsmilde und rührend freundlich gegen alle ihre Umgebungen und nie war sie beredter, als wenn es galt, diejenigen zu trösten, die sich darüber grämten, daß eine so tiefe Schwermuth schon an ihrem jungen Leben zehre. Besonders schmeichelte sie mit Hoffnungen, die sie selbst nicht hegte, ihre liebe Mutter, von der sie abgöttisch geliebt wurde. — Maria kannte keine Freude, als Glückliche zu machen und kein größeres Glück, als wenn sie zu ihrem Weihnachts= oder Namenstagsgeschenk von ihrem gütigen Vater die Freiheit eines Negersclaven oder einer schwarzen Dienerin zur Belohnung des Fleißes und der Redlichkeit derselben erbitten konnte.

Jetzt wendete auch Josephine dieses Mittel an, um Glückliche zu machen. Sie suchte damit ihren eigenen

Schmerz zu besänftigen. Josephine hatte eine unendliche Herzensgüte; aber es war bei ihrem lebhaftern Charakter nicht diese ruhige, sich gleichbleibende Milde, die ihre gute Schwester zum wahren Engel in jungfräulicher Gestalt machte. — Josephine war mehr launen- und grillenhaft. Man sah sie nicht selten von der äußersten Gränzlinie der Heiterkeit, wenn sie tanzte und sprang, wie ein junges Reh, plötzlich in einen, an Verzweiflung gränzenden Schmerz ausbrechen. Sie durfte nur durch irgend ein Zeichen der Liebe an Willam erinnert werden, oder es durfte auf sonstige Weise der Gedanke ihr durch den Kopf fahren, daß es doch entsetzlich, ganz abscheulich sei, daß er gar nicht schreibe, so war sie außer sich und lief hinüber in die kleine Wohnung der Frau von K..., um an dem Herzen dieser ihrer mütterlichen Freundin ihren Kummer auszuweinen.

Waren Briefe aus England angekommen, was sie an den freudestrahlenden Augen der Lady K... und ihrer Tochter bald erkannte, so bestürmte sie die gute Frau so lange mit Erkundigungen und Fragen nach Willam und ob dieser nicht geschrieben habe, bis dessen Mutter ihr mit einiger gemessenen Zurückhaltung und nicht ohne sichtbare Bekümmerniß sagte, sie könne ihr nichts darüber mittheilen, als daß Willam ganz wohl sei und in Oxford sich befinde, um seine Studien zu vollenden.

Es war überhaupt eine gewisse, man kann nicht sagen Spannung, aber doch einige Entfremdung zwischen beiden Familien eingetreten, wenigstens war an den beiden Frauen, die einander nach wie vor, doch etwas seltener besuchten, nicht mehr jene offene, sich rückhaltlos hingebende Herzlichkeit zu bemerken, die früher sie wie zwei Seelen in einem Herzen vereinigt zu haben schien.

Etwas mußte vorgefallen sein zwischen den beiderseitigen Eltern des liebenden Paares; denn auch Herr von Tacher, der sonst wohl sich mit altfranzösischer Galanterie einen kleinen Scherz mit Lady K... erlaubt hatte, war gegen diese ernster und zurückhaltender geworden.

An der armen Maria ging diese Mißstimmung unbemerkt vorüber, denn sie hatte genug mit ihrem Tiefsinn zu thun, um viel beobachten zu können; um desto lebhafter wurde dagegen Josephine davon ergriffen und beunruhigt, da sie ihre Liebe zu Willam als die Veranlassung dieser Entfremdung betrachten mußte; aber alle Versuche, hinter das Geheimniß zu kommen, fruchteten nichts. Und so beschloß sie endlich, zu einer bekannten Wahrsagerin ihre Zuflucht zu nehmen.

In einem der kleinen steinernen Häuser am äußersten Ende einer der Vorstädte von St. Pierre wohnte eine alte Mulattin, die in der ganzen Colonie unter

dem Namen der Mutter David bekannt war. Sie galt als eine weise Frau, hatte mancherlei Kenntnisse, besonders in der Pflanzenkunde, und wußte durch geheime Mittel und Besprechung Schlangenbiß und das gelbe Fieber zu heilen. Sie war eine Irländerin von Geburt; ihre Mutter war jedoch eine Negerin; ihr Vater ein Weißer. Übrigens galt sie im Volke als eine große Wahrsagerin, die alle Dinge, welche auf Martinique sich ereigneten, vorher wisse. Man erzählte sich Wunderdinge von ihrer Prophetengabe, da bis jetzt noch alles eingetroffen sei, was sie vorher verkündet habe.

Zu dieser Frau begab sich eines Abends Josephine, in Begleitung einer jungen Freundin und gefolgt von Cäsar, dem verschwiegenen und treuen Neger, dem ihr Vater die Sorge für die Sicherheit des oft bis zur Ausgelassenheit lebhaften jungen Mädchens anvertraut hatte.

Rosaline hieß jene junge Creolin, der Josephine mit offener Herzlichkeit alle ihre kleinen Geheimnisse, in Hinsicht ihres Verhältnisses zu Willam, anvertraut hatte. Nicht selten hatte sie am Busen dieser jungen Freundin ihren Kummer ausgeweint über Willams Stillschweigen. Rosaline aber war eine kleine Intriguantin —; die Pflanzung ihrer Eltern lag nahe genug an der des Herrn von K..., um den liebenswürdigen jungen Willam täglich zu sehen. Ihn sehen und lieben war für die

junge feuerige Creolin Eins gewesen. So war es vielleicht weniger überlegter Plan, als weiblicher Instinkt, daß sie mit dessen Schwester und mit Josephine eine vertraute Freundschaft schloß; die Schwester konnte ihr Gelegenheit zur Annäherung geben und Josephine war ein Hinderniß ihrer Liebe, denn die ganze Colonie kannte ihr kleines Geheimniß in Hinsicht auf Willam, das sich durch die schwarze Dienerschaft ausgesprochen hatte. — Rosaline war ungemein gewandt und liebenswürdig, etwas älter als Josephine, und hübsch genug, um als Nebenbuhlerin Besorgniß einzuflößen.

Sie selbst war es gewesen, die der armen Josephine den Rath gegeben hatte, sich in der Angelegenheit ihres Herzens an Mutter David zu wenden. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß sie vorher mit dieser Sibylle heimlich gesprochen und ihr einige klingende Argumente in die Hand gedrückt hatte; denn das Orakel fiel ganz nach ihren Wünschen und Plänen aus und hatte doch auch auf eine merkwürdige Weise den Erfolg für sich.

Beide junge Mädchen betraten die niedrige Hütte der Mulattin. Diese glich, seltsam genug, einem Backofen, von der oben gewölbten Form eines Wighwam. *) Aber die obere Wölbung war nicht durch gekrümmte Bambusstäbe gebildet, sondern massiv aus Stein erbaut

---

*) Einer Indianerhütte in der bezeichneten Form.

und feuerfest; denn Mutter David hatte viel Verkehr mit Feuergeistern, wie sie sich merken ließ, kochte dabei unter geheimnißvollen Zaubereien manches Hexengebräu; zugleich hatte sie eine stete Furcht, daß sie einmal bei lebendigem Leibe verbrennen würde. — Im Hintergrunde des gewölbten Gemachs, worin sie ihr unheimliches Wesen trieb, befand sich ein Feuerheerd, worauf ein qualmendes Feuer brannte. Darüber hing an einem eisernen Haken ein schwarz berußter Kessel, worin es brodelte und zischte, während eine alte Negerin mit einem ungeheuern Kochlöffel die übelriechende Masse umrührte. — Wände und Decke waren von Rauch geschwärzt; an eisernen Haken hingen dort allerhand braungeräucherte Thiere, deren seltsame Gestalt die Eßlust eines Europäers eher abgeschreckt als gereizt haben würde. — Man sah dort nicht nur Ratten und Mäuse, sondern auch große Eidexen, gedörrte Schlangen und — schrecklich anzusehen — der einem Menschen ähnliche braungeräucherte Cadaver eines fast mannsgroßen Affen, dem zuvor die Haut abgezogen war. Das Zähnefletschen dieses gräßlichen Schädels war wenig geeignet, der jungen Josephine, die an der Hand ihrer falschen Freundin zitternd eintrat, Muth einzuflößen. —

Frau David saß auf einem gebrechlichen Lehnstuhle; sie hatte eine schwarzbraune Physiognomie von abschreckender Häßlichkeit, aber in ihrem Wesen lag

dennoch etwas Vertrauen erweckendes, die Folge ihres vielen Verkehrs mit Menschen aus allen Ständen. Es gehörte ferner mit zu ihren Eigenthümlichkeiten, daß sie keinen Unterschied des Ranges, Alters und Vermögens anerkannte, sondern Jeden, der sich ihres Raths bediente, mit „du" anredete. — Als Beide eintraten, las sie durch eine große Brille auf der Nase in einem alten Buche, dessen beschriebene Pergamentblätter so fremdartige Schriftzüge hatten, daß auf ganz Martinique kein Mensch war, der angeben konnte, ob es Hebräisch, Chaldäisch oder Chinesisch sei. Dieses Buch, in Folioformat, lag auf dem gekrümmten Rücken eines am Boden hockenden alten Negers, der ihr als Lesepult dienen mußte. Auf einem dreibeinigen Schemel neben ihrem Sessel saß ein großer schwarzer Kater und an den Wänden herum hockten mehrere Negersclavinnen mit verschiedenen Hausarbeiten beschäftigt, die alle aber ein seltsames unheimliches Ansehen hatten. — Ihr einer Fuß ruhte geschwollen und schmerzhaft auf dem Schoß einer jungen Negerin, die mit Sorgsamkeit Umschläge darum machte, und neben der Sibylle lag eine neunsträngige Peitsche mit eingeflochtenen Knoten und Bleistücken, mit welchem Strafinstrument sie die große Zahl von Negersclaven in Ordnung erhielt, die den einzigen Luxus dieser durch den Aberglauben des Volks reich gewordenen Wahrsagerin bildeten.

Als die beiden jungen Mädchen eingetreten waren, machte Frau David eine Bewegung mit jener neungeschwänzten Katze, wie die englischen Soldaten dieses entsetzliche Strafinstrument nennen, die deutlich genug gewesen sein mußte, indem alle Negerinnen, bis auf zwei schwarze alte Weiber, in weiße Baumwolle gekleidet, mit Kopftüchern von buntem Madras, sich schleunigst entfernten durch eine kleine Seitenpforte in ein kellerartiges Gemach, das von dort in die Tiefe zu gehen schien. Jene beiden alten Negerinnen aber begaben sich sogleich ans Feuer. Die eine kochte Kaffee und die andere schmolz Blei; beides so wichtige Zaubermittel, um daraus die Zukunft vorher zu sagen.

Rosaline und Josephine hatten blaue baumwollene Mäntel umgehängt und den Kopf in rothe Tücher gehüllt, um unkenntlich zu bleiben; allein Mutter David warf auf Beide einen forschenden Blick und sprach in singender Eintönigkeit:

„Der Schein betrügt,
„Die Farbe lügt —

„Was wollt Ihr, reiche Töchter der heißen Zone?“ —

„Mutter David,“ sprach Rosaline, dreister als die jüngere Josephine, „wenn Ihr die weise Frau seid, wofür Euch die Leute halten, so müßt Ihr wissen, was wir wünschen und wollen.“ —

„Dein junges Blut
„Fühlt Lieb' und Glut" —

sprach sie zu Josephine, und fuhr fort:

„Du wüßtest gern
„Was Dir ist fern!" —

Josephine nickte erröthend mit dem Kopfe und reichte der Wahrsagerin ihre kleine weiße Hand, um ihr aus deren Lineamenten die Zukunft zu prophezeihen. —

Diese prüfte aufmerksam die Linien der Hand, zeichnete mit dem Finger einige Zahlen auf das Buch, als ob sie etwas ausrechne, und sprach dann:

„Deine Lebenslinie, holde Tochter, hat sich in dunkle Wolken gehüllt. Sieh hier selbst, dort an der Handwurzel beginnt sie, dort aber, kaum zehn Sommer fortgeschritten, wird sie dunkler, roth in der Tiefe und feueriger; das deutet auf Liebe — —"

Josephine sah auf ihre Freundin, als wollte sie sagen, die hat es getroffen, und gab dann durch eine leichte Neigung des Kopfes ihre Zustimmung zu erkennen, und die Sibylle fuhr fort:

„Aber ein Querstrich hat dieses Verhältniß abgebrochen. — Siehe, es verflacht sich Alles; Dein Geliebter ist Dir entweder ungetreu geworden...."

Josephine erglühte und Thränen füllten ihre Augen.

„Oder," fuhr die alte Hexe weiter fort, „es ist etwas feindselig zwischen Euch getreten, das sich auf

den Lineamenten Deiner Hand noch nicht ausgedrückt, weil Du noch zu jung dazu bist.“ —

„Werden wir wieder vereinigt werden?“ fragte Josephine mit schüchterner Stimme. —

Mutter David antwortete:

„Was eine Braut
„Im Kaffee schaut:
„Als ihr Geschick,
„Erscheint's dem Blick.“

Und auf ihren Wink brachte die eine der alten Negerinnen den frischgekochten Kaffee herbei; die alte Sibylle rührte ihn mit geheimnißvollem Murmeln um und um, dann goß sie ihn aus in eine flache Porzelanschale. Nachdem er sich gesetzt hatte, mußte die Negerin den klaren Kaffee abgießen und der Bodensatz erschien in bunten seltsamen Figuren vor den beiden, mit Ängstlichkeit darauf hinschauenden Mädchen. —

„Sieh, sieh;“ rief die Alte mit heiserm Lachen, „so gehts in der Welt meistens mit der ersten Liebe; haha, sieh diese Figur; an den Dornen erkennst Du, daß es eine Rose vorstellen soll; o schau, wie sie geknickt ist; das ist die unwiederrufliche Stimme des Schicksals; mit Deinem Geliebten wirst Du nie wieder vereinigt werden. Meere und Länder trennen Euch; aber Meere und Länder lassen sich überfliegen, nur nicht dieses Land; denn siehe, das deutet auf das Sacrament der Ehe. Einer von Euch Beiden wird verheirathet

sein, ehe der Tag herankommt, der Euch sonst verbunden haben würde. —

„Ich gewiß nicht," rief Josephine erblassend, „nein, ich nicht, ich schwöre....."

„Schwöre nicht!" entgegnete die Sibylle feierlich, „der Mensch vermag nichts gegen des Schicksals Bestimmung! — Ha, sieh hier, Du, Du selbst wirst die Ungetreue sein; Du wirst Dich vermählen, aber nicht mit ihm! —"

„Nie, nie!" rief Josephine in Thränen ausbrechend.

„Geduld, ich werde es dir noch besser sagen: —

„Herbei, herbei!
„Den Guß von Blei;
„Was wird geschehn,
„Das läßt es sehn!"

Und die andere Sclavin brachte die Kelle mit dem geschmolzenen Blei. Mutter David sprach murmelnd den Hexensegen darüber und goß das zischende Blei in ein Gefäß mit kaltem Wasser. Die dadurch gebildeten Bleifiguren hatten sich wie Arabesken von der seltsamsten Form gestaltet, woraus eine schöpferische Phantasie die wunderlichsten Bilder herauslesen konnte. — Mutter David betrachtete sie mit der größesten Aufmerksamkeit und eben so gespannt sah Josephine darauf hin und erwartete den Ausspruch der Sibylle. —

„Gefunden!“ rief endlich die Wahrsagerin, „nichts ist gewisser als diese Figur; sie bedeutet einen Lebensbaum und zwar den deinigen; sieh, dieser kleine verkrüppelte Baum mit dem starken Stamme umschlingt den deinigen mit seinen Zweigen; merk' auf, das bezieht sich auf Deinen künftigen Gemahl!“

„Einen Krüppel sollte ich zum Gatten erhalten?“ rief Josephine erschreckend.

„Keinen Krüppel, aber einen kleinen, gelbhäutigen Abenteurer. Indeß, tröste Dich; sieh, dort über seinem Haupte schwebt eine Krone; er wird einst ein gekröntes Haupt werden und wird Dich zur Königin oder Kaiserin erheben.“ —

„Mutter David!“ rief jetzt Josephine aufgebracht in halb weinendem Tone, „Ihr seid eben so unsinnig in Euren Prophezeihungen, wie ich es bin, daß ich Euch fragte. Ich gehe jetzt mit der Überzeugung, daß Alles Lug und Trug mit Eurer Wahrsagerei ist und daß ich auch Willam wiedersehen werde! — Da habt Ihr Euer Sündengeld!“ —

Damit warf sie einige Goldstücke der Alten in das Becken, worin das Blei gegossen wurde und wollte rasch die Hütte verlassen.

„Kind, Kind!“ rief die Alte mit heiserem Lachen hinter ihr her, „ja, Du wirst ihn wiedersehen; aber erst als Gattin eines andern Mannes und von

seiner Treulosigkeit wirst Du Beweise empfangen, ehe der Hahn krähet." —

Josephine weinte über diesen Unsinn, und Rosaline, ihre falsche Freundin, suchte sie auf dem Rückwege zu trösten. —

„Armes Kind," sprach sie mit heuchlerischer Theilnahme, „ich bin es der Freundschaft für Dich schuldig, Dir die Wahrheit zu sagen. Nur zu sehr ist es gegründet, daß Willam die Kinderei seiner ersten Liebe vergessen hat, sonst könnte er nicht so zärtliche Briefe an eine Begünstigtere schreiben." —

„Ich schwöre," rief Josephine lebhaft, „das ist Verläumdung; einer solchen Treulosigkeit ist er nicht fähig!" —

„Nicht fähig? haha, Du kleine Leichtgläubige, die noch nicht den Leichtsinn und den Wankelmuth der Männer kennt; hier lies diesen zärtlichen Brief, den er von Oxford an mich geschrieben hat." —

„An Dich?" rief Josephine, indem sie ihr den Brief mit zuckender Bewegung entriß. —

„Nun ja," entgegnete diese spöttelnd, „waren wir nicht immer schon Freunde und gute Nachbaren? wie, und bin ich nicht älter und hübscher als Du, armes kleines Ding?"

„Hübscher?" rief Josephine weinend aus, „nun ja, es kann sein; ich weiß, daß ich keine Schönheit bin;

aber es ist abscheulich von Dir, mir meine Häßlichkeit vorzuwerfen." —

„Nun, ich thue es nicht, Josephine," versetzte Rosaline; „aber wenn Du diesen seinen Liebesbrief an mich, den ich Dir zum Andenken verehren will, gelesen haben wirst, so wirst Du zugeben, daß Willam bei seiner zweiten Liebe einen bessern Geschmack gehabt hat, als bei seiner ersten."

„Der abscheuliche Mensch!" rief Josephine leidenschaftlich aus, „o, Dir gönne ich ihn; er ist schlecht genug, um Deiner werth zu sein!" —

„Danke schön!" antwortete Rosaline mit einem spöttelnden Knix; „indeß halte ich mich selbst für zu gut, um einen so schlechten wankelmüthigen Menschen zu lieben, wie dieser Willam ist." —

„Schlecht von Herzen ist er wahrlich nicht, aber treulos; er hat mich unheilbar verwundet; nie will ich ihn wiedersehen; aber Dich eben so wenig; Du hast meine Freundschaft betrogen!"

Mit diesen Worten verließ Josephine, von Cäsar gefolgt, ihre treulose Freundin und begab sich auf dem nächsten Richtewege zurück in die Wohnung ihrer Eltern, wo man geglaubt hatte, daß sie bei Rosalinen zum Besuch gewesen sei.

Der Brief, den sie zu Hause im stillen Kämmerlein las, war allerdings von Willams Hand und in den

zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt. Wenn er auch keine Adresse trug, so zweifelte doch Josephine nicht einen Augenblick daran, daß er an Rosalinen gerichtet sei. Ein ungeheures Weh hatte damit ihre jugendliche Seele ergriffen; sie verzweifelte fast an Gott und Menschheit; diese erste schreckliche Erfahrung hatte sie mißtrauisch gegen alle Menschen gemacht. Mehr als jemals suchte sie die Einsamkeit und verschloß ihren Kummer tief in ihr Inneres; denn sie hatte keine Ahnung davon, daß es ein unschuldiger Brief war, den der arme Willam an seine schwärmerisch geliebte Schwester geschrieben hatte; eben so wenig davon, daß ihr eigener geliebter Vater gegen sein armes Kind ein falsches Spiel trieb, indem er bereits zwölf Briefe, die der treue Willam an seine unvergeßlich geliebte Josephine geschrieben, unterschlagen hatte.

Um diese Zeit traf die Familie Tacher ein Ereigniß, das auch Josephinens innerm Leben eine ganz andere Richtung gab.

Zweiter Abschnitt.

Tante Renaudin. — Der Marquis von Beauharnais. — Die Picketpartie. — Heirathsproject. — Der Vicomte von Beauharnais. — Die beiden Schwestern auf Martinique. — Ehelicher Zwist. — Der Brief aus Frankreich. — Der Heiraths-Antrag. — Maria's Gefühle erwachen. — Die schöne Grabesblume. — Tod des Engels. — Leiden der Familie. — Pläne in Hinsicht Josephinens. — Kampf der Gefühle. — Scene. — Josephinens Abreise nach Frankreich. — Seereise. — Sturm. — Ankunft in Frankreich.

In Frankreich lebte damals eine Schwester des Herrn Tacher de la Pagerie, die von ihrem verstorbenen Gemahl, einem reichen Banquier und Generalpächter der Steuern, den Namen führte: Madame Renaudin. —

Diese Dame wohnte abwechselnd in Paris und Fontainebleau, wo sie ein prachtvolles Landhaus besaß und lebte auf dem großen Fuß der Besitzerin eines unermeßlichen Vermögens. Sie machte ein glänzendes Haus und hatte die vornehmsten Verbindungen unter dem hohen Adel Frankreichs, dem sie durch Geburt angehörte, obgleich sie nur durch einen fürstlichen Aufwand und

vollendete Feinheit im Benehmen ihre Mesalliance mit einem bürgerlichen Millionair, dessen Erbin sie geworden war, in Vergessenheit bringen zu können glaubte. Diese bürgerlichen Beziehungen blieben indeß immer noch der stolzen Dame ein Stachel im Herzen, da sie doch bei allem ihren Reichthum nicht hoffähig war. Sie beschloß daher, Alles daranzusetzen, um wenigstens Eine ihrer Nichten an einen französischen Edelmann vom höchsten Range zu vermählen.

Unter ihren Bekannten aus den höheren Kreisen befand sich damals ein Marquis von Beauharnais, der in frühern Zeiten einmal französischer Gouverneur in Martinique gewesen war. Dieser bereits hochbejahrte Cavalier war ein vollkommener Edelmann von altem Zuschnitt. Zierlich im Reden, wie in jeder Bewegung; sein Schritt war ein Menuetpas; seine Armbiegung graziös; das Lächeln der blassen Gesichtszüge süßlich, aber kalt; jedes Wort eine Verbindlichkeit, gegen Damen insbesondere eine Fleurette; das hochfrisirte Haar trug er wie mit weißem Duft gepudert; die Toilette wie geleckt; kein Stäubchen auf dem Habit-Habillé, aus den Zeiten Ludwigs XIV., als etwa ein Puderstäubchen; nie sah man ihn ohne Galanteriedegen, Haarbeutel, Chapeau-bas, gestreifte seidene Strümpfe und große Brillantschnallen auf den Schuhen und zwei stäh-

lernen Uhrketten, unter den langen Schößen der in Gold und farbiger Seide gestickten Gallaweste hervorblickend.

Auf diesen fünfundsechzigjährigen Jüngling — und dieses Wort wird den kleinen Greis, der noch so gern den Jüngling spielte, hinreichend bezeichnen — hatte Madame Renaudin ihre Blicke geworfen. Von seiner großen Zeit, als Gouverneur in Martinique, sprach er noch gern mit Extase; er nannte sie die große Episode in der Geschichte seines Lebens; deshalb interessirte er sich noch immer für alle Persönlichkeiten auf Martinique, die zum Theil Madame Renaudin durch die schreibseligen Mittheilungen ihrer Schwägerin kannte. — Das war der erste Anknüpfungspunkt dieser Bekanntschaft, die später für Josephinens Geschick so bedeutungsvoll werden sollte.

Allerdings würde der Marquis selbst keine Partie für eine schöne jugendliche Creolin gewesen sein, die ihn gewiß, bei ihrer Natürlichkeit, sans façon ausgelacht haben würde; aber der Marquis von Beauharnais hatte einen Sohn, der jedem Theil seines Namens Ehre machte; er war ein Beau, wie selten ein junger Mann, und ein Harnais, Harnisch, als Offizier seines Königs, denn er war ein tüchtiger Soldat. Er war im Jahre 1760 geboren, doch schon in seiner Kindheit mit seinem Vater nach Frankreich gekommen. Damals Major à la Suite eines Infanterieregiments in der Provinz, lebte

er jedoch meistens in Paris, wo er sich durch ein entschiedenes Wesen, verbunden mit den angenehmsten geselligen Talenten vornehmer Geburt und Reichthum am galanten Hofe der Königin Maria Antoinette bedeutend geltend zu machen wußte. — Er war ein Charakter von entschiedenem Wollen und ein vollendeter Weltmann, der die ungezügelte Freiheit liebte und doch die süßen Fesseln der Liebe nicht scheute. — Dieser Mann sollte, nach den weitgreifenden Plänen der Madame Renaudin, als Gemahl für eine ihrer Nichten auf Martinique gewonnen werden. — Das war freilich, eben wegen seiner Selbstständigkeit und Flüchtigkeit in den Neigungen, eine eben so schwierige als bedenkliche Aufgabe; indeß sein Rang, sein Adel und sein Reichthum schlug jedes Bedenken nieder und die veraltete Galanterie seines Vaters gab der weltklugen Frau den Anknüpfungspunkt für ihre ehrgeizigen Pläne. — Man muß ihr zugestehen, daß sie mit Takt und Geschick diesen Vortheil zu benutzen verstand.

Madame Renaudin hatte aus den Trümmern vormaliger Schönheit noch Eins gerettet; das waren wunderschöne Augen. Diese hatte sie in ihrer Jugend so zu gebrauchen gewußt, daß es ihr an einem Heer von Anbetern niemals fehlen konnte. Später hatte sie mit Hülfe der kleinen Geheimnisse der Toilette, worauf man sich in

Paris so gut versteht, wenigstens in so weit zu conserviren gewußt, daß es ihr nicht schwer fallen konnte, einen alten Herrn, wie den Marquis von Beauharnais, der noch immer es liebte, den galanten Cavalier zu spielen, zu fesseln. — Es entstand aber dadurch ein eigenes, fast rührendes Verhältniß. Beide feierten damit ihre letzten Triumphe. Die Eitelkeit des Einen fühlte sich durch die des Andern geschmeichelt. Es war eine aus der delikatesten Galanterie und Höflichkeit zusammengewobene Liebe, die aber so zart im Benehmen war, daß man sich glücklich dabei fühlte und eine gegenseitige Zuneigung entstand, welche von der Welt anerkannt wurde. — Es verging selten ein Abend, an welchem nicht der Marquis von Beauharnais seinen Thee trank im Salon der Madame Renaudin und am Spieltisch ihr Moitié wurde. Wenn sich um zehn Uhr Abends die übrige Gesellschaft zurückzog, so hatte Herr von Beauharnais noch das Glück, von Madame Renaudin zu einer Partie Picket eingeladen zu werden. Diese dauerte dann bis nach Mitternacht hin und dabei wurden gelegentlich die höchsten Angelegenheiten des Lebens besprochen, als z. B. vom Stockschnupfen des Mopses Nero des Herrn von Beauharnais oder von der Apetitlosigkeit der schönen Mimi, der fetten seidenweichen Angorakatze der Madame Renaudin, die allen Bisquit von heute Morgen habe stehen lassen, so daß man sich in die leidige

Nothwendigkeit versetzt gesehen habe, arme Bettelkinder auf der Straße damit zu erfreuen; dann wurde mit aller Delikatesse, doch nicht ohne etwas pikirten Widerspruchsgeist, die gestrige Picketpartie besprochen, wobei Madame Renaudin allemal am Ende Recht behielt, wogegen der alte Herr von Beauharnais das schöne Recht gewann, ihr, um mille pardons bittend, die Fingerspitzen küssen zu dürfen, und damit war dann der Friede gewöhnlich geschlossen. Nach solchen Versöhnungsscenen nahm dann Madame Renaudin nicht selten Gelegenheit, die glückliche Ehe ihres Bruders, des Herrn von Tacher de la Pagerie auf Martinique, zu schildern, indem seine Gemahlin die Milde, Sanftmuth und Versöhnlichkeit selbst sei, so wie Ihr Bruder auch seinerseits durch die feinste Galanterie und ein gewisses je ne sais quoi den Beweis gebe, daß er, wie sie selbst, aus einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs abstamme.

„Freilich," schloß sie dann ihren Lobsalm, „was sollte auch den Leuten fehlen zum häuslichen Glück? sie sind so fabelhaft reich, daß man Herrn von Tacher auf der Colonie nur den König von Martinique zu nennen pflegt und das nicht mit Unrecht; denn seine dortigen Pflanzungen sind weit größer, als die ganze Insel selbst und er erndtet auf einer einzigen seiner Plantagen so viel ächten Mockakaffee, wie ganz Westindien nicht erzeugt."

Herr von Beauharnais kannte das Wahre an der Sache, indeß war er zu fein, den Unsinn zu rügen. Mit der verbindlichsten Ironie stimmte es bei, indem er jedoch nie vergaß, zu erwähnen, daß er während seiner großen Periode, als Gouverneur von Martinique, Gelegenheit gehabt habe, sich von der Wahrheit ihrer Behauptung zu überzeugen.

„Ah, Madame!" fuhr er dann mit Extase fort, indem er eine Priese nahm, nachdem er zuvor der Dame die offene goldene Dose präsentirt hatte, „es ist eine köstliche Sache um den Reichthum in der großen Welt. Ah, mein Sohn, wie würde er glücklich sein, wenn er so viel Geld hätte, als er zu seinen kostbaren Plaisanterien täglich bedarf; aber da macht man Schulden über Schulden, trotz des großen Gehalts als Colonel, und der Vater eines solchen aimabeln Roué muß es sich noch zur Ehre schätzen, wenn ihm der Herr Sohn seine Gläubiger über den Hals schickt, — ach, wie lange bin ich schon damit beschäftigt, ihm eine reiche Partie zu suchen, damit der gute Alexander sich nicht mehr zu geniren brauche in seinen kleinen Ausgaben."

„Eh bien, Monseigneur," nahm die Dame das Wort, indem sie mit Behendigkeit die Karten mischte und abheben ließ, „setzen wir scherzhafterweise den Fall, der Herr Vicomte, Ihr Herr Sohn, wolle sich herablassen, sich mit einer Tochter eines Pflanzers

auf Martinique zu vermählen; so würde es an einer Millionen Livres Renten nicht fehlen, um die junge Frau mit Anstand in die große Welt einzuführen und nebenbei ein Haus zu machen, wie es selbst in Paris ein großes Haus genannt werden könnte — und das will viel sagen. — Pique ist Atout!" — „Eh! — hem! — es giebt scherzhafte Dinge in der Welt, die erst interessant werden, wenn man Ernst daraus macht. — Mein Sohn, das muß ihm der Neid lassen, hat die Gewohnheit, nur schöne Frauen zu lieben. — Man sagt, die Creolinnen sind schwarzbraun von Teint und häßlich wie die Nacht. — He? wie steht's? dergleichen könnte uns den Ernst im Spaß vertreiben — foi de gentilhomme!" —

„Monseigneur hat die Gnade, Scherz mit Scherz zu bezahlen, indem er sich stellt, die schönen Creolinnen mit den häßlichen Mulattinnen zu verwechseln."

„Ah — so! — ich fand es unter meinem Horizont, mich um diese feineren Distinctionen der Menschenracen zu bekümmern in der großen Lebensperiode, als ich die Ehre hatte, Gouverneur von Martinique zu sein."

„Die Creolinnen" — versetzte Madame Renaudin — „sind von europäischen Eltern in Südamerika geboren; die Glut der tropischen Sonne hat gleichsam ihr Blut einer Destillation unterworfen und die Schönheit solcher Creolinnen ist in der That etwas Exquisites."

„Und Ihre Fräulein Nichten...?"

„Ich rede jetzt nur von der ältern, die sich bereits im heirathsfähigen Alter befindet. — Maria von Tacher de la Pagerie ist in Hinsicht der Schönheit ein Diamant vom ersten Wasser. — Ich sage nicht zu viel, wenn ich die Versicherung ertheile, daß man sie auf Martinique nur die schöne Creolin nennt."

„Ah, und Ihr Portrait, kann man es haben?"

„Lassen Sie sich erzählen, Monseigneur: der Ruf ihrer Schönheit, eben so verbreitet als der ihres Reichthums, hatte schon eine Menge discretionaire Anfragen aus den ersten Häusern Frankreichs zur Folge gehabt; en confidence gesagt, sogar Ihre Majestät die Königin Maria Antoinette hatte allerhöchst selbst die Gnade gehabt, ihren Kammerherrn, Marquis von Falbré, an mich abzusenden, mit dem Auftrage, sich das Portrait dieser reichen Erbin geben zu lassen, da sich Ihre Majestät dafür interessire, dem jungen Herzog von B..., der sich bekanntlich im Spiel ruinirt hat, wieder ein Sort zu machen." —

„Eine schöne Partie mit diesem jungen Verschwender." —

„Mais bah! il est Duc! und deshalb sendete ich den ersten Miniaturmaler, Monsieur Petit-Pierre, nach Martinique, um ihr Portrait aufzunehmen; — le voici!" —

Damit zog sie ein Medaillon, mit dem Portrait einer schönen jungen Dame, das sie an einer feinen venetianischen Goldkette am Halse trug, aus den Falten des Kleides und überreichte es mit einer graziösen Handbewegung dem Marquis. —

„Ah ventre de Saint Gris!“ rief dieser aus mit dem Lieblingsschwur Heinrichs IV., den er abwechselnd gebrauchte mit dem foi de gentilhomme Franz I. — „qu'est ce que un ange — un mervei le de beauté — o Madame würde mich sehr glücklich machen, wenn sie die Gnade haben wollte, mir dieses reizende Bildniß auf einige Zeit zu überlassen, nur damit ich Gelegenheit hätte, meinen Bonvivant von Sohn auf dieses achte Wunderwerk der Welt aufmerksam zu machen, das ihm eine Million Renten zubringen würde, im Fall er das Glück hätte, zu reüssiren!“ —

„Monsieur le Marquis,“ entgegnete die Tante Renaudin feierlich preziös, „es haben schon außer der Königin und jenem Herzoge, wovon ich die Ehre hatte, Ihnen zu erzählen, viele Familien vom höchsten Range, selbst Prinzen von Geblüt, mich beehrt, indem sie durch die Blume ihre Absicht, um dieses Kleinod zu werben, zu erkennen gaben; allein meine Freundschaft für die Familie des Herrn Marquis ist so groß, daß ich vor allen dem jungen Herrn Vicomte von Beauhar-

nais diese kostbare Perle gönnen würde. Wellen der Herr Marquis diese Sache enfiliren, so werden dieselben immer an mir einen getreuen Aiden finden. — Allons, commençons! — ich habe die Vorhand — ich spiele aus — Coeur=As!" —

„Ha, gute Vorbedeutung — Treffle Bube!" —

Der Marquis hatte das Medaillon empfangen und ließ das Miniaturbild desselben auf den Deckel einer goldenen Dose fassen, schnupfte daraus in dem Salon seines Sohnes und präsentirte ihm die geöffnete Dose auf eine Weise, daß dem Vicomte das Bild der schönen Creolin von Martinique in die Augen fallen mußte.

„Ei der Tausend," rief dieser lachend, „mon cher Papa befindet sich da in allerliebster Gesellschaft." —

„Welche die deinige werden könnte, mein Sohn," sprach der alte Marquis trocken, „und zwar mit einer Million Livres Renten, wenn es Dir beliebte, sie zu Deiner Gemahlin zu machen." —

„Das wird die Tochter irgend eines bürgerlichen Generalpächters sein," spöttelte Alexander; doch betrachtete er dabei das überaus zart gemalte Miniaturbild aufmerksamer. —

„Eine kleine Person von der Bourgoisie?" lächelte der alte Herr mit der Miene eines Siegers. „Je nun,

auf die Gefahr hin würde ich selbst es mir zur Ehre schätzen, sie zu heirathen, wenn Du sie verschmähst; denn sie stammt aus einer der ältesten französischen Adelsfamilien her, wie sie in den Colonien Crösus=reich zu werden pflegen."

„Aha, ein kleiner Ableger von der Familie Tacher de la Pagerie auf Martinique, ohne Zweifel — dieser Verwandten Ihrer Madame Renaudin, von deren fabelhaftem Reichthum Sie mich, wohl nicht ohne Absicht, einige Male unterhalten haben?"

„Allerdings ist es ein Fräulein von Tacher de la Pagerie und ich dächte, die Partie wäre so übel nicht für einen jungen Herrn, der nicht selten mit seinen Finanzen etwas brouillirt ist."

„Ich habe gar nichts dagegen; die kleine Person ist allerliebst zum küssen; indeß mögte ich sie doch lieber zur Geliebten, als zur Frau haben. — Wenn man nur das Geld ohne die Person heirathen könnte; da das aber nicht möglich zu sein scheint, so mögte ich vorziehen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meine Freiheit zu bewahren."

„So –– und mir, dem nur allzugütigen Vater, auf der Tasche zu liegen, um die funfzigtausend Franken zu bestreiten, die dem Herrn Sohn jährlich seine schöne Freundin kostet."

„O, mein Vater, halten Sie mich für Alles, nur für keinen Knicker. — Mit funfzigtausend Franken unterhält ein Mann von Ehre noch keine Geliebte.“

„Desto schlimmer, Herr Sohn, desto schlimmer! — Ich aber habe Dir die Hand einer der reichsten Erbinnen geboten; wenn Du diese ausschlägst, wirst Du mich zwingen, die meinige von Dir zurückzuziehen.“

„Sie scherzen grausam, mein Vater. Von den zehntausend Franken, die mir jährlich mein Majorspatent einbringt, läßt es sich kaum einen Tag anständig leben.“ —

„Sehr richtig, wie gesagt; aber das Mittel, Dir zu helfen, liegt in Deiner Hand!“ —

„O, grausamer Vater!“ rief Alexander mit komischem Pathos, der verrieth, daß er schon halb entschlossen war, „wollen Sie mich zwingen, den heiligsten Schwüren der Liebe untreu zu werden?“ —

„Es wäre das erste Mal wohl nicht,“ spöttelte der Marquis von Beauharnais; „indeß wirst Du Deiner schönen Freundin zum Trost ein kostbares Cadeau reichen können, wenn Du die Reichthümer eines westindischen Plantagen-Besitzers erheirathen würdest.“ —

„Ha, mein Vater, ein Diamanten-Halsband für dreißigtausend Franken würde Wunder bewirken und Eugenie wird meine Verbindung mit der Tochter eines Crösus, der mir die Mittel geben wird, sie selbst glücklich

zu machen, ohne Zweifel segnen. — Wohlan, Papa, wir sind entschlossen, diese Königin von Golconda zu heirathen; beim Himmel, nur aus Liebe für Madame de Vizeu und Sie werden die Güte haben, die Sache einzufädeln; ich eile, meine Freundin darauf vorzubereiten. A revoir!" —

Der Marquis schrieb an Herrn und Madame Tacher und warb für seinen Sohn um die Hand Einer ihrer Töchter. Madame Renaudin fügte ein Empfehlungsschreiben hinzu, worin sie die trefflichen Eigenschaften des jungen Vicomte Alexander von Beauharnais aufs glänzendste herausstellte und zugleich legte sie das, zudem noch etwas geschmeichelte, Portrait des in der That sehr hübschen jungen Mannes in seiner Parade-Uniform dem Briefe bei; aber den vereinten Bemühungen der Madame Renaudin und des Marquis wollte es nicht gelingen, den jungen Vicomte zu bewegen, persönlich um die Hand der jungen Creolin zu werben, ehe er sie gesehen hatte. Madame Renaudin schickte mit dieser wichtigen Sendung ihren gewandten Kammerdiener Monsieur Chaufpied mit nächster Schiffsgelegenheit nach Martinique, damit dieser noch mündliche Schilderungen von dem fabelhaften Reichthum, der Schönheit und dem edlen Charakter des jungen Vicomte hinzufügen könne. — Monsieur Chaufpied war ein

Gascogner von Geburt, von dem sich erwarten ließ, daß er nicht die Farben sparen werde, um alles, was zum Lobe der Beauharnais gehörte, zu übertreiben. Dabei hatte er lange genug in Paris gelebt, um mit Feinheit und Gewandtheit einen so delikaten Auftrag zu vollziehen.

Nicht ohne Absicht hatte Madame Renaudin dem jungen Vicomte gesagt, daß beide Schwestern einander, wie Zwillinge, zum Verwechseln ähnlich sähen, so daß das Bild der Einen auch zugleich das Bild der Andern sei. — Die ihm bestimmte heiße Maria; doch würde es auf das Belieben der Eltern ankommen, welche seine Braut werden solle.

„Mir gleichviel," entgegnete er mit aufgeworfenen Lippen, „es werden ja Beide die Eigenschaft haben, welche ich an einer künftigen Gemahlin am höchsten schätze; — das Geld!" — fügte er leise hinzu.

Seitdem Josephine ihre Freundin durch deren entsetzliche Treulosigkeit verloren hatte, schloß sie sich wieder mehr an ihre ältere Schwester Maria an.

Deren Schönheit schien jetzt in der höchsten Blüthe zu prangen, wenigstens hatte das weichgeründete Oval ihres feinen Angesichts ein so zartes, halb durchsichtiges Colorit — so abgezirkelt fein war das helle Roth der

Wangen auf die blendendweiße Grundfarbe der Haut gemalt, daß sie einem zarten Wachsbilde glich.

So saß sie an einem schönen Abend unter dem breitblätterigen Bananenbaum, der unfern vom Landhause des Herrn von Tacher auf einer im reichsten Blumenschmuck prangenden Anhöhe stand, welche die unermeßliche Aussicht auf das Meer gewährte.

Den Tag über hatte man auf der Höhe des Meeres ein Handelsschiff unter französischer Flagge heranziehen sehen und vor etwa einer Stunde war es auf der Rhede von St. Pierre vor Anker gegangen. — Alles war in Bewegung auf Martinique, um Neuigkeiten aus Europa zu erfahren; auch Herr von Tacher hatte sich nach St. Pierre begeben, während Madame de Tacher unter der Veranda ihres Landhauses saß, umringt von den jungen Negerinnen ihres Hausstandes, denen sie Unterricht im Weißnähen gab, während sie zugleich diese Gelegenheit benutzte, den aufmerksam zuhorchenden Kindern der afrikanischen Sonne über religiöse Dinge einige Belehrung zu ertheilen.

Auch Josephine hatte mit Herzklopfen die Ankunft des Schiffes gesehen.

„Ach, meine süße Maria," sprach sie schmeichelnd zu ihrer Schwester, „wenn dieses Schiff mir Briefe von Willam brächte, oder gar ihn selbst zurückführte! — ich könnte ihm Alles verzeihen; seine Nachlässigkeit

im Briefschreiben; ja sogar seine Treulosigkeit, wenn er nur noch unserer schönen Kindheit mit Liebe gedächte." —

„Liebes Herz," entgegnete die ältere und schönere Schwester, indem sie die jüngere küßte, „wie glücklich Du bist! Du hast doch noch irgend etwas im Innern, das Dich warm an das Leben bindet; sei es nun Hoffnung, sei es Furcht — ein großes, schönes Gefühl ist gewiß die Liebe, denn sie vereinigt Himmel und Erde in der menschlichen Brust. Was habe ich dagegen? eine schöne Welt, die mir keine Freude macht, die ich verlassen werde ohne Schmerz; einen Himmel, der mir keine Hoffnungen erweckt. Mir wäre besser, daß ich nie geboren wäre; denn ein Herz, das nicht liebt und nicht geliebt wird, muß doch am Ende in sich selbst vergehen."

„Ein Herz," entgegnete Josephine, „das unglücklich liebt, bricht der Schmerz."

„Wenn nicht leichter Sinn und jugendliche Heiterkeit es schwebend erhalten über dem Kummer. Und das ist bei Dir der Fall, meine liebe kleine Josephine. — Du weinst Dich satt, wenn Dich der Kummer zu schwer drückt — und dann lachst Du wieder und tanzest, singst, springst, als wolltest Du das ganze Haus auf den Kopf stellen in wähligem Übermuth; ich aber lache nie, tanze nie und singe nie!" —

„Arme Maria! Du machst Dir auch zu viel Grillen; Dein trockenes Hüsteln, so wie die leichten Stiche in der Brust und die fliegende Hitze — das sind ja hoffentlich nur leichte Unpäßlichkeiten, die ja auch bald vorübergehen werden." —

„Ja," sprach Maria schwermüthig, mit einem Blick nach oben, „ich hoffe zu Gott, daß sie bald vorübergehen werden; denn am Erdenleben habe ich nie Freude gehabt, und habe kein Glück auf der Welt mehr zu hoffen!" —

„Du," rief Josephine lebhaft aus, „die schöne Creolin, welche sich auf den Bällen von St. Pierre oder im Salon des Gouverneurs nur zeigen darf — und die ganze Herrenwelt betet sie an; die nur eines Blickes, eines Jawortes bedarf, um einen Geliebter und künftigen Gatten zu gewinnen, — die durch Schönheit, Reichthum und Liebenswürdigkeit die Auswahl unter hundert jungen Männern hat?"

„O schweig — von diesen Affen, unter denen Keiner ist, der nicht irgend eine Thorheit oder vergeudete Lebenskraft zur Schau trüge; für solche verpfuschte Geschöpfe der Natur und Kunst hat mein Herz keinen Pulsschlag."

„Wie aber, wenn aus Europa ein zweiter Willam an Schönheit und Liebenswürdigkeit um Deine Hand

würde? — Die Tante Renaudin ließ dergleichen Äußerungen fallen in ihrem letzten Briefe." —

„Über meine Hand haben meine Eltern zu gebieten," sprach Maria ernsthaft, „über mein Herz behalte ich mir die Verfügung vor, und über mein Leben gebietet eine höhere Macht; ich aber sage Euch, diese wird alle Pläne menschlicher Voraussicht durchkreuzen."

„Arme Maria!" klagte Josephine, indem sie die schöne Schwester durch den Thränenschleier ihrer ausdrucksvollen dunkeln Augen wehmuthsvoll ansah, „fühlst Du Dich heute wieder besonders unwohl, daß Du Dich so traurigen Gedanken hingiebst? — sollen wir den Doctor aus der Stadt holen lassen?"

„Unwohl?" lächelte Maria in schwärmerischer Melancholie, „o nein, mein gutes Kind, nie fühlte ich meine Brust so leicht und frei, als gerade heute, nachdem ein starker Bluthusten mich erleichtert hat. Von dieser kleinen Unpäßlichkeit hoffe ich bald zu genesen; aber eine innere Stimme sagt mir: ich passe nicht für diese Welt. — — —"

„O Gott, das fühle ich selbst!" rief Josephine, lebhaft sie umarmend, „Du bist zu gut für diese Welt, Du bist ein Engel des Himmels, Deine Heimath ist über den Sternen; aber Deine Mission ist, auf der Erde zu wandeln, um durch Deine englische Güte Glückliche zu machen. Nein, Maria, der Himmel

wird so grausam nicht sein, Dich von uns zu nehmen. Ich würde sterben mit Dir — o dürfte ich es für Dich! — Du bist viel schöner, als ich, viel besser und liebenswürdiger, und Dich liebt Mütterchen viel mehr, als mich; denn ich bin häßlich und oft so unartig. Was sollte aus unserm Familienglück werden, ohne Dich! — nein, nein — Du bleibst bei uns."

„Josephine," sprach Maria und küßte die weinende Schwester auf die Stirn, „ich hinterlasse Dir dann Alles, was ich liebe — meine Eltern, meine Blumen und das schöne Bild der heiligen Maria, meiner gebenedeieten Schutzpatronin, deren Gnade ich Dich einst empfehlen werde durch meinen letzten Seufzer auf dem Sterbebette."

„O, verbanne doch diese trüben Gedanken! ich beschwöre Dich um Deiner eigenen Ruhe willen — Du wirst noch eine glückliche Braut werden und dann erst das Leben wieder liebgewinnen."

„Das wäre doppelt hart für mich! Jetzt ist mir die Welt gleichgültig und ich würde gern von ihr scheiden. O wie anders, wenn sich zu meinem Herzen ein Herz gefunden hätte, das mir das Leben verschönte; dann würde das frühe Scheiden mir doch vielleicht schwer werden und in diesem Falle beschwöre ich Dich, dem Manne, den ich liebte, Ersatz zu geben durch — Dich selbst."

„— Aber Maria —!“

„Ich weiß, was Du sagen willst! Du hoffst immer noch auf Willam; aber wäre er nicht wankelmüthig und leichtsinnig — er hätte Dir geschrieben. Suche sein Andenken auszutilgen in Dir selbst; er war Deiner nicht würdig.“

In diesem Augenblicke sah Josephine ihre Eltern Arm in Arm langsam vom nahen Landhause daher kommen — sie lasen Beide, indem sie Schritt vor Schritt stehen blieben, einen langen Brief und abwechselnd betrachtete Madame de Tacher ein Medaillon, indem sie ein Etui öffnete, worin es lag, worauf sie es wieder verschloß.

Diese Erscheinung erregte die Aufmerksamkeit der beiden Töchter und unterbrach ihr Gespräch. Sie erhoben sich, um ihre Eltern zu erwarten, da sie es nicht wagten, ihnen entgegen zu gehen, um eine Unterredung nicht zu unterbrechen, die ihnen vielleicht geheim bleiben sollte. Beide ahneten nicht, wovon die Rede war.

Endlich waren sie zur Stelle. Der Vater hatte den Brief zusammengefaltet und warf einen Blick voll Ernst und Rührung auf beide junge Mädchen. — Diese befanden sich in ängstlicher Erwartung; sie wagten kaum, die Augen aufzuschlagen. Es war überhaupt ein feierlicher Moment. — Die Sonne ging prachtvoll unter im tiefblauen Ocean; der kühlende Seewind

rauschte im hohen Wipfel der Dattelpalme und geheimnißvoll flüsterten die großen Blätter der Bananen, unter deren breitem Laubdache sie saßen.

Mutter Tacher hatte mit Thränen im Auge lange ihr Lieblingskind, die schöne, zarte Maria beobachtet; dann, überwältigt vom Gefühl, schloß sie das holde Mädchen zärtlich in ihre Arme und rief: Ja, mein Kind, Du wirst die Glückliche sein!"

Dieser räthselhafte Ausruf setzte beide Mädchen in Erstaunen und erhöhte das Räthselhafte der Situation.

„Eine von Euch Beiden," sprach Herr von Tacher mit freundlichem Ernst, „das eine Kind ist mir so lieb, als das andere, und ich will nicht, daß unsere junge Engländerin (so nannte er Marien, die noch zur Zeit der britischen Herrschaft über die Insel geboren war) vor der Französin den Vorzug habe, eben so wenig umgekehrt...."

„In solchen Angelegenheiten," nahm Madame Tacher das Wort, „hat immer die ältere Tochter den Vorzug vor der jüngern — das ist schon ein uraltes Gewohnheitsrecht in allen adeligen Familien Frankreichs." —

„Es ist aber ein noch älteres Gewohnheitsrecht, Madame," sprach Herr von Tacher pikirt, „daß in den wichtigsten Familienangelegenheiten der Wille des Familienhauptes entscheide."

„Wie? mein Herr Gemahl," spöttelte Madame — die sonst gewohnt war, in häuslichen Angelegenheiten allein zu gelten — in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber nicht ohne Bitterkeit war, „Sie sind stolz darauf, das Haupt zu sein — nun wohl; dann ist die Gattin die Krone darauf und das will noch mehr sagen!"

„Desto besser," scherzte Herr von Tacher in seiner heitern Weise, „in diesem Falle, Madame, hätte ich die Ehre, ein gekröntes Haupt zu sein und Sie werden mir das Recht nicht abstreiten wollen, daß mir in dieser Eigenschaft die absolute Machtvollkommenheit gebührt; kraft dieser aber gebieten Wir, daß zwischen beiden Töchtern das Loos entscheide." —

„Aber, Papa!" fragte Josephine mit unschuldiger Neugier, „wir scheinen Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit zu sein und wissen in der That nicht, wovon die Rede ist."

Herr von Tacher hüstelte ein wenig, rieb sich mit einiger Verlegenheit die Hände und schien dann sich anzuschicken, eine Rede halten zu wollen.

„Meine lieben Töchter," sprach er dann, „es giebt Perioden in der Weltgeschichte, wie im menschlichen Leben, die jede ihre besondere Aufgabe haben. Die Kindheit ist der Zeitpunkt der Vorbereitung, die Jungfrau geht dem Altar entgegen, das Weib der

Mutterpflicht, die Matrone der Ewigkeit — Ihr aber seid Beide in das Alter der Jungfrau getreten und Eure Bestimmung ist heirathen."

Maria blickte erröthend auf das im Glühen des Purpurs vor ihr liegende Meer hinaus und die lebhaftere Josephine fragte etwas übereilt: „Wie, mein Vater, er hat geschrieben der gute Willam?" —

„Nein, die Tante Renaudin," entgegnete Madame Tacher, um nicht bei dieser umständlichen Unterhandlung ihres Gemahls eine stumme Rolle zu spielen.

„Ach, die gute Tante hat sich für Willam verwendet?" fragte Josephine; „o gewiß, er war unschuldig, man hat ihn verläumdet..."

„Was redet das Kind da?" fragte Herr von Tacher. „Ich dächte doch, man wäre nun vernünftig genug geworden, um sich jene Thorheiten der Kinderjahre aus dem Kopfe zu schlagen!"

„O nie," seufzte Josephine ganz leise; „ach, diese Thorheiten waren doch zu süß, sie bleiben mir ewig unvergeßlich!"

„Heirathen," fuhr Herr von Tacher in seinem Thema fort, ohne diese kleine Zwischenrede beachtet zu haben, „ist eine von Gott gebotene Nothwendigkeit. Als Adam eingeschlafen war, nahm Gott der Vater ihm eine Rippe und machte ihm daraus ein Weib; darum......"

„Aber, Papa," unterbrach ihn Josephine mit kindischer Naivität, „bin ich denn auch aus so einer Rippe gemacht?"

„Kind, das verstehst du nicht," nahm Madame Tacher das Wort, „der Vater redet durch die Blume. Überhaupt, Herr Gemahl," wendete sie sich zu diesem, „müssen Sie selbst fühlen, daß in so delikaten Angelegenheiten die Mütter mehr Geschick zu haben pflegen, ihren Töchtern gewisse Eröffnungen zu machen; folglich....."

Herr von Tacher fühlte sich dadurch getroffen und um sich mit guter Manier aus dieser Verlegenheit zu befreien, wendete er ein häusliches Geschäft vor und entfernte sich.

„Lieben Kinder," sprach Madame Tacher, Beide umarmend und die lieblichen Mädchen schmiegten sich zärtlich an das Mutterherz, das ihnen in diesem Augenblick wie ein Asyl gegen die schroffe Behandlung eines der zartesten Gegenstände des weiblichen Lebens erscheinen mußte, „es handelt sich allerdings um die Vermählung Einer von Euch beiden. Die Anwerbung durch Tante Renaudin überließ uns die Wahl der Tochter, die zur Gemahlin des jungen Vicomte von Beauharnais bestimmt sein soll."

„Vicomte von Beauharnais?" fragte Josephine; „ich leiste gern Verzicht auf diese Ehre."

„Ich kenne den Grund dieser Abneigung," sprach Madame Tacher, „aber Du bist eine kleine Närrin, Josephine; „dein Monsieur Willam hat sich die Kinderei längst aus dem Sinne geschlagen; indeß werde ich deshalb nicht in dich dringen. Ich bleibe meinem Grundsatze treu — der ältern Schwester gebührt in solchen Dingen der Vorzug. Sieh hier, liebe Maria, Deinen künftigen Verlobten."

Damit hielt sie plötzlich der tieferröthenden Maria das Bild eines jungen Mannes vor, das schön genug war, um in solchen Beziehungen einen schnellen Eindruck auf das erregbare Gefühlsleben einer jungen Creolin machen zu können.

Maria senkte ihre Blicke und schwieg; aber die Flammen ihrer Wangen sprachen an ihrer Statt. Madame Tacher sah nicht ohne Vergnügen den Eindruck, den dieses Bild auf ihr schönes Lieblingskind gemacht hatte und um diesen noch zu verstärken, rühmte sie mit einer wahrhaft schöpferischen Phantasie alle die trefflichen Eigenschaften des jungen Beauharnais — sie erhob ihn zum Ideal vollendeter Männlichkeit, machte ihn zu einem gefühlvollen, unschuldigen Jüngling, der die ersten Regungen der Liebe empfunden habe, als er ihr Bild bei der Tante Renaudin erblickt habe, und so schmeichelte die zärtliche Mutter immer tiefer das Bild des jungen Mannes in die Seele ihres schwermüthigen

Kindes, das schon mit dem Leben abgeschlossen hatte in der Vorahnung eines frühen Heimganges in das Land der Seligen.

In jedem gefühlvollen jungen Mädchenherzen liegt ohne Zweifel eine Ahnung ihrer weiblichen Bestimmung und wenn das den ersten Regungen dieses Vorgefühls entgegen klopfende Herz noch keinen Gegenstand der Liebe in der Wirklichkeit kennt, so ist es sicher ein Ideal eines Jünglings, das wie ein aus Duft gewobenes Lichtbild in ihren wachenden Träumen erscheint, das sich dann später gefügig, wie ein weites umhüllendes Schleierge= wand einer sich nahenden Wirklichkeit anschmiegt, bis am Ende — ach, oft zu spät — die Enttäuschung erfolgt.

Noch immer schwieg Maria; aber ihre langen seidenen Wimpern wurden feucht von Zähren; sie selbst fing an zu zittern und schwanken und sank endlich weinend in die Arme ihrer Mutter.

Es währte lange, ehe sie auf die sorgliche Frage ihrer Mutter, ob sie entschlossen sei, dem jungen Beau= harnais, wenn er feierlich anwerben würde, das Ja= wort zu geben, die leise Antwort gab: „über meine Hand haben meine lieben Eltern zu gebieten.“

„Aber, süße Maria,“ bat ihre Mutter, indem sie das engelschöne, erglühende Kind zärtlich küßte, „nicht unser Wunsch, sondern Dein Herz möge entscheiden;

prüfe Dich aufmerksam und beantworte Dir selbst im Stillen, ob Du glaubst, ihn lieben zu können."

„Ach, Mutter, ich kenne ihn ja noch nicht!"

„Das würde Dir wenig helfen, mein Kind. Ein unerfahrenes junges Mädchen ist leicht getäuscht durch ein glattes Lärvchen und ein schmeichelndes Wort; aber erfahrene Frauen blicken tiefer in die Seele des Mannes. Alexander Beauharnais ist aus einer sehr edeln Familie. Ich habe seinen Vater gekannt, der hier auf Martinique Gouverneur war, ehe die Engländer diese Insel überrumpelten, und Tante Renaudin hat dessen Sohn seit seiner Kindheit gekannt und immer liebenswürdig, tugendhaft und bewährt gefunden; also ...."

„Gewiß, Mutter, diese Züge können nicht lügen; die Tante ist eine große Menschenkennerin; ich vertraue unbedingt ihrem Urtheil; aber ....."

Sie weinte heftiger und warf sich, von ihrer jüngern Schwester zärtlich umarmt, aufs Neue an die Brust ihrer Mutter.

„Was ist Dir, Kind? — um Gott, so beruhige dich doch!"

„Von Euch, Ihr Lieben, soll ich mich trennen?"

„Du wirst in Frankreich eine neue Familie finden. Dein Glück wird uns beiderseits die Trennung erleichtern. Wir werden Dich besuchen am Orte deiner neuen Bestimmung — o gewiß, recht bald."

„Meiner Bestimmung?“ fragte Maria erblassend, „o, wolle Gott, daß Ihr nicht berufen werdet, mir bald dorthin zu folgen! — Ja, ich fühle, diese Trennung, die ich meine, würde mir schwer werden, seitdem ich erkannt habe, daß das Leben doch schön sein könnte, wenn es meines barmherzigen Gottes Wille wäre!“

Mit diesen Worten erhob sich Maria, küßte nochmals ihre Mutter und Josephinen und ging dann weinend davon. Man wußte, daß man sie gewähren lassen mußte, wenn der finstere Geist der Schwermuth über sie gekommen war; denn menschliche Tröstungen, weltliche Hoffnungen halfen dann nichts, wohl aber fand sie in ihrem eigenen frommen Gemüthe die Kraft einer schönen Resignation, die sie über ihr schweres Geschick erhob und tröstete.

„Das arme Kind!“ seufzte Frau von Tacher, ihr nachsehend, voll zärtlicher Wehmuth.

„Lieb Mütterchen,“ schmeichelte Josephine, ihr die Hand küssend, „ich will auch recht artig sein, wenn unsere Maria uns verlassen hat.“

„Gebe der Himmel seinen Segen!“ sprach Frau von Tacher und suchte ihren Gatten auf, um ihm zu verkündigen, daß Maria Braut sei.

In dem Stillleben dieser achtbaren Familie entwickelte sich eine eigene wehmüthige Glückseligkeit.

Das schöne junge Mädchen mit den feinrothen Wangen wurde mit jedem Tage schwächer und hinfälliger; aber je mehr ein schleichendes Fieber an ihren zarten Lebensorganen zehrte, um desto leichter und hoffnungsvoller wurde ihr Sinn. — Das liebe Bild ihres fernen Verlobten trug sie im Medaillon zunächst ihrem Herzen und in der einmal erwachten schwärmerischen Stimmung ihrer Seele lebte sie immer mehr, je schwächer ihr Körper wurde, in dem Lande der Hoffnungen und Träume von Glückseligkeit. Ihre Todesahnungen waren der Hoffnung auf Genesung gewichen, wenn sie nur erst die milde Luft Frankreichs würde einathmen und dort am Arm der Liebe wandeln können. Sie hatte ja nun einen so schönen Lebenszweck gefunden, warum sollte ihr das Leben nicht wieder lieb und werth geworden sein? — Man hofft ja so gern, was man wünscht und eine milde Eigenthümlichkeit, eine rührende Versöhnung mit dem unabwendbaren Geschick durch die Hand Gottes ist es gleichsam, daß der Verlauf dieser schrecklichen Krankheit dem Leidenden selbst immer mehr Lebenshoffnungen giebt, je mehr das Leben selbst unrettbar dahin schwindet.

Merkwürdig war es — aber man findet es öfter in Familien, worin eine solche Unglückliche lebt, — daß selbst ihre nächsten Umgebungen lange keine Besorgniß über Maria's Befinden hegten. Der Vater war zu

wenig Beobachter weiblicher Zustände, Josephine war noch zu unerfahren und Madame Tacher setzte ihre ganze Hoffnung auf die milde Luft Frankreichs für die völlige Wiederherstellung ihrer Lieblingstochter. Derselben Meinung war auch die kranke Maria selbst, die noch immer, als schon die galoppirende Schwindsucht eingetreten war und die arme Kranke im Bette lag, mit einem himmlischen Lächeln und dichterischer Phantasie von der Glückseligkeit sprach, der ihr in der schönen Heimath ihrer Familie, an der Hand eines geliebten Gatten, nach ihrer Genesung zu Theil werden würde. — Ach, wie hatte sie sich getäuscht sowohl in Hinsicht der Lebenshoffnungen, als des Verlobten, dessen Wirklichkeit von ihrem schwärmerisch geliebten Ideal so weit abwich, daß es eine milde Wohlthat des Himmels genannt werden darf, wenn ihr der Schmerz der Enttäuschung erspart wurde.

Unwissende Ärzte thaten das Ihrige, um die Familie zu beruhigen und eine Katastrophe zu beschleunigen, die in der heißen Zone Westindiens ohnehin nur das Werk weniger Tage ist. — Als man die entsetzliche Wahrheit erkannte, daß es keine Hoffnung mehr gäbe, war ihr das Ende schon so nahe getreten, daß die entsetzliche Gewißheit des Verlustes dieses Lieblingskindes fast mit der Stunde ihres Todes zusammenfiel. —

Maria lächelte bis zum letzten Augenblick. Die Hoffnung der Genesung und auf eine glückselige Zukunft begleitete sie, bis ihr der letzte Seufzer entfloh, und der Himmel hatte seinen Engel zu lieb, um dieser Engelsseele die so langsam am Leben nagenden Leiden einer unglücklichen Ehe zu ersparen.

Josephine küßte den letzten Hauch von den kalten Lippen des weißen Wachsbildes.

Unbeschreiblich war der Schmerz der Familie Tacher. Auf jedes Mitglied derselben wirkte der Schmerz anders. Herr von Tacher fühlte ihn tief, aber ertrug ihn mit der Würde eines gesetzten Mannes. Er calculirte dabei, daß Josephine nun die einzige Erbin seines bedeutenden Vermögens werden würde und beschloß, ihre Hand nur an einen Mann von gleichen Reichthümern zu geben. Wie viel er aber auch alle bekannten Familien, worin es Ehestands-Candidaten gab, die Revüe passiren ließ, um so mehr überzeugt er sich, daß keine in Hinsicht des Reichthums, des Adels und Ansehens sich mit der Familie Beauharnais vergleichen könne.

Madame Tacher bildete dieselbe Idee weiter aus, nachdem der erste Sturm des Schmerzes über Maria's Verlust einer wohlthätigen Abspannung gewichen war. Aber sie kannte Josephinens Liebe für Willam und ihre

Abneigung gegen jede andere Verbindung, und dann war es ihr bei diesem Gedanken, wie ein Stich durchs Herz. Verzweiflungsvoll rief sie einmal über das andere aus: „O, wenn doch Josephine im Stande wäre, mich für den Verlust meines seligen Engels zu entschädigen!"

Für die arme Josephine war dieser Ausruf doppelt schmerzlich. Er verrieth nach ihrer Meinung die große Vorliebe ihrer Mutter für ihre abgeschiedene Schwester, und wenn sie diese auch für gerecht hielt, so glaubte sie sich doch nicht geliebt. Indeß nichts ist so geeignet, den Leichtsinn zu mildern, als ein großer und tiefer Schmerz. Josephine wurde dadurch zum Nachdenken über sich selbst gebracht, und sie nahm sich ernstlich vor, die kleinen Unarten abzulegen, die bisher ihrer Mutter Kummer gemacht hatten. So brachte sie auch durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf ihr Benehmen eine so günstige Veränderung in ihrem ganzen Wesen hervor, daß sie sich kaum selbst mehr kannte. Ihre Ausbildung, sowohl in geistiger Hinsicht, wie in der Entwickelung ihres Körpers, machte so schnelle Fortschritte, daß sie eine Bedeutung gewann, die sie bei ihrer Bescheidenheit zuvor nie geahnet hatte.

Ihre Gesichtszüge waren nicht schön, aber edel und anmuthig geformt und im Ausdruck derselben erkannte man jene glückliche Mischung von sanfter Hingebung und reizender Lebendigkeit, die ihre Erscheinung so un=

gemein anziehend und herzgewinnend machte. — Nur eine natürliche Schüchternheit beraubte sie bisweilen noch der Vortheile, die sie von ihren glücklichen Anlagen hätte ziehen können. Ihre Körperformen waren zart und gewannen jetzt täglich mehr an Blüthe und Fülle; doch behielt ihr Teint den dunkeln gleichförmigen Farbenton der westindischen Creolinnen, der ohne Wangenröthe doch so warm ist und die Formen so plastisch, wie ein Boncebild, erscheinen läßt.

Seit Maria's Hinscheiden fand ihre muntere Lebhaftigkeit keine Nahrung mehr. Der Ernst des Todes war ihr so nahe getreten, daß das Leben seine Heiterkeit für sie verloren hatte. Ihr feines Gefühl erkannte den stillen Kummer ihres Vaters und sie machte es sich zur Aufgabe, diesem wenigstens zu ersetzen, was er an Maria verloren hatte.

Eines Tages, als sie ihn schmeichelnd fragte, ob er mit ihr zufrieden sei und ob sie wohl hoffen dürfe, einst die Lücke in seinem Herzen wieder auszufüllen, welche durch Maria's Verlust entstanden sei, antwortete er: „Liebe Josephine, es liegt ganz in Deiner Hand, Deine gute selige Schwester zu ersetzen, wenn Du es übernimmst, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, die wir gegen Madame Renaudin eingegangen sind. — Der Vicomte von Beauharnais wird geneigt sein, wie uns die Tante schreibt, den Tausch anzunehmen, der wohl

geeignet sein dürfte, ihn über den Verlust seiner Verlobten zu trösten."

Josephine war von dieser Äußerung so überrascht, daß sie im ersten Augenblick sprachlos ihren Vater anstarrte, als zweifle sie, richtig gehört zu haben.

Herr von Tacher wiederholte die Äußerung seines Wunsches mit noch größerer Bestimmtheit und nun brach Josephine in Thränen aus, indem sie ihn daran erinnerte, daß sie ja an Willam von K... versprochen sei und wenn dieser auch sie vergessen zu haben schiene, so halte sie doch sich selbst in ihrem Herzen für gebunden und eine tiefe Ahnung in ihrer Seele sage ihr, daß er ganz bestimmt unschuldig sei.

Herr von Tacher gerieth in einige Verlegenheit; denn er hatte diese Verbindung stillschweigend gebilligt, als er sie noch für Kinderei hielt und war sich einiger Schuld in Hinsicht der Trennung dieses zarten Verhältnisses bewußt. Indeß bald sammelte er sich und sprach:

„Mein Herzens-Josephinchen! es thut mir in der That wehe, daß ich Dir gewisse Illusionen aus Deiner Kinderzeit her zerstören muß. Allein nicht Alles, was sich in der schönen Ideenwelt gestaltet, paßt für das wirkliche Leben. Deshalb muß ich Dir sagen, aus welchen verständigen Gründen Willam ohne Zweifel sich zurückgezogen hat. Es ist nämlich entschieden, daß, nach

dem Inhalt des Testaments seines Oheims, der junge Herr von K... auf das große Vermögen des Lord Low.... nur alsdann Anspruch machen kann, wenn er die Bedingung erfüllt, einer Nichte des Erblassers seine Hand zu geben. — Übrigens, schloß er, beweiset auch Alles, daß der junge Mensch seit seiner Ankunft in England Dich vergessen hat."

Dieser letzte Einwurf traf zugleich ihr Herz. Sie glaubte Willam schuldiger, als er war. Sie beschloß, den Undankbaren zu vergessen und indem sie sich bemühte, alle Erinnerungszeichen an den immer noch geliebten Jüngling auszutilgen, legte sie sich selbst die größesten Qualen auf. Und als sie in einer solchen Stimmung auch den verschlungenen Namenszug **W.** und **J.** auf der wie Atlas glänzenden Rinde des glatten Stammes einer Musa Paradisia zerstört hatte, grub sie mit Thränen darunter die Worte ein: „Unglücklicher Willam — Du konntest mich vergessen!"

Nach diesem kleinen Schmerzenserguß fühlte sie sich erleichtert. Ohne geradezu einzuwilligen, widerstrebte sie doch auch nicht den Plänen ihrer Eltern und gewöhnte sich an den Gedanken, die Gattin des Verlobten ihrer seligen Schwester zu werden, indem sie sich an den Wunsch der armen Maria erinnerte, daß sie die Erbin ihrer Liebe werden möge. — Als aber in ferneren Briefen die Tante Renaudin immer dringender

verlangte, daß ihre Nichte zu ihr kommen solle, damit die künftigen Gatten einander bekannt werden könnten; als sie hinzugefügt hatte, daß sie am liebsten die ganze Familie bei sich sehen würde in Fontainebleau, wo sie ihren Aufenthalt genommen hatte und nun Josephinens Mutter zu einer solchen Reise nicht zu bewegen war, da faßten beide Eltern den schweren Entschluß, sich auch von diesem ihrem letzten Kinde zu trennen, im Wahne, damit ihr Glück zu befördern, und Madame Tacher übernahm es, Josephinen anzukündigen, daß sie nun binnen Kurzem allein abreisen solle nach Europa.

Diese Mittheilung aber wirkte wie ein Donnerschlag so erschütternd und überraschend auf das unglückliche Kind. — Mit einer namenlosen Angst warf sie sich ihrer Mutter zu Füßen, und indem sie bebend ihre Knie umschlang, dann zitternd die Hände emporhob, rief sie weinend aus:

„O Mutter! Mutter! rette die Schwester unseres seligen Engels!"

In diesem Augenblick trat Herr von Tacher ins Zimmer. Er sah nur auf seine Gattin, die, ergriffen von dieser schmerzlichen Erinnerung, in einer Anwandlung von Ohnmacht zu Boden sank, und indem er sie unterstützte, rief er unwillig seiner Tochter zu:

„Unglückliche! so wenig theuer ist Dir das kostbare Leben Deiner Mutter?"

Dieser Vorwurf gab Josephinen ihre Seelenstärke wieder. Sie vermogte es, ihrem Vater zu helfen, ihre Mutter in einen Lehnsessel zu bringen.

Etwas Riechsalz brachte die so tief Ergriffene bald wieder ins Leben. — So wie sie die Augen wieder aufschlug, sah sie ihre Tochter zu ihren Füßen knien und mit Thränen zu ihr aufblicken.

„Mein armes Kind!" sprach sie dann mit noch schwacher Stimme, „wir sind Beide zu beklagen; Du sollst den Winden und Wellen preisgegeben werden; aber das Meer ist weniger bewegt, als mein Herz. Ach, ich blicke einer Zukunft entgegen, die mich mit Entsetzen erfüllt."

Herr von Tacher, der noch gegenwärtig war, vergoß Thränen. Er drückte Mutter und Tochter an sein Herz; aber er hatte nicht den Muth, sie Beide durch neue Hoffnungen aufzurichten. Es blieb ihm nichts übrig, als Beide allein zu lassen. Er wollte sich nicht gestehen, daß er das Glück seines Kindes opfere, um ehrgeizigen Plänen für die Erhöhung seines altadeligen Familienglanzes Gehör zu geben.

Einige Monate verflossen nach dieser Scene, ohne daß die zärtlichen Bemühungen ihrer beiden liebevollen Eltern im Stande waren, ihren Kummer und ihre Angst zu besänftigen. Mit überreizter Phantasie erblickte das unglückliche Mädchen in dieser Trennung die

Quelle von hundert Unglücksfällen und Leiden. — Doch es blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß und Josephinen blieb nichts anderes übrig, als sich darin zu ergeben. Unaufhaltsam rückte die Zeit der Trennung näher. Das ganze Haus war in Trauer versetzt. Die treuen Neger und Negerinnen der Pflanzung, denen sie so oft Fürsprecherin und Wohlthäterin gewesen war, erfüllten die Luft mit Wehklagen. Unerbittlich war endlich der Augenblick des Scheidens gekommen. Das Schiff, das sie nach Europa führen sollte, lag segelklar auf der Rhede; der Wind war günstig geworden. Ein Kanonenschuß rief die Passagiere von der Insel an Bord. — Josephine weinte heftig; ihre Mutter umarmte sie noch einmal mit den Worten: „sei versichert, mein geliebtes unglückliches Kind, daß meine Zärtlichkeit und meine Sehnsucht Dir nach Frankreich folgen werden. Ohne Dich giebt es kein Glück mehr für mich!"

„Ach," klagte Josephine in den Armen ihrer Mutter, „ich habe nichts mehr zu hoffen; die ganze Natur bewaffnet sich gegen mich schwaches Wesen; wie kann ich es ertragen, mich von Allem zu trennen, was mir lieb und theuer ist?"

Mit diesen Worten war sie an der Grenze der Plantage ihrer Eltern angekommen. Dort warf sie sich auf die Erde und küßte den Boden ihrer theuren Heimath. Zahllose Thränen fielen darauf.

Madame Tacher hatte ihre Tochter einer ihr befreundeten, sehr achtbaren Familie übergeben, die ebenfalls nach Europa reisete. Herr und Frau von B... sollten ihr Vater und Mutter auf der langen Seereise ersetzen und durch Bildung, Zartgefühl und Herzensgüte waren Beide geeignet, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Von Beiden geführt, hatte endlich Josephine das verhängnißvolle Schiff bestiegen. Die Ankerwinden knarrten, die Segel schwollen an und am Bord stand Josephine, indem sie mit dem weißen Thränentuche noch Tausend Abschiedsgrüße ihren am Ufer stehenden Eltern und Freundinnen zuwinkte.

Bald wiegte sich das Schiff auf den noch hochgehenden Wellen der Rhede, die sich seit dem letzten Sturm noch nicht wieder beruhigt hatten.

Da setzte sich der Wind herum und man sah sich genöthigt, in der Nähe der Insel zu laviren, ohne sich weit von dem ewig grünen Gestade derselben entfernen zu können. Die Natur selbst schien es zu verweigern, das der Convenienz geopferte Kind von seiner paradiesischen Heimath zu entfernen. — So verlängerten sich in ihrer jungen Seele der Trennung Schmerzen und zugleich hatte sie die wehmüthige Freude, ihr geliebtes Elternhaus noch bis spät am Abend sehen zu können

— bis die Dunkelheit der Nacht ihr diesen lieben Anblick entzog.

Kaum hatte sie sich erschöpft von so vielen Anstrengungen auf einen Sessel niedergeworfen, den man auf das Verdeck gebracht hatte, so vernahm sie rings umher einen Ausdruck der Verwunderung und Alles deutete auf eine Lichterscheinung hin, die sich an der höchsten Spitze des Hauptmastes ihres Schiffes zeigte und anzusehen war, wie ein Kranz von feuerigen Blumen gebildet.

Der Kapitain der Brigg erklärte ihr, das sei das St. Elms-Feuer, das sich nach beendigten Stürmen als ein elektrisches Meteor nicht selten an den Spitzen der Masten zeige und die Schiffersage deute eine solche Erscheinung als das Vorzeichen einer glücklichen Zukunft. — Josephine befand sich in einer so überreizten Seelenstimmung, daß sie sich an diese Idee eines tröstlichen Vorzeichens wie an ein rettendes Bret im Schiffbruch anklammerte, und nun erhob sie ihre Arme, und nach der Gegend hingewendet, wo Martinique ihren Blicken entschwunden war, sprach sie zum Himmel fromme Bitten für die theuern Urheber ihrer Tage aus, während sie sich über ihr eigenes Geschick zu beruhigen anfing.

Von jetzt an waren Wind und Wetter der Seefahrt günstig. Die Gattin des Herrn von B... trug

die zarteste Sorgfalt für unsere liebenswürdige junge Reisende.

Der Reiz der Neuheit dieser wiegenden Bewegung des Schiffes, verbunden mit dem majestätischen Anblick des Oceans, wo man nichts sah, als Himmel und Meer, erweckten ihr, bei der Lebhaftigkeit aller Gefühle, eine Art von Heiterkeit, die indeß bald wieder vorübergehend war, indem ihr plötzlich im muntersten Tanz oder Gesang ein einziger Gedanke die Augen mit Thränen füllte. — Dazu kam dann auch noch die Seekrankheit, die ihr das Gefühl des Hinsterbens gab, um sie selbst mit Schwermuth und ihre Pfleger mit Besorgnissen zu erfüllen. Doch als das Schiff sich der gemäßigten Zone Europas nahte, als die Meerenge von Gibraltar durchschifft war und die mildern Wellen des Mittelmeeres Josephinen und ihr Glück den Küsten des südlichen Frankreichs entgegen trugen, besserte sich ihre Gesundheit und ihre so bewegte Seelenstimmung gewann wieder Frische und Heiterkeit.

Doch der Hafen der Ruhe sollte nicht ohne neue Gefahren erreicht werden. Plötzlich in einer mondhellen Nacht hatte ein Sturm sich erhoben. Man sah in der Ferne den weißen Schaum der Brandung und hohe Wellen peitschten die dunkeln abenteuerlichen Gestalten schrecklicher Klippen. Zum Unglück hatte man bei der Bemühung, mit Hülfe des Steuerruders sich von der Küste zu entfernen, damit

das Schiff nicht an Felsen zerschmettert werde, die Direktion desselben verloren. Die Taue, die es lenken, waren von der Gewalt der Wellen zersprengt und das entfesselte Steuer schlug so heftig gegen die Planken des Schiffes, daß man befürchtete, es würde leck werden. Plötzlich vernahm man einen furchtbaren Krach, als sei das Schiff mitten aus einander geborsten, ein entsetzliches Heulen, Fluchen und Wehklagen erfolgte von allen Seiten — selbst der Kapitain hatte den Kopf verloren; nur Herr von B..., ein alter Marineoffizier, behielt die nöthige Ruhe und Besonnenheit. Er erkannte augenblicklich, daß der große Mittelmast gebrochen, sammelte die Entschlossensten um sich, ließ den Mast kappen und über Bord werfen, während er selbst mit kühnem Wagniß half, neue stärkere Taue an das Steuerruder zu befestigen. Darauf ordnete er mit eben so viel Geistesgegenwart als Kenntniß die Stellung der Segel auf den andern Masten und wußte so mit dem erleichterten Schiff erst die hohe See zu erreichen, und als der Sturm sich legte, führte er es mit seiner theuern Pflegebefohlenen ein in den Hafen von Marseille.

Mit dem Augenblick, als Josephine den Boden von Frankreich betrat, sollte ihr Geschick eine neue Wendung erhalten.

Dritter Abschnitt.

Josephinens Empfindungen beim Anblick von Frankreich. — Nachricht von Willam. — Empfang bei der Tante Renaudin. — Josephinens Auftreten in der großen Welt. — Enttäuschung des Freiers. — Rückzug bei der Picketpartie. — Neue Intrigue. — Josephinens Zusammentreffen mit Willam. — Versuchte Annäherung. — Pensionat in der Abtei Pantemont. — Beauharnais Werbung. — Josephinens Kampf und Ergebung. — Vermählung. — Zu späte Enthüllung der Intrigue. —

Mit welchen Empfindungen hatte Josephine, noch auf der Höhe des Meeres schwebend, den Ruf: Land! Land! vernommen.

Welche Erwartungen, welche Befürchtungen und Ahnungen stiegen in ihr auf! — Es ist unmöglich, den lebhaften Regungen einer jungen Seele in solchen Situationen zu folgen. Waren es Hoffnungen, waren es Befürchtungen, war es Freude oder Schmerz bei dem Anblick von Europa, das noch wie ein fernes Nebelland voll Ahnungen und Besorgnissen da lag vor ihren

Blicken? Es war jenes Land, wo das zagende junge Mädchen den großen Schritt thun sollte, der die Bestimmung des weiblichen Lebens erfüllt; aber doch auch über das ganze Geheimniß ihrer Zukunft entscheidet.

In dieser wechselnden Gemüthsstimmung, worin ihr kein Gedanke zum klaren Bewußtsein kam, entschlüpften ihr die Worte: „Ach, mein Himmel! und ich kenne nicht einmal die Tante Renaudin; ich werde da hinein kommen in diese fremde Welt mitten unter fremde Menschen. — O mein guter Gott! ich armes Kind! — wie wird es mir noch ergehen.“

Jetzt glaubte Madame B...., ihr etwas Tröstliches sagen zu müssen und erhöhte dadurch noch ihre Gemüthsbewegung.

„Mademoiselle Josephine,“ sprach sie, „wird dort noch Bekannte aus Martinique finden.“

„O, mein Gott!“ — seufzte das junge Mädchen und wagte nicht, weiter zu fragen.

„Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen, Mademoiselle; man hat es mir verboten; vielleicht auch wollte man Sie damit überraschen; indeß, da ich Sie betrübt sehe, halte ich es für meine Pflicht, Sie vorzubereiten. Man wird Ihnen dort Herrn von K.... und seinen Sohn vorstellen.“ —

„Willam?“ rief Josephine aufblitzend.

„Ja, ganz gewiß, Herr von K.... war noch von Martinique her mit dem Marquis von Beauharnais befreundet, der, als früherer Gouverneur dieser Insel, nach der Occupation der Engländer noch eine Zeitlang dort privatisirte — als Gefangener auf Ehrenwort, glaube ich — bei welcher Gelegenheit sich Herr von K.... mit Großmuth seiner angenommen hatte und kurz vor unserer Abreise von St. Pierre hatte mir Frau von K.... vertraut, daß er mit seinem Sohn nach Paris gehen würde, theils um dort die Erziehung des jungen Willam zu vollenden, der für die diplomatische Carriäre bestimmt sein soll, theils um seinen alten Freund, den Marquis von Beauharnais, zu besuchen; auch wohl, um durch Vermittelung seiner Familie alte Forderungen an den Marquis von Beauharnais einzutreiben.

„Wunderbare Fügung des Geschicks!" seufzte Josephine leise und bebend vor Freude und Befürchtung.

„Wahrscheinlich," fuhr Frau von B... fort, „wird nan Ihnen den jungen Herrn vorstellen; dann thun Sie aber nur ganz fremd gegen ihn; nun, ich denke, r wird Ihnen auch fremd geworden sein. Gewisse eine Jugendtändeleien werden ohne Zweifel längst veressen sein."

„O gewiß!" — antwortete Josephine, indem sie eniger damit eine Unwahrheit aussprechen wollte, als n festen Entschluß eines edlen Selbstgefühls, sich ge-

gen einen jungen Mann nichts zu vergeben, der ihre Liebe so schrecklich getäuscht, der sie so vergessen und vernachlässigt, ja, der die Treulosigkeit begangen hatte, an eine Andere einen Brief voll der zärtlichsten Ausdrücke zu schreiben.

Schon am ersten Tage ihrer Ankunft in Fontainebleau fühlte die arme Josephine, daß sie in eine ganz neue, ihr völlig fremde Welt gekommen sei.

Herr und Frau von B... hatten sie bis Fontainebleau begleitet, um ihre liebenswürdige Schutzbefohlene persönlich der Tante Renaudin zu überliefern.

Dort wollte Madame, wie sie nach Martinique geschrieben hatte, die kleine Creolin in ländlicher Einsamkeit empfangen, um ihr noch, falls es nöthig sein sollte, die letzte Politur zu geben für das Erscheinen in der großen Welt.

In einer Postchaise fuhren sie durch die dunkele schnurgerade Kastanien-Allee, die an sich schon den Charakter eines melancholischen Ernstes trug, vor ein eisernes Gitterthor, das mit Blumen-Arabesken von vergoldetem Eisen reich und phantastisch geschmückt war. Der Neger, den Herr von B... als Bedienter mit sich führte, stieg ab vom Kutschersitz und zog an der Klingel. Es war Morgens um zehn Uhr, also zu einer Tageszeit, wo auf dem Lande Alles schon lebendig und

in voller Thätigkeit zu sein pflegt. Indeß hatte der Portier, der erschien, eine große schwerfällige Figur, mit breiten, weinrothen Gesichtszügen, so etwas Verschlafenes in seinen noch halb geschlossenen Augen. Ohne die Pelzmütze, die er auf dem Kopfe trug, nur im mindesten zu rücken, warf er nur einen flüchtigen Blick auf die Postchaise, die nach damaliger Einrichtung ein altes Gerumpel war, und fragte den Neger: „Nun, du schwarzer Satan, was giebts schon so früh? — hier auf dem Lande nehmen wir keine Visite bei der Toilette an.“

„O Massa Serviteur!“ kauderwelschte Cato, „Ihr Schlingel ein sehr grober sind. — Cato Euch schlagen würde in der Visage, wenn der Thor du nicht gleich aufmachen wirst — du Hund!“

Ehe Maitre Bilboquet, der Portier des Schlosses, auf seiner schwerfälligen Zunge eine eben so grobe Antwort herausgewälzt hatte, rief ihm Herr v. B... aus dem Wagen zu: „Meldet die Nichte der Madame Renaudin — das Fräulein Tacher de la Pagerie aus Martinique — und ihre Begleiter, und öffnet so schnell als möglich, s'il vous plait!“

Dieser höfliche, ächt französische Nachsatz auf den schroffen Befehl eines Fremden und besonders der Name der erwarteten Nichte, brachte denn auch das nicht geringe Wunder hervor, den Cerberus dieses alterthüm-

lichen Schlosses in eine spiralförmige Bewegung zu bringen, wobei ihm die Pelzmütze vom Kopfe fiel und die Thorflügel aufrasselten.

Der Wagen fuhr nun im Trabe, auf den mit Kiesgrund geebneten Hofe, vor das innere Portal des Hauptgebäudes, dessen verwitterte Pracht und seltsam geschweifte Form noch aus den Zeiten des Königs der Edelleute, Franz I., herzustammen schien.

Auf den Zuruf des Portiers: „Mademoiselle de Tacher de la Pagerie mit Suite!" — sprangen eine Menge Laquaien, indem sie schnell in ihre sackweiten, schlotternden, mit Gold bordirten Livreen von zeisiggrüner Farbe fuhren, an den Wagen, öffneten den Schlag und übergaben die Fremde dem Maitre d'hôtel, während sie sich ungestüm, wie reißende Thiere, um ein Trinkgeld zu verdienen, auf Koffer, Kartons und Schachteln stürzten, die sie unter dem fortwährenden Protestiren des Negers von Martinique in die untere Halle des Hauses schleppten.

Herr von B... folgte darauf, mit Josephinen am Arm und begleitet von seiner Gattin, dem Haushofmeister die enge steinerne Wendeltreppe hinauf in das obere Empfangszimmer, wo man sie alle drei allein ließ, um die Nichte der Gebieterin dieses Schlosses anzumelden.

Das war also das schöne glückliche Frankreich, wo die arme Josephine ihre künftigen Tage hinbringen

sollte! — Diese öden Haiden und dünne Vegetation, diese dürren Weinberge, die melancholischen Baumalleen, deren schnurgerade Linien jedem malerischen Wurf der Natur Hohn zu sprechen schien — dazu ein Schloß, das einer Ahnengruft oder einem verödeten Kerker ähnlicher sah, als einem Wohnsitz des Familienlebens, wie sie es in Martinique verlassen hatte — und endlich diese fröstelnde, förmliche Zögerung mit dem Empfange, wo Josephine, indem sie ihr eigenes warmes Gefühl zum Maaßstabe anlegte, den wärmsten herzlichsten Empfang, ja ein freudiges Entgegenkommen ihrer Tante erwartet hatte.

Bei diesen Betrachtungen füllten sich die Augen des lieblichen jungen Wesens mit Zähren; sie begegnete einem gleichen Ausdruck der Empfindung in den Blicken der Frau von B..., und davon ergriffen, warf sie sich weinend in die Arme ihrer mütterlichen Beschützerin.

„Arme Josephine," sprach diese mit Herzlichkeit, „wir müssen Sie nun verlassen, Ihnen aber möge Gott helfen, daß Sie sich mit Geduld und Ergebung waffnen. Erwarten Sie nicht, in den Formen der eleganten Gesellschaft die ungezwungene Herzlichkeit Ihrer westindischen Idylle wieder zu finden. In der großen Welt verschließe man seine innere Welt tief im Innern der eigenen Brust und gebe den Menschen nicht mehr zurück, als sie uns bringen: Formen, Lächeln und Redensarten.

„Madame sind noch nicht sichtbar!“ Mit diesen schnarrend ausgesprochenen Worten trat der Kammerdiener herein, der, schwarz gekleidet, mit einem aschgrauen faltigen Leichengesicht, dem vor Schreck zusammenfahrenden jungen Mädchen wie ein Todesbote erschien; doch dieser fuhr fort: „Herrn und Frau von B... wird Madame um zwei Uhr empfangen und dann zum Diner einladen, Mademoiselle de Tacher aber wird Madame die Ehre haben, bei der Toilette zu empfangen.“

„Einen solchen Empfang sind wir nicht gewohnt,“ sprach Herr von B..., legte eine Karte auf den Tisch, küßte die erbleichende Josephine mit väterlichem Wohlwollen auf die Stirn und bot seiner Frau den Arm. „Komm, Liebe,“ sprach er zu dieser, „laß uns nicht Zeuge sein von der Herzlosigkeit, womit dieser Engel an Gemüth hier empfangen werden wird.“ Lange hielten Josephine und Frau von B... einander umarmt. Es wurde Beiden schwer, von einander zu scheiden, nachdem sie sich auf der langen Seereise gegenseits lieb genommen hatten und Josephine hatte ein Gefühl, als müsse sie sich jetzt erst von der letzten Spur der lieben Heimath losreißen.

Sie bedurfte aller ihrer Seelenstärke, um, ohne zu schwanken, ohne einen Strom von Thränen zu vergießen, der Gesellschaftsdame zu folgen, die in diesem Augenblick eintrat, um sie zu Madame Renaudin zu führen.

Die Morgentoilette der Madame Renaudin war so weit vollendet, daß sie im Puderkabinet stand mit dem weißen Pudermantel behangen und in eine Wolke dieses feinen Mehlstaubes gehüllt, als Josephine dort eingeführt wurde, um ihrer Tante die Hand zu küssen. —

Noch war der Haarkünstler der Königin Antoinette, Monsieur Chaufpied, mit dem Puderquast beschäftigt, und es war schwer zu erkennen, daß die weiße gespenstische Gestalt, die da in der Mitte dieser Puderwolke stand und sich beide Hände vor das Gesicht hielt, die theure Schwester ihres Vaters sei, welche es sich in den Kopf gesetzt hatte, das Glück der kleinen Josephine zu machen. —

Josephine blieb, betroffen darüber, in der Eingangsthür stehen und erst, als Monsieur Chaufpied sein Meisterwerk vollendet, die Kammerfrau der Madame Renaudin den Pudermantel abgenommen und eine Enveloppe von weißem Batist umgehangen hatte, wagte es ihre Gesellschaftsdame, die Nichte vorzustellen.

„Ah, bon jour! Nun, wie geht's, Kleine?" redete die Tante das höchst befangene junge Mädchen an und reichte ihr die Hand zum Kuß.

Josephine that, wie geboten, und Madame war so gnädig, ihr zu erlauben, sie zu umarmen; Josephine aber, aufgelöset im Gefühl des Verlassenseins, zugleich von dem Gedanken überwältigt, daß Madame Renaudin

ihre so nahe Verwandte, jetzt Mutterstelle bei ihr vertreten solle, ließ sich von der Lebhaftigkeit des Affekts überraschen und umarmte die eingepuderte alte Dame mit der schmerzlich ausgesprochenen Bitte: „Ach, meine gute Tante, sein Sie dem armen verlassenen Kinde eine zweite Mutter!"

„Nun ja, kleiner Ungestüm; aber Du zerknitterst mir die Frisur, die das schöpferische Genie eines Chaufpied aufgebauet hat," rief Madame Renaudin in einem Tone, der zwischen Unwillen und Güte balancirte, indem sie sich aus Josephinens umklammernden Armen und von ihrem bebenden Herzen loswand. „Übrigens habe ich Dich ja eben deshalb aus Deiner Wildniß kommen lassen; ich werde Dir eine gute Partie machen, Du wirst einmal Universalerbin meines großen Vermögens werden, denn ich habe keine nähere Verwandte. Nun, was könnte eine Mutter mehr thun für ihr leibliches Kind?"

Bei diesen Worten war es der armen Josephine, als ob ihr Herz zusammengezogen würde; sie trat einen Schritt zurück, wurde so blaß, daß ihr südlich dunkler Teint, der sonst ein so warmes, frisches Leben verrieth, eine aschgraue Todtenfarbe annahm. Ihr Herz klopfte hörbar, sie zitterte und starrte die Tante an, wie ein Schreckgespenst, mit ihren dunkeln Augen, die keine Thräne mehr hatten, so mächtig war die Wirkung des

so tief verletzten Zartgefühls in dem innersten Heiligthume dieses am Busen der Natur und im Schoße der Liebe aufgeblühten jungen Mädchens.

Madame Renaudin nahm ihr Lorgnon zu Hülfe, um das unglückliche Kind von oben bis unten zu betrachten.

„Ei ei, Josephine,“ sprach sie, „welche Toilette! welcher Anstand! ich glaube gar, nicht einmal geschnürt? ja ja, man verbauert ganz in Euren Colonien, und Deine Visage -- Gott steh' mir bei! — ich dachte doch, die beiden Schwestern würden einander ähnlich sehen in Hinsicht der Schönheit; aber, beim Himmel! wollte ich Maria's Portrait für das deinige ausgeben, man würde sagen, es sei bedeutend geschmeichelt.“

„Madame,“ sprach Josephine, auf das Tiefste verwundet, mehr noch durch die Erinnerung an ihre unvergeßliche Schwester, als durch das Unzarte der Bemerkung, „ich habe nie Anspruch auf die Schönheit unseres seligen Engels gemacht, und würde es nie bedauern, wenn meine Häßlichkeit Hinderniß der Partie würde, die ich nie gewünscht habe.“

„Du bist noch ein Kind, so unverständig sind Deine Reden; übrigens läßt sich durch eine gute Toilette mancher faux-pas der Natur cachiren. — Allons, Madame Julie,“ damit wendete sie sich jetzt zu ihrer Gesellschafterin, „sorgen Sie für diese kleine Creolin;

sie hat eine hübsche Figur; ein steifes Corset, weiß und roth aufgelegt, eine gepuderte Frisur, hohe Hackenschuh und eine rauschende Robe werden diese kleine Person in die Verfassung setzen, mit Anstand in meinem Salon zu erscheinen und dem Marquis von Beauharnais vorgestellt zu werden."

„Madame," entgegnete Josephine mit einer Entschiedenheit, welche ihre Tante überraschte, „meine gute Mutter hat mir die Lehre gegeben: behalte vor allen Dingen Deine Natürlichkeit, sie ist der höchste Schmuck der Jungfrau; ich würde daher fürchten müssen, dem Willen meiner Mutter ungehorsam zu werden, wenn ich mich durch Schminke, Puder, Hackenschuh und Schleppkleid entstellen ließe."

„Ah — que c'est drôle — que cela — indeß, eine Caprice an einem jungen Mädchen findet man immer allerliebst; Eigensinn und Laune sind ein Beweis von guter Familie. Eh bien — changeons de manière! — man wird sie à la bergère costümiren. Es ist três joli, eine Schäferin zu sein, wie ihre Majestät Marie Antoinette in ihrer Meierei von Trianon." — —

Und so wurde denn auch Josephine eingekleidet. Ein allerliebster flachrunder Strohhut mit einer Rose, leicht und schief befestigt auf dem natürlich gelockten und mehr edel als schön gebildeten Kopf, und dazu

eine himmelblaue Robe, die, mittelst Agraffen von Atlasband aufgezogen, ein paille-seidenes Unterkleid sehen ließ, und in der Hand ein Schäferstäbchen mit rosa Bändern geschmückt: — das war wohl ein Costüm, das einem jungen Mädchen Vergnügen machen konnte. Die zierliche Gestalt Josephinens hatte sie der barbarischen Schnürbrust überhoben und da sie sich beharrlich geweigert hatte, Schminke und Schönpfläſterchen anzulegen, so behielt ihr dunkler Teint wenigstens Wärme und Leben genug, um der idyllischen Rolle, die sie zu spielen hatte, einige Wahrheit zu geben.

Es bezeugte die ungemeine Beweglichkeit ihres Charakters, wenn Josephine sich in diesem neuen, so wohlkleidenden Anzuge gefiel und mit einigem Vergnügen sich vor dem bis auf den Boden niederreichenden Trümeau betrachtete, indem sie ihrem eigenen Bilde mit einiger Heiterkeit zulächelte.

Überhaupt, das ächt weibliche Wesen ist schmiegsam und fügt sich am Ende leicht in eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Bis gegen Mittag hatte Josephine schon sich die Liebe der nächsten Umgebungen der Madame Renaudin gewonnen und beim Mittagsessen, das allein mit ihrer Tante eingenommen wurde, wußte sie sich auch deren Wohlwollen zu erwerben, indem sie unbefangen und lebhaft plaudernd von Martinique und den Verhältnissen ihrer Familie erzählte, was Madame

Renaudin sehr zu interessiren schien. Die Tante vergaß darüber sogar die vielen guten Lehren und Reprimanden, die sie ihr zugedacht hatte, um sie auf den Abend vorzubereiten, wo Madame zu Ehren der Ankunft ihrer Nichte eine Soirée geben wollte, bei welcher sie dem Marquis von Beauharnais und dessen Sohne, dem Vicomte, vorgestellt werden sollte.

Der Abend kam. Es war große Gesellschaft bei Madame Renaudin, Josephine wurde den Damen präsentirt, die Herren wurden ihr vorgeführt. Sie benahm sich mit einiger Befangenheit, aber einer natürlichen Grazie, die allgemein gefiel. Überhaupt interessirte man sich für die junge Creolin eben so sehr wegen der Neuheit der Erscheinung, als wegen der Gerüchte vom fabelhaften Reichthum der Familie Tacher de la Pagerie, die Madame Renaudin, nicht ohne Absicht, schon lange vor der Ankunft der Nichte unter die Leute zu bringen gewußt hatte.

Madame Renaudin fühlte sich sehr dadurch geschmeichelt und hoffte auf den günstigsten Eindruck, den diese frische jugendliche Erscheinung auf den Marquis und seinen Sohn machen werde. Mit einiger Ungeduld erwartete sie deren Ankunft, die sich indeß von einer Viertelstunde zur andern verzögerte. Die ganze Gesellschaft theilte die Spannung der Neugierde auf den Augenblick des ersten Zusammentreffens zwischen

den beiden jungen Leuten, welche das Gerücht schon längst als Verlobte genannt hatte, ehe darüber von Seiten der betreffenden Familien nur das geringste declarirt war.

Endlich wurden die Flügelthüren des Salons aufgerissen und mitten hinein in die feierliche Stille, die sich auf diese nur leise conversirende Gesellschaft gelagert hatte, ertönte der knarrende Ruf des ersten Kammerdieners von Madame: Monseigneur le Marquis de Beauharnais et Monseigneur le Vicomte de Beauharnais!

Unwillkürlich wurde den Eintretenden eine Gasse geöffnet und die Tante Renaudin führte ihnen ihre Nichte einige Schritte entgegen, indem sie beide Theile gegenseits einander vorstellte.

Josephine war in die höchste Verwirrung gerathen. Nun stand sie also auf einmal dem jungen Manne gegenüber, der durch den Willen ihrer Eltern früher ihrer seligen Schwester, dann ihr selbst zum Gemahl bestimmt war. Es mischten sich in diesem Moment in ihrer Seele der Schmerz der Vergangenheit mit der Ängstlichkeit für eine ungewisse Zukunft und der Verlegenheit des gegenwärtigen Augenblicks. Diese letztere wurde so groß, daß es ihr flimmerte vor den Augen; der Glanz der Goldstickerei auf der Uniform des jungen Majors lief mit den Strahlen der Diamanten zusam-

men, die von den Knöpfen, den Berlocks, Tuchnadeln und Ringen des alten Marquis glänzten. Er hatte sich in die höchste Gala gesetzt, um der Welt zu zeigen, daß er die Braut seines Sohnes würdig zu empfangen wisse, und nun machte ihn und den Vicomte ihr Anblick so betroffen, daß sie nichts für die Ärmste hatten, als eine stumme Verbeugung.

Ihre Betroffenheit wurde noch vermehrt durch den Anblick von zwei anderen Herren, die mit den beiden Herren von Beauharnais gekommen waren und die sie sogleich mit klopfendem Herzen erkannte. Es waren die beiden Engländer, Herr von K... und sein Sohn Willam, die der Marquis ihr als ein Paar alte Bekannte von Martinique vorstellte.

Von Allen hatte Herr von K... noch die meiste Unbefangenheit; er nahm das Wort, da er fühlte, wie sehr Josephine und Willam betroffen sein mußten, indem er wegen der glücklich vollbrachten Seereise gratulirte und nach dem Befinden ihrer Eltern sich erkundigte.

Josephine aber war durch Willams brennende Blicke, die auf ihr hafteten, so völlig decontenancirt, daß sie nur einige kaum verständliche Worte erwidern konnte, worauf ihr dann Madame Renaudin einen Auftrag gab, der ihr erlaubte, sich zu entfernen, indem sie selbst mit der Sicherheit der Dame von Welt die Führung der Conversation übernahm.

Josephine kam an diesem Abend nicht wieder zum Vorschein. Es war ihr unmöglich, ihrem Geliebten gegenüber sich zu befinden, ehe sie sich mit ihm verständigt hatte und noch weniger vermogte sie es, in Willams Gegenwart die Annäherung des ihr bestimmten künftigen Gatten zu ertragen, der ihr ohnehin bei ihrem Anblick auch nicht die geringste Theilnahme bewiesen hatte; im Gegentheil hatte ihre ungemein sensibles Zartgefühl ihr keinen Zweifel darüber gelassen, daß der Eindruck, den sie auf die beiden Beauharnais gemacht hatte, ein unangenehmer gewesen sei.

Das war auch in der That der Fall gewesen. Bald nach Josephinens Verschwinden hatte der Vicomte von Beauharnais seinen Vater in eine Fenstervertiefung gezogen und erklärt: „Was wollen Sie, Papa? man hat mich betrogen. Man zeigt mir das Bild einer Madonna von Raphael und präsentirt mir dafür eine kleine aschgraue Mulattin, hält mich auch für dumm genug, diese für jene zu nehmen? Ich habe daher nichts mehr hinzuzufügen, als Sie zu bitten, mein Herr Vater, meine Schulden zu bezahlen und mir meine Freiheit ungeschmälert zu lassen."

„Foi de gentilhomme!" rief dieser, „man bewegt sich in Extremen, Herr Sohn, die uns nicht angenehm sein können. Wir vergaßen es, Dir zu sagen, daß die Dir bestimmt gewesene Braut, deren Bild Du

besitzest, mit Tode abgegangen ist und daß man diese ihre jüngere Schwester an deren Stelle geschoben hat; allein Madame Renaudin hat mich versichert, daß diese eben so schön sei, als jene; indeß, es fehlt ihr allerdings noch viel, um ein Engel zu sein; aber sie hat den Vorzug vor ihrer Schwester, daß sie Erbin des gesammten Vermögens des Herrn von Tacher de la Pagerie werden wird, wogegen jene nur die Hälfte desselben geerbt haben würde."

„A la bonne heure! aber, mein Herr Vater, es ist meine Gewohnheit, nur schöne Frauen zu lieben."

„Aber man heirathet die häßlichen, wenn sie reich sind."

„Wenn man keinen Geschmack und kein Ehrgefühl hätte; ich wenigstens würde mich schämen, an der Seite einer Frau gesehen zu werden, die nicht zu den ersten Schönheiten ihres Geschlechts gehört. Mein Vater, ich wünsche, daß Sie die Sache als abgebrochen betrachten wollen. Haben Sie die unangenehme Partie eingefädelt, so mögen Sie auch übernehmen, sie zu lösen."

„Und das schöne Vermögen der Madame Renaudin, das Dir ebenfalls allein zufallen würde, geht zum Teufel."

„Erlauben Sie, cher Papa; dagegen giebt es ein ganz leichtes und einfaches Mittel. Sie stehen mit

Madame Renaudin in zärtlichen Verhältnissen; ich mache Ihnen daher den Vorschlag, sie selbst zu heirathen; so werde ich indirekter Erbe ihrer Renten sein, ohne nöthig zu haben, mich mit dieser kleinen Negerin zu vermählen."

Der Marquis von Beauharnais rieb sich verlegen die Hände; der Vorschlag schien gewissermaßen seiner Eitelkeit zu schmeicheln und wenigstens der Überlegung werth zu sein. Mit einigen „Hm! Hm!" verließ er seinen Sohn, ohne sich vorläufig weiter darüber zu erklären.

Wie nun gegen elf Uhr Abends sich die Gesellschaft zurückgezogen hatte und der Marquis von Beauharnais, seiner Gewohnheit nach, sich allein der Madame Renaudin gegenüber setzte und diese die Karten zum Picket mischte, entspann sich folgendes Gespräch.

„Madame," nahm der Marquis das Wort, „erlaubt mir vielleicht, ein kleines Kunstgespräch aufs Tapet zu bringen."

„Welcher Gegenstand könnte interessanter sein, gnädigster Herr!"

„Eh bien! Madame hat wohl die Güte, mir die Frage zu beantworten: welches sind die besten Maler?"

„Nun, Raphael — Titian — Correggio...."

„Bitte um Entschuldigung! die Tanten sind es, die ihre Nichten ins Schöne malen, um sie an den Mann zu bringen; — wie? —"

„Herr Marquis, diese Beziehung....“

„Ist nichts weniger als geschmeichelt — ich gestehe es, — wie ein gewisses Portrait, das einen Engel versprach, während die Natur uns ein kleines Ungeheuer dafür lieferte.“

„Herr Marquis, ich will hoffen, daß Sie nicht von meiner Nichte reden. Sie ist nicht schön, aber liebenswürdig; eine reizende Figur und am wenigsten, wie Sie sich auszudrücken belieben, ein kleines Ungeheuer.“ —

„Ich glaube, wir Beide sind darüber keine competenten Richter, Madame. Sie sehen durch die gefärbte Brille der geschmeichelten Eitelkeit und ich durch die der verletzten Eitelkeit; folglich.... mais enfin.... mein Sohn hat einen schlechten Geschmack, indem er Ihr schönes Fräulein Nichte — en un mot — abscheulich findet.“

„Amor wird nicht ohne Grund mit der Binde vor den Augen dargestellt; mit einer schönen Frau im Herzen hat er keinen Geschmack mehr für Andere ihres Geschlechts.“

„Mais — bah! mein Alexander hat ein Herz, das weit genug wäre, noch eine kleine Frau neben seiner Geliebten darin aufzunehmen; indeß, wenn man ein schöner Mensch ist, wie Er, so hat man auch seine kleinen Eitelkeiten. Man liebt, schöne Meubeln, schöne

Equipage, Pferde und Hunde um sich zu sehen, eh bien! und man würde erröthen, an der Seite einer häßlichen Frau in den Salons zu erscheinen. Mit einem Wort, Madame, ich fühle mich sehr unglücklich, im Namen meines Sohnes erklären zu müssen, daß er diese Partie wieder aufgehoben zu sehen wünscht."

Madame Renaudin biß sich auf die dürren Lippen und mischte nochmals mit Heftigkeit die Karten, nachdem schon einmal coupirt war, ein Beweis, daß ihre Gedanken sich mit andern Gegenständen als mit dem Spiel beschäftigten; dann sprach sie langsam: „Nun wohl, Monseigneur, man würde, glaube ich, sich darüber trösten, wenn man nicht fürchten müßte, daß die Ehre der Familie durch diesen Rücktritt compromittirt würde."

„Madame, ich habe darüber nachgedacht; das Resultat meines Nachdenkens führt mich aber immer wieder auf denselben Punkt zurück, der längst schon der stille Wunsch meines Herzens gewesen ist."

„Monseigneur, aus einem diplomatischen Haupte, wie das Ihrige, können nur Entschlüsse der Weisheit entspringen."

„Nun wohlan, so vernehmen Sie! Da eine Verbindung zwischen Ihrer Nichte und meinem Sohne nicht möglich ist, so glaube ich Ihrer Familie eine reparation d'honneur schuldig zu sein, die zugleich das

Glück meines Lebens bilden würde, — Ihnen, Madame, meine Hand anzubieten."

„Sehr verbunden, Herr Marquis; indeß, wenn ich das Glück hätte, Ihre Gemahlin zu werden, wo würden Sie alsdann Ihre Picketpartie finden?"

„Nun, ich meine mit Ihnen, Madame!"

„Monseigneur ist sehr gütig; indeß würden dieselben eine Partie mit Ihrer Gemahlin bald langweilig finden."

„Vraiment oui! Sie überraschen mich durch Ihren Scharfsinn! Indeß, das würde sich vielleicht noch arrangiren lassen."

„Weit leichter, mein Herr Marquis, die Partie zwischen dem Herrn Vicomte und meiner Nichte."

„Ich erstaune .... nach den gemachten Eröffnungen ....."

„Eben Ihre Andeutungen, Monseigneur, brachten mich auf die Spur. Wenn man eine Geliebte hat, so ist das erste Bedürfniß: Geld! das zweite: wieder Geld! und das dritte: abermals Geld!"

„Leider, leider! das muß ich empfinden; mein Herr Sohn, en confidence gesagt, wird mich ruiniren, wenn man ihm kein Sort macht. Madame Vizeu ist eine große Liebhaberin von Diamanten."

„Eh bien! sind Sie ruinirt, so ist es Ihr Herr Sohn; ist er es, so wird Madame Vizeu keine Diamanten mehr erhalten; also...."

„Ha, ich verstehe; ich habe die Ehre, die Priorität dieses Gedankens in Anspruch zu nehmen, und habe bereits merveilleuse Erfolge davon gesehen. Eh bien! man muß sie aufs Neue in das Interesse ziehen, und die Courtisanne wird so lieber darauf eingehen, wenn man ihr die Garantie geben kann, daß die Schönheit Ihrer kleinen Josephine ihr keinen Grund zur Eifersucht geben würde."

„Bon! lassen wir das; es giebt Gegenstände, worüber man sich nur stillschweigend verständigen darf. Mein Juwelier ist ein gewandter Mann; der wird ihr ein Collier vorlegen, das ihr schon Neigung machen wird, eine Partie zu befördern, die sie in den Besitz desselben setzen würde."

„Und ich kenne eine Dame vom Corps de Ballet, mit der ich etwas liirt bin, und sie ist eine Freundin der Madame de Vizeu — zu der werde ich fahren, um sie ins Interesse zu ziehen."

„Abgemacht!" —

Arme Josephine!

Madame Renaudin war des Erfolgs dieser Intrigue so gewiß, daß sie glaubte, Josephinen darauf vor-

bereiten zu müssen, sich gefaßt zu machen, die persönliche Anwerbung des Herrn Vicomte von Beauharnais zu empfangen. Und das geschah indeß mit solcher Zurückhaltung und Delikatesse, daß sich Josephine nicht veranlaßt finden konnte, gegen Madame Renaudin ihr Herz aufzuschließen und ihre Abneignng gegen die Partie mit Herrn von Beauharnais auszusprechen. Dieser junge Mann war übrigens unmittelbar nach seiner Vorstellung bei Josephinen nach Paris zurück gereiset. Dagegen suchte Herr von K..., durch die Bitten seines Sohnes bewogen, jede Gelegenheit auf, mit Madame Renaudin in nähere Verhältnisse zu kommen. Er besuchte jede Woche zweimal ihre Soireen mit Willam und dieser war schon glücklich genug, wenn er nur Josephinen sehen konnte, der er sich, durch die steife Etikette des Hauses bewacht, nur in Gesellschaft und mit den allgemeinsten Höflichkeitsäußerungen nähern durfte.

Indeß, eben dadurch entstand zwischen den beiden Liebenden ein leises Verständniß, das kaum bemerkbar durch die Augen geführt wurde, da sie nie Gelegenheit hatten, einander allein zu sprechen. Josephinens liebendes und versöhnliches Gemüth hatte den Jugendfreund längst freigesprochen von dem Vorwurf der Gleichgültigkeit und Untreue, während ihr Verstand ihn verdammte, indem sie seines langen Schweigens und des zärtlichen Briefes an ihre Freundin sich erinnerte

— ein Gedanke, der ihr immer wie ein Stich durchs Herz ging.

Der junge Willam hatte offenbar etwas auf dem Herzen, das er um jeden Preis mit Josephinen allein zu besprechen wünschte; er versuchte es deshalb einige Male, Zutritt bei ihr zu erhalten, wenn er wußte, daß ihre Tante ohne Josephine in Gesellschaft war; denn diese entzog sich so oft als möglich durch vorgewendetes Unwohlsein den lästigen Forderungen der Toilette und den Kreisen, worin sich das junge Mädchen noch nicht ungezwungen genug zu bewegen wußte; allein Madame Renaudin hatte ihren Leuten, so wie den Bedienten und Kammerfrauen Josephinens, im Geheim ein für allemal befohlen, den jungen Herrn von K... jedesmal unter irgend einem Vorwande abzuweisen, wenn er sich ohne Begleitung seines Vaters oder überhaupt außer der Gesellschaftszeit anmelden lassen würde.

Madame Renaudin hatte ohne Zweifel hinreichende Gründe, einige Vorsicht anzuwenden, um eine Wiederannäherung der beiden jungen Leute zu verhindern, die ihre Pläne gewaltig durchkreuzt haben würde; doch die Liebe ist erfinderisch. Es war dem jungen Willam gelungen, eine Kammerfrau Josephinens zu gewinnen, daß diese ein Briefchen von ihm an seine Jugendgeliebte heimlich in ihre Toilette legte.

Madame Renaudin, die selbst alle Schulen durchgemacht hatte, besaß dagegen die scharfe Beobachtungsgabe alter Tanten, wo es gilt, Liebesverständnissen auf die Spur zu kommen. So hielt sie denn auch unter ihren Leuten selbst wieder ihre Spione und auf diesem Wege erfuhr sie, daß Abends zuvor der Bediente des jungen Herrn von K... der hübschen Lisette, mit der er ein Liebesverständniß hatte, ein Briefchen zugesteckt habe, von dem man vermuthe, daß es an Fräulein Josephine gerichtet gewesen sei. Madame Renaudin stand daher ungewöhnlich früh auf, als Josephine noch schlief und öffnete mit einem Nachschlüssel ihren Sekretair und dann das Toilettenkästchen derselben — hier aber fand sie den Brief, ehe Josephine davon nur irgend eine Ahnung hatte.

Sie nahm das Billet=doux sogleich mit in ihr Boudoir und las es. Es enthielt Betheuerungen der innigsten Liebe, Vorwürfe über ihre Kälte, da sie nicht einmal auf alle seine Briefe, die er nach Martinique geschrieben habe, eine Silbe geantwortet hätte; ferner Beschwörungen, daß sie ihm ein Rendez=vous gestatten möge, um sich gegenseits zu verständigen über Alles, was vielleicht störend zwischen ihr Verhältniß getreten sei.

Madame Renaudin gerieth bei dieser Entdeckung in die lebhafteste Besorgniß. Zuvörderst hielt sie strenges

Gericht über die arme Lisette, die augenblicklich aus dem Dienst entlassen wurde, die Verrätherin dagegen erhielt ein neues Kleid zur Belohnung und der, nichts von dem Allen ahnenden Josephine wurde gesagt, ihr Kammermädchen sei mit dem Bedienten des Herrn von K... davon gelaufen. Doch, damit noch nicht zufrieden, kündigte sie ihrer Nichte unter dem Schein der theilnehmendsten Besorgniß an, daß sie wegen ihres öftern Unwohlseins, womit sie sich nicht selten entschuldigt habe, um der Gesellschaft zu entfliehen, mit den berühmtesten Ärzten von Fontainebleau und namentlich mit dem ersten Leibarzt der Königin gesprochen habe und Alle wären der Meinung gewesen, daß sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die Landluft genießen müsse. Es sei daher beschlossen, sie bis zu ihrer Verheirathung in das adelige Pensionat der Abtei von Pantemont zu bringen.

Josephine erstarrte vor Schreck. Die Freiheit des warmen Jugendlebens, die sie auf Martinique so in vollem Maaße genossen hatte, sollte sie in den kalten Mauern eines Klosters begraben — dieser Gedanke war ihr unerträglich. Vergebens mochte sie versichern, daß sie vollständig wiederhergestellt sei und daß sie nie wieder durch Unwohlsein veranlaßt werden würde, eine Gesellschaft zu versäumen. — Madame Renaudin entgegnete dann im Tone der zärtlichsten Besorgniß: „ich

will Dich nicht ängstlich machen, mein gutes Kind; aber das eben ist das bedenkliche Symptom Deiner Krankheit, daß Du Dich für gesund hältst. Ich aber vertrete Mutterstelle bei Dir; durch den Ausspruch der Ärzte überzeugt, daß die Landluft und die Ruhe des Klosters Deiner zarten Gesundheit zuträglicher sein wird, als das Weltleben, das Nacht in Tag zu verwandeln pflegt und alle Lebenskräfte aufzehrt, muß ich mit aller mir von Deinen Eltern übertragenen Autorität darauf dringen, daß Du Dich ins Kloster zurückziehst — sei es auch nur bis zu Deiner Verheirathung."

„So lange soll ich Gefangene sein?" rief Josephine, in Thränen ausbrechend; „ach, ich bin ja noch zu jung, um schon so ernste Gedanken zu haben, wie eine Heirath erfordert."

„Nun, mein Kind! es soll Dir durchaus kein Zwang angethan werden. Wir werden ja sehen, ob nicht vielleicht die Stille des Klosters Dich zum Nachdenken über die Bestimmung des Menschen bringen wird."

Josephinens Empfindungen lassen sich nicht beschreiben. Das lebhafteste Gefühl, das sie in diesem Augenblick bedrängte, war das der trostlosesten Verlassenheit. Die Tante mit ihrem Weltleben, ihrem geheimnißvollen Treiben und ihrer falschen Freundlichkeit kam ihr so unheimlich vor, daß sie sich durchaus nicht zu ihr hingezogen fühlen konnte und so war denn das

einzige Wohlthuende für ihr Gefühl noch gewesen, wenn die beiden Herren von K..., Willam und sein Vater, sich dort befanden, denn mit Beiden konnte sie doch von Martinique sprechen. Sie betrachtete daher beide Landsleute wie noch das letzte Band, das sie an ihre theure Heimath knüpfte und konnte deshalb den Wunsch nicht unterdrücken, von ihnen Abschied zu nehmen, ehe sie ins Kloster gehe.

Madame Renaudin glaubte, diesem Wunsch ihrer Nichte nachgeben zu müssen und ließ beide Herren auf den folgenden Morgen zum Dejeuner einladen.

Indeß, nur der ältere Herr von K.... erschien allein. Er entschuldigte die Abwesenheit seines Sohnes mit der Nothwendigkeit, unerwartet schnell nach Paris abreisen zu müssen.

Diese Mittheilung machte auf Josephinen den schmerzlichsten Eindruck. Da ihr nicht bekannt war, daß der arme Willam durch das Fehlschlagen seines Versuchs, ein Rendezvous von seiner unvergeßlichen Josephine zu erhalten, zur Verzweiflung gebracht war, beschuldigte sie ihn in ihrem Herzen der Kälte und Lieblosigkeit und war jetzt um so mehr von seiner Untreue überzeugt. — Da aber fügte der ältere Herr von K...., gegen Madame Renaudin gewendet, hinzu: Madame, es ist unmöglich, Worte zu finden, um Ihnen den Schmerz der Verzweiflung meines armen

Willam zu schildern, die er darüber empfand, daß es ihm unmöglich war, von Mademoiselle Josephine Abschied zu nehmen. „Er hat mir ausdrücklich aufgetragen," fuhr er gegen diese gewendet fort, „der künftigen Vicomtesse von Beauharnais die ehrfurchtvollsten Huldigungen darzubringen, die er gern zu ihren Füßen niedergelegt hätte." — „Ja, Madame," — diese Worte richtete er abermals und zwar mit einem gewissen feierlichen Nachdruck an Madame Renaudin — „ich darf in Wahrheit hinzusetzen, daß mein unglücklicher Sohn mit Freuden auf die Erbschaft des Lord Low... Verzicht geleistet haben würde, wenn er sich damit das Glück hätte erkaufen können, von seiner geliebten Freundin niemals getrennt zu werden."

„Wie, mein Herr," rief die Tante Renaudin, „Sie wagen es, eine so delikate Angelegenheit in Gegenwart dieser jungen Person zu berühren, die, wie Ihnen nicht fremd sein kann, mit den Plänen der Familie meines Bruders in direktem Widerspruch steht? — Sollten Sie nicht wissen, daß mein Bruder ein zu ächter Franzose ist, um jemals einzuwilligen, die Hand seiner Tochter einem Engländer zu geben? Und wenn man auch von solchen politischen Antipathien absehen wollte; glauben Sie, meine Herr, daß man, um eines reichen Mannes Tochter zu heirathen, wohl thut, sich des Vermögens zu entschlagen, ohne welches ein Mann

von Ehre kein Ehebündniß mit einem reichen Mädchen eingehen wird?"

„Madame," antwortete Herr von K... kalt und gemessen, „ereifert sich in diesem Falle ganz ohne Noth; mein Sohn hat Ehrgefühl genug, um nicht von dem Gelde seiner Frau leben zu wollen; allein es haben sich ihm Aussichten eröffnet, die es ihm möglich gemacht haben würden, auch ohne die Mitgift seiner Gemahlin eine Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, und ich bin fest überzeugt, daß er für Fräulein Josephinens Hand mit Vergnügen ihren Reichthümern entsagt haben würde."

„Und ich bin fest überzeugt," nahm Madame Renaudin mit einem schneidenden Accente das Wort, „daß unsere Josephine die kindische Inclination ihrer frühesten Jugendjahre längst vergessen hat und daß sie verständig genug geworden sein wird, um sich von den weisen Lehren und Rathschlägen ihrer vortrefflichen Mutter und einer Tante, die deren Stelle hier vertritt, leiten zu lassen."

Josephine stand während dieses Gesprächs lautlos da, alles Blut war ihr zum Herzen getreten und eine Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz. Sie schlug die Augen nieder und wagte nicht, den Blick auf Willams Vater zu richten. Nur einmal warf sie einen flehenden Blick auf ihre Tante; doch auf deren Zügen lag so etwas

Kaltes, ein so versteckter Hohn, eine so herzlose Berechnung, daß Josephine, dadurch eingeschüchtert, sich immer noch mehr in ihr Inneres zurückzog. Und in solchem Schmerz der Verlassenheit, mit solchen Erinnerungen an eine idyllische Jugend, mit diesen gebrochenen Hoffnungen — was konnte die arme Josephine besseres thun, als mit allen ihren Gedanken und Gefühlen nach der fernen tropischen Inselheimath sich zurückziehen und nach der Mahnung ihrer Tante der weisen Lehren ihrer Mutter gedenken — diese aber bestanden darin, daß sie die Hand des Gatten annehmen solle, den ihre Tante ihr zuführen werde.

So, völlig resignirt, sich aus Pflichtgefühl dem Unglück hinzugeben, bezog sie die einsame Klosterzelle in der Abtei Pantemont, wo ein Gebetbuch und Schwester Martha, eine alte Nonne, ihre liebste Gesellschaft wurden.

Josephine befand sich indeß keineswegs als Novize im Kloster, sondern als Kostgängerin. So wenig ihr lebhafter Geist für das anachoretische Klosterleben Beruf hatte, so war doch Josephinens Stimmung von der Art, daß sie sich gern, wie Schwester Martha sie zu überreden suchte, dem Himmel geweiht und allem irdischen Glanze entsagt haben würde, hätte sie jemals hoffen dürfen, die Zustimmung ihrer Eltern, oder auch

ihrer Tante, für diesen Schritt zu erhalten. Ihre Tante besuchte sie fleißig im Kloster und sprach ihr immer viel Liebes von dem jungen Vicomte von Beauharnais vor; auch mußte Josephine die glänzenden Soiréen der Tante bisweilen besuchen, wo sie wohl den alten Marquis von Beauharnais, aber niemals seinen Sohn bemerkte.

Das war die Zeit, in welcher die zwischen dem Marquis und der Tante Renaudin verabredete Intrigue spielte. Endlich indeß mußten doch die vereinten Bemühungen Beider mit dem Interesse seiner Geliebten unter dem Andringen der Gläubiger gesiegt haben; denn Madame Renaudin konnte eines Tages ihrer Nichte verkündigen, daß der Herr Major und Vicomte von Beauharnais ihr am Sprachgitter seine Aufwartung machen werde und daß sie ihn dort gebührend zu empfangen habe.

Josephine zitterte bei diesem Gedanken; aber sie wagte es nicht, dem Befehl ihrer Tante ungehorsam zu sein. Herr von Beauharnais erschien, war sehr artig und im Sinne der eleganten Welt auch liebenswürdig; er war ausgezeichnet galant, sagte ihr einige feine, aber gesuchte Artigkeiten, machte ein Paar Calembours, worüber er selbst lachte, plauderte viel und mit Lebhaftigkeit und empfahl sich wieder, keinen andern Eindruck zurücklassend, als den, daß er ein hübscher Mann sei und eine wohlkleidende Uniform getragen habe.

Er kam wieder und trieb sein Wesen eben so, nur etwas ungezwungener, machte einige Anspielungen, die nur zu deutlich seine Absichten verriethen. Josephine fühlte sich dabei von einer unbeschreiblichen Ängstlichkeit befangen; es war eine Ahnung von schwerem Unglück, das sie drückte bei Beauharnais Anblick, und dazwischen drängte sich die stete Erinnerung an ihren geliebten Willam und das Alles gab ihr eine so schmerzliche, so fieberhafte Überreizung, daß sie in der That sich unbeschreiblich krank fühlte und eine Sehnsucht nach ihrer fernen Heimath hatte, die sich durch nichts beschwichtigen ließ.

So fuhr sie denn in dieser unglücklichen Stimmung nach dem Hause der Madame Renaudin, fest entschlossen, dieser Frau, die Mutterstelle bei ihr vertreten wollte, ihr Herz zu öffnen.

Dieser Besuch fiel gerade auf einen Gesellschaftstag der Tante. Diese empfing das arme geängstigte Mädchen am Spieltische sitzend, wo sich Josephine neben ihr niederlassen mußte, während Madame Renaudin ihre Aufmerksamkeit theilte zwischen der Spielpartie und den Artigkeiten, die ihr der alte Marquis von Beauharnais von Zeit zu Zeit sagte. Josephine wurde bei einer so interessanten Beschäftigung mehr ihrem eigenen Nachdenken überlassen, worin sie nur selten durch ein Paar alltägliche Fragen, die theils de

Marquis, theils die Tante, so hingeworfen, an sie richteten, unterbrochen wurde. Es war unstreitig die peinlichste Stunde ihres Lebens, die sie hier vollbrachte. Zur Langeweile kam es nicht; denn nie lag das Gefühl ihres Unglücks so lastend auf ihrem Herzen. Die Spannung kam dazu, um den günstigen Augenblick zu finden, wo sie mit der Tante allein sein würde, um ihr das schwere und gewichtige Wort zu sagen, das ihr wie Blei auf dem Herzen lag, und als endlich die Tante die Sitzung aufhob, sich mit der Frage nach ihrem Befinden an das bleiche Mädchen wendete und der Augenblick gekommen war, wo Josephine sie um ein kurzes Gehör unter vier Augen bitten mußte, da preßte das so lange gemarterte Gefühl so gewaltsam nach ihrem Herzen zusammen, daß es ihr dunkel vor den Augen wurde, sie schwankte, suchte sich zu halten und da in diesem Moment, wo die Tante eben die Karten zusammennahm, Niemand sie beobachtete, sank sie ohnmächtig auf den Teppich am Boden nieder.

Nun gab es einen allgemeinen Aufstand, Schreck, Hülferuf, Hin- und Herrennen, Herbeieilen der Kammerfrauen, Riechsalz und Hülfleistung jeder Art. Im nahen Kabinet erwachte Josephine endlich aus ihrer Ohnmacht unter den Händen der Frauen. Auf die besorgten Fragen ihrer Tante erbat sie sich die Erlaubniß, einige Worte allein mit ihr zu reden. Ein Wink

der Madame Renaudin entfernte alle Anwesenden und nun stürzte Josephine zu ihren Füßen und rief mit emporgerungènen Händen, im Ton der Verzweiflung: „Ich muß sterben, liebe Tante, wenn ich nicht zu meiner Mutter zurückkehren darf. Diese verhaßte Verbindung macht mich so unaussprechlich unglücklich!“

Madame Renaudin war im höchsten Grade betroffen über diesen Ausbruch einer kindlichen Verzweiflung, der alle ihre Pläne durchkreuzte.

„Aber, liebes Kind,“ rief sie aus, „selbst in dem heiligen Evangelium steht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. Was kannst Du tadeln an diesem Herrn von Beauharnais? er ist ein schöner Mann, ein junger Mann, ein reicher Mann, den die ganze Welt für liebenswürdig hält.“

„Aber, er ist nicht Willam!“ klagte das junge Mädchen, in Thränen zerfließend, „er ist nicht der Gegenstand meiner ersten, einzigen Jugendliebe, der sein Leben auf das Spiel gesetzt hat, um das meinige vor dem Biß einer giftigen Schlange zu retten.“

„Steh auf, mein Kind,“ sprach Madame Renaudin mit dem Ton der Güte, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, wenn sie Vertrauen gewinnen wollte. „So, setze Dich hierher, neben mich aufs Sopha, mein armes Schäfchen! Du bist ganz außer Dir, beruhige Dich erst und dann erzähle mir Deine kleine Liebes=

geschichte. Ich hatte wohl davon gehört, aber nicht mehr, als um glauben zu können, es sei eine längst vergessene Kinderei gewesen. Betrachte mich als Deine zweite Mutter und sei überzeugt, daß man nicht grausam gegen Dich sein wird." —

Nun saßen Beide neben einander; Josephine hatte von ihrer Tante noch nie diesen Ton der Herzlichkeit gehört und in solchem Erguß ihrer eigenen Gefühle war sie davon ganz hingerissen in Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen. Ach, das junge Herz bedarf ja so sehr des Anschließens an ein mitfühlendes, und Josephine nahm die wohlberechnete Milde ihrer Tante für ein wahres Mitgefühl, das ihr in diesem Augenblick so wohlthuend ward, und nun erzählte sie ihr im rührendsten Ton der einfachen Wahrheit die Idylle ihrer ersten zarten Liebe. Sie schilderte jede Scene dieser unschuldigen Zuneigung mit einer so züchtigen Innigkeit des Gefühls, die kein Dichter in Worten wiedergeben könnte, und nachdem sie ihren Bericht vollendet hatte, erneuerte sie die Bitte, auf jene Verbindung nicht zu bestehen, die sie für immer unglücklich machen würde.

„Meine süße Josephine," sprach Madame Renaudin, „wenn es so steht mit Deinem Herzen, so passest Du nicht für die gesellschaftlichen Verhältnisse des civilisirten Europa und ich werde Dich mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Martinique zurücksenden."

„O Dank, Dank! tausend Dank! geliebte Tante."

„Vorausgesetzt," fuhr diese fort, „daß nicht der Verstand und das Gewissen Dir über Nacht zurückkehrt; denn der erstere muß Dir sagen, daß es Thorheit ist, einer Liebe anzuhangen, die keine Hoffnung auf Vereinigung giebt und das letztere, daß es unrecht ist, den Wünschen und Befehlen so würdiger Eltern ungehorsam zu sein."

„Aber, mein Gott, Tante!" rief Josephine, aufs Neue geängstigt, und rang im Stillen ihre Hände, „Sie erschrecken mich zum Tode durch diese Mahnung!"

„Sei doch ruhig, Kind; man zwingt Dich ja zu nichts; aber man setzt Vertrauen in die Seelengröße und Tugend unserer edlen Josephine. Ein Liebesschmerz läßt sich bekämpfen; aber nicht Gewissensunruhe beschwichtigen. Kehre zurück in die Stille Deiner Klosterzelle, mein Herz, und bete vor dem Bilde der gebenedeieten, gnadenreichen Schmerzensmutter, daß sie Dich erleuchte, beruhige und Dir den Weg zur Tugend zeige. — Geh — geh — gute Nacht!"

Madame Renaudin küßte die Weinende und kehrte zu ihrer Spielpartie zurück, indem sie ihre Nichte mit Unwohlsein entschuldigte; Josephine aber betete in stiller Klause vor dem Gnadenbilde der Gebenedeieten und fand dort Kraft, der Pflicht zu genügen. Nach einer durchweinten Nacht erklärte sie ihrer Tante: „Ich werde

den Wünschen meiner Eltern gehorsam sein und ihn näher kennen lernen, um mich zu bemühen, ihn zu lieben!" —

Es war eine Aufopferung des ganzen Lebensglücks in Folge jener schwärmerischen Resignation, welche nur das weibliche Herz in großen Momenten des Daseins fähig ist. —

Der Vicomte, davon durch einen Courier benachrichtigt, wiederholte seine Besuche in der Abtei Pantemont und nach Verlauf von drei Monaten war die sechszehnjährige liebenswürdige Creolin Maria Josephine von Tacher de la Pagerie, die von Vielen in der Residenz beneidete Vicomtesse von Beauharnais geworden.

Am Morgen nach ihrer Vermählung fand Josephine in ihrer Toilette ein Briefchen. — Sie erkannte die Hand und zitterte. — Es war von Willam! —

„Unglückliche, geliebte Freundin meiner Jugend! — Ich ergreife die Feder, nicht um anzuklagen, sondern um mich zu rechtfertigen. Ich kenne jetzt die entsetzliche Intrigue, die uns trennte und mein Schmerz ist ein doppelter geworden. Ich ertrage es nicht, verkannt zu werden von dem geliebten Wesen, dessen Achtung der einzige Trost blieb im Unglück einer unwiderruflichen Trennung. Ich will Ihren Frieden nicht stören, Josephine; aber das Gefühl, sich geirrt zu haben im Ver-

trauen auf die Treue und den Charakter eines einst geliebten Mannes, ist auch für ein weibliches Gemüth ein am Leben zehrender Schmerz und darum hinweg mit dem Schleier, der die Lüge verhüllte und die Tugend und Treue opferte den Vorurtheilen einer entsetzlichen Convenienz! In der Stunde, wo das unauflösliche Band der Kirche Sie an einen Andern kettete, unvergeßliche Freundin, erfahre ich — aus sicherer Quelle, — daß Ihre Tante Renaudin sich gegen eine Vertraute gerühmt hat, daß sie und Ihr Vater — Gott verzeihe es ihm! — diese Partie nur mit der äußersten Klugheit hätten zu Stande bringen können, wobei ein Zufall ihnen geholfen habe. Ihr Vater habe nämlich alle Briefe, die ich in der That von England aus voll der zärtlichsten Liebe an Sie geschrieben hatte, unterschlagen und Ihre treulose Freundin, die mich selbst hatte gewinnen wollen, habe Ihnen einen liebevollen Brief, den ich an meine Schwester geschrieben hatte, gezeigt, mit dem Vorgeben, er sei an sie selbst gerichtet gewesen. Madame Renaudin aber hat unsere Annäherung und Verständigung zu hindern gewußt, und durch welche Mittel sie den Vicomte zur Einwilligung bewogen hat, wage ich nicht auszusprechen, um nicht Unfrieden zu säen in eine Ehe, die mich unglücklich macht. — Ich aber werde Ihren Frieden nicht weiter stören, als nothwendig war, um mich zu rechtfertigen.

Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, befinde ich mich schon auf dem Wege nach Ostindien.

Lebe wohl, Josephine! — o, noch einmal das vertrauliche Du der Jugendliebe! — Lebe glücklich! und gedenke bisweilen mit Wehmuth Deines armen verlorenen Freundes

Willam von K..."

Einige Monate später wurde Madame Renaudin Gemahlin des Marquis von Beauharnais.

Die Welt lächelte über dieses respektable Paar, das jetzt nicht mehr allein sein konnte, ohne die peinlichste Langeweile zu empfinden; denn die Frau Marquise fand sich nicht mehr bewogen, mit dem Herrn Marquis Picket zu spielen und dieser hatte Niemanden mehr, bei dem er seine veralteten Galanterien anbringen konnte.

Vierter Abschnitt.

Verhältniß der Ehegatten. — Josephinens Vorstellung bei der Königin Maria Antoinette. — Josephinens Kinder: Eugen und Hortense. — Spannung. — Trennung. — Vergebliche Versöhnungsversuche. — Josephine zieht sich in die Abtei Pantemont zurück. — Ihr Sohn wird ihr genommen. — Melancholischer Aufenthalt. —

Josephine hatte aus Pflichtgefühl diese Verbindung geschlossen und aus demselben Pflichtgefühl weihte sie ihrem Gemahl die Ergebenheit und Treue einer trefflichen Gattin. Sie suchte aus ihrem Gedächtniß die Erinnerung an ein Verhältniß zu tilgen, der sie nicht hätte nachhängen können, ohne sich noch unglücklicher in ihrem gegenwärtigen zu fühlen, und mit einem Schmerz ohne Gleichen verbrannte sie jenen Brief und jedes Andenken, das sie von ihrem unglücklichen Freunde noch besaß.

Es war ihr ein entsetzliches Gefühl, daß sie ihren Vater, den sie so hoch geachtet und so zärtlich geliebt

hatte, von dieser Seite hatte kennen lernen müssen. Sie hätte ihm eher die Strenge eines Haustyrannen verziehen, als diese Falschheit, womit er sie, wenn auch in bester Absicht, um die Glückseligkeit ihres Lebens betrogen hatte. — Von der Tante Renaudin hatte sie nichts Besseres erwartet, da dieser Frau der Glanz des Weltlebens über Alles ging und es ihr an Sinn und Gemüth für häuslich stilles Glück fehlte; aber ihr Vater, ihr Vater! — ein schrillender Schmerz durchzog schneidend ihre Seele; sie mußte alle ihre Seelenstärke und Willenskraft aufbieten, um sich zu überreden, daß ihr Vater nichts beabsichtigt habe, als ihr Glück zu fördern und daß er nur in dem Mittel fehlgegriffen habe. Und nun begann sie, die guten Eigenschaften ihres Gemahls aufzusuchen, weil sie, nachdem einmal das im Leben unauflösliche Sakrament der Ehe sie verbunden hatte, es für ihre Pflicht hielt, ihn zu lieben.

Der Vicomte von Beauharnais hatte allerdings glänzende Eigenschaften, die eine junge Frau, welche entschlossen ist, sie anzuerkennen, wohl zu bestechen vermögen. Seine Stellung in der Gesellschaft und ein gewisses nobles Benehmen, so wie das elegante Haus, das er in Paris machte, sicherten ihm die Achtung der Welt, die seine Neigung für die schöne Vizeu jetzt völlig ignorirte. Josephine kannte dieses Verhältniß nicht und

Beauharnais Benehmen gegen sie selbst war so rück=sichtsvoll, gewandt und artig, daß sie sich schon nach Verlauf eines Monats gestehen mußte, ihr Gemahl sei einer der liebenswürdigsten Weltleute, die es nur gäbe; indeß, Liebe vermogte sie nicht für ihn zu fühlen. Beide Ehegatten empfanden in dieser Beziehung eine gewisse Leere und Befangenheit, sobald sie sich einander allein gegenüber saßen; es kam dann auch wohl mit=unter zu kleinen Mißhelligkeiten. Herr von Beauharnais zeigte nie mehr üble Laune, als wenn er mit seiner jungen Gemahlin allein war. In einer solchen Stim=mung konnte er eines Tages nicht müde werden, die Schönheit der seligen Maria, Josephinens Schwester, deren Bild er noch besaß, zu preisen und denjenigen glücklich zu nennen, der der Gemahl einer so schönen Frau geworden sein würde.

Dann sagte ihm Josephine mit der Offenheit einer Creolin: „Ich glaube es gern, daß Sie mit diesem Engel glücklicher geworden sein würden, als mit mir; denn mir selbst geht es eben so; ich hätte mich glück=licher gefühlt als ihre Schwester, wie als ihre Gattin."

Übrigens erfuhr Josephine nichts von seinem zärt=lichen Verhältniß zu der Madame de Vizeu; es würde sich sonst das heiße Blut des Südens durch eine glü=hende Eifersucht nicht verleugnet haben; aber eben dieses unglückliche Verhältniß war schuld, daß der Vicomte

verblendet blieb gegen die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Verstandes seiner kaum sechszehnjährigen jungen Gemahlin, und daß Beide, nur um der Leere des Alleinseins zu entgehen, sich in den Strudel der Gesellschaft stürzten und von Vergnügen zu Vergnügen so rastlos fortstürmten, als liege darin allein aller Lebensgenuß, und bald gefiel sich Josephine in den Huldigungen, die ihrem Reichthum, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiste und ihrer naiven Grazie und Eleganz von allen Seiten gezollt wurden.

Josephine, die so ganz geschaffen war für ein stilles Familienglück und eine, die ganze Seele ausfüllende Liebe, war auf dem Wege, am Herzen verarmt, eitel und gefallsüchtig zu werden.

Merkwürdiges Phänomen im socialen Leben, wie man es aber in den Verhältnissen der großen Welt so oft wiederfindet!

Erst, als Josephine ihrem Gemahl einen Sohn geschenkt hatte, erwachte durch die gemeinschaftliche Liebe zu dem bildschönen Knaben in beiden Eltern eine innigere gegenseitige Zuneigung. Doch wurde deshalb das einmal gewohnte Leben im Strudel der höhern Gesellschaft nicht aufgegeben.

Es gab damals in Paris keine glänzende Einrichtung, kein Equipage, Livree, kein Silberservice und keine elegante, kostbare Toilette, die mit der Pracht

dieses Hauses verglichen werden konnte. Große Rimessen waren von Martinique angekommen, um den neuen Glanz des Hauses würdig zu begründen und selbst die zahlreichen Gläubiger des Herrn Vicomte ließen sich verblenden durch den Schimmer von Reichthum, den er um sich her zu verbreiten wußte, und gewährten ihrem erlauchten Schuldner gegen wucherliche Zinsen neue Fristen zur Zahlung der Schulden, von deren Existenz Josephine kein Wort wußte. — Madame de Vizeu war anfänglich sehr zufrieden mit dieser Heirath und da sie durch die Freigebigkeit des Herrn von Beauharnais auf Kosten des Vermögens seiner Frau ein überaus glänzendes Haus machte, so veranlaßte es der Vicomte, daß diese adelige Courtisanne, deren Verhältniß zu ihm die ganze Welt kannte, bei seiner Gemahlin eingeführt wurde. Die Sitten des französischen Hofes damaliger Zeit waren aber so locker, daß die ersten Adelsfamilien durchaus keinen Anstoß daran fanden, diese Person in dem Salon der Familie Beauharnais glänzen zu sehen — und das that sie durch Schönheit und Reichthum der Toilette eben so sehr, wie durch Grazie und Koketterie.

Madame de Vizeu aber hatte durch diese Erfolge ihres Auftretens in der großen Welt sich in den Kopf gesetzt, selbst die Gemahlin des Vicomte von Beauharnais zu werden. Sie begann also damit, unter dem

Schein der Liebe und Freundschaft für Josephine, ihm kleine erdichtete oder übertriebene Züge zu erzählen, die ganz geeignet waren, die Eifersucht ihres Gemahls zu erregen.

„Es ist nichts, es ist gar nichts!" sagte sie dann, wenn sie ihn aufs Äußerste gebracht hatte, „die arme kleine Frau ist nicht schön, aber sie hat, als Creolin, ohne Zweifel Temperament. Es ist ihr vielleicht Bedürfniß, zu lieben und sie liebt die Veränderung, schon vermöge ihrer großen Lebhaftigkeit. Nun wohl! aber wenn man nicht schön ist, wodurch zieht man Männer an, als, indem man sie hoffen läßt? Wodurch fesselt man sie — als indem man gewährt? — Ei, warum so erschrocken, mein Lieber? — es ist einmal so der Welt Lauf! wenn man eine Creolin heirathet, muß man gefaßt sein, einen Bastard ins Haus zu bekommen."

Alexander von Beauharnais knirschte mit den Zähnen, ballte die Faust und rief: „Die Pest über die Weiber! — ich werde sie beobachten, und wehe ihr, wenn ich sie auf der kleinsten Untreue überrasche! — wehe ihrem Buhlen! — ich zerbreche ihm das Genick!"

„Ei, ei, Herr Vicomte! ist das ein Benehmen, wie es eines französischen Edelmannes würdig genannt werden kann? Macht sich der Gatte nicht vor der Welt lächerlich durch Eifersucht? Beim Himmel, ich komme dadurch auf die Idee, daß Sie die Abscheulichkeit haben, in

Ihre Frau verliebt zu sein. Was würde die Welt dazu sagen, wenn ein Mann von gutem Ton sich ein solches Ridicül geben wollte?"

Solche Reden, die öfter geführt wurden, verfehlten ihres Eindrucks nicht. Der Vicomte hatte in der That eine gewisse Zuneigung für seine Frau gefaßt, seitdem sie ihm das Glück gewährt hatte, Vater eines schönen Knaben, des jungen Eugen, zu sein, der sich mit jedem Tage lieblicher entwickelte. Nun schenkte sie ihm noch eine Tochter, die kleine Hortense, und seine Liebe zu diesen beiden Kindern bewies, daß es in seinem Herzen noch einen Fond von Sinn für häusliche Glückseligkeit gab, noch jenes tiefe, schöne Naturgefühl, das beiden Gatten Anspruch auf Zufriedenheit und Einigkeit gegeben hätte, wenn nicht das leichtsinnige Weltleben und mehr noch die unglückliche Leidenschaft dieses Mannes zu jener Megäre, besonders aber die Verläumdungen dieses Weibes, sich störend in ihre Häuslichkeit eingedrängt gehabt hätten.

Darum war auch der Vicomte von so ungleicher Laune gegen seine Gemahlin, daß er bald die Mutter seiner geliebten Kinder mit Zärtlichkeiten überhäufte, bald sie durch ein schroffes, kaltes und unfreundliches Benehmen auf das tiefste verletzte. Indeß, Josephine war ein Engel an Güte; sie ertrug mit Geduld die stets wachsende Verstimmung ihres Gemahls und widmete

sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, von welchen besonders der kleine Eugen, wegen seiner schwächlichen Gesundheit, so sehr der mütterlichen Pflege bedurfte.

Da der Vicomte, als Major im Regimente ***, einer nicht unbedeutenden Achtung bei Hofe genoß, so strebte er nach der Ehre, seine Gemahlin dort vorstellen zu dürfen; indeß mußte er die unangenehme Erfahrung machen, die ihn noch mehr verstimmte, daß diese Vorstellung unter mancherlei Vorwänden immer noch mehr hinausgeschoben wurde.

Josephine aber, um sich ihm gefällig zu erweisen, benutzte die Zwischenzeit, sich mit den Manieren und Formen des Hoflebens bekannt zu machen und deshalb besuchte sie wieder mehr als zuvor die Gesellschaften und zwang sich, selbst in Rücksicht der Toilette, den damaligen strengen Forderungen der Etikette zu unterwerfen, was der an freie Bewegung gewöhnten jungen Creolin doppelt lästig fallen mußte.

Endlich war ihr Gatte so glücklich, mit freudestrahlenden Blicken ihr ankündigen zu können, daß der Tag ihrer Vorstellung bei Hofe bestimmt sei, und daß die Königin Maria Antoinette, aus ganz besonderer Gnade, sie in ihren Privatgemächern zu empfangen geruhen wolle.

Josephine versprach, nichts zu vernachlässigen, was die bei solchen Gelegenheiten üblichen Förmlichkeiten erforderten.

Herr von Beauharnais war damit sehr zufrieden und ein Sonnenblick der Eintracht schien beiden Ehegatten zu lächeln.

Man hatte dem Vicomte verkündet, daß die Königin Maria Antoniette aus Rücksicht auf die einfacheren Gewohnheiten seiner Gemahlin ihr Vieles nachgelassen habe von der Strenge der Hofetikette; indeß waren doch manche dieser den Hofleuten so ehrwürdig erscheinende Gewohnheiten für so unerläßlich gehalten, daß man glaubte, sie davon nicht dispensiren zu können. Dazu gehörten die alt-französischen Roben, die schleppenden Hofmäntel und die steifen gepuderten Frisuren. Nun denke man sich diese bewegliche junge Creolin in ein solches Monstrum des damaligen Hofcostüms travestirt, mit Reifröcken so breit, daß keine Thür weit genug war, um gerade hindurch zu gehen; dazu Hackenschuh so hoch, als gehe sie auf Stelzen, doppelt gefährlich auf den spiegelglatten Parkets des Schlosses; endlich ein Haarberg mit Flor, Blumen, Federn und diamantenen Zitternadeln garnirt, der sich nur mit Mühe auf dem feinen Köpfchen im Gleichgewicht halten ließ und das Alles mit Puder bedeckt, der keine Spur mehr zu-

rückließ von dem schwarzen Haar, dessen natürlicher Seidenglanz sonst der schönste Schmuck dieser lebendigen jungen Frau gewesen war, und man wird sich die Qualen vorstellen können, denen sich Josephine gern unterwarf, um ihrem Gemahl gefällig zu sein. Man hatte dabei gefordert, daß sie ein ganzes Gesetzbuch von Hofgebräuchen auswendig lernen sollte; doch während sie in ihrem ungeduldigen Köpfchen alles durcheinander warf, wurde sie jeder Verlegenheit überhoben durch den unbefangenen und liebenswürdigen Empfang der Königin Maria Antoinette. Josephine gewann dadurch Zutrauen und benahm sich über alle Erwartung so allerliebst und natürlich, daß die Königin Wohlgefallen an ihr fand und ihr Gemahl sich durch Complimente darüber, die man ihm von Seiten der Hofleute machte und durch die ausgezeichnete Gnade der Königin gegen seine Gemahlin ungemein geschmeichelt fühlte.

Frau von Beauharnais, die dem gesellschaftlichen Leben in der großen Welt schon Geschmack abgewonnen hatte, war entzückt über diesen Anfang; sie schöpfte daraus die besten Hoffnungen für ihre Zukunft; allein diese Hoffnungen gehörten zu den vielen Täuschungen, denen ein bewegtes Leben nicht selten unterworfen ist. — Ihr Gemahl, auf dessen erneuertes Wohlwollen sie nach solchen Erfolgen gerechnet hatte, wurde mit jedem Tage übellauniger und schroffer gegen sie. Er beobach-

tete sie mit einem finstern Mißtrauen, nahm jede Kleinigkeit übel und wenn ihn Josephine mit Thränen in den schönen Augen beschwor, ihr zu sagen, was ihm fehle, was sie vielleicht an sich habe, das er wünsche, das sie ablegen möge, — so nannte er sie unerträglich sentimental, und schwieg sie dann tief gekränkt still, oder zog sich verletzt von ihrem Gatten zurück: so galt sie ihm für kalt und herzlos. Selbst der kleine Eugen, der sich schon so lieblich entwickelte und zu plaudern anfing, vermogte nur selten ein Lächeln auf dem Angesicht des mürrischen Mannes in Gegenwart seiner Gattin, die sich darüber so unglücklich fühlte, zu erwecken. Bald machte er scharfe Anspielungen, die eine in ihm gährende Eifersucht verriethen, wozu ihm nur noch der Gegenstand fehlte. Bald schien sich sein Mißtrauen auf verschiedene Personen ihres Umganges geworfen zu haben, besonders auf ihre Tante und jetzige Schwiegermutter, die Marquise von Beauharnais, vormalige Madame Renaudin. Er untersagte ihr daher auf das strengste mit dieser Dame und andern achtbaren Personen jeden Umgang, ja er ging in den rücksichtslosesten Kränkungen so weit, die gemessensten Befehle zur Verhinderung dieses Verkehrs an ihre Dienerschaft zu ertheilen.

Josephine konnte gar nicht begreifen, woher dieses Mißtrauen und diese Strenge entstanden war. Sie

fand zwar, wie alle Frauen, die viel Leben und Geist haben, Gefallen an der Unterhaltung mit interessanten Männern und bewegte sich darin so frei, daß man ihr wohl einige Koketterie hätte Schuld geben können; allein sie war sich bewußt, niemals ihre Pflicht gegen ihren Gatten verletzt zu haben. Ja, als sie von diesem vernahm, daß Willam von K..., der nicht nach Ostindien gegangen war, nach Paris kommen würde, so beschloß sie, jede Gelegenheit zu vermeiden, mit ihm zusammen zu treffen. Sie verließ daher während der Zeit seiner Anwesenheit in Paris nur selten ihre Gemächer und besuchte nie eine Gesellschaft, wo sie glauben konnte, ihn zu sehen. Sie selbst gab ihren Leuten den Befehl, daß sie für Herrn von K... nie zu Hause sein würde und besonders war sie alsdann streng und vorsichtig in solchen Rücksichten, wenn sich ihr Gemahl fern von Paris befand, wozu ihn oft seine Dienstverhältnisse nöthigten.

Als Vorwand für diese Zurückgezogenheit diente ihr die Besorgnisse einflößende schwächliche Gesundheit ihres kleinen Eugen, dessen Pflege sie sich mit aller mütterlichen Zärtlichkeit widmete. Zugleich benutzte sie die Zeit ihrer Einsamkeit dazu, um ihrem Geist eine höhere Ausbildung zu geben und dadurch nachzuholen, was eine Erziehung unter den Palmen und Bananen von Martinique nicht hatte erreichen lassen.

Merkwürdig genug schien die öftere Abwesenheit des Vicomte beide Gatten einander wieder zu nähern. Wenn Herr von Beauharnais noch so kalt von ihr geschieden war, so verriethen doch schon seine nächsten Briefe eine Wärme, die sie veranlaßte, ihm wieder freundlich zu schreiben und so war bald der zärtlichste Briefwechsel zwischen beiden Gatten wieder angeknüpft. Eines Tages erhielt Josephine von ihrem Gemahl einen Brief, der sie einlud, mit ihren Kindern nach Straßburg zu kommen, wo ihn Dienstverhältnisse länger als gewöhnlich gefesselt hielten.

Dort waren beide Gatten die Einigkeit selbst und schienen nur für einander zu leben; als sie aber nach Paris zurückgekehrt waren, fing schon am folgenden Tage die unglückliche Verstimmung des Vicomte wieder an.

Josephine konnte sich diese wechselnde Laune des Gatten, den sie doch endlich als zärtlichen Vater ihrer Kinder lieb gewonnen hatte, durchaus nicht erklären und nahm sich vor, gegen seine Ungerechtigkeiten immerfort den Charakter der Ergebenheit und Geduld zu behaupten, der, wie sie hoffte, am Ende seine Lieblosigkeit entwaffnen müsse; allein der Kampf gegen stets erneute Angriffe auf ihr Gefühl wurde am Ende der unglücklichen Frau zu schwer. Sie wurde von Tage zu

Tage bleicher und hinfälliger und die Entzündung ihrer Augen verrieth nur zu oft, daß sie die Stunden der Einsamkeit an der Wiege ihrer kleinen Tochter in stillen Thränen hingebracht hatte.

Damals war von Seiten ihres Gemahls die Tyrannei so weit getrieben, ihr allen Umgang zu versagen, mit Ausnahme der Frau, deren Zutritt der Vicomte fast gebieterisch gefordert hatte, und diese Frau 'hatte sich, wie wir wissen, in ihr Vertrauen einzuschmeicheln gewußt: es war Madame de Vizeu, von der Josephine nicht ahnete, in welcher unerlaubten Verbindung sie mit ihrem Gatten stand.

„Liebe Vicomtesse," sprach diese einst zu Frau von Beauharnais, „ich sehe die Spuren von Thränen in Ihren schönen Augen; mich jammert Ihr heimlicher Kummer. Gewiß, geliebte Freundin, Sie haben sich zu viel zugetraut, indem Sie Herrn von Beauharnais gegen Ihre Neigung heiratheten."

„Wer sagt Ihnen: gegen meine Neigung?" fragte Josephine verletzt; „ich liebe meinen Gatten." —

„Wie es die Pflicht und Schuldigkeit einer guten Frau ist," entgegnete Madame de Vizeu; „allein diese Pflicht hat ein Ende, wenn der Mann die seinige verletzt; auch die treueste Liebe muß am Ende erlöschen, wenn der andere Theil nicht treu bleibt."

„Madame," sprach Josephine befremdet, von Ihnen hätte ich diese verletzende Sprache wohl am wenigsten erwartet."

„Ha," entgegnete die boshafte Intriguantin, „Sie meinen vielleicht, weil Ihr Herr Gemahl einmal die Phantasie hatte, mir die Cour zu machen. Was diesen Punkt betrifft, so kann ich Sie beruhigen; ich gestehe, es hätte nur an mir gelegen, ihn an meinen Sieges=wagen zu fesseln, allein meine Tugend wies ihn stolz zurück. Sie werden bemerkt oder erfahren haben, daß mich der Herr Vicomte seit einiger Zeit nicht mehr be=sucht und es auffallend vermeidet, mit mir hier zusam=men zu treffen."

In der That hatte Josephine selbst bemerkt, daß ihr Gemahl die Frau von Vizeu vernachlässigte, die er sonst bei jeder Gelegenheit auszeichnete; sie war daher sehr befriedigt von jener Äußerung ihrer Nebenbuhlerin und glaubte ihr dagegen zum Dank ein Compliment sagen zu müssen.

„Ei, Madame," rief sie, „ist zu liebenswürdig, um nicht jedem Mann von Gefühl gefährlich zu wer=den, und wenn der meinige diese Gefahr für sich er=kannte und vermied, so darf ich ihm dafür nur dank=bar sein."

„Aber, was hilft es," entgegnete die Courtisanne lachend, „während der Ungetreue gern den Schein haben

möchte, als ob er Ihnen ganz allein angehöre, liegt er doch täglich zu den Füßen der Gräfin von B..., dieser eroberungssüchtigen Frau, die gern alle Cavaliere vom Hofe bezaubern möchte."

„Madame," sprach Josephine beleidigt, wie eine jede gute Frau, die Ungebührliches von ihrem Gatten reden hört, „ich verbitte mir ein für allemal jede Zuträgerei. Eine Frau ist weit weniger unglücklich, wenn sie die Untreue ihres Gatten unwissend duldet, als wenn sie dieselbe kennt, ohne solche Dinge abstellen zu können."

„Ha! denen ist nicht zu helfen," rief Madame de Vizeu spottend, „die Augen haben, zu sehen, und nicht sehen wollen; die Ohren haben, zu hören, und nicht hören wollen; die lieber ihre Ehre verlieren und zum Gespött der Welt werden, als das Wort „Trennung" aussprechen wollen, das doch keine Bedeutung mehr hat, wo bereits die Herzen getrennt sind."

„Sagen Sie vielmehr: zerrissen!" rief Josephine, in Thränen ausbrechend, und zog sich in ihr Boudoir zurück, um auszuweinen.

Sie hatte allerdings schon selbst Beobachtungen gemacht, die durch jene Worte ihrer Nebenbuhlerin nur zu sehr Bestätigung erhielten. Gräfin von B... war eine jener liebenswürdigen Koketten, die jede gute Frau, die der Treue ihres Gatten nicht ganz sicher ist, in Schrecken setzen muß. Es war schon zwischen Beiden

zu unangenehmen Erörterungen über diesen Gegenstand gekommen. Jetzt aber genügte Josephinens Lebhaftigkeit und Eifersucht, um den Mangel an Beweisen zu ergänzen. Sie zweifelte nun keinen Augenblick mehr an der Wahrheit jener Anschuldigungen; die aufs Höchste gereizte Phantasie vergrößerte die Schuld noch, und so, alle Fassung verlierend, entschloß sie sich, mit der ihr eignen Raschheit im Handeln, ihren Gemahl darüber wenigstens zur Rede zu setzen.

Sie ahnete nicht, daß ihr Gemahl, indem sie ihm Vorwürfe machte, vielleicht gerade ihr Lob verdient hatte, da er, während sie ihn für untreu hielt, auf dem Wege war, zur ehelichen Treue zurückzukehren; daß er sich von der Frau von Vizeu zurückgezogen hatte, weil er es nicht länger hatte ertragen können, sie schlecht über seine edle Josephine sprechen zu hören. Sie wußte nicht, daß der Vicomte jener Frau den Zutritt in sein Haus ganz verboten haben würde, wenn er sich nicht gescheuet hätte, sich lächerlich zu machen vor dem Richterstuhle der großen Welt, indem man ihm Schuld geben würde, daß er, als gehorsamer Ehemann, zu Kreuze gekrochen sei und seine noble Passion für die schöne Vizeu wie ein Schulknabe, der bei einer Näscherei ertappt sei, bereuet habe. So verkehrt war damals die Gesinnung der eleganten Welt, daß man es für lächerlich hielt, wenn ein Mann von Stande neben seiner Gemahlin keine

Geliebte hatte. Und um diesem Ridikül zu entgehen gab er sich in der That den Anschein, als ob er der Frau von B... den Hof mache, ohne das geringste für diese geschminkte Kokette zu empfinden.

Josephine wußte endlich nicht, daß Frau von Vizeu schon längst sich in den Kopf gesetzt hatte, Vicomtesse von Beauharnais zu werden und daß sie deshalb operirte, die beiden Ehegatten durch gegenseitige Verläumdungen zu entzweien. Zuletzt kam noch ein Rachegefühl dazu, um ihr boshaftes Werk zu vollenden, selbst dann noch, als sie keine Hoffnung mehr hatte, für sich selbst Erfolge davon zu erndten. Indem sie es aufgeben mußte, Herrn von Beauharnais länger zu fesseln, konnte sie den Gedanken nicht ertragen, dessen Gemahlin glücklicher zu sehen, als sie selbst war.

Die wechselnde Laune des Vicomte gegen seine Gattin aber war früher in der Verblendung der Leidenschaft für die schöne Vizeu und später durch den Kampf mit dieser Leidenschaft und der Achtung für die Mutter seiner Kinder entstanden. Jetzt aber verdarb Josephinens Heftigkeit Alles. Sein beleidigter Stolz verschmähte es, sich gegen die unbegründeten Anschuldigungen seiner Gemahlin zu vertheidigen. Sein Selbstgefühl war durch das Bewußtsein, diese Vorwürfe jetzt wenigstens nicht verdient zu haben, verletzt; seine eigene Eifersucht gab ihm Stoff genug zu Gegenvorwürfen; kurz, es kam

zu einer Scene, in welcher das schreckliche Wort: „Trennung“ ausgesprochen wurde.

Man wendete sich beiderseits in der ersten Aufwallung an Advokaten und diese säumten nicht, in gewinnsüchtiger Absicht das Feuer noch mehr anzuschüren.

Von diesem Tage an mieden sich beide Ehegatten. Der Vicomte ging nach Straßburg zu seinem Regiment, nachdem er einen Brief zurückgelassen hatte, worin er schrieb: „er hoffe, sie bei ihrer Rückkehr in Paris nicht mehr in seinem Hôtel zu treffen und erwarte, daß sie während der gerichtlichen Verhandlungen über die Trennung sich in ein Kloster zurückziehen werde; widrigenfalls er sie durch Auswirkung eines gerichtlichen Befehls dazu zwingen würde.“

Josephine erschrak, als sie von gerichtlichen Verhandlungen las. Bei ihr war der Streit mehr durch Aufwallung des Augenblicks veranlaßt; ihr versöhnliches Gemüth hätte ihrem Gatten selbst die erwiesene Schuld verziehen, um wie viel mehr, da sie sich bei ruhiger Überlegung vorwerfen mußte, daß sie sich vielleicht aus Leichtgläubigkeit und Eifersucht übereilt haben könne. Sie verwarf daher den Rath ihres Advokaten, selbst auf Trennung zu klagen und schrieb ihrem Gemahl nach Straßburg hin einen Brief voll rührender Bitten um Vergebung; sie beschwor ihn, ihr zu erlauben, nach Straßburg zu eilen, um ihm seine Kinder zu bringen,

damit sie für die Schuld der strafbaren Mutter bitten mögten — und damit nichts mehr seinen Zorn reizen könne, habe sie sich unter dem Vorwande eines Besuchs nach der Abtei Pantemont zurückgezogen, wo sie die Erlaubniß von seiner Seite, in seine Arme zurückzukehren, von der Herzensgüte des besten und edelsten aller Männer erwarten wolle.

Fast unglaublich machte dieser Brief voll Demuth und Herzensgüte auf den stolzen, verblendeten Mann die entgegengesetzte Wirkung, als damit beabsichtigt war. Er hielt diese Demuth für eine Folge des Bewußtseins ihrer Schuld und in den Worten: „die Schuld der strafbaren Mutter" glaubte er das indirecte Geständniß des Bruchs der ehelichen Treue zu finden. Er würdigte daher die unglückliche Frau keiner Zeile Antwort, sondern schrieb seinem Advokaten, indem er ihm diesen Brief als Beweisakte ihrer vermeintlichen Schuld mittheilte, daß er nunmehr die erforderlichen Schritte einleiten möge, um die Trennung gerichtlich zu machen und darauf anzutragen, daß ihr, als dem schuldigen Theile, die Erziehung ihrer Kinder genommen, ihm selbst aber der fernere Nießbrauch ihres eingebrachten Vermögens zugesprochen werde.

Josephine hatte sich mit ihren beiden Kindern, einer Kammerfrau und einer Bonne, in die genannte

Abtei zurückgezogen, als eines Tages ein Huissier des Parlaments von Paris sich bei ihr anmelden ließ.

Bleich und zitternd empfing sie aus den Händen der würdigen Magistratsperson im kurzen schwarzen Mantel, mit dem schwarzen Gerichtsstabe in der Hand, die Papiere, in welche sie kaum einen Blick geworfen hatte, als sie ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrau sank.

Es war die Insinuation der Trennungsklage ihres Gemahls, mit dem Befehl, während der Dauer des Prozesses in ein Kloster, nach ihrer Wahl, sich zurückzuziehen. Jene Trennungsklage enthielt auch zugleich die Anträge auf Entziehung der Kinder und des Vermögens und die gerichtliche Verfügung enthielt den Befehl an die unglückliche Mutter, ihren Sohn Eugen den Händen des Gerichtsboten zu übergeben, um ihn in eine von ihrem Gemahl bestimmte Pensionsanstalt zu versetzen.

Dieser letzte Befehl war das Erste gewesen, was ihr in die Augen gefallen war, und hatte ihr mütterliches Gefühl so erschüttert, daß sie in Ohnmacht sank.

Als sie daraus erwachte, war der Gerichtsbote verschwunden; aber auch ihr geliebter kleiner Eugen war von dem Manne des Gesetzes mit fortgeführt.

Der gute Huissier hatte es für angemessener gehalten, lieber sogleich während der Ohnmacht diesen

amtlichen Raub zu begehen, als sich den Klagen einer verzweifelnden Mutter auszusetzen.

Josephine war völlig zerknirscht durch diesen Raub; sobald sie sich nur etwas erholt hatte, eilte sie in die, in der Eingabe ihres Mannes genannte Pensionsanstalt. Dort fand sie ihren schönen, bleichen Knaben in Thränen zerfließend. Sie sank vor ihm auf die Knie, damit seine kleinen Arme den Nacken seiner geliebten Mutter umschlingen konnten; aber die Thränen des Kindes machten das Mutterherz stark genug, die ihrigen zu unterdrücken. Sie begriff, daß sie dieser gerichtlichen Bestimmung, die so rasch vollzogen war, nichts entgegen zu setzen hatte, als Ergebung und suchte nun den Kummer ihres Kindes zu lindern, indem sie ihm ihren eigenen verbarg und ihm alle die Trostgründe versprach, die der ungeheure Schmerz ihrem eigenen Herzen versagte.

Ein Blick in die jetzigen Umgebungen des Kindes gab ihr jedoch die Versicherung, daß er dort wohl aufgehoben sei und die ruhiger werdende Überlegung mußte ihr sagen, daß es besser sei für das Wohl ihres geliebten Kindes, in eine Erziehungsanstalt von Ruf gebracht zu sein, als ferner unter der Aufsicht einer Mutter zu leben, die nur Thränen und Bekümmerniß für ihn hatte. Sie endigte damit, der würdigen Vorsteherin dieses Erziehungshauses das leibliche und geistige Wohl

des Knaben mit den rührendsten Bitten ans Herz zu legen, dann große Geschenke an Alle, die mit der Pflege des kleinen Eugen beauftragt waren, zurückzulassen und endlich, nach einer schmerzlichen Trennungsscene, die ersten Eindrücke eines tiefen Seelenschmerzes zu einem rührenden Brief an ihren Gatten zu verwenden, worin sie ihn bat, ihr wenigstens die Kränkung einer gerichtlichen Einmischung zu ersparen, da ja schon sein Befehl, ja die leiseste Äußerung seines Wunsches hinreichen würde, um Alles von ihr zu erreichen, was er nur durch eine gerichtliche Klage beabsichtigen könne.

Als sie diesen Brief noch einmal wieder überlas und der Härte und Ungerechtigkeit ihres Gemahls gedachte, da empörte sich noch einmal ihr edleres Selbstgefühl. Es kam ihr jetzt beinahe vor, als habe sie sich erniedrigt und zu viel an ihrem gekränkten Rechte vergeben, indem sie im demüthigen Ton der Schuldbewußten an ihren Gatten geschrieben hatte. Und so war es wieder eine Aufwallung ihres oft durch die entgegengesetzten Empfindungen so leicht erregbaren Gemüths, wenn sie hinzufügte: „Sollten Sie mir aber nicht das Recht gewähren wollen, was ich in der mildern Form der Bitte von Ihnen fordre, so würden Sie mich zwingen, mich gegen ihre unbillige und ungerechte Klage mit dem Arm der Gerechtigkeit zu waffnen und es als eine meiner Unschuld gebührende Genugthuung zu for=

dern, daß Sie mit Ihrer eben so unbegründeten als unerwiesenen Klage auf Trennung unserer Ehe abgewiesen werden. Sie werden sich erinnern, Herr Gemahl, daß ich gegen meinen Wunsch mich an Sie vermählt sah; da ich aber einmal gezwungen war, Ihre Hand anzunehmen, so will ich auch diese meine Stellung an Ihrer Seite, das Recht der Mutter Ihrer Kinder, mit aller Energie der gekränkten Tugend vertheidigen."

Nachdem Josephine diesen Brief abgesandt hatte, der so entgegengesetzte Gesinnungen verrieth, beunruhigte sie sich über den Erfolg. In der That erhielt sie auch keine Antwort darauf und nun gab sie ihrem Anwalt Vollmacht, sie gegen die Anträge ihres Gemahls vor Gericht zu vertheidigen.

Unter solchen Bekümmernissen war der traurige Aufenthalt im grauen Gemäuer der großen Abtei von Pantemont nicht geeignet, die arme Josephine zu erheitern. Die hohen dunkeln Taxushecken, die eben so tief beschatteten schnurgeraden Baumalleen, die sie täglich innerhalb der hohen Umfangsmauer des einsamen Klostergartens durchwandelte, mußten ihrem Kummer nur neue Nahrung geben. Indem sie die mit Grabdenkmälern angefüllte Klosterkirche betrat, rief sie aus: „o hier werde auch ich einst die Ruhe des Grabes

finden!" Die ascetischen Bücher, die sie hier las, konnten nur dazu beitragen, ihre Schwermuth noch zu vermehren; Youngs Nachtgedanken bildeten ihr tägliches Studium. Sie fand darin die erhabensten Gedanken, aus denen sie Trost für eine verkümmerte Gegenwart zu schöpfen wähnte, während sie doch dadurch zu einer schmerzlich-süßen Schwärmerei hingerissen wurde.

Fünfter Abschnitt.

Beschreibung der Lage ihrer Zellen. — Der dunkle Klosterhof. — Die räthselhafte Erscheinung. — Die beiden jungen Marquisinnen. — Beobachtung. — Nächtliches Abenteuer. — Die angebliche Wahnsinnige. — Irenens Tagebuch. — Jugendeindrücke. — Willam der Leibjäger. — Erste Liebe. — Häusliche Scene. — Der Bewerber. — Entdeckung. — Verweisung ins Kloster. — Einkleidung. — Das geistliche Gericht. — Kerker. — Eindruck der Geschichte auf die Freundin. — Versuche, die Unglückliche zu retten. — Der Erzbischof. — Josephine gewinnt ihren Prozeß. — Besuch in Trianon. — Die Königin Antoinette. — Zweiter Besuch. — Die Maierei. — Der König Ludwig XVI. — Die Königin interessirt sich für die Unglückliche. — Einladung nach Martinique.

Frau von Beauharnais bewohnte während ihres unglücklichen Ehe-Trennungs-Prozesses mit ihrer kleinen Tochter Hortense in der Abtei Pantemont zwei kleine Gemächer, sogenannte Zellen, wovon sie das eine als Wohnzimmer, das andere als Boudoir und Schlafzimmer benutzte. Dieses letztere hatte nur ein schmales hohes Bogenfenster mit kleinen runden, in Blei gefaßten trüben Glasscheiben. Das Fenster ließ sich durch Auf-

schieben öffnen und vor demselben befanden sich in der drei Fuß dicken Umfangsmauer Eisenstangen, die dem ganzen düstern, schmucklosen Gemache ein gefängnißartiges Ansehen gaben.

Unweit dieses Fensters stand ihr Bett, dem der Bonne und der Wiege ihrer kleinen Hortense gegenüber. Auf dieses weiße Kinderbettchen fiel des Nachts der bleiche Strahl des Mondes durch das beschriebene Fenster und warf über das Bild des schlummernden Kindes einen so seltsamen gespenstischen Schleier, daß Josephine erschrak, als sie erwachend ihre schlummernde Kleine wie das Phantom einer Kinderleiche im Sarge erblickte. — Ohnehin hatten die Sorgen und Bekümmernisse ihrer unglücklichen Lage ihr die nächtliche Ruhe verscheucht; von jetzt an aber erwachte sie jedesmal, wenn der Mond durch das schmale Fenster seinen unheimlichen Lichtschimmer in die dunkle Zelle warf. Dann erhob sie sich vom Lager und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die liebliche Kleine ruhig schlafe, trat sie an das beschriebene Fenster und schob es auf, indem sie versuchte, hinaus zu blicken, um Luft zu schöpfen.

Was sie aber sah, war wenig geeignet, ihre aufgeregte Phantasie zu beruhigen. Hoch oben am wolkenlosen Himmel schwamm der stille Mond von flimmernden Sternen umgeben und mahnte an jene ewigen Räume, wo hinauf kein Erdenschmerz dringt; ließ sie

aber den von Schwermuthszähren bethauten Blick nieder-sinken, so war es ein dunkler enger Hof, von hohen Mauern und öden, halbverfallenen Gebäuden umgeben, der so tief unter ihrem Standpunkt lag, daß sie, durch der Dicke der Wand ihres Zimmers und die Stangen des Eisengitters gehindert, den Boden desselben nicht hätte sehen können, wenn nicht, sobald der Vollmond höher stieg, durch ein Streiflicht ein schmaler Theil des untern Raums erhellt worden wäre.

Dieser Hof gehörte zu einem benachbarten Nonnen-kloster von der strengsten Regel der büßenden Carmelite-rinnen, welche ihren Ordensschwestern jede Verbindung mit der Außenwelt untersagte und durch Schlösser und Riegel unmöglich machte.

In einer jener Nächte, worin sich Josephine ihrer schwärmerischen Stimmung hingegeben hatte, glaubte sie dort ein weißes gespenstisches Wesen sich bewegen zu sehen, das in den dunkeln Räumen, die ihr durch die Mauerdicke des Fensters gehemmter Blick nicht er-reichen konnte, unhörbar verschwand und dann wieder erschien, um aufs Neue zu verschwinden.

In der folgenden Nacht beobachtete sie dieselbe Er-scheinung; es wurde ihr jetzt deutlich, daß es die weiße Stola und der Schleier eines grauen Nonnengewandes waren, von einer Person getragen, deren eingefallene Gesichtszüge, auf einen Augenblick gegen ihr vergittertes

Fenster hinaufgewendet und durch einen Mondstrahl erleuchtet, die entsetzliche Blässe einer Todten hatte. Nichts Lebendes schien an diesem Wesen zu sein, als daß es einmal wie mit dem Schmerz der Verzweiflung ringend, die Hände flehend emporhob zum Himmel.

In der dritten Nacht, wo der Mond schon gegen zwölf Uhr untergegangen war, sah sie dieselbe Unglückliche wieder und ein anderes weibliches Wesen, schon vom Alter etwas gekrümmt, in derselben Nonnentracht, erschien mit einem Blendlaternchen in der Hand und führte die zuerst gesehene Gestalt aus dem dunkeln Hofraum fort. Der schärfere Lichtstrahl, der aus der Laterne auf die erstgedachte geheimnißvolle Erscheinung fiel, ließ keinen Zweifel darüber, daß es eine noch jugendliche Nonne war, die durch irgend ein schreckliches Verhängniß hier eingekerkert sein mußte; denn beim schärfern Hinhorchen nach dem Verschwinden der Beiden glaubte sie ganz deutlich das Knarren der Angeln selten geöffneter schwerer Pforten und das Rasseln von Schlössern und Eisenriegeln zu vernehmen.

Hatte schon das erste Erscheinen dieses geheimnißvollen Wesens der selbst so viel leidenden jungen Frau Schrecken und Grauen eingeflößt, so erweckte das zweite ihr Mitgefühl und das dritte Erscheinen fügte noch die Spannung der Neugier hinzu.

Damit entstand zugleich in ihr der lebhafte Wunsch, das ohne Zweifel entsetzliche Geheimniß zu ergründen und hier wo möglich zu retten und zu helfen, und nun machte sie davon ihren beiden jungen Freundinnen, den Marquisinnen von A... und von C..., die sich ebenfalls als Pensionairinnen in der Abtei Pantemont befanden, eine vertraute Mittheilung. Diese beiden lebhaften und gefühlvollen jungen Mädchen begaben sich in der nächsten Nacht in Josephinens Schlafgemach, woraus indeß die Bonne mit dem Kinde entfernt war. Alle drei hielten einander umschlungen und mit pochenden Herzen hatten sie ihre feinen Gesichter an das kalte Eisengitter des kleinen Fensters gedrückt, um der Erscheinung zu harren.

Mit dem Schlag Elf Uhr vernahmen sie im dunkeln Klosterhofe das Knarren der unsichtbaren Thür, und dann sahen sie die gespenstische junge Nonne erscheinen, die langsam und geräuschlos im tiefen Hofe auf und nieder schlich. Dann blieb sie einige Augenblicke stehen an einer Stelle zwischen den hohen Gebäuden, wo die Umfangsmauer, die an den kleinen Kirchhof der Abtei gränzte, etwas niedriger zu sein schien und starrte hinüber nach den im Mondlicht zitternden Laubkronen der dort herüberragenden Gruppen von Ulmen, Hangebirken und Trauerweiden. Der melancholische Blick auf die weißen Grabkreuze schien sie zu fes-

seln und dann schlug sie ihre Augen empor zum ewigen Sternenhimmel, von dem sie nur einen schmalen Streifen zwischen dem hohen Gemäuer hindurch schimmern sehen konnte, ihm zu sagen: ach, nur dort im Grabe wird es Ruhe geben für dein armes gequältes Herz — nur dort im ewigen lichtvollen Jenseits, Vergeltung für die unverschuldeten Leiden.

Diese Betrachtung, welche Josephine wie aus der Seele der Unglücklichen leise flüsternd gegen ihre beiden Freundinnen aussprach, lockten Thränen des innigsten Mitgefühls auf ihre langen seidenen Wimpern.

„Ach, die Unglückliche," seufzte Fräulein Anna von A..., indem sie sich in Josephinens Arme warf, „wir müssen sie retten!" —

„Und sollten wir unser Leben daran wagen!" rief Clarissa von C... mit Begeisterung aus, und küßte beide Freundinnen, wie zum feierlichen Schwur, der sie zu dem großen Werke vereinigen sollte.

„Ohne Zweifel," — nahm Josephine das Wort, „ist es ein schauderhaftes Opfer der entsetzlichsten Klostertyrannei; wir wollen der Oberin unserer Abtei davon Anzeige machen. Die menschenfreundliche Äbtissin muß es dem Bischof erzählen, dieser dem Erzbischof, welcher die Grausamkeit untersuchen lassen wird und dann wird die unschuldige Dulderin gerettet sein."

„Wenn nicht früher das Grab ihre Leiden beendigt,“ warf Anna ein, und ließ schwermüthig das schöne Köpfchen hängen.

„Deshalb muß hier rasch gehandelt werden!“ rief die lebhaftere Clarissa, „meinen Plan habe ich schon fertig. Ich lasse mir von der Schwester Pförtnerin den Schlüssel zur Pforte des Kirchhofs geben, unter dem Vorwande, ein Gelübde gethan zu haben, ein Ave Maria und drei Paternoster auf dem Grabe der letztverstorbenen Novizenmeisterin, Schwester Barbara, beten zu wollen.“

„Hu, das ist ja schaurig!“ rief die kleinere und zarter gebaute Anna, indem sie sich mit kindlicher Furchtsamkeit an Josephinen schmiegte.

„Oho, es wird noch besser kommen,“ versetzte Clarissa mit der kleinen Eitelkeit, die so gern für eine zweite Jeanne d'Arc gelten mögte, und parodirte eine Stelle aus Voltaire's Pucelle d'Orleans, freilich keine Lectüre für junge Mädchen; aber was erlaubte in damaliger Zeit nicht die lockere Sitte, und was erlaubte sich die weibliche Jugend nicht in den Pensionaten der Klöster! — Sie declamirte mit Pathos:

„Es sprach der Geist zu mir: geh auf den Kirchhof dort
„Und stiehl vom Beinhaus Dir die Todtenbahre fort;
„Auf diese steig hinan und übersteig die Mauer,
„Wo sie zu hoch nicht ist; dann leg' Dich auf die Lauer.
„Besiege deine Furcht! Gespenster giebt es nicht;
„Dem Tode unverzagt, schau kühn ins Angesicht.“

„O Gott, wie schön ist die Idee!“ — rief Anna, von der Romantik derselben angesteckt; „indeß wird man mir erlauben, daß ich als die Kleinste und Jüngste von Euch die Letzte bin.“

„So geschehe es,“ versetzte Josephine, die sich auch von dem Reiz des Außerordentlichen leicht fortreißen ließ; „indeß, schon verschwindet der Mond und wir sehen nichts mehr. Morgen werden wir um diese Zeit gar keinen Mondschein haben.“

„Dann werden wir warten müssen,“ entgegnete Clarissa, „bis Lunas bleiche Silbersichel zurückkehren wird am Himmelsdome, um die Herzen liebesiecher Jungfrauen mit süßer Schwermuth zu erfüllen. Setzen wir das Abenteuer aus und beten indeß täglich einen Rosenkranz für ihre arme Seele.“

„Und ziehen wir indeß Erkundigungen ein,“ fuhr Josephine besonnener fort, „über das räthselhafte Wesen, das uns so gespenstig erschienen ist.“ —

Josephine erfuhr von der Schwester Pförtnerin der Abtei, die mit der des grauen Klosters sehr befreundet war, daß eine der jungen Nonnen wahnsinnig geworden sei, die, weil sie Anfälle von Tollheit habe, worin sie beiße, schlage und kratze, in sichern Verwahrsam unter Schloß und Riegel gehalten werde.

„Eine tröstliche Nachricht," sprach Anna, nachdem sie beiden Freundinnen diese Mittheilung gemacht hatte, mit ironischem Lächeln, „so werden wir das Vergnügen haben, mit einer Wahnsinnigen ein geistreiches Gespräch zu führen und uns von einer Tollen das Gesicht zerkratzen zu lassen."

„Desto interessanter wird das Abenteuer werden," entgegnete Clarissa und deklamirte:

„Im Wahnsinn liegt des Geisterreichs erschlossne Tiefe;
„Der Tolle brüllt, als ob das Weltgericht uns riefe!"

„Entsetzlich!" rief Josephine, „indeß, wer weiß, ob es wahr ist, daß diese Unglückliche wahnsinnig ist. Wir wollen Alles wagen um der Menschlichkeit willen."

Viel wurde noch das Unternehmen hin und her besprochen. Eine kräftigte sich an der Andern und als der Mond um zehn Uhr Abends im folgenden Monat wieder am Himmel stand, da rüsteten sich die jungen Mädchen und die unglückliche junge Frau, das seltsame Abenteuer zu bestehen.

Voll Schauer ohne Gleichen, die sie aber muthig überstanden, beschritten sie den kleinen Kirchhof der Abtei; dort betete Clarissa in der That ein Ave Maria auf dem Grabe der verstorbenen Novizenmeisterin, um den Frevel an der Ruhestätte der Todten zu sühnen und die beiden Andern knieten auf den Gräbern anderer Nonnen nieder, die längst hier Ruhe gefunden hatten

gegen die Schmerzen des irdischen Daseins, und so geistig gestärkt gingen sie ohne Schauer an den weißen Grabeskreuzen vorüber nach dem Beinhause. Hier ergriff sie noch einmal jenes Grauen und innere Entsetzen, das keine Vernunft hinweg zu raisonniren, wohl aber ein starker Charakter zu besiegen vermag. Clarissa war die Erste, die Hand anlegte an die verhängnißvolle Todtenbahre und ihre beiden andern jungen Freundinnen halfen mit ihren schwachen Kräften dieses leichte Gerüst an die Mauer, wo sie jene Lücke bildete, die wir früher erwähnt haben, und wie auf einer Leiter stiegen sie hinan. Dann wurde, nicht ohne Anstrengung, die Todtenbahre hinübergehoben und das Hinabsteigen in den dunkeln Hof des benachbarten grauen Klosters war gelungen.

Nun versteckten sie sich im tiefsten Schatten des Hofes und harrten mit Furcht und Ungeduld der Erscheinung, die ihre Theilnahme, wie ihre Neugier in so hohem Grade angeregt hatte. Endlich war der eben so ersehnte als gefürchtete Augenblick gekommen. Leise knarrend öffnete sich in einem dunkeln Gange das Pförtchen; dieselbe alte Pförtnerin, die man schon das erstemal bemerkt hatte, erschien wieder und leuchtete mit ihrer Laterne jenes räthselhafte weibliche Wesen hinaus in den Hof bis es die letzten Stufen hinabsteigend im vollen Streiflicht des Mondes stand; alsdann aber kehrte die Alte wieder um und verschloß sorgfältig hin-

ter sich wieder die kleine enge Pforte, die zum Innern eines Seitenflügels des Klosters führte.

Nun stand sie vor ihnen, schwankend vor Schwäche, mit den bleichen Zügen der tiefsten Seelenschmerzen auf dem feinen, abgemagerten Antlitz; aber das waren nicht Züge einer Wahnsinnigen; es war ein Gepräge des Unglücks, ein Bild menschlicher Hinfälligkeit und unverschuldeter Leiden! —

Das tiefste Mitleid bewegte die Gemüther der beiden jungen Mädchen und Josephinens und sie traten aus dem Schatten vor in das Mondlicht. Die Unglückliche erblickte sie kaum, als sie mit einem Aufschrei des Schreckens zu Boden sank.

Nachdem sie sich unter dem liebevollen Zuspruch der jungen Damen erholt hatte, sagte ihr Josephine, um ihr Vertrauen einzuflößen, ihren Namen und stellte ihr auch die beiden jungen Marquisinnen vor, als ihre Freundinnen, indem sie sich sämmtlich verbunden hätten zu ihrer Rettung, wenn es möglich sei, und sie hätten diesen gefährlichen Besuch nur gewagt, um theilnehmend sich zu erkundigen, worin ihre Leiden beständen und ob sie nichts thun könnten, sie zu endigen.

„Ach!" rief die Unglückliche mit schwacher Stimme, „mir ist nicht mehr zu helfen, als durch den Erlöser von allen Erdenleiden — durch die Hand des Todes! — Man hat mich für wahnsinnig ausgegeben

und ich muß fürchten, es zu werden. Doch ich zittere, hier überrascht zu werden im Gespräch mit mitleidigen Herzen. Die Folge würde sein, daß ich niemals wieder, auch nicht einmal des Nachts, wie jetzt, die freie reine Gottesluft schöpfen dürfte, und ewig eingemauert zu werden, das würde die Strafe sein für den Frevel, einen Augenblick menschliche Theilnahme gefunden zu haben; ich beschwöre Sie, sich schleunigst zu entfernen, ehe man ihre Anwesenheit bemerkt; aber ich habe von meiner Kindheit auf ein Tagebuch über meine Gefühle, Gesinnungen und Erlebnisse geführt; ich habe es auch in meinem Kerker fortsetzen dürfen, weil man es für unmöglich hielt, daß dieses Zeugniß gegen meine Peiniger jemals ans Licht treten werde. Ihren theilnehmenden Herzen will ich es anvertrauen. Morgen um diese Stunde werde ich Ihnen diese stummen Zeugen meiner Liebe und meiner Leiden über die Kirchhofsmauer reichen. Sie werden damit mein Heiligthum empfangen. Machen Sie davon einen Gebrauch, der, wenn er auch mein Leben nicht mehr retten kann, denn ich fühle das Nahen meiner Auflösung, doch vor der Welt beweisen wird, daß ich keine Tollhäuslerin bin, und zugleich die Tyrannen anklagen wird, die mich, weil ich ein fühlendes Herz hatte, zu einer Strafe verdammt haben, welche härter ist, als der Tod. Wagen Sie es aber nie wieder, diese schreckliche Mauer zu übersteigen. Dieses Kloster

birgt noch Schrecknisse in seinen tiefen Kellern, die kein Mensch ahnet in dieser Behausung der Frömmigkeit. Ich bitte Gott täglich um Erlösung aus dieser Welt der Leiden!"

Josephine und ihre Freundinnen waren vom innigsten Mitleid bewegt.

Die Unglückliche war eine edle Gestalt; ihre feinen blassen Züge mit dem melancholischen Ausdruck waren so leidend, so hoffnungslos und in so sanfter Resignation dem tiefsten Seelenschmerz hingegeben; ihr ganzes Wesen verrieth eine so gute Erziehung und die Bildung der höheren Gesellschaft, daß sich dadurch die Theilnahme der jungen Frauenzimmer, die selbst so viel Bildung und Gemüth hatten, noch bedeutend steigern mußte. Josephine besonders bemühte sich lebhaft, sie zu beruhigen und ihre tiefgebeugte Seele durch neue Hoffnungen zu beleben. Sie versprach ihr unter Andern, sich persönlich deshalb an den Erzbischof zu wenden.

„O, meine Liebe!" rief die Unglückliche aus, „was vermag jede Macht der Gesetzlichkeit gegen die ungesetzliche Grausamkeit, die hier gegen mich angewendet worden ist! Wird man mich nicht für immer stumm und unsichtbar zu machen wissen, um der furchtbaren Verantwortung zu entgehen? — O, ich beschwöre Sie, sein Sie vorsichtig; mein Leben und dieser Schatten von Freiheit hängt an einem einzigen, unbedachten Wort. — Doch horch," unterbrach sie sich, „Schlösser

und Riegel rasseln! — eilen Sie, ehe es zu spät wird — nur das Eine noch, um Ihr Entsetzen zu mildern: meine Wärterin und Kerkermeisterin ist ein menschlich mitleidiges Wesen; aber blind gehorsame Vollstreckerin eines mächtigen Willens. — Ich heiße: Irene de St. Claude — mit dem Klosternamen: Franziska."

Die drei Freundinnen waren über die Mauer zurück geeilt. Fast ohnmächtig sank die Eine in die Arme der Andern. Die ganze Nacht blieben sie zusammen und beriethen mit einander, was geschehen sollte; aber sie wußten keinen Rath. — Kannten sie ja doch noch nicht einmal die näheren Verhältnisse der Unglücklichen, oder die Ursach ihrer entsetzlichen Einkerkerung. Sie erschöpften sich in Vermuthungen und die Phantasie der Einen steigerte sich an den Schreckbildern der Andern, um das Ungeheuerste, das Entsetzlichste als wahrscheinlich zu denken, was jemals in Schauerromanen geschildert ist. So gerieth ihre Neugier in die peinlichste Spannung, die am folgenden ganzen Tage ihnen alle Ruhe nahm. Kaum konnten diese jungen Wesen die bestimmte Stunde der nächsten Nacht abwarten. Alle drei begaben sich schon lange vorher auf den kleinen dunkeln Klosterkirchhof und horchten voll Furchtsamkeit und schauerlich bewegt auf jedes Geräusch im nahen Kloster. Jetzt! — horcht! — die Riegel klirren; dort

oben am dunkeln Gemäuer sieht man den Widerschein der Laterne. — Nun ist sie da! — wird sie das Tagebuch bringen? — erst muß die Alte sich entfernen! — Horch, nun geht sie; die Thür knarrt wieder in den Angeln! — Wer steigt hinauf? — „Ich," rief Josephine und stieg auf die Sprossen der Todtenbahre. um über die Bresche in der Mauer hinüber zu blicken in den engen dunkeln Klosterhof. Nach einigem Flüstern hinüber und herüber hatte sie ein dickes Portefeuille erhalten, das die Blätter des Tagebuchs der Unglücklichen enthielt. Alle drei eilten damit auf Josephinens Zimmer und die Spannung der Theilnahme war so groß, daß die jungen Frauenzimmer im höchst überreizten Zustande auch die zweite Nacht anwendeten, die Handschrift gemeinschaftlich zu lesen. — Hier folgt der Inhalt derselben.

Im Mai.

Ach! — man hat mich aus der Pension im Sanct Annen-Kloster zurückgenommen. — O, wie glücklich ist ein Kind in der Freiheit! — Ich durchstreife Wald und Wiese mit meiner guten Bonne, die mir nicht folgen kann. — Wie schön ist doch die freie heitere Natur, wie reizend das Landgut meines Vaters. — Wie liebevoll zärtlich sind meine Eltern. — Wie hübsch steht meinem Bruder die neue Uniform — so jung noch

und schon Lieutenant in der Garde des Königs! — — O glückliche Irene!

Im Juni.

Heute mein Geburtstag! himmlisches Wetter! Blumen erblicken meine Augen, als ich erwache, Blumen, zu meinen Füßen gestreuet, Glückwünsche überall, o wie groß, wie hübsch man schon ist, wenn man eben das sechszehnte Jahr betreten hat. — Reizende Spazierfahrt — der Thee im Pavillon — aber mein Herz war zu voll; ich mußte ins Freie; als Papa und Mama sich im Gartensalon, mit den vergoldeten Stukaturen und vergoldetem Schnitzwerk auf den rosalackirten boisirten Wänden, niedergesetzt hatten, mußte ich hinaus wieder ins Freie. — Die arme gute Bonne; sie folgte keuchend so lange sie konnte, aber bald war ich allein; ich eile zu der weißen Marmorbank auf dem Hügel, die dort halb versteckt liegt im Bosquet, o wie gern saß ich dort, überblickte träumerisch die unermeßliche Ebene zu meinen Füßen, wo die Garonne ihr blitzendes Silberband durch die grünen Wiesen und Waldungen schlingt; wie schweifte mein Blick hinaus zu den blauen Bergen am weichgetuschten Horizont. O schöne Welt, o schöne Jugend! —

Ah! — was liegt dort? — gerade zu meinen Füßen, an der Stelle, wo ich es liebe, zu sitzen — ein

Sträußchen von Rosen und Pensez-a-moi! Ach! wie niedlich, wie reizend. Ha! — wer bereitete mir diese Überraschung, heute gerade an meinem sechszehnten Geburtstage —? welche zarte Aufmerksamkeit! — o! wie dankbar würde ich der freundlichen Geberin sein; aber, wo ist sie? —

Ich sah mich um und gewahrte keine Seele; hinter mir ein dichtes Bosquet, durch wilden Hopfen, Weinranken und andere Schlinggewächse fast undurchdringlich geworden, vor mir die offene, freie, herrliche Landschaft und über mir der kristallreine azurblaue Himmel.

Entzückendes Dasein! — balsamische Luft! —

An einen freundlichen Geber dachte meine Seele nicht. Mein Herz hüpfte vor Freuden, ach, es war das letzte Flattern des armen Vögelchens, das im Begriff ist, von unsichtbaren Netzen umgarnt zu werden. — —

Aber was will die Rose bedeuten? — „was sonst, als Liebe?" — was das Blümchen? — „Denk an mich!" — aber, an wen soll ich denken mit Liebe? — an meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder, meine Gespielinnen? — o Gott ja, ich liebe ja Alle, liebe die ganze Welt! — glückliche Jugend! —

In dem Augenblicke hörte ich die weichen melodischen Töne eines Waldhorns. — O, wie gefühlvoll, wie klagend, wie innig sind diese wie aus der

Tiefe der Seele gezogenen Töne dieses Instruments, wenn es mit Seele geblasen wird! —

Aber, wer kann das sein? — im ersten Augenblick entschlossen, aufzuspringen und den Virtuosen zu überraschen, besann ich mich doch wieder auf die weisen Lehren meiner Bonne, die sie mir so oft über Anstand und Schicklichkeit vorgepredigt hatte, und ein Gefühl von süßer Ängstlichkeit hielt mich vollends zurück.

Ich lauschte den Tönen mit Herzklopfen, so lange ich sie hören konnte; dann immer leiser und leiser verhallend, waren sie endlich wie ein Hauch im Rauschen der Wipfel des nahen Waldes erloschen.

(Zwei Tage später.)

Was war das? — er begegnete mir im Walde er trat ehrerbietig an die Seite des schmalen Pfades worauf ich träumerisch wandelte. Ich erblickte ihn erst als ich dicht vor ihm war. Leicht erschreckend sah ic ihn an. Mein Auge traf in das Seinige. — Son derbare Empfindung, mir klopfte das Herz, mir flammt die Wange und ein seltsames Weh rieselte mir bis i alle Fingerspitzen. — War das eine Vorbedeutung, da Unglück mich treffen werde, als Folge dieses Blicks? —

Aber was für ein Blick war das auch, welc Augen, welche Innigkeit, welche achtungsvolle — Liebe

Liebe? — o Thörin! — kann jemals die Rede sein von Liebe zwischen dem Leibjäger eines Edelmanns und der Tochter seines Herrn? —

„Ein Domestik,“ sagt mein Vater, „gehört nicht zum Menschengeschlecht, er ist ein Werkzeug unsers Willens.“

„Ein Edelmann,“ entgegnete meine Mutter, „gehört eben so wenig zum Menschengeschlecht, er steht höher, er ist die Stütze der Throne; er steht vermittelnd zwischen Volk und König und der König ist auf Erden — ein Gott.“

Aber was ist Liebe? philosophire ich weiter. Sie ist das unsichtbare Band in der Natur, das Alles im schönen Dasein vereinigt, sei es auch an Form und Wesen noch so verschieden. — Es liebt die Knospe den Morgenthau, der sie liebend küßt und spricht dabei: „schließ auf dein Herz und werde Blume!“ — Es liebt die Blume die Sonne, der sie ihr rosiges Antlitz zuwendet, bittend: „o mache mich schöner!“ — und die Sonne blickt liebend auf das Blümchen nieder und spricht: „dufte und blühe in bescheidener Stille bis die Jungfrau dich liebend mit ihren Lippen berührt, bis sie ihren Busen damit ziert, worin sie zum ersten Male das Klopfen der Liebe fühlt.“

Seltsames Gefühl! aber liebe ich denn? — o gewiß nicht! wie kann man einen Dienstboten lieben, als Tochter eines Edelmanns?

Mich schaudert bei dem Gedanken an eine Möglichkeit, die man mich gelehrt hat zu verabscheuen.

Aber, was ist das? — ein Körbchen Erdbeeren auf meiner Lieblingsbank von weißem Marmor? —

War das nicht auch die Hand der Liebe, die sie für mich pflückte? — war es nicht Liebe, welche die Rosen und Gedenke-mein brach und sie mit so zarter Aufmerksamkeit hier niederlegte an meinem Geburtstage — kann man roh sein, wenn man so zart fühlt? — Ist man nicht Mensch, wenn man liebt? —

Aber der Jäger, ein Domestik; dumme Gedanken; kann es nicht ein Anderer sein, der mich liebt; wie der Thau die Knospe, ja gewiß, wie der Thau die Knospe — ha, ich fühle, wie mein Herz sich erschließt; ich athme den Sonnenblick seiner Augen und die Rosen meiner Wangen hat er höher gefärbt.

Arme Irene!

Im August.

„Ah qu'il est beau," sagte meine Mutter, indem sie hinter ihm her blinzelte, als er ging, und mein Vater sagte: „aber er hat auch Erziehung empfangen, der François."

Sein Vater war nämlich Oberförster, der unsere ausgedehnten Wälder und Fischereien unter sich hatte; seine Mutter war Kammerfrau bei der meinigen gewe-

sen und als jener im Dienst von Wilddieben erschossen wurde und die arme Frau völlig in Verzweiflung war, nahm sich mein Vater ihres, damals noch sehr jungen Sohnes an und ließ ihn mit meinem Bruder, dem Gardelieutenant, erziehen. Ich erinnere mich noch, ihn als Kind gesehen zu haben, als er nach der Methode, die bei dem Dauphin angewendet wird, die Schläge empfing, die mein Bruder verdient hatte, um diesen zu bessern. Armer François! ich habe dir damals mit meinem weißen Taschentuche die Thränen abgetrocknet und dich mit Bisquit getröstet, das ich dir in den Mund steckte; ach! ein fünfjähriges Kind ist auch schon ein kleiner Mensch und fühlt die Ungerechtigkeit, die seinen kleinen Mitgeschöpfen zugefügt wird.

Aber seitdem sind viele Jahre vergangen; Beide kamen in ein College nach Paris, ich später in die Klosterpension. Ach! Kinder vergessen leicht die ersten Jugendeindrücke, wenn sie den Gegenstand derselben aus den Augen verlieren.

So ein junger Mensch von neunzehn Jahren ist aber auch ein ganz anderes Geschöpf, als ein neunjähriger Bube. Es liegt ein gewisser Zauber in seinen Augen; man fühlt sich in seine Nähe wie hingebannt; — das muß doch wohl am Geburtstage liegen. Ein Mädchen von sechszehn Jahren, zumal wenn es einen so bedeutungsvollen Blumenstrauß auf seiner Lieblingsbank

gefunden, hat eine ganz andere Art von Herzklopfen, als ein Kind von fünf Jahren; ganz andere Gefühle, ganz andere Gedankenfolge. — Merkwürdig ist das!

Mutter sagt: es ist eine treue Seele, dieser junge Mensch; er ist einmal bestimmt, Oberförster zu werden; man muß seine Bildung vollenden, denn man hat sie begonnen.

Der Vater nickte dazu schläfrig und nun wurden von Seiten meiner Mutter einige freundliche Worte mit ihm gewechselt, wenn er den Thee servirte.

(Später.)

Der arme François! er hat Unglück gehabt. Indem er das Service mit der Theemaschine auf den Garten-tisch vor meiner Mutter niedersetzen will, neigt sich der Marquis von Bellesisle gegen mein Ohr und flüstert mir halblaut zu, in seiner gewöhnlichen süßlichen Manier: „ah que vous êtes belle ce soir!“ und in diesem Augenblick sieht der arme Mensch mich an und ich ihn, und fängt so heftig an zu zittern, daß die Tassen klappern auf dem Präsentirteller, das ganze chinesische Service mit der silbernen Theemaschine zu Boden fällt und zum Theil das Kleid meiner Mutter übergießt.

„Ungeschickter Tölpel!“ ruft mein Vater aufspringend und greift im Aufbrausen seines Zornes nach der Hundepeitsche, die er als passionirter Jäger immer in

der Nähe zu haben pflegt, seine beiden großen Lieblingshunde, Caro und Tyras, springen heulend auf, denn mein Vater hatte die gewöhnlich zu seinen Füßen liegenden Bestien unbedachtsam getreten. Der arme François stand wie vom Donner gerührt. Er starrte mich an, wie ein Verzweifelnder und vergaß es, die Scherben zusammen zu lesen; ich selbst zitterte, meine Mutter aber fiel dem Vater in die Arme, um seinen Zorn zu beschwichtigen; der Marquis aber sagte spöttelnd: wenn ich einen so geschickten Lakaien hätte, so würde ich ihn aufs Feld schicken, um die Schweine zu hüten. —

François richtete sich auf aus seiner Betäubung. Es war, als ob er noch einmal so groß geworden sei; unwillkührlich zuckte seine Hand gegen den Griff seines Hirschfängers, er maaß den blassen, dünnen, abgelebten Marquis mit einem so stolzen, so vernichtenden Blick, als wolle er sagen: elender Wurm, hüte dich, daß ich dich nicht zertrete. — Der Marquis retirirte hüstelnd hinter den Fauteuil, worin mein Vater gesessen hatte. — Ich erblaßte und zitterte. Es war ein schrecklicher Moment! — —

Nur meine Mutter hatte Besonnenheit. Nachdem sie durch ihre häusliche Autorität meinen Vater beruhigt und wieder zum Sitzen gebracht hatte, sprach sie mit einem seltsamen Blick auf Herrn von Bellesisle:

„Herr Marquis," ich habe dagegen die Ehre, Sie zu versichern, daß dieser junge Mann durch die Güte meines Gemahls die Erziehung eines Cavaliers und nicht eines Domestiken bekommen hat, und nicht ihn, sondern uns trifft die Schuld dieser kleinen Maladresse. Gehen Sie, François, und senden Sie Pierre, daß er diese Trümmer entferne."

„O Madame! wie gnädig!" rief der junge Leibjäger aus, und indem er sich auf ein Knie niederließ, küßte er den Saum ihres Kleides und zog sich zurück.

Ich selbst war so bewegt durch die Güte meiner Mutter für den armen François, daß ich mit Wärme ihre Hand ergriff und sie küßte. Eine Thräne fiel darauf. Meine Mutter bemerkte es und klopfte mir auf die Wangen und sprach mit ungewöhnlicher Nachsicht: „Du bist eine gutmüthige Närrin, meine Irene, daß dich dieser Mensch dauert; Du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, wenn wir für diesen Winter ihn uns als Gesellschafter zuziehen, und ihm erlauben, uns an den langen Winterabenden vorzulesen." —

Welche Aussicht! — Der Marquis aber zog sich nach einigen Minuten, dringende Geschäfte vorschützend, die er niemals hat, etwas pikirt zurück.

„Aber, mon ange," sprach mein Vater, mit einem seltsamen Seitenblick auf mich, „Sie werden ihn noch verscheuchen von hier. Sie wissen, daß er Absichten hat

und der Marquis von Bellesisle ist einer der reichsten Edelleute in der Provinz, foi de gentilhomme!"

Absichten, Absichten? — der Gedanke lief mir die ganze Nacht durch den Kopf, und der arme François — und die Güte meiner Mutter für ihn.

Seltsame Verkettung!

Im September.

„Ich kenne meine Leute," sprach neulich spöttelnd meine Mutter zum Vater, „ein getretener Hund kommt wieder zurück und macht Couche zu den Füßen seiner Herrin."

Und er kam wieder, der Marquis von Bellesisle; aber seine Freundlichkeit hat etwas Unangenehmes für mich, eine innere Stimme sagt mir: es ist Grimasse! — es ist entsetzlich, wie der Mensch mich belagert mit Aufmerksamkeiten, matten Bonmots und faden Calembours, worüber er selbst zuerst lacht und gewöhnlich allein.

In solcher Verlegenheit flüchten gleichsam meine Blicke zu dem armen François, der an solchen Tagen, wenn der Marquis hier ist, den Kummer hat, aufwarten zu müssen; es ist, als wenn ich mich beruhigt fühle über meine Zukunft, wenn seine treuen Augen mir gleichsam Trost zusprechen und Schutz verheißen.

Wenn wir allein sind, darf François jetzt schon die Livree ablegen, heißt dann nach dem Namen seines Vaters: Domingo, und sitzt mit etwas zur Seite nach dem Thee im Familienkreise, um uns Rousseaus Emil vorzulesen, während Vater und Mutter Tokadille spielen.

Ich glaube, der arme Mensch hat diese Lektüre absichtlich gewählt, denn Rousseaus Philosophie beweiset darin so schön, daß von Natur alle Menschen gleich sind, und daß nicht Gott, sondern der Aberwitz der Menschen den Unterschied der Stände eingesetzt hat — nach Rousseau also wäre es gar nicht so unnatürlich, wenn ein gebildeter Diener die Tochter seines Herrn liebte — und so umgekehrt.

Vater und Mutter müssen zu sehr in ihr Spiel vertieft sein; sie würden diese Grundsätze nicht billigen, wenn sie auf die Lektüre achteten. Mich aber ergreifen sie unermeßlich! — Sie durchdringen mich mit der Macht der Wahrheit.

O gewiß, dieser arme François ist ein edler Mensch, und der Marquis von Bellesisle ist ein Elender!

Im Oktober.

Zwischen meiner Mutter und dem armen François muß eine Scene vorgefallen sein. Ach Gott, der arme Mensch! sie spricht mit Abscheu, ja mit Haß und Verachtung von ihm; er darf ihr nicht mehr vor die Augen kommen und wäre sicher schon fortgejagt, hätte mein

Vater nicht mit Bestimmtheit erklärt, daß er ihm auf der Jagd unentbehrlich sei, und wo seine Jagdpassion ins Spiel kommt, da duldet er keinen Widerspruch.

Ich begreife nur nicht, was vorgefallen sein kann. François stand doch so sehr bei der Mutter in Gnaden. Sie sagte ihm immer, daß er so schön vorlese; seine Stimme sei wie die eines Seraphs, die man im Innern fühle, wenn sie das Ohr vernehme. Ach Gott, das ist wahr; ich selbst habe Ähnliches gefühlt. —

Genug, es kam am Ende so weit, daß meine Mutter nicht mehr einschlafen konnte, wenn François nicht vor dem Bette saß und ihr vorlas. Mich hatte man fortgeschickt, um mich niederzulegen; o Himmel! und ich hätte doch so gern die ganze Nacht zugehört und konnte nicht schlafen.

Auch Lisette, das Kammermädchen meiner Mutter, hatte sich dann immer bei Zeiten zurückziehen und das Schlafgemach hinter sich zuschließen müssen, damit nichts die Vorlesung störe.

Aber Lisette ist verschwiegen.

In einer Nacht schien der Mond so hell auf mein Bettchen, daß ich durchaus nicht schlafen konnte. Das Mondlicht hat auf mein Gemüth eine so ganz eigene Wirkung. Es erfüllt mich immer mit Ahnungen und ängstlichen Träumereien. Um diesen zu entgehen, stehe ich auf und will mich zu meiner Mutter

flüchten, nicht denkend, daß noch Jemand bei ihr sein würde. Unhörbar auf den weichen Teppichen, nahe ich mich ihrem Schlafzimmer. Da vernehme ich menschliche Stimmen im Innern. Ich erkenne die Stimme des Jägers. — „Um keinen Preis, Madame," rief er, „bei Gott, es ist ein schändliches Buch; ein Blick hinein genügt schon, es zu verabscheuen!" —

Ich höre flehende, schmeichelnde Worte meiner Mutter, verstehe aber nicht, was sie redet.

„Madame," rief er wieder, „beliebt es, nur zu scherzen, Ihren unterthänigen Knecht auf die Probe zu stellen; aber bei Gott! ich will zeigen, daß ich der Ehre Ihrer Gnade würdig bin; erlauben Sie, Madame, daß ich mich entferne."

Wieder der leise leidenschaftliche Ton der gedämpften Stimme meiner Mutter.

„Nein, beim Himmel! nun wird es Pflicht," rief er wieder; — „ha, mir blutet die Nase — —"

Erschrocken zog ich mich zurück und er stürzte hinaus und fort. Meine Mutter schellte heftig, das Kammermädchen sprang erschrocken aus dem Bette und eine Mantille überwerfend, eilte sie hin. Ich selbst kehrte wieder um, aus Besorgniß, daß meiner armen Mutter ein Unwohlsein zugestoßen sei. Das war auch der Fall. Sie war einer Ohnmacht nahe und erholte sich erst, als ihr Lisette das Riechsalz vorgehalten hatte.

Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Zunge machte, war, daß sie ihren Unwillen über den Jäger ausließ, und Lisetten befahl, diesen Menschen nie wieder über ihre Schwelle zu lassen.

„Ach, Madame, er ist gewiß unartig gewesen!"

„O, die Männer! die Männer! ha, sie können es nicht vertragen, wenn man aus Mitleid gütig und herablassend gegen sie sich bezeigt!"

„Ha, der abscheuliche François!" rief die Zofe, „er hat immer schon die Nase so hoch getragen gegen seine Mitdomestiken, daß ihn Niemand liebt!" —

„Niemand liebt?" dachte ich und seufzte; denn ich stand noch unbemerkt im tiefsten Schatten des Hintergrundes.

Zu meinen Füßen sah ich das Buch liegen, das er offenbar weit fortgeschleudert hatte, als er es nicht lesen wollte. Meine Neugier trieb mich, das Buch anzusehen, das er ein abscheuliches genannt hatte und um keinen Preis hatte vorlesen wollen. Ich bückte mich, um es aufzuheben und bei dieser Bewegung bemerkte mich meine Mutter, die im Bette saß und mit zerstörter Toilette, bei dem schwachen Lichtschimmer, rings umher sah.

„Lisette, Lisette!" rief sie, „nimm ihr fort das Buch; es taugt nichts für unverständige Kinder!"

Ich gab es zurück und da meine Mutter unwillig auf meine Gegenwart zu sein schien, bat ich um Entschuldigung und wünschte ihr: gute Nacht, indem ich mich entfernte.

Aber die Neugier stachelte mich fort und fort. Am andern Morgen konnte ich es nicht lassen, Lisette zu fragen, was das für ein Buch gewesen sei.

„Nun, Mademoiselle," entgegnete sie mit einem seltsamen Lachen, „es ist ein sehr amüsantes Buch; aber keine Lektüre für junge Mädchen."

„Nur den Titel wollte ich wissen, Lisette."

„Damit kann ich Ihnen dienen; es waren Grecourts Gedichte."

„Gedichte," dachte ich, „warum Gedichte nicht vorlesen? Poesie ist eine Himmelstochter." Ach, ich wußte nicht, wie oft sie vom unsaubern Geist der Menschen gemißbraucht wird. Lisette sagte es mir erst mit allgemeinen Andeutungen, ohne jedoch näher auf den Inhalt einzugehen.

An demselben Tage hörte ich zufällig, wie Lisette mit dem Koch lachte und scherzte; im Vorbeigehen vernahm ich die Worte der Zofe: „Wie ich Dir sage; es war nichts, als eine Wiederholung der Geschichte von Potiphars Weibe und dem keuschen Joseph."

Mit diesen Worten ging mir ein entsetzliches, wenn auch nur dämmerndes Licht auf. Ich kannte

von meiner klösterlichen Erziehung her alle die heiligen Legenden, so wie die Geschichte aus dem alten Testament. Mir war nun eine dunkele Ahnung aufgegangen, daß Entsetzliches vorgefallen sei und ich betrachtete meine Mutter von jetzt an mit einer scheuen Furcht; ach Gott, ich glaube, mit einem heimlichen Abscheu!

Im November.

Alles hat sich hier im Schlosse verändert und flößt mir Kummer oder Ängstlichkeit ein.

Den armen François sehe ich selten, seitdem jenes Unglück geschehen ist. Ach, ich fühle nur zu sehr, wie unentbehrlich es zu meinem Glück ist, ihn öfter, wenn auch nur alle Tage einmal, o! wäre es möglich, stündlich zu sehen.

Ich klage mich an wegen dieser Zuneigung, die mein Verstand und die mir angebildete Denkungsweise mißbilligen muß; aber ach, ich Ärmste, ich habe alle Macht über meinen Willen verloren! — Wenn ich ihm zufällig im Hause begegne und er mich mit seinen großen dunkeln Augen so schwärmerisch innig, so trauernd unglücklich und doch demüthig anblickt, so kann ich nicht anders, ich muß ihn trösten und sei es auch nur durch einen Blick! — O Gott, der arme Mensch ist so unglücklich, und Unglückliche zu trösten, das ist ja meine Menschenpflicht. François fährt fort, mir

die zarteste Aufmerksamkeit zu erweisen; aber er schweigt und ich — schweige auch; indeß glaube ich, unsere Herzen haben einander längst erkannt und verstanden.

Im Dezember.

Was ist das? — Man scheint mich auf irgend ein Ereigniß von Bedeutung für mein junges Leben vorbereiten zu wollen. Der Marquis von Bellesisle fährt jetzt öfter bei uns vor, als jemals, und belagert mich förmlich mit seiner faden Galanterie.

Vater und Mutter geben einander verstohlene Winke und François — der arme François lebt gedrückter und unglücklicher, als jemals.

Was will man von mir?

(Später.)

Nein nie, nie, niemals! lieber todt, lieber ewig eingekerkert in dunkeln Klostermauern, als diesem Schatten eines Schatten vom Manne, diesem abgelebten Marquis von Bellesisle als Gattin meine Hand reichen! —

O, womit habe ich das vom Geschick verdient, daß man mich so grausam züchtigen will! —

Mein Vater und meine Mutter haben es mir feierlich eröffnet, daß der Marquis um meine Hand geworben hätte. — In diesem Augenblick trat das Bild des armen François lebhaft vor meine Seele.

Was wird der gute Mensch dazu sagen, dachte ich, der mich mit so stummer Verehrung liebt? — Und nun ergriff mich eine namenlose Angst; nachdem ich vergebens bleich und zitternd Alles aufgeboten hatte, um nur Aufschub vorerst zu erhalten; nachdem ich umsonst vorgewendet hatte, daß ich noch zu jung sei, zum heirathen; daß ich noch keine Neigung für den Marquis habe; daß ich mich noch nicht entschließen könne, meine geliebten Eltern zu verlassen — warf ich mich verzweiflungsvoll auf die Knie und flehte, auf dieser schrecklichen Partie nicht zu bestehen.

Mein Vater wollte, nach seiner gewohnten Jägerweise, wüthend werden; doch meine Mutter, die kälteres Blut, aber auch ein kälteres Herz hat, beschwichtigte sein Aufbrausen, indem sie zu mir sagte, ohne mich von meinen Knieen zu erheben: „Das Heirathen, mein Kind, ist in unsern Tagen eine Sache der Convenienz und Vernunft; die Liebe aber ist Sache des Herzens — eine Sache, die sich längst in der modernen Welt von dem Begriff Ehe emancipirt hat."

Das waren Ideen, die mein reines, schwärmerisches Jugendgemüth nicht aufzufassen wußte, und hätte ich die Meinung meiner Mutter ganz verstanden, mein sittliches Gefühl und alle Lebenspoesie, die sich ein lebhaft empfindendes Jugendgemüth unwillkürlich bildet, würde sie verabscheuet haben.

Fragend sah ich zu ihr auf; denn ich hatte sie in der That nicht ganz verstanden.

„Lassen wir das für jetzt," sprach sie ablenkend, „und gieb mir Deine Vernunftgründe an für Deine Weigerung; denn eben dadurch unterscheidet sich der Mensch von den unvernünftigen Thieren, daß er nicht blind seinen Trieben, Neigungen und Abneigungen folgen darf, sondern dem Verstande, von dessen Entschließungen er sich gegenseits Rechenschaft geben muß."

„Ach, ich liebe ihn nicht!" sprach ich seufzend, um nicht sagen zu müssen: ich verabscheue ihn. —

„Sind das alle Deine Gründe? nun, dann höre auch die unsrigen: Der Vicomte (denn diesen Titel hat er seit kurzem mit vermehrtem Reichthum von einem Oheim geerbt) ist reich; wir aber, mein Kind — und das sprach sie leise und mit gedämpfter Stimme, als scheue sie sich, dieses Selbstbekenntniß zu hören, — leben im glänzenden Elende. Die Güter Deines Vaters sind tief verschuldet; soll Dein Bruder, dem unsere Connexionen am Hofe eine glänzende Carrière eröffnet haben, dem alten Ruhm unserer Familie Ehre machen, so darf sein Erbtheil durch nichts geschmälert werden, weder durch Deinen Unterhalt, noch durch Deine standesmäßige Ausstattung. Der Vicomte aber hat sich auf schonende Weise erklärt, Dich ohne die geringste

Ausstattung aus unserer Hand zu empfangen — das thut kein anderer französischer Edelmann!" —

Ach, wir Mädchen sind arme, hülflose Geschöpfe. Wir haben wohl die Kraft, einen kleinen Eigensinn zu zeigen in Dingen, worauf es nicht viel ankommt; aber nicht den Muth, nein zu sagen in Dingen, die über das Geschick unseres Lebens entscheiden. — Ich schwieg, als ich fühlte, daß mein Flehen nichts mehr vermöge und überlieferte mich damit schweigend dem Opfermesser meines Geschicks, wie das schuldlose Opferlamm.

Im Dezember.

Es ist unverkennbar! François hat etwas auf dem Herzen; der schöne, blühende Mensch welkt hin, wie eine gebrochene Blume.

Er begegnet mir selten; denn er scheint es zu vermeiden und man entfernt ihn immer mehr aus den herrschaftlichen Gemächern. O, er wäre längst schon aus unserm Hause entfernt, wenn nicht eine geheime, räthselhafte Beziehung zu meinem Vater ihn noch hielte. Doch, so viel ist klar: er möchte mir gern etwas sagen; aber er wagt es nicht.

Heute begegnete er mir auf dem Corridor und trat zur Seite, um mich durchzulassen. Er wollte, glaube ich, mich anreden. Schon öffnete er den Mund und

legte seine Hand aufs Herz; seine sprechenden Augen hatten schon die Phrase vollendet, ehe er es wagte, das Wort zu nehmen. Ich blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen und sah ihn fragend an. Mein Blick war gewiß gütig und liebevoll, denn ich weiß, was ich fühlte in diesem Moment; allein mit männlicher Charakterstärke drückte er das Wort zurück, das er schon auf der Zunge hatte, und ich ging vorüber.

An demselben Abend war meine öffentliche, feierliche Verlobung mit dem Vicomte von Bellesisle.

François mit dem goldenen Bandelier und Federhut hatte die Aufwartung.

Ich habe nie eine entsetzlichere Todtenblässe gesehen, als auf den schönen Gesichtszügen dieses unglücklichen jungen Mannes.

Ende Dezember.

Ha! — ich bin frei! aber durch ein Ungewitter. — François ist fort — mir drohet Unheil! —

Kein Vorwurf hat mich getroffen, aber kalte, finstere Blicke meiner beiden Eltern verfolgen mich, ein Beweis, daß sie entschlossen sind, mich Unglückliche, ihr leibliches Kind, ha gräßlich! — verloren zu geben.

Was habe ich Ärmste gethan? — nur ein Gefühl habe ich, was mich beglückt: der Vicomte hat

durch ein höfliches Billet die Partie aufgekündigt; die Ursach sei aus der Beilage zu ersehen.

Aber die Beilage eben — die Beilage — das bleibt mir unergründlich; als ich das Billet des Vicomte auf dem Toilettentisch meiner Mutter liegen fand; — die Beilage eben — die Beilage war fort.

Meine Mutter befindet sich auf dem Zimmer meines Vaters; ein seltener Fall, zur ungewöhnlichen Stunde. Der Bediente hat Befehl, Niemanden vorzulassen, selbst mich nicht.

Es ist nichts gewisser, als daß über mein Schicksal berathen wird.

Welche Angst!

(Zwei Stunden später.)

Nun weiß ich es. Aber so viel ich mich darüber entsetze, so kann ich doch ein inneres Glückseligkeitsgefühl nicht unterdrücken.

Ich wurde zu meinen Eltern beschieden. Man hatte die Unvorsichtigkeit, mir einen Brief vorzulegen, der mir die Flammen über das Antlitz jagte. Es war dieser Brief die Beilage des Billets des Vicomte gewesen; es war ein Brief von dem armen François an mich. Ein Brief, den der Vicomte ohne Zweifel durch die Treulosigkeit meines Kammermädchens, das mit seinem Bedienten im Liebesverständniß war, aufgefangen hatte;

ein Brief, den ich jetzt eben zum ersten Male zu lesen bekam, weil ich mich darüber verantworten sollte.

Armer François! was hatte Dir Deine unglückliche Leidenschaft eingegeben? — So viel Flammen, als Worte und jede Flamme wurde zündend in meinem Herzen!

Er schrieb mir im Tone der Verzweiflung, daß er nicht mehr zu schweigen vermöge. Er habe gekämpft wie ein Riese gegen eine Liebe, die durch die Standesverhältnisse und Vorurtheile der Welt gemißbilligt werde; aber daß er habe Zeuge sein müssen von meiner Verlobung, in der tiefsten Erniedrigung des Bedientenstandes, habe seine Kraft gebrochen.

„Ich will nichts damit," schloß er, „als es aussprechen, daß ich Sie liebe; denn mich selbst wird mein Geschick von hinnen treiben; aber ich bin kühn genug, in Ihren Augen gelesen zu haben, daß Sie mich wieder lieben und ich will nichts mit mir nehmen in meine Lebenswüste, als das Geständniß von Ihren Lippen: ich liebe Dich! — Geben Sie es mir schriftlich mit zwei Worten und es wird mein Heiligthum sein; geben Sie es mir mündlich und meine Seele wird ein Hallelujah singen, indem mein Herz sich zu Tode weint!" — —

Das waren seine Worte. Ach, er liebt mich! — er hatte gewagt, es auszusprechen. Und ich sollte

feiger sein? — O nein! ein weibliches Herz, das wahrhaft liebt, ist ein Heldenherz für seine Liebe.

Ich bekannte meinen Eltern die meinige. Ich beschwor sie, mich ohne Ausstattung diesem Manne meiner Liebe zu übergeben; sie dürften ihm ja nur die kleinste Stelle eines Forstwarts in ihren ausgedehnten Besitzungen zutheilen und an seiner Hand würde ich mich dennoch hoch beglückt und reich ausgestattet fühlen, würde nie verrathen, daß ich in einem höhern Stande geboren sei, nie Anspruch machen auf das Vermögen meines Bruders; nur eins mögten sie ihrem armen Kinde gewähren — den elterlichen Segen und die Fortdauer ihrer Liebe.

„Ungerathene!" — das war die einzige Antwort, die ich erhielt, und der Vermittelung meiner Mutter habe ich es noch zu danken, daß ich nicht mit einem Fußtritt meines Vaters zur Thür hinausgeschoben wurde.

(Am folgenden Tage.)

Man hat mir angekündigt, mich in einer Stunde reisefertig zu halten.

Auf meine Fragen: wohin? erhalte ich keine Antwort.

Meine Eltern sind fortgefahren, um sich selbst und mir den Abschied zu ersparen. Unser alter Maître d'hôtel, ein treuer Diener unseres Hauses, aber eine

harte Seele, verschlossen und verschwiegen wie das Grab, hat Auftrag, mich zu begleiten.

Und meine gute alte Bonne, die tausend Thränen um mich vergießt, vor Angst und Mitleid, wird mitfahren. Aber wohin? wohin? — sie weiß es selbst noch nicht; der Kutscher auch nicht und der Alte schweigt.

Wie gern klammert sich die Jugend an Hoffnungen an und wären es auch selbstgeschaffene.

Ha! sollten vielleicht meine Eltern beschlossen haben, mich glücklich zu machen? — hätte man dem armen François die Forstwartstelle gegeben? will man mich dort hinschicken, um im Stillen mit ihm verbunden zu werden? —

Unsinn! aber doch möglich! —

Im Januar.

So bin ich denn hier in öden Klostermauern! — Entsetzliches, freudenloses Dasein! —

Mein erstes Gefühl war das der Ruhe. Wenn die Seele fiebert in großen Bekümmernissen und Leidenschaften, so ist es ihr Bedürfniß, im äußern Leben einen Ruhepunkt zu finden, der entweder uns hinsterben läßt am gebrochenen Herzen, oder dem Gemüth wieder neue Spannkraft giebt, um den Schmerz mit Bewußtsein tragen zu können. Ich habe alle Stadien

des tiefsten Wehe der Seele durchgelebt, von jener Apathie, die in der Erschlaffung aller Seelenkräfte keine Thräne mehr hat, bis zum Aufschrei der Verzweiflung, die keine Hoffnung mehr darbietet.

Im August.

Die Gewohnheit der Leiden und die Stille meiner Umgebungen haben meinen Schmerz stiller gemacht. — Nach dem Sturm ebnet sich das Meer auf der Oberfläche, während es in der Tiefe noch wallt.

Ich habe Gott gesucht; aber ich verzweifle, ihn jemals zu finden. Das Herplappern lateinischer Gebete, die Anbetung von hölzernen Bildern der heiligen Jungfrau haben mir keinen frommen Gedanken in die Seele gelegt, und mein Unglück erscheint mir wie eine Ungerechtigkeit Gottes gegen ein unschuldiges Geschöpf, und das erfüllt mich mit Bitterkeit anstatt mit Liebe gegen das höchste Wesen! —

Meine Seele hat nur einen Gedanken und ein Gefühl, die aber in der Einsamkeit täglich stärker und mächtiger werden — das ist der Gedanke an François und die Liebe für den Unglücklichen.

Durch die Gitterstäbe meines Fensters sehe ich den fernen grünen Wald, von dem mich Schloß und Riegel und hohe Mauern trennen; ach, eine Hütte in

solchem Walde mit meinem armen Freunde und ich wäre glücklich geworden! —

Ich habe an meine Eltern geschrieben und nicht um Rückkehr, sondern um Wiederkehr ihrer Liebe gebeten; aber man hat mir gesagt, daß man den Brief nicht absenden würde, da ich dem Himmel verlobt sei und auf Erden keine Familie mehr habe.

O, schöne Welt! wie bist Du für mich dahin! —

Im Januar des folgenden Jahres.

Das Novizenjahr ist vorübergegangen und ich bin nicht würdiger geworden, eine Braut des Himmels zu werden.

Ich trage meine irdische Liebe im Herzen und meinen Weltschmerz in der Seele; wie sollte ich der himmlischen Gnade theilhaftig werden können?

Aber meine Willenskraft ist gebrochen; mein Widerstand hat sich erschöpft. Willenlos werde ich ein Opfer fremder Willkür werden; machtlos werde ich die heiligen Gelübde sprechen müssen, ohne innern Beruf zu haben, sie zu erfüllen.

Meine Protestation mit Worten, Bitten, Thränen hat mir nur schwere Pönitenz zugezogen. Knieend und baarfüßig, im grobhärenen Büßergewande, habe ich drei Nächte hindurch am Altar der heiligen Ursula in der kalten Klosterkirche beten müssen.

Meine Pulse fiebern, meine Nerven zittern. Ich fühle mich völlig erschöpft, hinsterbend und jammernd. Herr, mein Gott, erlöse mich von diesen Qualen! —

Aber mein Tod noch soll Zeugniß ablegen, daß ich nicht freiwillig einen Beruf gewählt habe, zu dem ich keinen innern Beruf fühle.

(Später.)

So, nun ist es vollbracht; ich habe meine letzte Kraft angewendet, um eine Protestation gegen mein klösterliches Gelübde aufzuschreiben und diese in meinen Kleidern zu verbergen.

Es ist geschehen; und dieses Blatt soll nach meinem Tode noch bezeugen, daß ich nur gezwungen das klösterliche Gelübde abgelegt habe. Ich werde es leisten, aber mit dem innern Vorbehalt des Zwanges.

Vielleicht findet François die Spur meines Daseins und rettet mich; oder ich finde Gelegenheit, zu entfliehen und ihn aufzusuchen. Gegen Gott werde ich mich nicht verpflichten und gegen Menschen nimmt der Käfig dem gefangenen Vogel nicht das Recht, zu entflattern, wenn es ihm möglich wird.

Im Februar, im Kerker.

So bin ich denn verdammt, im Grabe zu leben! — Bei der Einkleidung hat man die Protestation bei

mir gefunden. Ich habe dennoch das Gelübde leisten müssen — freiwillig; denn man hatte mir gedrohet, mich lebend einmauern und verhungern zu lassen, wenn ich durch offenen Widerspruch die heilige Ceremonie stören würde, zu der Tausende von Menschen in den weiten Räumen der Klosterkirche sich eingefunden hatten. — Mein langes schönes Haar ist gefallen unter der Scheere; die halb Ohnmächtige hielt man aufrecht auf den Knieen vor dem Altar, mein leises Murmeln eines furchtsamen Widerspruchs nahm man für das Ja der heiligen Gelübde; der Schleier fiel über mein Antlitz — und der Welt war es auf ewig entzogen.

Nachdem die Cermonie vollendet und der Segen über mich gesprochen war, wurde ich vor das geistliche Gericht des Convents gefordert.

Meine Oberin, die Äbtissin, eine strenge und fanatische Frau von kaltem Herzen, hielt mir mein Verbrechen vor — die Protestation.

Verzweiflung gab mir Muth. Ich bekannte mit dem Gefühl eines Märtyrers meine Liebe und daß ich das Gelübde nicht wirklich, jedenfalls nur gezwungen geleistet habe.

Die Blässe des Schreckens lagerte sich auf den kalten starren Mumiengesichtern der Äbtissin und der beiden alten Nonnen, die ihr assistirten. Ein furchtbares Anathema schleuderte die Erstere auf mich herab, und ich

wurde fortgeführt, um der Berathung dieses heimlichen Gerichts Raum zu geben.

Nach einer Stunde wurde ich wieder vorgeführt.

„Franziska," sprach die Oberin mit einer eintönigen Stimme, mich bei meinem Klosternamen nennend. — Dein Gelübde ist, deines Widerspruchs ungeachtet, für geleistet anzunehmen. Du bist also mit Leib und Seele der Kloster-Disciplin nach der strengen Regel des heiligen Franziskus anheim gefallen. Dein Widerstand ist ein Todesverbrechen und würde mit lebendigem Einmauern, Verhungern-lassen und ewiger Verdammniß der Seele noch gelinde bestraft werden; denn die Kirche ist eine liebende Mutter der Gläubigen, die ihre irrenden Kinder gelinde züchtigt und kein Blut vergießt. Aber in Anbetracht deiner Jugend und um kein Ärgerniß vor der Welt zu geben, wollen wir dir aus angeborener Milde und Gnade die Entschuldigung des Wahnsinns gelten lassen; denn dein Handeln und Beginnen ist ein so unsinniges, daß es zum lauten Zeugniß wird deiner Seelenstörung. Als Wahnsinnige aber wird man Dich für den Rest deines Lebens in sichern Gewahrsam bringen und Dir hinter Schloß und Riegel jede Möglichkeit zur Flucht benehmen. Nun geh mit Gott, Unglückliche; deine Gesellschaft wird das Kreuz des Erlösers sein.

Damit endete das Tagebuch der Unglücklichen, und Josephine mit ihren beiden Freundinnen zerflossen bei dem Lesen desselben in Thränen. Als sie es noch aufgeschlagen vor sich liegen hatten und gemeinschaftlich beriethen, wie der Leidenden zu helfen sei, trat unbemerkt die Novizenmeisterin herein und verlangte zu wissen, was das für Papiere wären, über deren Lektüre man diese der Aufsicht des Klosters anvertrauten jungen Personen betroffen hatte.

Josephine nahm das Wort und erklärte, es sei die Leidensgeschichte einer Unglücklichen, für welche sie das Mitleid und die Vermittelung der Frau Äbtissin in Anspruch nehmen wollten. Und sogleich begab sich Josephine, von ihren beiden Freundinnen begleitet, dorthin.

Die Äbtissin, eine hohe, fast aufgetrocknete Matrone, empfing den mit leidenschaftlicher Wärme vorgetragenen Bericht der jungen Kostgängerinnen mit jener freundlichen Würde der Oberin, welche die Strenge nicht ahnen ließ, die dahinter verborgen liegt. Sie behielt sich vor, das Tagebuch der Unglücklichen selbst zu lesen und dann erst ihr Urtheil darüber zu fällen.

Am folgenden Tage ließ sie Josephinen wieder rufen und indem sie es ihr zurückgab, sprach sie: „Madame, ich darf Ihrer Urtheilskraft genug zutrauen um sich selbst zu sagen, daß diese arme Person in der That eine Wahnsinnige ist; denn ein adeliges Fräulein

von guter Familie, das einen Bedienten liebt, ist eine Thörin; aber wenn sie nur einen Augenblick den Gedanken fassen kann, eine so untergeordnete Creatur zu heirathen, so kann sie nicht recht bei Sinnen sein und ist eine Wahnsinnige.

Josephine erröthete im tief verletzten Gefühl und wollte auf diese herzlose Äußerung etwas erwiedern; allein die Äbtissin unterbrach sie:

„Ich weiß, was sie dagegen sagen wollen; allein Sie sind eine gute junge Frau, ohne Welterfahrung; ich aber habe die Ehre, Ihnen zu sagen, Frau Vicomtesse von Beauharnais, daß jene Unglückliche längst wahnsinnig gewesen ist, ehe sie ins Kloster gekommen war und daß es ganz recht von ihren Eltern war, sie dorthin zu schicken, so wie von den Obern des Klosters, sie einzusperren. Wir leben in einer Zeit, die man, wenn nicht alle Anzeichen trügen, den Vorabend einer Revolution nennen darf. Man proclamirt Grundsätze, welche das Königthum wie die Hierarchie gleich bedrohen und der Hof sieht sich genöthigt, den liberalen Ideen eines Rousseau und der Philosophie eines Fenelon, d'Alembert und Anderer nachzugeben. Der Tiers=Etat hebt sich mit seinen Prätensionen, der Adel ist demolisirt; das Ansehen der Geistlichen gesunken; man beschäftigt sich mit der Idee, die Klöster aufzuheben, um durch ihr Vermögen die gesunkenen Finanzen des

Staates zu heben; es thut also noth, ein Ärgerniß in den Klöstern eher mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken, als ans Licht zu ziehen."

„Soyons sage," schloß sie, „mischen wir uns nicht in fremde Angelegenheiten, die uns nichts angehen. Stören wir nicht die gute Nachbarschaft mit der Äbtissin des Klosters der grauen Schwestern und greifen wir nicht ein in die innern Angelegenheiten einer hohen Familie, die es uns wenig Dank wissen würde, ein ungerathenes Mitglied derselben der Schande Preis gegeben zu haben."

Josephine und ihre beiden Freundinnen knüpfte[n] jetzt mit der Unglücklichen, auf dem bekannten Weg über die Kirchhofsmauer, eine Correspondenz an, nach[-] dem sie ihr Schreibmaterialien zugesteckt hatten. Si[e] suchten zuförderst ihr wieder neue Hoffnungen zu e[r-] wecken, um sie vorerst nur aus dem trostlosen Zustand der Verzweiflung zu erretten. Josephine versprach, b[ei] einflußreichen Personen alles anzuwenden, um sie für i[hr] Schicksal zu interessiren.

Josephine war übrigens von der Welt nicht abgeschieden, daß sie nicht auch Freundinnen und B[e-] kannte bei sich sehen, oder sie besuchen durfte. erzählte sie das Geschick der Unglücklichen, die, a

Wahnsinnige eingekerkert, bei vollem Gebrauch ihres Verstandes sei.

Nachdem Josephine die Geschichte der Unglücklichen, ohne sie zu nennen und ohne das Kloster zu bezeichnen, worin sie sich befand, hinlänglich verbreitet hatte, um allgemeine Empörung der öffentlichen Meinung dagegen zu erwecken, fuhr sie selbst zum Erzbischof und trug ihm, der jene Gerüchte schon gehört hatte, den Fall des Mißbrauchs der geistlichen Disciplinar-Gewalt mit allen Nebenumständen vor.

Der damalige Erzbischof von Paris war ein Kirchenfürst vom trefflichsten Herzen, fromm und religiös, wohlwollend und ohne Fanatismus. Mit edler Wärme dankte er Josephinen für ihre Mittheilung und nachdem er sich durch das Lesen des Tagebuches von der innern Wahrheit ihrer Erzählung überzeugt hatte, begab er sich nach dem grauen Kloster der Carmeliterinnen, wo sein unerwartetes Eintreffen die größeste Überraschung und Verwirrung hervorbrachte. Noch mehr aber stieg die Verlegenheit, als der Erzbischof von Paris sich nach dem Befinden der Mademoiselle Irene de St. Claude erkundigte, die unter dem Klosternamen Franziska fast vergessen und verschollen war im Kloster. Anfangs that man sehr erstaunt und gab sich den Anschein, nicht zu wissen, daß eine Person dieses Namens jemals im Kloster aufgenommen sei. Erst, als

der Erzbischof bemerkte, es sei dieselbe, die vor zwei Jahren unter dem Klosternamen Franziska eingeweihet, schien der Äbtissin ein Licht aufzugehen. „Ah!“ sprach sie, „das ist die arme Schwester, die heute die letzte Ölung empfangen hat. Ihre Brust ist so angegriffen, daß sie augenblicklich verscheiden würde, wenn Ew. Eminenz an ihr Bett treten und sie dadurch in Gemüthsbewegung setzen würde.“

„Glücklich,“ setzte eine andere Nonne mit gefalteten Händen und frommem Augenverdrehen hinzu, „wenn man erst von dieser armen Schwester sagen kann: sie ruhet jetzt im Schoße Gottes!“

Bei diesen Worten flammte ein heiliger Feuereifer aus den Augen des ehrwürdigen Erzbischofs.

„O Himmel!“ rief er aus, indem er den Klosterfrauen einen strafenden Blick zuwarf, „so ist dennoch ein Opfer gefallen, das man dem Wahn und Fanatismus gebracht hat! — Ich kenne die Geschichte dieser Unglücklichen besser, als Ihr glaubt; weil sie ihr erzwungenes Gelübde mit Widerwillen aussprach, mußte sie der Gegenstand Eurer entsetzlichen Verfolgung werden! Unmenschliche, grausame Weiber! ich habe bis jetzt geschwiegen; aber nun werde ich reden und handeln.“

Indeß, der gute Erzbischof gehörte zu jenen trefflichen Menschen, die den besten Willen und das menschenfreundlichste Herz haben; aber nicht den Verstand,

um ein Gewebe von Intriguen zu durchdringen und nicht Charakter genug, um in solchen Fällen energisch zu handeln.

So hatte der Erzbischof nicht einmal verlangt, die Sterbende zu sehen, um sich von der Wahrheit der Ausflucht dieser Klosterfrauen zu überzeugen, deren Bosheit und Grausamkeit er kannte, und am Ende blieb jene Drohung die einzige Genugthuung, die er der beleidigten Menschlichkeit schuldig zu sein glaubte.

In der Nacht vor dem Besuche des Erzbischofs im benachbarten Kloster hatte Josephine noch die Unglückliche an der Lücke der Kirchhofsmauer gesprochen; indem sie ihr von ihrem Besuche bei dem Erzbischof und dessen Äußerungen des Unwillens erzählte, goß sie wieder den ersten Strahl einer freundlichen Hoffnung in ihr krankes Herz.

In der Nacht, die darauf folgte, erschien die Unglückliche nicht wieder auf dem engen Klosterhofe. So war ihr nun auch der letzte Schatten von Freiheit entzogen, wenn sie nicht vielleicht krank, oder todt, oder gar eingemauert war.

Schreckliche, ängstliche Ungewißheit!

So lebte Frau von Beauharnais noch einige Wochen nach diesem schmerzlichen Ereignisse in der Abtei Pantemont. Dieses hatte ihr Gemüth so ergriffen, daß

sie sich gänzlich zurückzog von allen ihren Bekannten und so ihr Leben in klösterlicher Einsamkeit still und geräuschlos verrann.

In dieser Zeit war die kleine Hortense ihre einzige Freude. Dieses liebliche Kind wußte schon die liebevolle Zärtlichkeit ihrer Mutter recht gut zu schätzen und erwiederte sie mit kindlichen Liebkosungen, die Josephinen unaussprechlich glücklich machten. So verblaßte allmählig das Bild jener Unglücklichen immer mehr in ihrem Gedächtniß und sie erinnerte sich ihrer nur noch in einzelnen Momenten oder sie erschien ihr mit flehend emporgehobenen Händen und blutender Herzenswunde im Traume, ihre Lieblosigkeit anklagend.

Die beiden jungen Marquisinnen waren schon in ihre Familien zurückgekehrt und hatten ohne Zweifel, im Strudel eines glänzenden Lebens, der Scenen bald vergessen, die damals im Kloster ihr Mitgefühl für eine schuldlos Eingekerkerte geweckt hatte.

Das ist eben das Loos des Unglücklichen auf Erden, daß er nur dem Auge, das seine Leiden sieht, Mitgefühl einflößt; den Blicken entschwunden, vergessen wird.

Auch Josephine sollte bald wieder in das zerstreuende Weltleben zurückkehren; sie sollte die Genugthuung erleben, daß ihr Gemahl, der Vicomte von Beauharnais, mit seiner ungerechten Klage auf Trennung der

Ehe abgewiesen und vom Parlament zu Paris verurtheilt wurde, seine, für unschuldig erklärte Gemahlin wieder zu sich zu nehmen oder, im Fall sie sich weigere, ferner mit ihm zu leben, ihr eine Pension von 10,000 Franken jährlich auszuzahlen.

Dieses günstige Urtheil war dadurch veranlaßt, daß durch die richterliche Untersuchung alle von ihrem Gemahl gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen und Beweise als Verläumdung sich ausgewiesen hatten.

So kehrte denn Josephine in den Kreis ihrer Freunde und Verwandten zurück, ohne jedoch für jetzt mit ihrem Gemahl wieder vereinigt zu werden. Anfangs überließ sie sich dem süßen Gefühl der Freiheit; aber es schmerzte sie doch bald das Bewußtsein, von dem Vater ihrer geliebten Kinder verkannt zu sein und von dem Gatten getrennt leben zu müssen, an dem sie noch immer mit der Anhänglichkeit eines ächt weiblichen Gemüths hing, das trotz aller Kräakungen von dem Manne nicht lassen kann, dem sie sich einmal in Liebe ergeben hatte.

Obgleich zerstreut durch vielfältige Besuche, fühlte sie doch, daß ihr jener innere Frieden mangele, ohne den kein Glück möglich ist. In dieser Zeit erinnerte sie sich der armen Irene wieder und sie fuhr abermals zum Erzbischof, der sie mit Güte empfing, aber ihr mit einiger Verlegenheit gestand, daß er noch nichts

habe thun können für die Unglückliche, indem, den Umständen nach, sie längst todt sein müsse.

Josephine erkannte bald, daß von dieser Seite, bei der Unentschlossenheit des geistlichen Oberhirten, keine Rettung für das arme, gemißhandelte Wesen zu hoffen sei; sie erbat sich daher vom Erzbischof das Tagebuch der Unglücklichen wieder und nahm sich vor, wo möglich die Königin Maria Antoinette für sie zu interessiren, indem sie darauf vertraute, daß diese früher schon viel Gnade für sie gehabt habe.

In dieser Absicht begab sie sich eines Tages nach Versailles, von da nach den beiden Trianons, in der Hoffnung, der Königin in diesem ihrem Lieblingsaufenthalt zu begegnen.

Dort verwendete sie einige Stunden, die beiden Schlösser und die reizenden Anlagen dieses Namens zu durchwandeln.

Die neuen Verschönerungen dieser kleinen Lustorte hatten ihnen bezaubernde Reize verliehen. Von weither kamen die Fremden, weniger um die Anlagen, als um die holde schöne Maria Antoinette zu sehen, die dort sich von der langweiligen Etikette im Palast Ludwigs XVI. losgesagt hatte, um ein Leben voll Phantasie und heiterer Einfachheit zu führen.

Das kleine Trianon war ein Meisterstück der eleganten Baukunst, im damaligen französischen Zeitgeschmack. Die schöne Tochter der Kaiserin Maria Theresia gefiel sich dort ganz besonders und die Verschönerung dieses Lustschlößchens gehörte zu ihren angenehmsten Beschäftigungen.

Nichts konnte reizender und malerischer sein, als die Anlage dieser Gärten, die bekanntlich ein Werk des berühmten Lenòtre waren.

Die Königin pflegte oft dort hinzukommen, um sich, wie sie selbst zu sagen pflegte, von der Langeweile zu erholen, welche immer im Gefolge glänzender Größe sei.

An diesem reizenden Ort herrschte eine anmuthige Freiheit, eine studirte Einfalt der Sitte, die besonders jenes gesucht ideale Schäferspiel begünstigte, das man damals, in der Zeit des tiefsten Sittenverfalls am französischen Hofe und in der Pariser großen Welt, gleichsam als eine heitere Tändelei der Idylle, so sehr liebte. Der Schäferstab ersetzte ihr Scepter, das zu Versailles geblieben war, und als Schäferin, phantastisch gekleidet, empfing sie mit liebenswürdiger Zutraulichkeit die Huldigung der Hohen und Niedrigen, die sich ihr ehrerbietungsvoll nahten.

Nie besaß vielleicht eine hohe Frau in diesem Grade die Kunst, Würde mit Güte zu vereinigen und

das schöne Geheimniß, ihre Wohlthaten auszutheilen, ohne das Zartgefühl der Empfänger zu verletzen.

Wenn sie mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit sagte: „Morgen gehe ich auf meine Meierei!“ so wünschte der ganze Hof, sie zu begleiten.

Jeder Bewohner dieser Feengärten hatte dort sein eigenes ländliches Hüttchen. Einer der französischen Prinzen damaliger Zeit war Eigenthümer einer kleinen Mühle, ein anderer hatte das Hirtenhäuschen. Jener Herzog war sehr glücklich, wenn er seine Ordensbänder mit der Phantasie-Kleidung eines Landmanns, die aber aus Seide und Sammet verfertigt sein mußte, vertauschen konnte, und mehrere dieser vornehmen Damen mit sechzehn hochadeligen Ahnen stellten sich entzückt, wenn sie mit feinen weißen Glacée-Handschuhen die Rollen der Viehmägde in der Meierei der Königin übernehmen durften.

Die Königin selbst ging Allen mit dem Beispiel der Einfachheit voran. Die Müllerin, die in Versailles den Herzogstitel zu führen gewohnt war, schickte ihr Kuchen, den sie mit eigenen zarten Händen gebacken zu haben behauptete und nach wenigen Minuten machte ihr die Königin, als Pächterin der Meierei, ein Gegengeschenk von frischer Milch. Selbst der Hirt wurde bei dieser Austheilung ländlicher Geschenke nicht ver-

gessen. Man gab und nahm gegenseits einfache Besuche und Geschenke.

Häufig wurden dort ländliche Musik- oder Tanzfeste gegeben, bei welchen Freude die Wangen röthete, was in Versailles nur durch aufgelegtes Roth geschah. In den Trianons hörten diese in Seide und Sammet gekleideten Schäfer und Schäferinnen die neuesten Compositionen von Piccini, Gluck und was der gelehrte Lulli ein Jahrhundert früher componirt hatte. Ludwig XVI. liebte die Trianons nicht. „Es ist der Abgrund des kostbarsten Aufwandes," sagte er — und mochte Recht haben.

Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den Josephine empfand, als sie zum ersten Male dort die Gemächer der Königin betrat. Sie hegte für Maria Antoniette die tiefste Verehrung und pflegte sie nicht anders zu nennen, als die himmlische königliche Frau. Ihre Theilnahme für sie erhöhte sich noch durch die Stürme, die sie gleichsam im Geiste heranziehen sah gegen das erhabene Haupt dieser unglücklichen Königin.

Schon war der Geist der Revolution in Frankreich erwacht, obgleich dessen Ausbruch noch fern lag. Die heilige Scheu vor dem Königthum war einer frechen Verspottung und Verläumdung desselben gewichen. Und wenn man vielleicht nicht so ganz mit Unrecht die schöne Maria Antoinette der Leichtfertigkeit der Sitten beschul-

digte; wenn man Statuetten verkaufte, die ihren schönen Körper, dem Bade entsteigend, als Venus abgebildet darstellten; wenn man die Bildhauer und berühmten Maler nannte, denen sie in dieser Attitüde gesessen haben solle, indem es ihrer Eitelkeit geschmeichelt habe, als Venus vergöttert zu werden, oder wenn die famöse Halsbandgeschichte mit dem Cardinal Rohan ganz zu ihrem Nachtheil ungescheut und laut im Volke erzählt wurde; wenn man endlich die Königin als die Hauptquelle aller dieser maßlosen Verschwendung des französischen Hofes nannte, welche das Volk auspreßte, da der Edelmann nicht belastet wurde, wohl aber mit schwelgen wollte vom Mark und Blut des französischen Landmannes und Bürgers: so nannte Josephine, in ihrer tiefen Verehrung für die liebenswürdige Königin, alle diese Gerüchte, Reden und Klagen die frechste Verläumdung und hielt Maria Antoniette für die tugendhafteste Frau in Frankreich. Und in der That war die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung oft schon genügend, ihre entschiedensten Gegner zu versöhnen und in ihre schwärmerischen Verehrer zu verwandeln.

Das waren die Gedanken, die sie eben beschäftigten, als sie in der kleinen Bildergallerie von Trianon derselben Königin begegnete, die der Gegenstand ihrer Verehrung war. Josephine trat auf die Seite und verneigte sich auf das tiefste. Die Königin erkannte so-

gleich die liebenswürdige junge Frau, die sie schon bei ihrer ersten Vorstellung so gütig aufgenommen hatte und redete sie an:

„Ah, Madame de Beauharnais, Sie können hier alles betrachten, denn ich weiß, daß Sie im Stande sind, die Schönheiten von Trianon zu schätzen. Ich nehme ihren Geschmack in Anspruch; wenn Sie daher mich auf Gegenstände, die Ihnen besonders gefallen, aufmerksam machen und Ihre besonderen Bemerkungen hinzufügen wollten, so würde ich Ihnen sehr verpflichtet sein. Ich werde Sie stets mit besonderm Vergnügen bei mir sehen."

Frau von Tacher erwiederte diese Artigkeit mit einer abermaligen tiefen und ehrfurchtsvollen Verneigung und die Tochter Maria Theresia's ging noch einmal grüßend an ihr vorüber, ohne zu ahnen, daß diejenige, die sie mit so viel Huld empfangen hatte, nach wenigen Jahren schon Besitzerin der beiden Trianons und Gemahlin des Beherrschers von Frankreich sein würde.

Wunderlich spielen die Geschicke der Menschen; die Einbildungskraft des Romanschriftstellers dürfte so kühn nicht sein, wie es oft die Hand des Schicksals in der Wirklichkeit ist.

Schon nach wenigen Tagen empfing Frau von Beauharnais die erwartete Einladung zur Königin, um

ihr die Bemerkungen mitzutheilen, die sie gemacht haben konnte.

Josephine hatte sich darauf vorbereitet und besaß Welt, Feinheit und Geistesgegenwart genug, um ein so delikates Examen mit Anmuth und zur Zufriedenheit der Königin bestehen zu können. Diese hatte sie in ihrer reizenden Meierei, in phantastischer Schäferinnen-Kleidung empfangen, um jede Etikette zu beseitigen, und dieser Umstand gab der jungen Creolin den Muth, mit voller Unbefangenheit die im höchsten Grade liebenswürdige Naivität ihres Wesens zu entfalten.

Maria Antoinette versicherte sie, mit delikater Beziehung auf die Mißverhältnisse mit ihrem Gatten, in dem ihr eigenthümlichen Ton des Wohlwollens, ihres erhabenen Schutzes. Josephine ergriff mit Gewandtheit diese Gelegenheit, um dieselbe Gnade für eine Unglückliche von guter Familie in Anspruch zu nehmen, die durch Härte ihrer Eltern und Grausamkeit der Klosterzucht nicht nur lebenslänglich eingekerkert, sondern auch für wahnsinnig ausgegeben sei, aus keinem andern Grunde, als weil sie das Klostergelübde mit Widerwillen und gezwungen abgelegt habe.

„Was Sie da sagen?" rief die Königin im lebhaft angeregten Affekt, „und so etwas könnte in den Staaten meines Gemahls sich ereignen?"

„Madame, ich habe Beweise für meine Behauptung," sprach Josephine mit Ehrerbietung und zog das Portefeuille heraus, welches das Tagebuch der Unglücklichen enthielt, für die sie sich — ach, vielleicht zu spät — verwendete.

„Lassen Sie uns hier promeniren," sprach die Königin, indem sie ablehnend ihre Hand auf das Buch legte. „Sie werden gestehen müssen, Madame, die Natur ist hier zu schön, um ihren Genuß sich durch Lektüre verderben zu lassen; indeß befinde ich mich in der Laune, eine rührende Geschichte zu hören. Erzählen Sie. — Es liegt eine Anmuth in Ihren Worten, die mich jedesmal entzückt," setzte sie verbindlich hinzu.

Josephine verneigte sich abermals tief und griff nach dem flatternden Saume der Robe der Königin, um sie zu küssen; diese aber reichte ihr gnädig die Hand und Josephine berührte diese leise und ehrfurchtsvoll mit den Lippen.

Nach dieser kurzen Episode der Anmuth und des Respekts ergriff die Königin abermals mit Munterkeit die Hand der jungen Frau und sprach: Kommen Sie, Madame, wir besuchen meine Merinos, die ich als gute Schäferin ein wenig weiden lassen werde. „Reden Sie indeß zu mir, als sei ich wirklich eine Chloe oder Phyllis aus Tibulls Idyllen."

Nun gingen sie beide zwischen den hohen Taxus-hecken hindurch an den weißen Marmorstatuen und kleinen Springbrunnen vorüber, nach einer Wiese, wo die spanischen Schafe der Königin weideten.

Während dieses Spazierganges benutzte Frau von Beauharnais ihre Zeit so gut, daß sie ihr die ganze rührende Liebesgeschichte und so tragische Klosternovelle erzählt hatte, ehe der erste stattliche Leithammel herankam, um aus den weißen Händen der hohen Hirtin die gewohnte Gabe eines Stück Zuckers zu empfangen.

Bei alle dem hatte Maria Antoinette die Erzählung mit dem lebhaftesten Interesse angehört; besonders die zarte Liebe des jungen Mädchens zu dem hochgebildeten Jäger, den natürlich Josephinens Poesie noch mit allen Reizen des Ideals ausgeschmückt hatte, begeisterte sie so, daß sie mehr als einmal ausrief: „ha, das ist entzückend! — das ist romantisch! das ist schön! — wo ist der Jäger, wir wollen ihn in den Adelstand erheben lassen und ihm ein Offizier-Patent in unserer Schweizergarde verleihen, dann mögen die beiden jungen Leute einander heirathen.“ „Ach! — zu spät!“ — seufzte Josephine und fuhr fort, zu erzählen. Bei dem Bericht von der Grausamkeit ihrer Eltern rief sie aus: „o, diese Edelleute, was sind sie? worauf können sie sich etwas einbilden? — Als Sclaven des Königs krümmen sie sich zu seinen Füßen und dem Volke gegenüber

treten sie frech auf ihre Köpfe. Glauben Sie mir, liebe Beauharnais, Niemand am Hofe will es begreifen als ich; aber, ich sage Ihnen, wir gehen einer schweren Zeit entgegen. So kann es nicht bleiben! Das Volk ist zu gedrückt, die Großen sind zu übermüthig; merken Sie auf, es wird ein Unglück geben, ein Wetterschlag, der alle hohen Bäume vernichten wird, ich weiß nicht, woher es kommen wird; aber meine sensible Seele ahnet so etwas. Doch lassen Sie uns nicht politisiren. Dergleichen verstimmt. — Erzählen Sie weiter! —

Und Josephine begann nun die Scene der Einkleidung der armen Irene und das Weitere bis zu ihrer Kerkerhaft, als angeblich Wahnsinnige, zu erzählen, selbst die laue Einmischung des Erzbischofs nicht zu verschweigen.

„Entsetzlich!" rief die Königin, in Thränen ausbrechend. „Arme Creatur! aber, was vermögte weltliche Macht gegen diese finstere Grausamkeit der Hierarchie! ich bin in Verzweiflung, hier nicht helfen zu können!"

„Madame, Ew. Majestät wird in hoher Weisheit gewiß leicht das Mittel finden, wenn Sie geruhen würden, ein Gelübde vorzuwenden, zu den Füßen der heiligen Maria Magdalena von Pazzi im grauen Kloster der Carmeliterinnen ein Ave Maria zu beten und alsdann das Kloster selbst zu sehen verlangten. Dürfte ich die Gnade haben, in Ew. Majestät Suite zu sein,

so würde ich leicht die Örtlichkeit nachweisen können, wo die Unglückliche schmachtet. Der Königin darf in einem Kloster nichts verschlossen bleiben."

„Nun, und dann?" fragte Maria Antoinette mit einer Spannung, die verrieth, wie gern sie in diesem Falle helfen wollte, und fügte dann leiser und erröthend hinzu: „ich habe in diesen Tagen die Erfahrung machen müssen, daß der Einfluß der Königin von Frankreich sehr gesunken ist und man sich nicht einmal mehr scheuet, sie mit den schändlichsten Verläumdungen und Anklagen zu überhäufen."

Diese Anspielung auf die famöse Halsbandgeschichte und die Anklage des Cardinal Rohan betrübte Josephinen auf das tiefste, und nachdem sie eine Minute des Schweigens hindurch die Wimpern niedergeschlagen hatte, sprach sie mit einem fast zärtlichen Ausdruck ihrer schönen Augen: „ein Diamant vom reinsten Wasser, den man ohne Schmeichelei das Sinnbild meiner erhabenen Königin nennen darf, strahlt im Dunkel der schwärzesten Verläumdung nur um so heller und reiner." —

„Sie sind eine gute Seele," entgegnete Maria Antoinette durch Thränen lächelnd, indem sie ihr dankbar noch einmal die Hand zum Kuß reichte, „o, ständ es nur noch in meiner Gewalt, Sie so glücklich zu machen, wie Sie es verdienen!"

„Mein höchstes Glück," entgegnete Josephine lebhaft, „wäre die Rettung dieser Unglücklichen, und das Mittel dazu wäre einfach. Ew. Maj. dürfte nur befehlen, daß der Herr Erzbischof von Paris Sie auf dieser frommen Pilgerfahrt begleite und ein Wort der Protection wird genügen, um den höfisch geschmeidigen Prälaten zu der Energie zu bringen, die für einen so schwachen Charakter wie der seinige ist, dazu gehört, um die Freilassung der Unglücklichen auf der Stelle zu bewirken."

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt," entgegnete die Königin, „Sie werden von mir hören!"

Mit diesen Worten brach das Gespräch ab; denn sie waren von der Wiese ab auf die Promenade im Walde getreten, wo man plötzlich überrascht wurde durch den Anblick des Königs, der, von einigen Cavalieren gefolgt, aus einer Seitenallee heran kommend, die Königin schon von weitem begrüßte.

Josephine trat einige Schritte zurück, ihre Beurlaubung erwartend; doch die Königin rief ihr zu: „Bleiben Sie, Madame de Beauharnais, für Unglückliche ist es immer ein gutes Prognosticon, wenn sie Königen begegnen."

Ludwig XVI. hatte die letzten Worte gehört. Er war bekanntlich eine wohl beleibte Figur, die etwas schwerfällig, doch nicht ohne Anmuth der Bewegung

heran kam. Er trug ein einfaches hellblaues Kleid von der feinsten Vigogne-Wolle, mit einem kleinen silbernen Stern auf der Brust, dazu paille atlassene kurze Beinkleider und grauseidene Strümpfe mit großen Brillantschnallen. Diese Staubfarbe der Strümpfe und die Einfachheit des Kleides, die nur mit einigen Blumenranken gestickte langschößige Atlasweste sollte die ländliche Einfachheit bezeichnen, die in Trianon an der Tagesordnung war. Übrigens ließ die stark gebogene bourbonsche Nase, das volle Gesicht mit dem vollen Unterkinn, der feine graziös lächelnde Mund und die niedrige topirte Frisur des nur leicht gepuderten Haares keinen Augenblick die Erscheinung des nachmals so unglücklichen Königs von Frankreich verkennen.

Wenn man geneigt war, über diesen Besuch der Schäferei von Trianon zu erstaunen, weil der König diese kostbaren Phantasien seiner Gemahlin nicht sehr liebte: so darf man auf der andern Seite nicht vergessen, daß der König diese Überraschung seiner hohen Gemahlin als eine Art von Ehrenerklärung wegen der unangenehmen Halsbandgeschichte vor der Welt schuldig zu sein glaubte.

„Ah, Madame," rief er galant, „wie glücklich darf ich mich schätzen, Sie in Ihrer schönen ländlichen Häuslichkeit überrascht zu haben!"

Maria Antoinette dankte ihm dafür in den verbindlichsten und gewähltesten Ausdrücken.

„Sie haben da schöne Schafe, Madame," unterbrach er sie, auf die Wiese deutend, wo diese weideten, „und diese Dame da? ....." —

„Madame Vicomtesse de Beauharnais!" — mit diesen Worten stellte die Königin Josephinen dem Könige vor.

„Helas, Madame! je m'en souviens. Nun, Madame, wie geht's? — Sie haben einen trefflichen Gemahl! Herr von Beauharnais und seine Kinder haben die gerechtesten Ansprüche auf die Gunstbezeugungen des Hofes."

Der gute König hatte wahrscheinlich vergessen, was schon zehn Mal vom ganzen Hofe durchgesprochen war, in welchem unangenehmen Verhältniß Herr von Beauharnais zu Josephinen stand; dagegen war ihm Josephinens Abstammung aus Amerika nicht fremd.

„Übrigens, Madame," fuhr er gnädig fort, „werde ich niemals vergessen, was die Ergebenheit der Amerikaner zur Behauptung meiner Ehre und meiner Krone gethan hat. Meine Vorfahren haben von diesem großmüthigen Volke beträchtliche Summen empfangen und ich werde mich niemals von den Verpflichtungen der Dankbarkeit gegen sie entbunden glauben."

„Madame," fuhr er lächelnd fort, „jetzt werde ich bloß einige Rückstände an Sie abtragen, und aus den Händen der Königin sollen sie Zahlung erhalten."

Josephine verneigte sich ehrfurchtsvoll. Die Monarchin geruhte, ihr ein Offizierspatent für ihren Sohn zu versprechen, während sie einen Schmuck von kostbaren Steinen, den sie am Halse trug, abband und ihn um den ihrigen schlang. — Die Brustbilder der beiden Majestäten gaben dem Medaillon noch einen höhern Werth.

Josephine war kaum in der glücklichsten Stimmung in ihr Hôtel in Versailles zurückgekehrt, als ihre Freude noch erhöht werden sollte durch indeß angekommen Briefe aus Martinique.

Die Briefe waren von ihrem Vater und ihre Mutter. Kaum hatte sie diese gelesen, so sank sie er schöpft und weinend auf einen Sessel nieder.

Beide Eltern hatten ihr geschrieben, daß sie Nach richt erhalten hätten von der entsetzlichen Verläumdun womit der Trennungsprozeß sie hoffentlich unschuldig b lastet habe. An eine Wiedervereinigung mit ihre Gatten sei unter diesen Umständen nicht zu denke Es erfordere daher ihre Ehre und ihre Ruhe, daß sich auf einige Zeit aus Frankreich zurückziehe und w könne sie besser sein, als im Schoße ihrer Familie?

Rasch im Handeln, wie lebhafte Charaktere zu sein pflegen, beschloß Josephine augenblicklich, mit der nächsten guten Schiffsgelegenheit nach Martinique abzugehen. Schon am folgenden Tage wollte sie nach Marseille abreisen und beurlaubte sich schriftlich bei der Königin, indem sie derselben nochmals die Rettung der unglücklichen Irene ans Herz legte; alsdann nahm sie unter tausend Thränen einen herzzerreißenden Abschied von ihrem kleinen Eugen, der in der Pension wohl gedieh und schon nach wenigen Wochen befand sie sich mit ihrer kleinen Hortense auf den Wellen des unermeßlichen Oceans, nichts um sich her erblickend, als Himmel und Meer.

Sechster Abschnitt.

Überfahrt nach Martinique. — Ihr Leben dort. — Versöhnende Anzeichen. — Brief der Königin Antoinette. — Josephine entschließt sich zur Rückkehr. — Die Wahrsagerin. — Rückkehr nach Frankreich. — Versöhnung. — Eheliches Stillleben. — Politische Bewegungen. — Stürme der Revolution. — Die Revolutionsmänner. — Beauharnais Verwickelungen. — Seine Verhaftung. — Josephinens Gefangenschaft. — Hinrichtung ihres Gatten. — Schreckenstage der Revolution. — Josephine erhält die Anklage=Akte. — Gewißheit des Todes. — Zufälliger Aufschub. — Robespierre. — Das Fest der Tugend. — Die Gerettete. — François. — Das Ungeheuer wird bald ausgewüthet haben. — Ende der Geschichte Irenens. —

Wo die Stürme des Lebens toben, da haben die der Elemente ihre Bedeutung verloren.

Wir schweigen daher über die sturm= und gefahrvolle Überfahrt Josephinens nach dem ihr so überaus theuern Martinique, um zu berichten, daß die liebenswürdige Creolin auf der Insel ihrer Geburt von ihren Eltern und allen dort zurückgelassenen Freunden, selbst

von den Negern des Hauses, mit der lebhaftesten Freude empfangen wurde.

Dort, unter den glücklichsten Verhältnissen, ging ihr gleichsam ein neues Leben auf. Ihre jetzige Freiheit und das Ungezwungene ihrer Umgebungen trug dazu bei, daß durch den Rückblick auf so herbe Lebenserfahrungen ihr Charakter an Entschiedenheit und Selbstständigkeit des Willens gewann. Bis dahin nur gewohnt, als ein ächt weibliches Gemüth, von fremden Einflüssen sich leiten zu lassen, faßte sie jetzt den Entschluß, nur eigenen Eingebungen zu folgen und unter keinen Umständen ihrer Würde etwas zu vergeben.

Seitdem entstand in ihrer Seele ein mächtiger Zwiespalt des Gefühls mit dem Willen. So sehr sie auch die idyllische Ruhe liebte, die sie hier in dieser üppigen, blühenden Tropenwelt genoß, so hatte sie doch auch schon die geselligen Genüsse der höchsten Verfeinerung des Lebens in Paris und Versailles von so mancher anziehenden Seite kennen gelernt, daß sie sich nicht versagen konnte, sich daran mit immer erneuerter Sehnsucht lebhaft zu erinnern, und ihre liebliche kleine Hortense konnte sie nicht anblicken, ohne mit dem Herzen einer liebevollen Mutter ihres Vaters zu gedenken, der bei vielem Leichtsinn doch auch so manchen Zug eines edlen Herzens zu erkennen gegeben hatte, um so

leicht von ihr vergessen werden zu können, und ihres Eugen, den sie hatte in Frankreich zurücklassen müssen.

In solchen Verhältnissen pflegen Entfernungen die Schuld zu verringern und die Liebe zu erneuen.

Drei Jahre hatte die Trennung schon gedauert, als gewisse Anzeichen Josephinen hoffen ließen, daß ihr Gemahl sich von seinem Unrecht überzeugt habe und nur um einen Anknüpfungspunkt verlegen sei, um seiner Gattin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Josephine war außer sich vor Freude. „O, ich glückliche Mutter!“ rief sie, „so werde ich meinen Eugen wiedersehen; er wird das süße Band sein, das mich mit meinem Gatten wieder vereinigt; um meiner Tochter den Vater, meinem Sohne die Mutter zurückzugeben, will ich Alles vergessen und vergeben, wenn er nur, von meiner Unschuld überzeugt, mich mit Liebe empfangen wird!“

Es lag außerdem noch ein schöner, reinmenschlicher Beweggrund in ihrem edlen Herzen, der sie nach Frankreich zog.

Von der Königin Maria Antoinette hatte sie auf Martinique ein eigenhändiges Billet erhalten, das so lautete:

„Liebe Beauharnais!

Ihre Protégée im grauen Kloster ist leider todt. Ich war dort und man hat mir den Denkstein auf

ihrem Grabe gezeigt, worauf die Worte standen: Schwester Franziska, in der profanen Welt einst genannt: Irene von St. Claude, starb am ..... 17.. im blühenden Alter von 20 Jahren. — Quiescat in pace!

Sie sehen daraus, Liebe, daß man den guten Erzbischof doch nicht betrogen hatte; mich aber betrügt man alle Tage. O, welche Zeit! Das Volk wird immer brüsquer in seinen Prätensionen. Man giebt ihm ein Haar und es ergreift uns ganz. Der König ist wie mit Blindheit geschlagen in seiner phlegmatischen Ruhe, die er seine Philosophie nennt. Ich aber bin voll Unruhe und Sorgen, und da Sie wissen, wie gewogen ich Ihnen bin, so machen Sie mir vielleicht die Freude, zu kommen und Sie zu trösten. Mit Herrn von Beauharnais sprach ich erst heute. Er ist ein Mann von Einfluß bei der liberalen Partei und ich halte darauf, daß man sich auf solche Leute stützen muß. Ihr Gemahl ist zur Versöhnung geneigt und läßt durch mich Sie einladen, zurückzukehren in seine Arme. Leben Sie wohl.

Ihre

wohlaffektionnirte

Antoinette."

Dieser Brief vollendete den Sieg ehelicher Pflicht in ihrem Herzen und sie entschied sich zur Rückkehr.

Vor ihrer Abreise besuchte sie noch alle ihre Lieblingsplätze der Insel. Mächtig drängten sich ihrer bewegten Seele alle Jugenderinnerungen auf. Das Grab der armen Maria, des seligen Engels, den man einst die schöne Creolin nannte, wurde von ihr besucht und mit Kränzen der Liebe behangen; aber auch jeder Baum, der einst ihren und Willams verschlungene Namenszüge getragen hatte, jede Bank, worauf sie beide gesessen und als Kinder einander ihre Lektionen überhört, oder Zähren ihrer bevorstehenden Trennung geweint hatten, war Gegenstand ihrer Betrachtung, woran sich lange Gedankenreihen und wundersam bewegte Gefühlswellen knüpften. Jene Namenszüge waren von ihr, als sie Willam für treulos hielt, durchkreuzt und durchschnitten; aber noch standen dort in schwach verwachsenen Zügen die schwermüthigen Worte: „unglücklicher Willam, Du konntest mich vergessen!" — und jetzt mußte sie sich sagen: er habe sie nicht vergessen, aber das Geschick habe das süße Band ihres zarten Verhältnisses zerrissen, oder vielmehr die Liebe ihrer Eltern, die gewähnt hatten, sie glücklicher zu machen, als jener Zug der Herzen, der so oft des Schicksals Stimme genannt werden darf.

O, greife doch der Mensch niemals hemmend in das Schwungrad des Verhängnisses, zerreiße nicht Herzen voll Liebe, um die zitternden Hände mit der kalten

Börse an einander zu knüpfen! — es kommt kein Glück dabei heraus, wenn der Natur Gewalt angethan wird.

Josephine blickte auf ihre liebliche kleine Hortense, die, im Grase spielend, als sie sich in Träumerei versenkte, jetzt an ihre Seite getreten war, und mit einem zärtlichen Kuß auf ihre Hand weckte das Kind ihr Bewußtsein der süßen Mutterpflicht. Sie bückte sich, nahm ihre kleine Tochter in ihre Arme und vertilgte selbst an jenem Baumstamme jene kindische Klage über die Untreue des einst geliebten Willam, um damit, als getreue Gattin, auch die letzte Erinnerung an den Jugendgeliebten zu verlöschen.

Nachdem sie die kleine Hortense ihrer Bonne übergeben hatte, setzte sie allein, nur von zwei Negerdienern begleitet, denen sie einst als Kind schon an ihrem Geburtstage die Freiheit ausgewirkt hatte, ihre Promenade fort bis zu der Vorstadt von St. Pierre.

Dort sah sie einen bedeutenden Auflauf von Negern, Mulatten, Mestizen in allen Farben der verschiedenen Menschenraçen, besonders viel Weiber und Kinder, vor einem kleinen Hause, das fast wie ein Backofen, in Form des Wighwams der Indianer, erbaut war. Einige schlanke Palmen überragten es weit und bildeten den einzigen Schmuck dieser seltsamen Wohnung. „Was giebt es hier?" — fragte sie die Nächsten.

„Ach, Mutter David hat ein Bein gebrochen!“ riefen Mehrere ihr zu, „ohnmächtig trug man sie zurück in ihre Hütte.“

„Oh Maam,*) sie ist eine weise Frau,“ fügte eine gelbhäutige Mulattin hinzu, deren braune Farbe durch ein rothkarrirtes Kopftuch aus Madras gehoben war, „es passirt nicht das Geringste auf der Insel und sie hat es richtig vorhergesagt.“

„Ich hätte Beweise vom Gegentheil,“ murmelte Josephine vor sich hin und ließ sich vom Strom der Neugierigen in das kleine Haus hineindrängen.

Bald befand sie sich der Prophetin gegenüber, welche dieses Mal auf ihrem Bette lag, von ihren Sclavinnen umgeben. Von der gewölbten Decke des schwarzgeräucherten Gemachs hing eine Lampe herab, wie von einem Grabgewölbe und warf ein schauriges Licht auf die mit weißen Tüchern halb verhüllte hagere aschgraue Gestalt, die da unbeweglich lag wie eine Todte.

Als die Umstehenden die Tochter des, auf der ganzen Insel geehrten und wegen seiner Wohlthätigkeit geliebten Pflanzers, des Herrn von Tacher de la Pagerie, erkannt hatten, zogen sie sich ehrerbietig zurück.

„Nun, wie gehts, Mutter David?“ redete sie die Alte mit ihrer gewohnten Güte an.

---

*) Das zusammen gezogene: „Madame.“

„Mir besser, als Dir!“ antwortete die Alte eintönig und mit schwacher Stimme, ohne nur ein Glied zu regen, nachdem sie einen langen starren Blick, der Josephinen ängstigte, auf sie geworfen hatte.

„Und doch habt Ihr mir einst Glück prophezeiht und mich hat nur Widriges betroffen!“

„Geduld,“ stöhnte die Wahrsagerin.

„Und abermals,“ fuhr Josephine fort, „war Eure eben gemachte Bemerkung, daß es mir schlimmer gehe, als Euch, eine Unwahrheit, denn ich bin vergnügt, weil ich das Glück haben werde, meinen Sohn und meinen Gatten wieder zu umarmen.“

„Geduld!“ hauchte die Alte wieder eben so eintönig, aber mit immer schwächer werdender Stimme.

„Und drittens,“ fuhr Josephine fort, innerlich durchschauert von einem unerklärbaren Grauen, womit sie diese Weisung an eine den Blicken des Menschen noch verschleierte Zukunft erfüllte, „sollte ich einen kleinen Abenteurer, der eine Krone tragen wird, zum Gatten haben und der meinige ist ein französischer Edelmann von hohem schlanken Wuchs.“

„Geduld!“ sprach die Wahrsagerin, von einem schweren Aufathmen einige Male unterbrochen. „Geduld! schlanke Bäume fället das Beil; knorrige Stämme tragen schwere Lasten, warum nicht die schwerste von Allen — eine Krone? —

Mit diesen Worten zuckte sie zusammen und versank in eine starre Gefühllosigkeit. Die umstehenden schwarzen Negergestalten mochten sie für todt halten und waren eben in Begriff, die Leiche aufs Stroh zu legen, als Josephine sich mit unbeschreiblichem Grauen ihr gegenüber noch fest gebannt fühlte und jene Bewegung der Negersclaven mit den Worten unterdrückte: „so laßt sie doch erst kalt werden! sie lebt vielleicht noch!"

„Sie lebt!" riefen Mehrere. Mutter David starrte Josephinen abermals an, so gespenstisch, wie mit schon brechenden Augen.

„Frag'!" murmelte die Sterbende noch einmal, „auf deinem Herzen ruhet noch etwas."

„Werde ich eingehen zum Glück?" — fragte Josephine.

„Der Weg zum Heil führt durch die Pforten des Todes." —

Josephine zitterte; denn sie hatte diesen Ausspruch auf ihren eigenen baldigen Tod und auf die Hinweisung auf ein künftiges Leben gedeutet. Ihr Verstand widersetzte sich dem Glauben an die geheimnißvolle Macht der Wahrsagerin und gleichsam um sie zu prüfen, legte sie ihr noch eine Frage vor:

„Ist sie todt, oder wird sie gerettet werden, die ich meine?"

Die Wahrsagerin richtete sich bei diesen Worten halb in die Höhe, wie von einer krampfhaften Kraft getrieben und nach einem noch durchdringendern Anstarren, das Mark und Bein der Fragerin durchschauerte, sprach sie langsam und mit abgesetzten Worten:

„Die Du meinst, ist nicht todt, aber sie liegt im Grabe! — Sie wird mit dem Gegenstande ihrer Liebe vereinigt werden; aber die Pflicht wird sie trennen."

„Räthselhaftes Weib!" rief Josephine, „wunderbar hast Du die Geheimnisse der Natur durchschauet; nun, dann sage mir, ich bin zu Allem entschlossen, wann werde ich sterben?" —

„Auf dem Schaffot, unter dem Richtbeile ....." sie sank damit zurück; sie rang sichtbar mit dem Tode; nur noch ein Wort hatte sie hinzuzusetzen, aber das entfliehende Leben schien ihr noch diesen letzten Dienst zu versagen. Erst, nach einer entsetzlichen Minute des schauerlichen Schweigens, preßte sie es hervor, das entscheidende Wort: — „nicht!" —

Josephinen entsank damit ein Stein vom Herzen. Mutter David — war todt.

Halten wir uns nicht damit auf, die glückliche Seereise und die Scenen des Wiedersehens zu schildern, noch weniger das Jahr des häuslichen Stilllebens und der Zufriedenheit, die jetzt folgten. Man sagt: es

gebe nichts Langweiligeres, als das Einerlei des Glücks, nichts Interessanteres, als Unglück, d. h. die Schilderung desselben; denn am Selbsterlebten hat die Zeit Flügel, wenn sie Glück bringt und schleicht einher auf Krücken, wenn sie uns Leiden zuträgt.

Nur eine Episode sei erwähnt.

Herr von Beauharnais hatte sich von der Falschheit seiner Freundin überzeugt gehabt, und wie es nicht selten bei Männern, die viel gelebt haben, beobachtet wird, daß am Ende eine Zeit des Überdrusses an den Verirrungen der Sinne eintritt, worauf sie noch immer im Sinne des bürgerlichen Lebens ganz gute, solide Ehemänner werden, so auch der Vicomte. Seine wiedergefundene Gattin wurde jetzt erst Gegenstand seiner Liebe und Verehrung und seine Kinder, von welchen Eugen zurückgekehrt war in die Arme seiner Eltern, machten ihn zu glücklich, als daß noch Zerstreuungen und Vergnügungen außer dem Hause Reiz für ihn hätten haben können. Josephine entfernte ihm zu Liebe aus ihrem Umgange alle die galanten Cavaliere und koketten Frauen, welche damals den Crême der feinen Gesellschaft bildeten.

So war es denn still geworden im Hôtel Beauharnais, stiller als jemals im früher so glänzenden Leben dieser reichen Familie; aber doch nicht so schaurig still, wie am Hofe Ludwigs XVI., wo man von den

Stürmen der Revolution bereits eine Vorahnung hatte, ohne zu wissen, woher der Wind kam.

Um diese Zeit befand sich Willam von K... wieder in Paris, als Attaché der englischen Gesandtschaft. Von früherer Zeit her schon bekannt in der Familie des Vicomte, konnte er nicht umhin, im Hôtel Beauharnais seine junge Gemahlin vorzustellen; denn er hatte, da ihm Josephine verloren war und die reifern Jahre der Stimme der Ruhe Raum gegeben und dem Testamente seines Oheims, des Lord Low... gemäß, dessen Nichte geheirathet, wodurch er Erbe seines großen Vermögens und seines Ranges geworden war.

Das nach solchen Ereignissen stattfindende Wiedersehen war nun für beide Theile, für Josephinen und Willam, ein peinlicher Moment des Empfanges. Frau von Beauharnais erwartete diesen Augenblick mit einer unbeschreiblichen Unruhe. Ohne ein Wort darüber zu sagen, drückte sie ein Paar Mal der Frau von Montesson die Hand mit krampfhaftem Zucken und wechselnder Farbe.

Frau von Montesson war bekanntlich heimlich vermählt gewesen mit dem Herzoge von Orleans, dem Enkel des durch seinen Staatsbankerott, wie durch die Schamlosigkeit seiner Ausschweifungen und die schrecklichen Vergiftungsgeschichten, so übel berüchtigten Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit

Ludwigs XIV. Nach dessen Tode durfte sie nicht mehr bei Hofe erscheinen, da sie als nicht ebenbürtige Gemahlin eines Prinzen von Geblüt nicht Trauer anlegen durfte. Sie zog sich daher in die Abtei Pantemont zurück, wo sie die ältere erfahrene Freundin der jungen Creolin schon damals geworden war, als diese zum ersten Male von ihrer Tante Renaudin in dieses Kloster geschickt war. Später hatte Frau von Montesson, während des unglücklichen Ehetrennungs-Prozesses, öffentlich das Wort genommen für die von allen Seiten verläumdete junge Frau und jetzt war sie es wieder, die den innigsten Antheil an ihrem Familienglück nahm, daher auch fast die einzige Frau aus der großen Welt, die noch täglich Zutritt hatte in dieser Familie, die sie so sehr liebte.

Frau von Montesson errieth leicht die Ursach von Josephinens Gemüthsbewegung und suchte sie darüber zu beruhigen.

„Liebes Herzchen," sprach sie in der gewohnten, zärtlichen Ausdrucksweise, „es ist gewiß sehr zu billigen, daß der Gefährte Ihrer Jugend den Gesetzen der Nothwendigkeit nachgegeben hat. Durch seine Verheirathung wurden alle Besorgnisse Ihres Gemahls beseitigt; aber in der That, sein eigenes Herz scheint dabei sehr zu leiden."

Diese letzte Bemerkung, welche die gute Frau in wohlgemeinter Absicht hinzugefügt hatte, mußte die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und, anstatt zu beruhigen, ihre Gemüthsbewegung noch erhöhen.

Der gefürchtete Besuch erfolgte und Alles ging gut ab. Josephine empfing die in der That liebenswürdige Gattin Willams mit zuvorkommender Freundschaft und die junge Frau, welche nicht ahnete, wie nahe die liebenswürdige Creolin ihrem Gatten gestanden hatte, erwiederte dieses Wohlwollen mit der hingebendsten Zuneigung.

Willam selbst gerieth, zwischen den beiden Frauen sitzend, oft in nicht geringe Verlegenheit. Er fühlte die Verpflichtung, seine treffliche Gattin dafür nach Möglichkeit zu entschädigen, daß er ihr seine Hand gegeben hatte, ohne über ein Herz verfügen zu können, das schon längst vergeben war und glaubte dieses durch verdoppelte Zärtlichkeit und die zarteste Aufmerksamkeit thun zu müssen und doch fühlte er auch, daß jeder Beweis von ehelicher Liebe in Gegenwart seiner Jugendgeliebten für diese verletzend sein würde und das gab seiner Stellung in diesem Hause etwas so peinlich Gezwungenes, daß er sich bald bewogen fühlte, den nächsten Vorwand zu ergreifen, um auf einige Zeit nach England zurückkehren zu können. Es galt nämlich, gewisse Forderungen seiner Familie an den König

von Frankreich zu betreiben, die schon aus den Zeiten Ludwigs XIV., dem der Großvater des Lord Low..., dessen Erbe Willam geworden war, beträchtliche Geldsummen im Successions-Kriege vorgeschossen hatte; diese Summen hoffte er jetzt, durch Verwendung der Herzogin von Grammont, wieder zu erhalten; zur Nachweisung derselben fehlten aber noch gewisse Papiere, die er am leichtesten persönlich in England sich verschaffen zu können glaubte. Er reisete daher ab, und ließ, auf dringende Bitten des Vicomte und dessen Gemahlin, seine Gattin und Tochter unter dem Schutze derselben zurück. Beide hatten in Beauharnais Hause die liebevollste Aufnahme gefunden und so gestaltete sich das angenehmste Verhältniß in dieser vereinigten Familie. Josephine liebte Julia, so hieß die junge Frau, wie eine Schwester und das einschmeichelnde Wesen der kleinen Elivora, ihrer Tochter, war so gewinnend, daß diese bald zwei Mütter zu haben schien; denn Josephine hatte die ganze Wärme ihrer zarten, idyllischen Jugendliebe auf Willams Tochter übertragen, der sie bisweilen von Martinique und dem kleinen Willam, ihrem Vater, erzählte. Besonders die Geschichte mit der Schlange und die Rettung interessirte das lebendige Kind aufs Höchste. Auch Herr von Beauharnais fühlte durch den Reiz dieses Familienlebens sich angezogen und entfaltete eine Gemüthlichkeit und Liebenswür-

digkeit im Kreise dieser gebildeten Frauen und reizenden Kinder, wie man ihm nie zugetraut hätte.

Doch dieses anmuthige Stillleben sollte nicht lange dauern; die Stürme der Revolution rückten heran.

Herr von Beauharnais war, ohne es zu wissen und zu wollen, in die Volksbewegungen mit hineingezogen. Seine Stirn sah man in dieser Zeit oft sorgenvoll gerunzelt und seine Gedanken zerstreut, sogar im liebenswürdigsten Kreise seiner Familie. Den besorglichen Fragen der Frauen wich er aus, so lange es möglich war. Endlich gestand er im Allgemeinen, daß etwas Großes im Werke sei, um den Hof zu bewegen, endlich das Wohl des Landes zu berücksichtigen.

Hingerissen durch die Lebhaftigkeit seines Gefühls, hatte er sich nicht selten an öffentlichen Orten Äußerungen erlaubt, die ihn am Hofe verdächtigten, dagegen aber in die Gunst des dritten Standes setzen mußten, der bedeutend anfing, sich geltend zu machen. Mit Besorgniß sah Josephine ihren Gatten nicht selten genöthigt, in den stürmischen Versammlungen der Notablen eine Rolle zu übernehmen, die für seine persönliche Sicherheit gefährlich werden konnte. Sie versuchte es, ihn zu bereden, seine militairische Stellung in Frankreich aufzugeben und bis auf ruhigere Zeiten mit seiner Familie nach Martinique zurückzukehren. Doch

der Vicomte schwärmte bereits für die Rechte des Volks; indeß war er entschieden gegen jeden Gewaltschritt und so glaubte er, als der gemäßigten Partei angehörend, unter diesen exaltirten erhitzten Köpfen für das Wohl des Vaterlandes in Frankreich nothwendig zu sein und wollte deshalb nicht feige sich einer möglichen Gefahr entziehen.

Die erste Versammlung der Notablen hatte nur ein Bild der politischen Leidenschaften dargeboten. Es war, wie sich voraussehen ließ, kein bestimmter Entschluß gefaßt worden; aber die Verwirrung in allen Staatsangelegenheiten war dadurch nur erhöhet, so daß die Hofpartei sich nicht anders helfen konnte, als den König zu bewegen, eine allgemeine Versammlung der Stände des Reichs zusammen zu berufen.

Die furchtbarste Finanznoth, durch die Verschwendung der frühern Könige und ihrer Maitressen herbeigeführt; die Unklugheit und Despotie der bisherigen Minister; die Anmaßung und Einflüsse der Höflinge; der Mißbrauch der lettres de cachet, jener willkürlichen Verhaftungen durch einen Kabinetsbefehl, welche die Bastille mit den edelsten und unschuldigsten Gefangenen füllte; die Aufhebung der Parlamente, und überhaupt ein Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, der nicht mehr zu ertragen war, hatte längst die Nation auf das

Tiefste gegen die Regierung erbittert. Die Köpfe erhitzten sich an den philosophischen Ideen eines Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rousseau, der mit seinen Ideen über unveräußerliche Menschenrechte, über den Gesellschaftsvertrag, als Grundlage des Staatsverbandes, damals reißend gelesen und bewundert wurde. Zu spät war es, als Necker, den der König zum Finanzminister berufen hatte, Nachgiebigkeit empfahl; vergeblich war es, daß darauf (1787) die Versammlung der Notablen zusammenberufen wurde, freilich nur zu dem Zweck, neue Abgaben zu verwilligen, und eben so wenig konnte es den Strom der Zeitbewegung aufhalten, als dieser Minister den König bewog, das Parlament wieder einzusetzen, die lettres de cachet wieder aufzuheben, abermals die Notablen zusammen zu berufen (1788), um einen Beschluß über die Organisation der Reichsstände zu fassen; schon zeigte sich dabei überall die demokratische Bewegung der Zeit; der Bürgerstand, dieser bisher von den Großen des Reichs, wie von den Prälaten so tief verachtete Tiers-état, verlangte Theilnahme an der ständischen Vertretung; die Wahlen der Deputirten in allen Provinzen erhitzten die Köpfe noch mehr; man sprach schon in Paris von nichts Anderm, als von „Volksfreunden" und „Volksfeinden," und so war es ein zündender Funke in reichlichen Brennstoff geworfen, als am 5. Mai 1789 der König den Reichs-

tag, den ersten wieder seit 175 Jahren der empörendsten Willkürherrschaft, in Versailles persönlich eröffnete.

Auf den Rath des Abbée Sieyes machte am 17. Juni Abends der kräftige Volksredner Mirabeau, dieser begeisterte und energische Wortführer des Bürgerstandes, den Vorschlag, daß sich die Versammlung den Namen eines National-Convents beilegen solle. Vom Bürgerstande wurde dieser Vorschlag mit allgemeiner Acclamation angenommen; in der ersten Aufregung schloß sich diesem Beschluß ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit an und damit war — die Revolution entschieden; — das Wort National-Convent hatte den Willen der Nation über die Macht des Königs erhoben.

Solche Bewegungen waren es, die nach und nach immer mehr das glückliche Stillleben der Beauharnais'schen Familie untergruben.

Herr von Beauharnais unterhielt die Frauen mit Dingen, die sie nicht verstanden, mit den excentrischen Ideen, die an der Tagesordnung waren und mit den parlamentarischen Kämpfen, die er mit den Kampfspielen der römischen Gladiatoren zu vergleichen pflegte. Er beklagte diese Zerrüttungen und Zwistigkeiten, denen er täglich beiwohnen mußte und ob er gleich keiner der Wortführer in diesen Volksversammlungen, im Gegentheil immer noch ein treuer Anhänger der Monarchie

war, die er nur von ihren Flecken und Mißbräuchen geheilt sehen wollte, so konnte er doch auch nicht umhin, die Vorkämpfer der Volksbewegung bei sich zu sehen, die oft nach ihren Sitten und Gewohnheiten mehr auf das Forum der alten Römer, als in den Salon einer eleganten Dame gehört hätten.

Auf diese Weise lernte Josephine nach und nach die ausgezeichnetsten Männer der Volkspartei kennen, als den Abbée Maury, mit seiner imposanten Beredtsamkeit, den gerade auf sein Ziel losgehenden Mirabeau, den geistreichen Cazales, den gründlich unterrichteten Politiker Bergasse und viele andere Männer von entschiedener Energie und fester ehrenwerther Überzeugung.

Diese und andere Männer hatten sich bald vereinigt, Herrn von Beauharnais zum Präsidenten des National-Convents zu ernennen. Die Majorität der Versammlung trat ihnen bei und Josephinens Gemahl fing an, eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben zu spielen; aber mit der stillen Glückseligkeit des Familienlebens war es vorbei.

Immer noch war Herr von Beauharnais aufrichtig dem Könige ergeben. Er konnte nicht bei Hofe erscheinen, ohne das tiefste Mitgefühl zu empfinden. Nicht selten kam er mit Spuren von Thränen im Auge aus dem Schlosse von Versailles zurück. Als es später

bedenklich wurde und Verdacht erregte, wenn ein Mann der Volkspartei den unglücklichen Fürsten besuchte, hielt es der Vicomte für seine Pflicht, trotz der hohen Stellung, die er in der Nationalversammlung einnahm, den von aller Welt vernachlässigten König mindestens heimlich mit seinem Rath und Trost zu unterstützen.

Bei einer solchen Gelegenheit sprach sich Ludwig XVI. gegen ihn in tiefster Indignation aus: „O diese unglückliche Revolution wird noch die ganze Welt umkehren! Keine Macht der Erde wird sich ihrem Einflusse entziehen können. Diese Volksbewegungen sind ein Ätna, dessen Ausbruch alle Beherrscher Europa's treffen wird. Glauben Sie mir, Herr von Beauharnais, ich habe das bestimmte Vorgefühl, daß ich der Erste sein werde, der darin untergehen wird.“ —

„Ehe ein halbes Säculum vergeht,“ fuhr er in steigender Leidenschaftlichkeit fort, „wird ganz Europa nur von Menschenfressern bewohnt werden, die sich einander selbst verschlingen werden. Glauben Sie mir, so wird es sein! der berühmte Lavater hat es gesagt und die Gegenwart hat schon angefangen, seinen Ausspruch zu bekräftigen.“

Tiefergriffen von solchen Bemerkungen, suchte der Vicomte von Beauharnais sich aus jenem demokratischen Wirbel zurückzuziehen, indem er laut erklärte, daß der Sturz eines Throns nicht allein seine eifrigsten Anhän=

ger, sondern auch seine wüthendsten Gegner endlich zermalmen würde; das habe die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker gelehrt.

Mehr als einmal erhob er seine Stimme zu Gunsten Ludwigs XVI.; aber die Regierungsweise der Bourbons hatte sich selbst überlebt; keine Macht der Erde mehr konnte sie retten; der Untergang dieser Dynastie schien im großen Völkerdrama der Weltgeschichte unwiderruflich von der Vorsehung, die Alles vernichtet, was die Fortschritte der Menschheit hemmt, beschlossen zu sein. Von Schritt zu Schritt sank das Ansehn des Königthums immer mehr, bis es endlich nichts weiter mehr war als ein Schatten, den man vernichtete, indem man dessen Abschaffung decretirte.

Wer möchte die Greuelscenen schildern, die jetzt folgten. Fern sei es von uns, den tiefsten Abscheu vor solcher Tyrannei der Volksdespoten, vor diesen Fuisilladen, Septembertagen, Kerkerleiden und Mordfabriken der Guillotine zu verbergen. Aber, wer hatte dieses Volk erzogen, oder vielmehr dessen Bildung und Erziehung gehemmt? die Priester! Wer hatte die Sittlichkeit des Volks zu Grunde gerichtet durch böse Beispiele? der Hof und Adel! Wer die Leidenschaften entfesselt? die Willkür der Regierung, despotische Minister, ein übermüthiger Adel, habsüchtige Günstlinge und das Ränkespiel der Maitressen. — Wer trägt die Schuld

jener entsetzlichen Revolution, — jene Machthaber, die ihre Macht mißbrauchen! —

Beauharnais entzog sich dem Anblicke aller jener Greuelscenen der beginnenden Revolution im Innern, indem er den Oberbefehl der Armee der Alpen übernahm, als der Krieg an die deutschen Mächte erklärt war.

Eine geistreiche Frau, Frau von Stäel, die Tochter des nun abgesetzten Ministers Necker, sagt darüber in einem ihrer Briefe: „Paris war damals ein Theater des Verbrechens und der Schwäche, aber die Armeen gaben das Schauspiel der Ergebenheit und des Ruhms!" Nicht die glänzendsten Verheißungen vermogten Beauharnais zu bewegen, zu dem Corps des emigrirten Adels überzutreten, welches Condé am Rhein sammelte. „Möget Ihr," sprach er zu einigen Offizieren, die in ihrer Treue wankten, „zu Euren Prinzen übergehen; was mich betrifft, so ist mein Platz in Frankreich und meine Pflicht als Soldat gebietet mir, die Feinde des Staats zu bekämpfen. Nie werde ich die Waffen gegen mein Vaterland tragen!"

Unglückliche Verblendung der Treue! — In Zeiten, wie diese waren, haben Edelmuth und Patriotismus nur den Werth von einem Tage der Anerkennung — morgen vielleicht sind sie vergessen! —

Welche Zeiten waren das! — Die Bastille, diese Zwingburg der Hoftyrannei, war vom Volke erstürmt

und in gerechter Wuth der Erde gleich gemacht. An achtzigtausend Menschen aus der Hefe des Volks, die Damen der Halle, jene schrecklichen Fischweiber an der Spitze, waren nach Versailles gezogen und hatten den König genöthigt, seine Residenz nach Paris zu verlegen; der Brauer Santerre war mit einem Haufen von 4 bis 5000 Jakobinern und Sanscülotten in die Tuillerien gedrungen, und hatte der geheiligten Person des Königs die blutrothe Jakobinermütze auf das geweihte Haupt gesetzt und Petions Aufstand in den Straßen von Paris hatte zum ersten Male das Volksgeschrei ertönen lassen: „Tod den Bourbons! — Absetzung des Königs! — Freiheit und Gleichheit! — es lebe die Republik!“ und zum ersten Male war es zwischen den wüthenden Volkshaufen und der Leibwache des Königs zu blutigen Kämpfen gekommen. Ein furchtbarer Schwindelgeist hatte Alles ergriffen; eine neue Constitution war kaum gegeben und beschworen, um einer andern wieder Platz zu machen; dem Könige hatte die Nationalversammlung vorgeschrieben, sich nicht über zwanzig Stunden von Paris zu entfernen; er wagte den Versuch zur Flucht, wurde aber durch den Postmeister von Varennes verrathen, er selbst zurückgeführt und konnte kaum der Volkswuth entgehen, indem er die Constitution beschwor, die ihn aller Vorrechte seiner königlichen Würde beraubte.

Was litt Josephine bei diesen Scenen! Schrecken und Angst erfüllten jede Minute ihres Daseins; und doch war das Alles nur der Anfang der Schreckens-scenen, die noch folgen sollten.

Doch nicht genug der Greuel dieser Volksherr-schaft! Der unglückliche König wurde von der Natio-nalversammlung als Verräther des Vaterlandes ange-klagt und mit seiner Familie gefangen in den Tempel gebracht.

Die Volkswuth aber stieg aufs Höchste, als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, an der Spitze der Preußen, in die Champagne eindrang und das unglückliche Manifest erließ, wonach den Parisern gedrohet wurde, keinen Stein auf dem an-dern zu lassen, wenn ihrem Könige ein Haar gekrümmt werden würde. Da erschienen die entsetzlichen blutigen Septembertage, an welchen Rotten entmenschter Tieger viele Tausende unglücklicher, ungerecht eingekerkerter Gefangener ermordeten, und Gleiches geschah in Raims und in andern französischen Städten. Der Schwur der Nationalversammlung: „daß sie alle Könige hasse und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Fran-zosen Gesetze vorschreibe,“ hatte die Folge, daß ein National-Convent an die Stelle der zweiten Nationalver-sammlung zusammen trat und am 21. September 1792 seine Sitzung mit dem Beschluß eröffnete: „Das König-

thum ist abgeschafft und Frankreich bildet fortan nur eine einzige untheilbare Republik!"

Damit begann zugleich die neue Zeitrechnung mit dem ersten Jahre der Republik und dem republikanischen Kalender. Der unglückliche König aber wurde zum Tode verurtheilt und das entsetzlichste Verbrechen: Königsmord, befleckte unheilbar die ersten Schritte der jungen Republik.

Maria Antoinette folgte ihrem hohen Gemahl auf das entsetzliche Blutgerüst; der zarte Sprößling beider, der Dauphin, starb unter den Händen seines rohen Erziehers und Wächters im Kerker; nur Mademoiselle, dessen Schwester, wurde gerettet durch Auswechselung gegen gefangene Offiziere der Republik; die andern französischen Prinzen aber überlebten die Ermordung des Königs, um nach einer zweimaligen Wiederherstellung ihres Königthrones endlich aus der Reihe der Herrscher Europas für immer zu verschwinden.

Eine Dynastie, die ihre Zeit nicht begreift, die sich dem großen Entwickelungsgange der Menschheit so schroff entgegen zu stellen versucht, wie diese Bourbons, trägt schon den Keim ihres Unterganges in ihrem Schoße.

Revolutionen sind niemals ein Akt des Rechts und der Gerechtigkeit. Aus dem Standtpunkt des Rechtes betrachtet, bleiben sie immer ein Verbrechen

der Völker; aber sie sind erschütternde, entsetzliche Thatsachen, die, wenn sie durch Mißbrauch der den Königen anvertrauten Regentenmacht provocirt waren, den Finger Gottes zeigen, der die Angelegenheiten der Menschheit ordnet.

Das war die grauenvolle Zeit, welche auch die Familie Beauharnais in ihren Strudel mit hinabreißen sollte.

Herr von Beauharnais hatte sich laut und furchtlos gegen diesen verabscheuungswürdigen Königsmord erhoben. Er bezeichnete ihn öffentlich als ein nicht zu sühnendes Verbrechen, nicht der Nation, sondern der herrschenden, fanatisch exaltirten Partei. Er liebte sein Vaterland, aber haßte die Faktionen, die es unglücklich machten. Das war schon genug, um ihn selbst dem Untergange zu weihen.

Josephine zitterte für das Leben ihres Gatten. Sie beschwor ihn, zu schweigen oder zu entfliehen, da es unmöglich sei, sich dem aus allen Ufern getretenen Strom entgegenzustellen.

„Ich habe," sprach er dann, „das Bewußtsein mein Vaterland und die Freiheit zu lieben und für den Ruhm der französischen Republik gekämpft zu haben; ich habe nie den Tod gefürchtet und werde ihn auch jetzt nicht fürchten, um meiner Überzeugung treu zu bleiben."

Aber es war eine Zeit, in welcher die besten und tapfersten Generale der Verläumdung und treulosen Angeberei in Paris preisgegeben waren. Es begann die Zeit jener schrecklichen Revolutionstribunale, welche viele Tausende der unschuldigsten und edelsten Menschen, meistens aus den höchsten Ständen, von jedem Geschlecht und Alter, erbarmungslos aufs Blutgerüst lieferte. Es war jene Zeit, in welcher der Convent Gott und Christus abgeschafft und die Religion der Vernunft dekretirt hatte. Ein Cultus der Irreligion wurde betrieben, ein Standbild der Freiheit göttlich verehrt; Spionerie und Angeberei drang in das Innere der Familien; die heiligsten Bande waren zerrissen; Niemand traute dem Andern mehr. Die Priester und alle Adligen wurden hingerichtet oder vertrieben; alle Klöster aufgehoben; Jakobiner und Sanscülotten nannten sich Priester der Vernunft; Freudenmädchen wurden als Sinnbilder der Freiheit in Prozession umhergetragen; alle Ehen wurden für ungültig erklärt und nur noch der bürgerliche Contrakt trat an deren Stelle.

Wir dürfen nur die Namen: Robespierre, Danton, Marat, und das Ungeheuer Fouquier Tinville, der damals öffentlicher Ankläger war, nennen und wir haben die Greuel- und Blutperiode der Revolution genügend bezeichnet.

Selbst die fromme Elisabeth, die Wohlthäterin

vieler tausend Armen, Schwester Ludwigs XVI., hatte ihm auf das Blutgerüst folgen müssen; der Herzog von Orleans, der unter dem Namen Egalité für den Tod seines gekrönten Vetters gestimmt hatte, war als der einzige Schuldige aus dieser erlauchten Familie demselben Blutgericht erlegen; viele berühmte Generale starben unter dem Blutbeile. Der hochbejahrte Luckner, selbst der edle Cüstine und der Herzog von Byron und Andere, deren berühmte Namen eine lange Liste füllen würden, fielen unter der Guillotine; und so sollte denn auch den Vicomte von Beauharnais ein gleiches Geschick erreichen.

Sein Name stand auf der verhängnißvollen Liste. Man hatte ihn gewarnt gehabt; aber es war zu spät. Mitten in der Nacht klopften die Schergen der Republik an sein Haus und forderten Einlaß im Namen des Gesetzes. Municipalbeamte erschienen mit dem Zeichen ihrer Würde, der dreifärbigen Schärpe und der Cokarde am Hut bekleidet, und führten ihn ins Gefängniß. Josephine warf sich mit ihren Kindern nieder zu den Füßen der Tyrannen und flehte um sein Leben; aber es war damals ein Verbrechen, für einen dem Tode geweihten zu bitten, selbst der Gattin eines Opfers der Tyrannei war in solchen Fällen keine Fürbitte erlaubt. Josephinens Verhaftung war die Folge der Erfüllung ihrer Liebespflicht.

Beide Ehegatten befanden sich in jener vormaligen Wohnung der königlichen Wittwe Maria von Medicis, die jetzt das Gefängniß der Schlachtopfer jenes grausamen Terrorismus geworden war, im Pallast des Luxemburg.

Josephine, von ihrem Gatten und ihren Kindern getrennt, lebte in der tödtlichsten Unruhe über deren Geschick. Von der Außenwelt abgeschlossen, erhielt sie nur dann Kunde von ihrem Gatten, wenn neue Schlachtopfer des schrecklichen Revolutionstribunals hereingeführt wurden.

Man rühmte im Allgemeinen die Ruhe und Seelenstärke des Vicomte, die ihm noch erlaubte, seine Mitgefangenen zu trösten und diejenigen aufzurichten, die, von demselben Geschick betroffen, nicht den Muth hatten, dem Tode auf dem Schaffot mit Standhaftigkeit entgegen zu sehen. Es gab dort Offiziere und Generale, die zwanzig Mal in Schlachten dem Tode kaltblütig ins Auge geblickt hatten; jetzt aber zitterten sie, wenn ihnen nur die Anklage-Akte zugestellt wurde, die schon das Todesurtheil enthielt; denn man kannte kein Beispiel der Rettung eines Angeklagten vom Tode der Guillotine.

Andere wieder rühmten die Wohlthätigkeit des Vicomte, der seine ärmern Mitgefangenen noch durch

seine, ihm ohnehin spärlich zugemessenen Mittel unterstützte. Alle aber kamen dahin überein, daß der General der Alpenarmee sicher mit der Kaltblütigkeit eines Helden das Schaffot besteigen würde.

Das war der Trost, den Josephine in ihrem Kerker empfing. Man begreift, wie wenig er geeignet sein konnte, sie zu beruhigen.

Mit ängstlicher Hast durchlief sie an jedem Abend die Liste der Tags vorher gefallenen Schlachtopfer des Revolutionstribunals im Moniteur, dieser officiellen Zeitung, die man die Grausamkeit hatte, den armen Gefangenen zugehen zu lassen. Vorbereitet auf den Tod ihres Gatten, zitterte sie doch alle Tage, seinen Namen unter der Zahl der Hingerichteten zu finden. Man denke sich daher ihr Entsetzen, als auf dieser Blutliste eines Tages der Name des Bürgers Alexander Beauharnais ihr gleich auf den ersten Blick in die Augen fiel. Ohnmächtig sank sie zu Boden, und nur mit Mühe wieder ins Leben zurückgebracht, rief sie aus: „O, laßt mich sterben! nur im Grabe giebt es noch Ruhe für mein gemartertes Herz; auch meine unglücklichen Kinder werden in diesem Kampf von Laster und Tugend untergehen!“ —

Am folgenden Tage wurde auch ih— die Akte der Anklage zugestellt. Die Betäubung, in sie sich befand, erlaubte ihr nicht, sie zu le Ein tiefer

Schweigen im Kreise ihrer eben so unglücklichen, weiblichen Mitgefangenen — das war die einzige Theilnahme, die man ihr bewies.

Bald kamen von Neuem die Schergen der Tyrannei, um die Angeklagten abzuholen. Der Municipalbeamte, mit der dreifarbigen Schärpe, las die lange Liste derer vor, die vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollten.

Dort erscheinen, verdammt werden zum Tode und auf dem verhängnißvollen Karren zur Guillotine gefahren werden, das war das Werk weniger Stunden. Man hatte nie gehört, daß jemals ein Angeklagter mit dem Leben davongekommen sei. Selbst ein Irrthum in der Person oder im Namen rettete nicht. — „Gleichviel!“ rief in solchen Fällen der schreckliche Fouquier Tinville aus, „der Eine ist so viel werth, wie der Andere; fort mit ihm zur Guillotine!“ —

Das wußte Josephine und hörte jetzt auch ihren Namen aufrufen. Die Schreckensnähe des Todes gab ihr die Seelenkraft wieder. Sie eilte auf die Schreibstube des Gefängnisses, um wenigstens die schmerzliche Erlaubniß zu erhalten, vor ihrer Hinrichtung noch einmal ihre Kinder umarmen zu dürfen.

„Nichts da, Bürgerin!“ antwortete der Clerk mit der Ruhe des herzlosen Aktenmenschen, „man soll uns keine Scene machen; wir haben mehr zu thun. Eilt,

Bürgerin, oder Ihr kommt zu spät, um noch heute mit hingerichtet zu werden."

Und sie kam zu spät, für diesen Schreckenstag wenigstens. Der Zug der Gefangenen war schon abgegangen. Man fand es nicht der Mühe werth, um einer einzelnen Person willen noch eine Wache fortzuschicken und später hatte man im Drange der Geschäfte es vielleicht vergessen, sie auf die neue Liste zu setzen. Was war damit verloren? das Versäumte konnte an jedem Tage ja leicht nachgeholt werden.

Das war eine traurige Galgenfrist, um das Entsetzlichste mit Ausdruck altdeutscher Rechtsgewohnheiten zu bezeichnen. Indeß, in so bewegten Zeiten ist Aufschub einer Todesstrafe oft schon Rettung. Hoffnung erlischt nicht in der Menschenbrust, so lange noch ein warmer Blutstropfen darin wallt. Gewohnheit macht auch die unglücklichste Lage erträglich. Gefährten im Unglück zu haben, mildert das Grausige desselben für den Einzelnen. Zudem war Josephine mit ungemeiner Seelengröße begabt, die, wie der Keim der Palme, unter der Felsenlast der Schicksalsmächte nur erstarkte.

Wir werden später noch Gelegenheit haben, ihr Leben im Kerker des Luxemburg zu schildern. Wenden wir uns jetzt zu einer Scene im öffentlichen Leben des so furchtbar aufgeregten Paris.

Robespierre, dieser stumpfsinnige Wüthrich gegen alles Hervorragende in irgend einer der politischen Parteien, war deshalb bei Allen so verhaßt, daß er sich nur noch auf die Macht des rohesten und wildesten Pöbels stützen konnte. Um nun auch den gebildeten Mittelstand, worin sich noch immer einige sittliche Elemente fanden, für sich zu gewinnen, kam er auf den Einfall, im Convent das berüchtigte Dekret vorzuschlagen, wonach die Republik ein höheres Wesen wieder anerkannte. Diese ungeheure Ironie, in solchen Zeiten und aus solchem Munde, hatte indeß eine große Wirkung zu Gunsten des Tyrannen. Um diese noch zu erhöhen, sollte der neue Cultus eines höhern Wesens durch republikanische Feste eingesetzt werden und man war verlegen, für den öffentlichen Triumphaufzug ein Sinnbild der Tugend herbeizuschaffen. Die öffentlichen Mädchen, die man bis dahin als Göttinnen der Vernunft und der Freiheit auf dem Altar des Vaterlandes ausgestellt und mit bacchantischen Tänzen verehrt hatte, konnten für den neuen Cultus eines höhern Wesens nicht dienen, ohne eine Prostitution desselben herbeizuführen. Wo aber sollte man noch in diesem ungeheuern Lasterpfuhl der Revolution eine weibliche Tugend finden, die sich n n das Innerste ihres Familienlebens zurückgezogen te? Man hätte die Kerker des Luxemburg öffne id unter den Schlachtopfern der Guillotine

gewiß mehr als eine tugendhafte Jungfrau finden können; aber Robespierre wollte nicht dem Henkerbeile ein einziges seiner Opfer entziehen. Die Nonnenklöster aber waren längst aufgehoben und für Nationalgut erklärt, so wie die Kirchen und ihre Schätze; aber der Verkauf gegen Assignaten war so schnell nicht zu bewerkstelligen gewesen, daß man nicht noch einigen dieser Nonnenklöster gestattet hätte, sich in öffentliche Krankenhäuser zu verwandeln und ihr Dasein noch zu fristen, indem die Klosterschwestern sich der Wohlthätigkeit weihten. Man schlug daher Robespierre vor, aus diesen Asylen der Tugend eine Repräsentantin derselben zu wählen; allein der Tyrann verwarf diesen Vorschlag, indem er mit seiner kreischenden Stimme ausrief: „Heuchlerinnen sind sie Alle, diese soeurs grises, denn unter der Maske republikanischer Wohlthätigkeit verbergen sie die Überreste des abgeschafften Christenthums und sind elende Werkzeuge der noch immer im Finstern schleichenden Hierarchie. Ha!“ rief er mit Pathos aus, „man vertilge mir mit Feuer und Schwert diese Brut eines abscheulichen Pabstthums; man verbrenne sie in ihren Tempeln der abgeschafften Gottheit mit den Kranken, die sie durch das Gift ihrer Frömmigkeit bereits angesteckt haben werden; man liefere mir täglich zwanzig dieser barmherzigen Schwestern unter die Guillotine und rufe Hunde herbei, um ihr Blut zu trinken.“

Wer schaudert nicht vor dem Wahnsinn dieses Ungeheuers! und doch waren seine Handlungen noch blutdürstiger, als seine Worte.

„Bürger=Repräsentant," sprach der republikanische General Barras, der sich unter den Anwesenden befand, „ich habe einen Brief aus dem Gefängnisse des Luxemburg erhalten, wodurch sich die anonyme Schreiberin desselben ohne Zweifel verdient um die Republik macht, indem sie ihr Gelegenheit giebt, zugleich Gerechtigkeit zu üben und eine Repräsentantin der Tugend für das bevorstehende Fest des höchsten Wesens zu erhalten."

Robespierre las den ihm dargereichten Brief:

„„Bürger=General! — Das Gerücht von Eurer Tugend und Menschlichkeit ist in unsern Kerker gedrungen.""

„Ein verdächtiges Lob!" unterbrach er sich selbst, indem er nach seiner Gewohnheit mit zuckenden Gesichtsmuskeln den General anblinzelte und ein Anhauch des Todes lag in diesem Tigerblick.

„Bürger=Repräsentant!" entgegnete Barras mit gebietender Hoheit, „ich stehe an der Spitze von achtzigtausend Bajonetten; man würde einige Mühe haben, mich aufs Blutgerüst zu führen. Du wirst Dich also im Namen der Vernunft jeder überflüssigen Bemerkung enthalten und weiter lesen."

Robespierre knirschte hörbar mit den Zähnen und las murmelnd weiter:

„„Mein Todesloos ist gefallen. Ich kenne mein Verhängniß und hoffe weder für mich noch für meine Mitgefangenen Gnade und Gerechtigkeit. Mein Gemahl ist unter dem schrecklichen Richtbeil gefallen; meine Kinder werden verwaist sein. General! es gab eine Zeit, wo Sie ein Freund unseres Hauses waren und mich selbst zum Gegenstand einer mich ehrenden Aufmerksamkeit machten. General! Sie konnten damals meinem beglückten Mutterherzen kein schmeichelhafteres Wort sagen, als das Compliment, das Sie mir über die Liebenswürdigkeit meiner Kinder machten. Man hat der sterbenden Mutter verweigert, sie zu sehen. Ich klage nicht, denn ich vertraue Ihrem Edelmuth; sein Sie der zweite Vater meiner lieblichen Hortense und meines zarten Eugen — mein Herz bricht — meine Thränen strömen — ich beschwöre Sie darum!““ —

„Wie gehört das hierher?“ fragte Robespierre mit dem Ausdruck der stupiden Bosheit.

„Nur weiter, Bürger-Repräsentant; die letzte Bitte einer Sterbenden und das Lallen der Waisen wird nie vergebens an mein Herz appelliren; der Schluß aber betrifft die Repräsentantin der Tugend, welche die Republik in diesem Augenblick bedarf.“

Robespierre zuckte und grimassirte, indem er weiter las:

„„Noch eine Bitte, im Namen der Menschlichkeit! — Unter den edlen Frauen, die gleich mir dem Tode geweiht sind, befinden sich die beiden Marquisinnen, von denen ich Ihnen einst erzählte; jetzt ein Paar schöne junge Frauen, die mit mir zugleich in der Abtei Pantemont als Pensionairinnen wohnten. Wir drei interessirten uns damals lebhaft für ein unglückliches Opfer der Hierarchie und des Fanatismus......““

„Ha, nun kommt es!“ unterbrach sich Robespierre und las mit sich steigerndem Interesse weiter:

„„... für eine junge Person, die im nahen Carmeliter-Nonnenkloster eingesperrt gehalten wurde, unter dem entsetzlichen, unwahren Vorwande, sie sei eine Wahnsinnige. Der wahre Grund aber war, weil sie gewagt hatte, gegen das unnatürliche Klostergelübde zu protestiren, das man ihr abgezwungen hatte.““

„Ha, brav, brav! ein Opfer der Hierarchie; eine Märtyrerin der Freiheit; eine glänzende Tugend! — och weiter!“ —

„„Seit Jahren,““ fuhr Robespierre fort zu esen, „„habe ich mich bemüht, der Unglücklichen Beeiung zu verschaffen. Man behauptete, sie sei gestoren; aber jene beiden Freundinnen waren glücklicher ewesen in ihren Nachforschungen. Sie lebt noch;

indeß im tiefsten menschlichen Elende. Mit der Aufhebung der Klöster hat die unmenschliche Tyrannei der Hierarchie, die sie in den untersten Kellern der alten Klostergebäude gefangen hält, während ein Grabstein ihr Ableben bezeugt, noch kein Ende gefunden. Das Kloster, in ein Asyl der Menschenliebe verwandelt, steht noch immer unter derselben entsetzlichen Oberin, die es zum Sitz der unmenschlichsten Tyrannei gemacht hatte. Um sich nicht der schwersten Verantwortlichkeit auszusetzen, wagt sie es nicht, die längst schon für todt Erklärte aus ihrem Kerker zu entlassen. General! im Namen der Menschheit und der Ehre der Nation — eilen Sie, diese Unglückliche zu retten, ehe es zu spät wird! und ist es möglich, so geben Sie mir noch auf dem Blutgerüste die Freude mit in eine bessere Welt, daß mein letzter Akt im Leben die Rettung der verfolgten Tugend bewirkt habe. Bürger-General! ich werde nicht nöthig haben, meinen Namen zu nennen; es ist der einer zum Tode Verurtheilten. An der Stimme meines Herzens werden Sie ihn erkennen.""

„Ha, verfolgte Tugend!" schrie Robespierre, indem er mit Pathos die kreischende Stimme erhob, den Kopf zurückwarf und den Arm mit der Hand ausstreckte. „Ha, Frankreich zeige Dich groß und erhaben, indem Du die Tugend ehrst! — Ha, Bürger, erstürmt diese neue Bastille der Hierarchie! schleift ihre Oberin

zum nächsten Laternenpfahl und setzt die verfolgte Tugend auf den Altar des Vaterlandes! führt sie im Triumph durch Paris und laßt einen öffentlichen Ausrufer vorausgehen, der bei Trommelschall verkünde: so weiß Robespierre die Tugend zu belohnen und das Laster zu bestrafen!" —

Groß und gespreizt, wie ein Heldenspieler auf der Bühne, der sein letztes Kraftwort gesprochen hat, trat er zurück aus der Versammlung in sein Kabinet.

Im Eifer für den Dienst des höchsten Wesens hatte Robespierre vergessen, nach dem Namen der Schreiberin jenes Briefes zu forschen. Barras erkannte sie aus ihrer Handschrift und aus ihrer edlen Gesinnung, deren Menschenliebe sich auch am Rande ihres Grabes nicht verleugnet hatte. Um keinen Preis würde er die Vergessene genannt und dadurch ihren gewissen Untergang herbeigeführt haben. — Es war aber dieser Brief geschrieben von Josephine, Wittwe des Vicomte von Beauharnais.

Das Wort des Tyrannen hatte gezündet. Noch früher als die Abtheilung der Nationalgarde, welche Barras, dieser edle Volksgeneral, selbst nach dem verbrecherischen Kloster zu führen übernommen hatte, waren erhitzte Volkshaufen dort eingedrungen. Ihre Wuth verschonte weder die Schuldigen, noch die Unschuldigen; weder die

Kranken, noch ihre Wärterinnen, in denen sie ehemalige Nonnen erkannten. Alle sollten vor das schreckliche Revolutionstribunal geschleppt werden; nur die wahre Schuldige, die Äbtissin, war nicht zu finden; und dieser Umstand steigerte die Wuth des Volks, das sein Opfer forderte.

Im Kloster war schon Alles zerschlagen, Thüren und Fenster und die ärmlichen Meubles. Die furchtbarsten Verwünschungen in der Volksmenge ließen das Ärgste fürchten. Da erschien ein junger Offizier, den Barras zu dieser Expedition befehligt hatte, mit einigen Municipalbeamten und einer Abtheilung von Nationalgardisten, und stellte die gesetzliche Ordnung wieder her.

Unter seiner Leitung wurde die Untersuchung der Örtlichkeit angestellt, und blieb nicht ohne Erfolg. Nachdem eine Thür nach der andern theils geöffnet, theils mit Kolbenstößen gestrengt war, fand man endlich, in einem dunkeln Winkel zusammengekauert, die Schwester Pförtnerin, die ihr Schlüsselbund als solche verrieth. Drohungen und Furcht brachten sie leicht dahin, die geheimen, unterirdischen Kerker des Klosters anzuzeigen und zu öffnen. Immer dunkler und dumpfer wurden die Gemächer, je tiefer man hinab stieg. Nur mit Laternen und großer Vorsicht konnte man auf den schmalen und feuchten Treppen in die Tiefe dringen. Bald verriethen eine Menge von Schädeln und

Gebeinen, daß man sich bereits im Reich der Todten befand, in jenen Catacomben, die unter einigen der lebhaftesten Gegenden von Paris sich dahinziehen; einen Theil davon hatte das Kloster in frühern Zeiten zu Kellern eingerichtet gehabt. Dort lagen noch einige, theils leere, theils gefüllte Weinfässer und zwischen diesen hindurch führte ein schmaler Gang in ein unterirdisches, völlig dunkles Gemach, dessen Thür geöffnet war. Moderduft quoll daraus hervor, wie aus einem lange verschlossen gewesenen Grabe und ein dumpfes, stöhnendes Geschrei, das von dorther ertönte, beschleunigte die Schritte der Soldaten.

Am Boden stand eine Laterne; in der dunkelsten Ecke, auf einem ärmlichen Strohlager, regte sich etwas wie menschliche Gestalten, die mit einander um das Leben rangen. In diesem Augenblick erhellte Fackellicht den Raum und deutlich war zu erkennen ein weibliches Ungeheuer, das sich auf ein schattenartiges, weibliches Wesen geworfen hatte, um es mit den Händen, die krampfhaft ihren Hals umklammert hielten, zu erdrosseln. Nur mit Mühe gelang es, die Wüthende von ihrem Opfer loszureißen. Die Andere regte sich nicht mehr. Sie blutete am Halse.

„Ungeheuer! wer bist Du?" rief ihr der Offizier, ...fühl der tiefsten Entrüstung, zu.

Verstockt schwieg die Mörderin, entschlossen, Alles über sich ergehen zu lassen, nur nicht ihren Namen zu nennen.

Da nannte sie die Pförtnerin: „Die Frau Äbtissin von St. Elme!" jene Grausame, die das Opfer ihres Fanatismus so viele Jahre lang gequält hatte und nun, als das Kloster vom Volke erstürmt wurde, es mit eigenen Händen erwürgen wollte, um der Verantwortlichkeit zu entgehen. Der Offizier übergab sie den Nationalgardisten, um die Schuldige zur Haft zu bringen und man hüllte sie in einen alten Soldatenmantel, um sie der Wuth des Volkes zu entziehen.

Indeß beschäftigte sich ein junger Arzt, der sich zufällig unter den Nationalgardisten befand, mit der Wiederbelebung der Ohnmächtigen, welche die Blutspuren von dem Eindruck der Nägel ihrer Feindin am Halse trug. Man trug sie zurück in ein helles Zimmer der obern Räume. Dort erst schlug sie die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder mit einer zuckenden Bewegung der feinen Gesichtszüge, die verrieth, daß ihr die Blendung des ungewohnten Lichts unerträglich sei.

Welche Leidensgestalt! — wie schön und zart gebauet! — Die feinen, bleichen Gesichtszüge waren mit dem aufgelöseten, schwarzen Haar umgeben und das Alles in Moder gekleidet, denn anders läßt sich

das an ihrem Körper zerfallende, graue Nonnengewand nicht bezeichnen, das ihre hinfällige Gestalt umhüllte.

Der junge Offizier ahnete nicht, wie nahe die von ihm Gerettete einst seinem Herzen gestanden hatte; in dieser Leidensgestalt erkannte er die liebliche Irene nicht wieder, die ihm einst unter ganz andern Verhältnissen so theuer gewesen war. Indeß, auf das Tiefste ergriffen von dieser schrecklichen Scene, eilte er ihr voraus auf das Stadthaus, um die Rettung der Tugend zu melden.

Kaum fragte Irene — sie lebte noch in ihrem Elende, denn das Unglück geizt oft lange mit dem erlösenden Tode, — wie ihr geschehen sei; kaum hatte sie die Umstehenden angeflehet, sie in irgend ein dunkles Zimmer zurückzuführen, als auch schon das Volk nicht mehr zurückzuhalten war. Die Nachricht, daß eine Märtyrerin der Tugend gefunden sei, hatte sich durch alle Räume des Klosters und auf die Straße verbreitet, wo überall das Volk in Menge versammelt war. Alles schrie durcheinander: „Das Laster soll bestraft, die Tugend belohnt werden! — Heraus mit der Tugend, wir tragen sie aufs Stadthaus!"

Und bald darauf sah man dieselbe Volksmenge, die eben noch die erkannte Äbtissin in den Koth getreten und fast zerrissen hatte, die Hüte und Tücher schwenken und die Gerettete vergöttern, indem Alles schrie: „es lebe die Tugend!"

Man sah einen Haufen breitschulteriger Chiffoniers *) mit rothen Jakobinermützen, die ein, über ihre Köpfe emporgehobenes Ruhebett trugen, worauf die arme Irene mit geschlossenen Augen lag, indem sie sich willenlos der Macht ihrer Verehrer Preis gegeben sah.

Im Gemeindesaal des Stadthauses ließ man das Ruhebett nieder und die Gerettete, die nichts von dem Allen begriff, was mit ihr vorgegangen war, an welcher drei Jahre der furchtbarsten Revolution vorübergegangen waren, ohne daß sie nur davon, in ihrer unterirdischen Abgeschiedenheit, das Mindeste geahnet hätte, erhob sich mit dem Obertheil ihres Körpers, den sie auf die rechte Hand stützte, indem sie die linke über die vom Lichte geblendeten Augen hielt, und voll Erstaunen und Ängstlichkeit rings umher blickend, fragte sie mit leise bebender Stimme: „Wo bin ich?" —

In dem kreisrunden Saal, worin sie sich befand, saßen auf amphitheatralisch erhöhten Sitzen einige hundert Personen mit handgroßen, dreifarbigen Kokarden an den Hüten und den rothen Jakobinermützen; der Mitte derselben gegenüber stand auf einer erhöhten Estrade ein länglich-runder Tisch mit einem blauen Teppich behangen, der in den Farben der Republik mit roth, blau und weißen Borten und Franzen geschmückt

*) Die im Straßenkehricht nach noch brauchbarer ... er suchen. D.

war. Dort saßen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, welche die dreifarbige breite Schärpe, von der rechten Schulter zur linken Hüfte getragen, und die noch größern Kokarden, vor den Übrigen als Magistratspersonen auszeichneten. Alle Mitglieder dieses National-Convents und des Wohlfahrtsausschusses schienen durch eine unsaubere und unordentliche Kleid[illegible]ng sich das Ansehen der wildesten Jakobiner und Sanscülotten geben zu wollen; nur der Häßlichste und Abschreckendste von Allen, mit blaßgrauen, zusammengekniffenen und magern Gesichtszügen, eine kleine entsetzliche Figur, die den Präsidentenstuhl einnahm, machte eine Ausnahme, indem seine Eitelkeit sich in der zierlichsten Kleidung gefiel.

Dieser Mann war Robespierre und an seinen beiden Seiten saßen seine Schreckensgehülfen: Couthon und St.-Just, des Letztern Name eine ungeheure Ironie!

Robespierre antwortete der Unglücklichen auf ihre leise Frage mit seiner durchdringenden Stimme: „Bürgerin! Du befindest Dich vor dem Wohlfahrtsausschusse der großen, untheilbaren Republik. Wir haben Dich aus dem tiefsten Elende erlöset, um Dich zur höchsten Würde einer Repräsentantin der Tugend zu erheben; jetzt rede Du! — Wer bist Du?“ —

„Eine Unglückliche, die nicht weiß, wie ihr geschehen ist!“ —

„Wie war Dein bürgerlicher Name,“ fuhr Jener fort, „ehe die glorreichen Tage der Republik begannen? gieb ihn zu Protokoll, diesen Namen, damit wir Dich weihen für Dein ruhmwürdiges Amt durch den Namen einer Heroin des römischen Alterthums. Ich frage im Namen des Gesetzes und der großen Nation! wie nannte man Dich früher?“ —

„Irene, Marquise von St. Claude,“ unterbrach die Unglückliche die lautlose Stille. Dieser Ausspruch aber war die Losung zu einem tobenden Ausbruche des Unwillens. Auf der Höhe der Tribüne hatte eine Stimme, mit dem Ausdruck der Leidenschaft, gerufen: „Großer Himmel! Fräulein Irene war es, die ich rettete?“ — Andere Stimmen aber schrieen durch einander: „eine Marquise? — eine Aristokratin? — an die Laterne mit ihr! — auf die Guillotine!“ —

Dabei war Alles aufgestanden und kämpfte und stritt wild durcheinander auf den amphitheatralischen Sitzen, indem einige ihre Partei zu ergreifen schienen, andere sie verdammten. Vergebens erhob sich der Präsident und klingelte zur Ordnung, und der Ruf: „zur Ordnung!“ von mehreren Seiten wiederholt, durchdrang das Mordgeschrei der Enragirten von der Bergpartei, bis endlich das Getümmel sich wieder legte, weniger

aus Gehorsam, als aus Neugier, um zu hören, ob der schreckliche Robespierre sie für das Verbrechen, Tochter eines Marquis zu sein, vor das Revolutionstribunal schicken werde.

In diesem furchtbaren Tumult war eine Scene fast unbemerkt vorüber gegangen, die durch die seltsamsten Verkettungen menschlicher Lebenswirren veranlaßt war. Ein schöner Mann, dessen gebräuntes Antlitz von einem schwarzen Schnurrbart beschattet war, derselbe Offizier, der die Unglückliche aus ihrem Kerker erlöset hatte, war es gewesen, der in der Mitte der Notablen des Volks ihren Namen gerufen hatte. Jetzt aber im Getümmel war er, Alles durchbrechend, an ihr Lager getreten, hatte ihre Hand ergriffen und sie mit leidenschaftlicher Wärme beschworen, den aristokratischen Rang ihrer Familie nicht wieder zu erwähnen; es sei sonst unmöglich, sie zu retten.

Irene starrte ihn an wie sinnverworren. Der Ton dieser Stimme regte längst verklungene Jugenderinnerungen in ihr auf, von denen sie sich in diesem Augenblick der grenzenlosesten Verwirrung alles Bewußtseins keine Rechenschaft geben konnte, und dann war ihr wieder diese männlich schöne Kraftgestalt, deren glänzende Uniform und wallender Federbusch einen Offizier von hohem Range bezeichnete, so fremd, daß es ihr nicht einfiel, zu ahnen, wie nahe ihr in diesem Augen-

blick der Gegenstand ihrer süßesten Träumereien in langer Kerkernacht war.

„Fräulein Irene," sprach nun der Unbekannte, mit den weichsten Tönen der Liebe und des Mitleids, „wie haben sich die Zeiten geändert! — wie hat die schreckliche Revolution alle Stände ausgeglichen! — Kennen sie den armen geächteten Diener Ihres hohen Hauses nicht mehr, der einst die Kühnheit hatte, das Auge der Liebe zu der Tochter seines Herrn zu erheben?" —

„Jesus Maria!" rief Irene, „Sie sind es, François? — Der Himmel selbst sendet Sie zu meiner Rettung. Eilen Sie sogleich zur Königin, die mir wohl will; beschwören Sie Ihro Majestät, sogleich ein Commando Schweizer von der Garde zu senden, um mich aus dieser tollen Comödie zu retten, die mich noch tödten wird mit ihrem Wahnsinn."

„O schweigen Sie, ich beschwöre Sie darum!" bat François, „auf jedem Worte, das Sie reden, schwebt der Tod. Sie befinden sich hier vor den Repräsentanten der großen Nation. Es giebt keine Königin mehr, keinen König; das Beil der Guillotine hat sie enthauptet.

„Entsetzlich! — und meine Eltern?" schrie Irene. —

„Todt! — enthauptet!" — hallte es zurück, mit einem Ton der Stimme, der Mitgefühl und Liebe verrieth.

„Allerbarmer!" seufzte sie und sank ohnmächtig in François Arme, der sie in tiefster Bewegung auf das Ruhebett niederließ.

In diesem Augenblick durchtönte Robespierre's kreischende Stimme so mächtig das Getümmel, daß Alles ruhig wurde, um ihn zu hören.

„Bürger!" rief er aufstehend, „es hat diese Bürgerin Irene den Tod verdient: erstlich, weil sie eine Aristokratin gewesen ist; zweitens, weil sie Gott, Christus und die heilige Maria angerufen hat, welche durch ein Dekret des National-Convents abgeschafft sind, und drittens, weil sie Königin Maria Antoinette um Hülfe anflehen wollte, welche die Nation — die größeste That unsres Jahrhunderts — hat enthaupten lassen. Also dekretirt: Sie werde dem Revolutionstribunal zur Verurtheilung übergeben. Wie aber im alten Rom zum Tode verurtheilte Verbrecher noch verwendet wurden zum Schaugepränge und zur Belustigung des Volks, sei es, um mit Gladiatoren zu kämpfen, oder mit reißenden Thieren: so soll auch diese Verbrecherin, vor ihrer Hinrichtung, der großen Nation zur Volksbelustigung, als Sinnbild der Tugend, dienen. Sie erhalte für

diesen Dienst den classischen Namen: Lucretia. — Es lebe die Republik, die Freiheit und Gleichheit!" —

„Vive la liberté et l'égalité! — vive la vertu! — vive Lucretia! — es sterbe die Aristokratin!" so schrie die Menge wie toll und besessen durch einander und die im tollsten Wahnsinne des revolutionairen Schwindels verurtheilte und zugleich gefeierte Lucretia wurde einer Deputation der Damen der Halle, dieser berüchtigten Fischweiber von Paris, übergeben, um für ihre Rolle, einer revolutionairen Gottheit der Tugend, in ein griechisches Costüm gekleidet, dann aber dem Schaffot überliefert zu werden.

„Retten Sie, retten Sie, François!" war das Einzige, was sie flehen konnte, indem sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel; — François, der unter dem Namen des Bürger-Colonel Domingo bekannt war, wollte vergehen vor Schmerz und versuchte es, sich auf die Menge zu stürzen, um ihr das Opfer des revolutionairen Wahnsinns zu entreißen, indem er schrie: Bürger, Ihr tödtet sie, indem Ihr sie vergöttert; wisset, daß diese Repräsentantin der Tugend im Begriff ist, zu sterben; sendet sie in ein Hospital, um ihr erst das Leben wiederzugeben, und dann wage es Niemand, sich an ihr zu vergreifen; wisset, diese Bürgerin Lucretia wird die Gattin Eures Bürger-Colonel Domingo werden."

Es war vergebens; auf Robespierre's Wink trennte man die Liebenden und während der Colonel in Arrest geführt wurde, vollendete man den seltsamen Schmuck der Unglücklichen und das Fest begann.

Es war ein heidnischer Cultus, dem antiken Priesterdienst nachgebildet, der mit dem Umzuge durch die Hauptstraßen von Paris begann und zuletzt auf dem Marsfelde gefeiert wurde. Auf einem reichvergoldeten hohen Triumphwagen saß jenes unglückliche Wesen, bleich und abgehärmt und mit niedergeschlagenen Blicken, angegafft von achtzigtausend Menschen, die jubelnd und schreiend mit wehenden Tüchern und Mützen, die „Tugend" hoch leben ließen, welche in ein griechisches Gewand gekleidet, und von Genien in fleischfarbenen Trikots, mit Palmenzweigen in den Händen, umgeben war. Dort auf der Höhe des Triumphwagens waren auch Embleme aller menschlichen Tugenden angebracht, aus welchen ein Freiheitsbaum mit der Jakobiner-Mütze, als Sinnbild der Cardinaltugend eines Republikaners, über ihrem Haupte hervorragte. Dieser hohe Triumphwagen wurde, gleich dem Sonnenwagen des Apoll, von einem Viergespann weißer Pferde gezogen und war von griechischen Priestern, in weißen faltenreichen Gewändern mit Kränzen auf den Häuptern und mit langen weißen Bärten, umgeben; öffentliche Mädchen tanzten als Bacchatinnen vorauf,

mit geschwungenen Thyrsusstäben und Tambourins in den Händen. Selbst der dicke Silen, mit seinem Weinschlauch auf einem Esel reitend, fehlte nicht, und im Gefolge der Tugend befanden sich Mars und Minerva, Merkur und Venus, Vulkan, Neptun und andere heidnische Gottheiten, um die verschiedenen Tugenden, Künste und Wissenschaften anzudeuten, welche Frankreich groß und glücklich machen sollten.

Kurz, es hätte die tollgewordene Phantasie eines verbrannten Gehirns keine unsinnigere Zusammenstellung denken können, als hier zu sehen war, um die Tugend dem Laster einzuimpfen und die neue Religion des blutgierigsten Tyrannen, den jemals die Erde getragen, auf den Boden des Unglaubens und des abgeschafften Christenthums zu pflanzen. Und doch mag in jener schrecklichen Zeit manches bedrängte Herz mit heißer Andacht und ächtchristlicher Glaubensinnigkeit zu Gott gefleht haben, diesem Wahnsinn der Schreckenszeit ein Ende zu machen und jenen furchtbaren Blutrichter von der Erde zu vertilgen.

Auf dem Marsfelde war in der Mitte eines großen Quarrées, von Soldaten der Nationalgarde gebildet, ein Altar errichtet, auf welchem von beiden Seiten Stufen hinaufführten. Auf der Höhe desselben befand sich eine Sella curulis und auf diesem republikanischen Sessel sah man jene Unglückliche thronen, welche di

Tugend repräsentirte. Dasselbe heidnische Schaugepränge umgab sie, das ihren Umzug begleitet hatte. Die Priester sangen Festhymnen zum Lobe der Tugend; das Volk schrie „die Marseillaise!" und die Musikbanden spielten das lustige „Ca ira!" worin brüllend die Sansculotten des Pöbels einstimmten. Halbtrunkene Weiber in griechischen Gewändern, bis zur Frechheit aufgeschürzt, wobei der eine Busen und das eine Bein entblößt, unter dem hochgeschürzten Gewande hervorblickten, Sandalen an den Füßen, Thyrsusstäbe und Tambourins mit dreifarbigen Bändern schwingend, umtanzten in wilder bachantischer Lust das Sinnbild der Tugend; auf einer Tribüne, diesem entsetzlichen Throne der Tugend gegenüber, befanden sich die Municipalbeamten und die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Robespierre war so ergriffen von der Scene, daß er den Rednerstuhl bestieg und deklamatorischen Unsinn mit seiner kreischenden Stimme in das Getümmel hineinschrie, während alle seine Nerven zuckten, von den Fingerspitzen bis zum Scheitel. Im Eifer der Rede mit den Armen kreisend, wie die Flügel einer Windmühle, schlug er sich selbst den ungeheuern Federhut, das Zeichen seiner Würde, vom Kopfe, und als er, zum Schluß des religiösen Festes, ein Pferd bestieg, obwohl er ein schlechter Reiter war, um die Nationalgarde die Revüe passiren zu lassen, so bäumte sich das edle Thier unter seiner rohen

Faust, und ungeschickt, wie er war, riß er es hinten über und mit sich selbst zu Boden.

Schon glaubte alle Welt, das Ungeheuer habe das Genick gebrochen; da erhob er sich vom Boden: das arabische Roß, aus dem Marstalle des Königs, ein Geschenk des Großsultans an Ludwig XVI., war früher schon aufgesprungen. Jetzt aber galt es dem Helden der Revolution, sich zu rächen und zugleich seine Würde zu behaupten. Er zog ein Pistol aus seinem Gürtel und gleich einem zürnenden Ajax, erschoß er das edle Thier.

Ein Murren des Unwillens erfolgte ringsum; merkwürdig genug fühlten alle diese Tausende sich durch die Grausamkeit des Volkstyrannen gegen ein unschuldiges Thier mehr empört, als wenn sie Zeuge waren von der Hinrichtung von Tausenden unschuldiger Menschen.

Wahrlich, der Mensch in seinem Wahn ist das schrecklichste, nie aufzulösende Räthsel in der Natur.

Robespierre hatte den Befehl gegeben, die Repräsentantin der Tugend in seine Wohnung zu bringen, bevor sie ins Gefängniß abgeführt wurde, um gerichtet zu werden. Ein Blick aus seinen grauen, blinzelnden Augen, voll faunischer Freundlichkeit und hämischer Bosheit, auf das unglückliche, hülflose Wesen gerichtet, ließ keinen Zweifel über seine Absicht. Den entnervten Wüstling konnte nichts mehr reizen, als das letzte Zucken eines dem Tode geweihten Opfers — der Unter

gang einer Tugend, die erst das trunkene Paris wie eine Gottheit gefeiert hatte.

Während Robespierre einen Wagen bestieg, um in die Stadt zurückzukehren und aller Augen auf den blutgierigen Diktator von Frankreich gerichtet waren, hatte sich der, auf dem Triumphwagen thronenden, halbtodten Repräsentantin der Tugend ein Mann in der Jakobinertracht des untersten Pöbels genähert und war an dem Wagen hinaufgestiegen, um ihr einen Lorbeerkranz auf das Haupt zu setzen. Das war eine republikanische Huldigung, die in jener allgemeinen Trunkenheit der Volksbewegung Niemandem auffiel. Aber der Jakobiner benutzte diesen Augenblick, warf dem phantastisch drapirten, halb entkleideten, unglücklichen Wesen einen Mantel um die nackten Schultern und einen Dolch in den Schoß, indem er ihr mit gedämpfter Stimme zuflüsterte: „Unglückliche, bewaffne Dich damit und vertheidige Deine Tugend mit diesem Dolche; das Ungeheuer ist feige; eine drohende Stellung von Deiner Seite wird genügen, daß es nichts wage, als Dich einzukerkern und Befehl zu Deiner Hinrichtung zu geben; aber fürchte nichts; der Tyrann steht seinem Falle näher, als er wähnt!“ —

„Ach, François!“ rief Irene, die ihn trotz seiner Verkleidung erkannt hatte, „mit diesem Dolche giebst Du mir das Leben wieder. Ich werde den Muth haben,

den Schrecklichen zu tödten, oder selbst zu fallen, um meine Ehre zu retten, wie einst die Römerin Lucretia.

Mag der Strom auch noch so reißend sein; wenn er in den Ocean sich ergossen hat, so verliert man die Spur seiner Wellen.

So auch hier. Irenens ferneres Geschick verliert sich in den großen Ereignissen, die Josephinens Leben auf die glänzendste Höhe des Daseins hoben, und wenn es auch da und dort in irgend einer Nebenrolle wieder herauftauchen möchte, so blieb es doch unbemerkt und so wird es vielleicht angemessener erscheinen, die Lebensgeschichte dieser Unglücklichen, der Haupterzählung voraneilend, hier mit wenigen Zügen zum Abschluß zu bringen.

Irene hatte durch ihren Dolch den feigen Tyrannen von jedem Attentat auf ihre Ehre abgeschreckt und wurde von ihm in die Gefängnisse des Luxemburg geschickt, um vom Revolutionstribunal gerichtet zu werden, sobald die Menge der Schlachtopfer an sie die Reihe kommen lassen würde.

Dort war sie mit Josephinen zusammengetroffen, die eigentlich ihre Retterin gewesen war und sie auch dort mit hingebender Freundschaft behandelte. Mit ihr gerettet, durch Robespierre's Fall, blieb sie ferner unter dem Schutz dieser, bald so einflußreich werdenden Frau. Wir werden im weitern Verlauf der Geschichte sehen, wie François an Robespierre die Abscheulichkeiten rächt

welche sich dieser Tyrann gegen jene Unglückliche erlaubt hatte. Bald nachher zur Armee an die Grenze versetzt, zeichnete er sich aus durch Muth und militairische Talente und stieg von einer Stufe des Ranges zur andern. Als Brigade-General nach Paris zurückkehrend, sah er Irene, seine Jugendgeliebte wieder, die unter Josephinens liebevoller Theilnahme wieder aufgeblüht war und in der That eine wahrhaft ätherische Schönheit wieder gewonnen hatte. Jetzt erst kam es zur Erklärung ihrer gegenseitigen, längst gehegten Jugendliebe und nichts schien ihrem höchsten Glück, der innigsten Vereinigung, mehr zu fehlen, als der Segen der Mutter François, der ein eben so guter Sohn als trefflicher Mensch war.

Er reisete eiligst mit seiner Braut und einer achtbaren Matrone, die Beide begleitete, nach der Provence, wo sie die kleine ländliche Wohnung der stillen Försterwittwe nur betraten, um den Schmerz zu erleben, sie auf ihrem Sterbelager wiederzusehen.

François und Irene knieten beide vor dem Bette der geisterbleichen Kranken nieder und Ersterer bat um ihren Segen für seine Verbindung mit dem gegenwärtigen Fräulein Irene von St. Claude.

„Unmöglich!“ schrie die Sterbende auf, „Irene ist Deine Schwester. Ihr Vater, der Marquis, war auch der Deinige. Mein Gatte erhielt seinen Posten nur, um durch seine Hand meine Schmach zu bedecken!“ —

Diese Worte hatte sie mit dem letzten Athemzu
des Lebens besiegelt.

Hinweg von den Scenen des Schmerzes, vo..
Jahren des Grames. — Die Wellen des Lebens, un
seien sie auch noch so sturmbewegt, ebnen sich am En
wieder und wäre es auch erst in den Jahren, wo d
Pulse ruhiger wallen und die Lebensweisheit zum Ba
sam wird für das wundkranke Herz.

Unter dem Kaiserreich hatte François, als Ma
schall von Frankreich, einen berühmten Namen gewo
nen. Er blieb unvermählt; aber Irene, seine gelieb
Schwester, war die Seele seines glänzenden Hause
die Alles durch Geist und Liebenswürdigkeit bezaubert

Doch wenden wir uns zurück zu dem Glanzpun
unseres, von der Wirklichkeit selbst erschaffenen, wah
haften Lebensromans, zu Josephine von Beau
harnais, die wir im Anfange des zweiten Thei
wiederfinden werden.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Deßau.

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1844.



Siebenter Abschnitt.

osephine sucht ihre Kinder zu retten. — Briefwechsel mit ihrer kleinen Hortense. — Herr von Beauharnais läßt seine Kinder zurückrufen. — Als Folge dieses Versuchs wird die Fürstin von Salm hingerichtet, und Josephine mit ihrem Gemahl werden verhaftet. — Gefängniß des Luxemburg. — Ein Tag im Luxemburg. — Irene. — Frau von Fontenay. — Tallien. — List der Frauen. —

Wir haben noch Einiges nachzuholen aus dem innern amilienleben Josephinens, ehe wir fortfahren dürfen, die reignisse ihrer gefahrvollen Lage zu erzählen.

Als Josephine von Beauharnais den Sturm der Re›lution und die Macht der Intrigue gegen den Frieden res Hauses heranrücken sah, war ihr Gemahl nicht ıwesend in Paris. In dieser hülflosen Lage war sie ıf das höchste besorgt gewesen für ihre Kinder Hornse und Eugen.

„Wenn ich nur diese geliebten Wesen in Sicheit wüßte", sprach sie, „so wollte ich ruhig mein aupt unter das Fallbeil legen; aber das verdoppelt

meine Angst, daß der Schlag, der unser Haus treff
wird, auch diese armen unschuldigen Kleinen vernicht
wird.

„Liebe Beauharnais", entgegnete die Freund
gegen welche sie ihr geängstigtes Mutterherz aufgeschl
sen hatte; „Sie wissen, daß ich keine Französin b
als regierende Fürstin von Hohenzollern-Sigmaring
Schwester des Fürsten Salm, hat mich die Revol
tion in Paris überrascht. Ich habe das natürliche Rec
mit meinem Bruder dieses so schöne und so unglückli
Frankreich zu verlassen. Vertrauen Sie mir Ihre b
den liebenswürdigen Kinder an; ich werde sie sicher na
England bringen und dort guten Händen übergeben."

Josephine nahm dieses gütige Anerbieten der deu
schen Fürstin mit Dank an, und da diese am folge
den Tage abreisen wollte, so übergab die zärtliche Mu
ter noch an demselben Abend ihre beiden Lieblinge d
Obhut dieser edlen Frau und trennte sich von ihnen u
ter tausend Thränen.

Die Fürstin mit den beiden lieblichen Kindern d
unglücklichen Vicomtesse von Beauharnais trat in B
gleitung ihres Bruders die Reise an, und machte klei
Tagereisen, um die zarte Gesundheit der ihr anvertra
ten Pfleglinge zu schonen. Ehe sie die Grenze erreic
hatten, rasteten sie einige Tage auf dem Schlosse S
Martin, bei St. Pol in Artois, im Schooße einer b

freundeten Familie, wo diese edlen Flüchtlinge die herzlichste Aufnahme fanden und wo man sich beschäftigte, ihre Flucht über die Grenze vorzubereiten.

Von hier aus hatte die Fürstin an ihre Freundin Josephine geschrieben und ihr Nachricht von dem Wohlbefinden ihrer Kinder gegeben, auch einen zärtlichen Brief der kleinen Hortense an ihre Mutter beigefügt und bald hatte das liebenswürdige Kind die Glückseligkeit, nachstehende Antwort von ihr zu erhalten.

„Dein Brief, meine theure Hortense", schrieb Josephine, „hat mir viel Freude gemacht; der Schmerz, den Du darüber zeigst, von Deiner Mutter getrennt zu sein, thut mir leid. Aber, mein Kind, es ist ja doch nicht auf lange Zeit. Die Fürstin wird im Frühlinge wieder zurückkommen, und dann werde ich Dich besuchen. Ach, wie geschickt wirst Du sein, wenn Du wieder zurückkommen wirst; was wird mir die Fürstin für Gutes von meinen Kindern sagen. Ich habe nicht nöthig Dir anzuempfehlen, sie sehr zu lieben. Ich habe aus Deinem Briefe gesehen, daß Du für die Güte, die sie Dir und Deinem Bruder erweiset, sehr dankbar bist. Beweise es ihr oft, meine kleine Freundin; es ist das einzige Mittel mir zu gefallen."

„Es macht mir viel Kummer, von Dir getrennt zu sein. Ich bin immer noch nicht getröstet. Ich liebe

meine theure kleine Hortense über Alles. Umarme für mich Eugen."

„Leb' wohl mein Kind, meine Hortense, ich umarme Dich mit ganzer Seele und eben so liebe ich Dich.

Deine zärtliche Mutter

Josephine von Beauharnais."

Ihrem Gatten, der sich bei der Armee befand, hatte Josephine die Absendung ihrer Kinder mit der Fürstin gemeldet und auch die Gründe hinzugefügt, welche ihr eine solche Maßregel der Vorsicht zur Pflicht gemacht hätten. — Der Vicomte war indeß ein zu guter und vorsichtiger Patriot, um die Emigration seiner Kinder zu billigen, welchen Umstand die Schreckensmänner jener Zeit leicht ergreifen konnten, um ihn und seine Familie desto sicherer ins Verderben zu stürzen.

Er schickte eiligst einen Courrier nach St. Martin, und schrieb der Fürstin, daß er zwar mit Dank ihre große Güte anerkenne, jedoch nicht zugeben könne, daß seine Kinder aus Frankreich fortgeschafft würden. Er müsse daher bitten, sie sogleich nach Paris zurückzusenden.

Die Fürstin und ihr Bruder wollten diese ihnen anvertrauten geliebten Kleinen nicht fremden Händen übergeben. Sie übernahmen es daher, Hortense und Eugen persönlich zu ihrer Mutter zurückzuführen. — Diese

aber war bald glücklich unter den zärtlichsten Küssen ihrer Lieblinge. Allein die Freude sollte nicht lange dauern. — Die Schreckensregierung hatte von diesem Versuche, Kinder einer französischen Familie zu entführen, den Vorwand hergenommen, die edle Fürstin in den Anklagestand zu versetzen, und vom Revolutionstribunal verurtheilt verlor sie ihr schönes Haupt auf dem Schafot der Guillotine. So wurde edle Theilnahme und Freundschaft damals belohnt!

Wir wissen, daß auch die Familie Beauharnais das Loos der Verhaftung getroffen hatte, welches in jener schrecklichen Zeit in der Regel vom Todesloose begleitet war.

Im Anfange konnten beide Gatten noch mit einander und ihren Kindern, die unter der Aufsicht ihrer Gouvernante, der Bürgerin Lanoy, zurückgelassen waren, heimlich correspondiren, was später streng verhindert wurde. In jener ersten Periode ihrer Gefangenschaft war es, als Josephine mit bekümmertem Mutterherzen an ihre Tochter aus dem Gefängnisse schrieb:

„Meine theure kleine Hortense; es greift mich sehr an von Dir und meinem lieben Eugen getrennt zu sein. Du liebst mich und ich kann Dich nicht umarmen. Ich denke in jedem Augenblick an meine geliebten Kinder, die ich anbete und mit ganzer Seele umarme.

Josephine."

In diesen Brief war ein andrer ihres Gemahls eingeschlossen.

„Meine theure kleine Hortense!“ — schrieb Herr von Beauharnais aus seiner Gefangenschaft mit den wehmüthigsten Gefühlen, denn er sah sein schreckliches Geschick voraus — „Du liebst mich und ich kann Dich nicht umarmen. Denke an mich, mein Kind, denke an Deine Mutter; gieb den Personen, die Sorge für Dich tragen, Anlaß zur Zufriedenheit und sei fleißig. Damit kannst Du uns die Versicherung geben, daß Du Deine Zeit gut anwendest; wir werden dann mehr Vertrauen in Deine Versicherung setzen, daß Du uns bedauerst und uns Dein Andenken erhalten werdest.“

„Lebwohl, meine kleine Freundin. Deine Mutt und ich, wir sind unglücklich darüber, daß wir Dich nicht sehen können. Die Hoffnung, Dich bald wieder liebkosen zu dürfen, erhält uns aufrecht und das Vergnügen, mit Dir zu plaudern, wird uns trösten.

Alexander Beauharnais.“

Noch einmal schrieb Josephine aus dem Gefängniß an ihre geliebte Tochter — dann hörte sie nichts weiter von ihnen. Das Briefchen lautete:

„Meine theure kleine Hortense! sage der Bürgerin Lanoy — Deiner Gouvernante — daß ich Deinen Vater erst binnen drei Stunden sehen werde und daß

ihr alsdann schicken will, was sie gestern von mir verlangte."

„Ich bin sehr erfreuet, von Dir und meinem kleinen Eugen diesen Morgen Briefe empfangen zu haben. Sie machen mir viel Vergnügen, ich umarme Dich mit ganzer Seele und liebe Dich eben so, mein theures Kind."

„Umarme zärtlich für mich die Bürgerin Lanoy.

Josephine von Beauharnais."

Leider hatte Josephine nicht das Glück gehabt, ihren Gemahl noch einmal zu sehen. Statt der erwarteten Zusammenkunft erhielt sie nachstehenden erschütternden Brief von ihm, datirt vom 4ten Thermidor des Jahres II. der Republik:

„Nach allem Anschein einer Art von Verhör, welches man heute mit einer ziemlich großen Anzahl von Gefangenen angestellt hatte, bin ich das Opfer der schändlichen Verläumdung mehrerer Aristokraten, die sich Patrioten nennen. Die Ueberzeugung, daß dieser höllische Anschlag mir bis zum Revolutionstribunal folgen wird, läßt mir keine Hoffnung, weder Dich, meine Freundin, wieder zu sehen noch meine Kinder wieder zu umarmen. Ich will nicht von meinem Kummer reden; denn meine zärtliche Neigung für sie, die brüderliche Anhänglichkeit, welche mich mit Dir verbindet,

können Dich über das Gefühl, womit ich unter diesen Umständen das Leben verlassen muß, nicht täuschen."

„Ich trenne mich eben so ungern von meinem Vaterlande, das ich so sehr liebe und für das ich tausendmal das Leben lassen würde. Ich kann ihm nun nicht mehr dienen und werde ihm bald entrissen werden, weil man mich für einen schlechten Bürger hält. Dieser herzzerreißende Gedanke hindert mich indeß nicht, Dich zu bitten mich nie zu vergessen. Arbeite daran, daß meine Ehre wieder hergestellt werde, indem Du den Beweis führest, daß ein Leben, welches ganz dem Bestreben geweiht war, seinem Vaterlande zu dienen und die Freiheit und Gleichheit triumphiren zu lassen, in den Augen des Volks die Glaubwürdigkeit jener abscheulichen Verräther zu schwächen vermag, die selbst in die Classe der verdächtigen Personen gehören."

„Ich sterbe mit einer Seelenruhe, die jedoch mich nicht hindern soll, für meine theuersten Neigungen ein wehmüthiges Gefühl zu hegen. Ich sterbe aber auch mit dem Muthe, welcher einen freien Mann, ein reines Gewissen und einen rechtschaffnen Character bezeichnet. Ich sterbe mit den glühendsten Wünschen für das Wohl der Republik."

„Leb' wohl, meine Freundin; tröste Dich durch meine Kinder; tröste sie, indem Du sie aufklärst und ihnen lehrest, daß sie durch große Tugenden und durch

Bürgerliebe das Andenken an meine so unverdiente Todesstrafe auslöschen und dadurch meine Verdienste, meinen Rang als General der Republik, der Nationaldankbarkeit am besten empfehlen können. — Leb' wohl; Du kennst diejenigen, die ich liebe; sei ihnen Trösterin und verlängere durch Deine Sorge mein Andenken in ihrem Herzen. Leb' wohl; ich drücke Dich, so wie meine lieben Kinder zum letztenmal in diesem Leben, an mein Herz. Alexander B."

Diesen schwermüthigen Brief, der so würdige Gedanken und patriotische Gesinnungen enthielt, ließ Josephine nach Robespierre's Fall in öffentlichen Blättern abdrucken und reinigte dadurch sein Andenken von jedem Schatten von Verdacht.

Josephine war also vorbereitet auf den Tod ihres edlen Gatten und doch haben wir gesehen, wie sie dadurch überrascht und erschüttert wurde.

Doch folgen wir Josephinen in ihren traurigen Aufenthalt. Seelengröße strahlt nicht heller als im Unglück. Auf edle Gemüther übt es eine erhebende Kraft und alle bewundernswerthe Characterstärke, die Josephine später im Glück wie im Unglück entfaltete, war die Frucht dieser Tage der schwersten Leiden, die das menschliche Herz nur ertragen kann. — Josephine hatte Alles verloren, nur nicht den Lebensmuth und die Beson-

nenheit. — Gefangen und getrennt von allen Gewohnheiten des Reichthums, von allen Familienbanden und Freundeskreisen erfuhr sie nach und nach, daß ihr Gatte enthauptet, dessen Vermögen confiscirt und ihre Kinder verschwunden seien und ihr Leben hing nur noch an dem Faden des Zufalls. Jede Morgenstunde konnte sie aus diesem traurigen Dasein abrufen.

Wahrlich keine geringe Prüfung für eine gefühlvolle Frau und dennoch sah sie sich von so viel Leiden umgeben, daß sich der Eindruck des eigenen dadurch schwächen mußte. Ihre Characterstärke gab ihr die Kraft, ihren Schmerz zu besiegen und in den Ton einzustimmen, der hier der herrschende war. Schildern wir einige Tage aus ihrem merkwürdigen Gefängnißleben.

Der Palast Luxemburg in der Vorstadt St. Germain, jenseit der Seine, war von der Königin Wittwe Marie von Medicis im Jahre 1613 erbaut. Sie hatte das Grundstück mit einem alten Schlosse von einem Herzoge von Epinai-Luxemburg für 90,000 Livres erkauft und durch den berühmtesten Baumeister ihrer Zeit, Jacques Debrosses, nach den Motiven des Palastes Pitti, den sie einst in ihrer Vaterstadt Florenz bewundert hatte, einrichten lassen. Die Königin selbst eingeweiht in die schönen Künste Italiens hatte den Künstlern, die an der Ausschmückung dieses Palastes arbei-

:ten, die schönsten Ideen angegeben. Sie war es we=
igstens bestimmt nicht, die ihnen diese vielen Scheide=
)ände und diese zahllosen höckerförmigen Ornamente
ngegeben hat, die sich sogar bis an die Pfeiler der Co=
)nnade von Luxemburg hin verirrt haben und deren
Nißbrauch dem Gebäude eine männliche Physiognomie
ı geben scheint, während sie dem Fronton dieses Pa=
stes eine unbeschreibliche Schwerfälligkeit verleiht. —
)as Luxemburg wurde umgeben mi* jenen Parterrs, sym=
etrischen Alleen und in Figuren verschnittenen Taxus=
:cken, welche der Natur Zwang anthaten, ohne die
unst zu fördern.

In der Nähe des Luxemburg wurde der prachtvolle
alast der Thermen errichtet, deren Colonnaden — welche
ehr als einmal den Scepter der Welt aufgenommen
ıben, — durch den Zahn der Zeit ihrer Bekleidung
ıd ihrer Ornamente beraubt sind. Am Horizont sah
an früher noch die verfallenen Bögen des Aquäduct,
r einst das Wasser zu diesen Bädern der Könige viele
leilen weit herbeigeführt hatte. — Indeß dieser
chmuck der Landschaft verschwand unter der Hacke
ıd dem Spaten der Militairs, die bald diese Einöde
it Waffengeräusch erfüllten.

In der Nähe des Palastes Luxemburg, das die
önigin, Wittwe Heinrichs IV., bewohnte, baute der Car=
ıal Richelieu das kleine Luxemburg, jenes Hôtel, des=

ſen Bauart das Gepräge trug von den Orden, welc
die Bauleute empfangen hatten, ſchnell und leicht z
bauen. Durch eine gemeinſchaftliche Kapelle wurde zw
ſchen beiden Schlöſſern eine Verbindung im Innern he
geſtellt, ſo daß der galante Cardinal die hohe Dame z
jeder Stunde am Tage und des Nachts unbemerkt b
ſuchen konnte, ohne die Dehors zu verletzen.

Doch wir wollen nicht die Geſchichte jenes Pal
ſtes durch alle Jahrhunderte verfolgen. Das Motiv d
Erbauung beider Luxemburg war Liebe — denn die K
nigin Wittwe erbaute das große Luxemburg, um il
geheimes Verhältniß mit dem Marſchall d'Ancre deſ
ungeſtörter fortſetzen zu können — und Liebe fand do
ihr Aſyl unter jedem folgenden Beſitzer.

Die Steine ſchweigen, aber Memoiren haben g
redet. Doch wir fühlen uns nicht berufen, die Chron
que scandaleuse dieſes berüchtigten Palaſtes zu gebe
indem wir einen Blick darauf werfen in der Periol
ſeiner traurigſten Beſtimmung.

In dieſer unglücklichen Schreckenszeit, in welch
— wie Horaz ſagt, der Blitz vorzugsweiſe in die höc
ſten Berge und Bäume einſchlug, war der Pala
Luxemburg ein Gefängniß geworden. — Man hat
dort lange Zeit die Garden, voll Hingebung und Eh
erbietung für die Erhaltung der irdiſchen Größe, wache
geſehen, jetzt ſah man dort eine Kette von Bajonette

ihre Erniedrigung bewachen. Im Namen der Freiheit wachten sie für die Beraubung der Freiheit. —

Wenn vor der langen Façade dieses Palastes, unter diesen Fenstern, deren Anblick schon entsetzlich geworden war, durch die Eisengitter oder durch die Korbgeflechte, die selbst den freien Blick gefangen nahmen, ein Schildwacht der Nationalgarde mit seiner städtischen Waffe im Arm, auf und nieder ging, so hörte er, durch die Stille der Nacht das Wehklagen einer Gefangenschaft, deren Ziel kein andres war, als das Schafot. — Dort beklagt einer den Verlust von Reichthum und Glück, nebst dem Gewebe von Genuß, den sie uns verschaffen — dort weinte ein Vater nicht über seinen eignen Tod, der nur den Schmerz eines Augenblicks gewährt, als über die lange Kette von Elend, die seine Gattin und Kinder treffen wird. — Weiter hin empfängt ein Gefangener, dem morgen die Todesglocke lauten wird, das letzte Lebewohl von seiner Familie; man hört ein Schluchzen von einzelnen Schmerzlauten untermischt. — Am Ende der Promenade des Wachtpostens, hört der durch so viel Leidensscenen schon erwachte Nationalgardist die melancholischen Harfentöne einer schönen Braut, welche morgen der Bote des Gerichts abfordern wird aus einem Leben, das ihr vor kurzem noch so viel Hoffnungen auf Glückseligkeit dargeboten hatte. — Dieser ehrliche Bürgersoldat ist selbst Gatte und Vater . . . . er bleibt

stehen — seine Kniee wanken, seine Brust will zersprin-
gen vor Mitgefühl und kaum abgelöset von der Wache,
wird er commandirt auf Morgen, der Execution aller je-
ner Unglücklichen beizuwohnen.

Indeß glaube man nicht, daß vor den Thoren des
Luxemburg jenes hundertarmige Paris zurückgelassen sei,
das mit jeder Hand begierig nach Vergnügen hascht,
oder auch das Loos des Elendes zieht — jenes Paris,
so traurig und heiter, so düster und lachend, so erschöpft
und so beweglich; so sorglos und so betrübt, wie man
oft Alles in einem einzigen Hause dieser ungeheuren
Stadt vereinigt findet — — dieses Paris bleibt nicht
draußen vor der Pforte eines Kerkers wie Dante de-
nen ankündigt, welche die Pforten der Hölle beschreiten:
„Ihr, die eintreten hier, laßt jede Hoffnung draußen!"

Horch! — man hört neben dem Schrei der Ver-
zweiflung die Gesänge von Trinkgelagen und das An-
klingen der Gläser! — jenen Ausbruch der Lebenslust
welche die unauslöschliche Eigenschaft so vieler französi-
scher Charactère bildet. — Wenn am andern Mor-
gen der Tod diese Gefangenen aus dem Kreise ihre
lustigen Freunde entführt — nun wohl! — so haben
sie doch wenigstens für ihr Geld noch einen köstlichen
Tag gehabt.

Auf dem Flügel des Luxemburg, wo man die ge-
fangenen Frauen, meistens vom höchsten Range der Ge-

sellschaft vereinigt hatte, herrschte nicht diese rohe Lustigkeit; aber das Element des Salonlebens war Allen so tief eingeprägt, daß sie auch hier unter den Entbehrungen einer Gefangenschaft ohne Hoffnung nicht davon ablassen konnten.

Im Innern des abgesperrten Raums dieses Flügels herrschte ziemlich viel Freiheit. Die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, so wie die Munizipalbeamten hatten mehr zu thun als sich um die innere Organisation dieser Frauengefängnisse zu bekümmern. Die Aufsicht darüber war lediglich dem Pere Mahien aufgetragen, der mit ächt französischer Höflichkeit strenges Regiment hielt, aber, ob wohl er seinen Vortheil zu machen verstand, doch von unbestechlicher Rechtlichkeit und Pflichttreue war.

Eine lange Reihe Zimmer voll alterthümlicher Pracht, verwittert durch die Zeit und zerstört durch die Soldaten, die hier lange Quartier gehabt hatten, war den gefangenen Bürgerinnen nach Belieben zur Wohnung überlassen. Die innern Verbindungsthüren waren zugenagelt; die Fenster mit Korbgeflecht vergittert; die Scheiben derselben zum Theil zerbrochen; die seidnen Tapeten und vergoldeten Stuckaturen hingen in Fetzen herab von den feuchten Mauern; die alterthüm[illegible] reichgeschnitzten Meubeln sah man nur noch [illegible]

oder von Würmern zernagt, die Trûmeaux an den Wänden zerschlagen und nur hier und da stand noch ein altes seidnes Gardinenbett mit Betten und Decken, die vor Modergeruch nicht schlafen ließen — übrigens gab es nur für diese verwöhnten Damen harte Casernenmatratzen und grobe hârene Decken ohne Leinenzeug, die schon manchen Soldaten oder im Lazareth verstorbenen Fieberkranken als Lager gedient hatten. — Das war die Ausstattung dieser unvermeidlichen Wohnungen für Herzoginnen und Marquisinnen, die dort keine Hoffnung hatten, als auf Erlösung durch den Tod — keine Freude, als der Guillotine noch um einen Tag vielleicht entgangen zu sein. Jede neue Gefangene, deren täglich neue Transporte ankamen, mochte sehen, wie sie sich unterbrachte. — Alle Zimmer waren freilich überfüllt von diesen unglücklichen Bewohnerinnen; indeß an jedem Morgen forderte die Guillotine ihr Contingent so zahlreich ab, daß es den Ueberlebenden in diesem Asyl der letzten Thräne selten an Platz gebrach. — Die Thüren nach dem Corridor hinaus waren nicht verschlossen und die Gefangenen hatten die traurige Freiheit, dort auf und nieder wandeln und Bekanntschaft machen zu dürfen, oder mit schmerzlicher Ueberraschung Freundinnen oder frühere Bekannte wieder zu finden, die man längst [illegible] Grenze in Sicherheit glaubte. —

[illegible] keine andre Bewachung als an beiden Seiten

des Corridors ein Commando Nationalgarde, das von Zeit zu Zeit die Runde machte; keine andre Beköstigung, als was die ihres Vermögens beraubten Gefangenen sich selbst ankaufen ließen, oder was ihre Familie oder mitleidige Personen ihnen schickten — und doch fehlte es selbst denen, die Alles verloren hatten, deren ganze Familien schon unter der Guillotine gefallen waren, nicht an Unterstützung durch ihre Mitgefangenen; denn gleiches Unglück erweckt gleiche Sympathien. Bedienung hatten diese so verwöhnten Frauen gar nicht und an einen Wechsel der Kleidung war eben so wenig zu denken. Josephine trug noch immer das hellblaue seidne Gewand, das sie im Augenblick ihrer Verhaftung getragen hatte, als sie noch um Mitternacht, unentkleidet am Bette ihres kranken kleinen Eugen sitzend, von den Munizipalbeamten überrascht nicht daran dachte, noch eine Veränderung ihrer Toilette vorzunehmen. Wenn irgend etwas sie über den zerrütteten Zustand dieses Kleides trösten konnte, so war es der Umstand, daß man fast überall nur noch Ueberreste einer einst glänzenden Toilette bei diesen gefangenen Damen sah. —

Doch nun zu der Geschichte eines Tages in Josephinens Gefängnißleben, welche ein lebendigeres Genre-Bild davon geben möchte, als alle ins Allgemeine gehende Schilderungen.

Kaum dämmerte der Morgen, so weckte dröhnender Trommelschlag auf dem Corridor die Unglücklichen aus ihrem vielleicht süßesten Schlummer, worin sie die entsetzliche Gegenwart vergaßen, oft unter süßen Träumen aus ihrer schönen Vergangenheit. — So erging es auch Josephinen, sie fuhr empor, aufgeschreckt aus dem süßen Wahn, den ihr der Traumgott vorgegaukelt hatte, daß sie sich noch im Kreise ihrer Lieben befinde. — Auch ihre Schlafgenossin schreckte auf und fragte: „Um des Himmels willen, was ist das? — will man uns zur Guillotine abholen?" —

„Nein, noch nicht," antwortete Josephine; „es ist die Reveille, die uns mahnt, unsre Toilette zu machen, damit wir später nicht fehlen beim Appell des Todes." —

„Ha, der Tod ist süß gegen diese wahnsinnige Vergötterung, die mir gestern zu Theil wurde." —

„Erzählen Sie, arme Irene," sprach Josephine, indem sie sich vom Lager erhob, „wer kann wissen ob man Ihnen Zeit lassen wird zu spätern Mittheilungen, oder mir, sie später anzuhören."

Und Irene erzählte, während Beide ihre einfache Toilette vollendeten und ein Frühstück aus Brod und Thee einnahmen, die uns schon bekannten Scenen ihrer Vergötterung als Repräsentantin der Tugend, und verschwieg auch nicht Robespierre's Angriffe auf die ihrige, seine Wuth und ihre Abführung zum Kerker. Schon

am Abend zuvor hatte sie ihre wunderbare Errettung aus dem unterirdischen Kerker des Klosters erzählt, und des Wiedersehens ihres geliebten François erwähnt; heute fügte sie noch hinzu, daß dieser ihr Hoffnung auf Rettung gemacht habe."

„Ha," rief Josephine, „meine Ahnung scheint sich zu bestätigen, das Ungeheuer hat eine Parthei gegen sich, die im Geheim ihn zu stürzen bemüht ist; ohne diese wäre es nicht möglich zu hoffen für die Taube, die sich schon unter des Geiers Krallen befindet!" —

In diesem Augenblick ertönte die Trommel auf dem Corridor aufs Neue — Josephine wurde bleich — ehe aber ihre Unglücksgefährtin sie fragen konnte nach der Bedeutung dieser schaurigen Wirbeltöne, wurde die Thür aufgerissen, und eine heiser geschriene Baßstimme rief herein, indem er französische Artigkeit mit dem Befehlshaberton zu verbinden suchte: „Bürgerinnen, wenn's beliebt, zum Appell!"

„Gott, wem wirds gelten?" — rief Josephine, und erhob sich, um mit Irene dem schrecklichen Ruf zu folgen.

Beide gingen darauf Hand in Hand auf den Corridor hinaus, wo sich bald in langen Reihen die unglücklichen Frauen und Jungfrauen aufstellten, die aus allen Thüren der Gefangenzimmer hervorkamen. Es waren viele dabei, jung und schön und alle hochgebildet,

denen das Leiden eine rührende Blässe ihrer feinen Züge gegeben hatte. Josephine sprach mit Mehreren, und wo sie sich blicken ließ, begegnete ihr ein wehmüthiges Lächeln. Für jede hatte sie indeß eine zuvorkommende Artigkeit oder eine Aeußerung der Theilnahme, und merkwürdig war es, daß man die nahenden Schrecken des Todes dadurch unwirksam zu machen suchte, daß von allen andren Dingen die Rede war, als vom nächsten Augenblick, den Jede mit Herzklopfen erwartete.

„Ah, Mademoiselle Clarisse", redete Frau von Beauharnais ein schönes Kind von sechzehn Jahren an, „welche glanzvolle Toilette haben Sie gemacht; Sie beschämen uns Alle durch die Frische dieser Robe von Rosa-Atlas, — und dieser Schleier von Linon, dieser ächt orientalische Shawl, in der That, es fehlt nur noch der Kranz im Haar, und man würde meinen, eine glückliche Braut vor sich zu sehen." —

„Man würde sich nicht irren," entgegnete das schöne junge Mädchen in einem Ton der Resignation, der den ungeheuern Schmerz nicht ahnen ließ, der darunter verborgen lag; „es war der Moment, als ich dieses mein Brautkleid anprobirte, und mich meinem geliebten Verlobten gegenüber stellte — eben war meine Mutter beschäftigt, mir den Brautkranz um das Haar zu winden — als ein Munizipalbeamter mit Wache eintrat, und uns im Namen jenes schrecklichen Wohlfahrtsausschusse

die Verhaftung anzukündigen. — Man ließ mir nicht Zeit, meinen Brautschmuck zu vollenden oder abzulegen. Von meiner Mutter getrennt las ich gestern Abend im Moniteur, daß mein Vater, meine Mutter, mein Bräutigam gestern früh auf dem Revolutionsplatz enthauptet seien; heute erwarte ich für mich dieselbe Erlösung. — Zu diesem Zweck habe ich mich als Braut geschmückt. — Beim Himmel, ich will lieber die Braut des Todes sein, als dieses Robespierre, der um meine Hand geworben hatte und sich nun durch Vernichtung einer ganzen Familie für den Korb rächt, den ich ihm voll Abscheu gegeben habe."

Wir sind alle Bräute des Genius mit der umgekehrten Fackel," entgegnete Josephine lächelnd; „wohl der Braut, die geschmückt mit ihm vor den rothen Altar treten darf. Uns wird es nicht so gut. Sehen Sie hier, Liebe, unsre Toilette, wie verwittert sie aussieht, das macht, wir haben schon länger aushalten müssen im Sturm und Regen dieser Revolution; Gott gebe uns baldige Erlösung!" —

„Und Sie, liebe Marquise," damit wendete sie sich an eine ältliche Dame, deren früheres Embonpoint sich in mancherlei Falten verwandelt hatte, „wie geht es Ihnen?" —

„Miserabel, meine gute Beauharnais, mir fehlt der Puder, das Rouge, der Spiegel, die Kammerfrau

und andere Dinge, ohne welche eine Frau von Stande nicht leben kann."

„Sollten wir den heutigen Appell überleben, meine theure Marquise, so wird ein Diamant weniger in diesem Ringe Ihnen diese Nothwendigkeiten verschaffen, mit Ausnahme der Kammerfrau, deren Stelle ersetzen zu dürfen ich mit Vergnügen um Ihre gütige Erlaubniß bitten werde. — Wir flicken dann zusammen Ihr seladongrünes seidnes Kleid, an dem, wenn Sie entschuldigen wollen, einige Defecte zu bemerken sind, und heute Abend hoffe ich Sie in meiner Soirée en grande parure zu sehen." —

„Sie sind zum Entzücken liebenswürdig, gute Vicomtesse! Ich werde den Himmel bitten, daß er uns Beiden noch bis morgen Frist gebe, die agréments der guten Gesellschaft zu genießen."

„Ah sieh da, Frau von Fontenay!" rief Josephine, indem sie einer wunderschönen jungen Frau in die ausgebreiteten Arme sank. „Welche Freude, welcher Schmerz, die berühmte schöne Cabarrus hier zu sehen, die in Madrid allen den stolzen Granden das Herz verbrannte und das Gehirn verrückte. Wie ist es möglich, daß man so hartherzig sein konnte, eine Cleopatra, der es nur ein Lächeln gekostet haben würde und die Ungeheuer der Revolution würden sich zu ihren Füßen

gewunden haben, hierher zu schicken, in diese Antichambre des Todes." —

„Was sagen Sie, liebe Vicomtesse, es hätte mir nur ein Wort gekostet und die Freiheit mit 300,000 Fr. und ein Paß nach Spanien würde die Nationalbelohnung gewesen sein, für eine kleine Gefälligkeit, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist, die wir andern Leute aber vom ancien régime gewohnt sind, mit dem rechten Namen: Verrath, Schändlichkeit, Mord zu nennen." —

„Ich erstaune!" —

„Still davon hier, später das Nähere unter vier Augen, wenn wir es erleben. Wo wohnen Sie, liebe Beauharnais?" —

„Hier im grünen Cabinet der schönen Maria von Medicis."

„Ha, wo mir einst der Graf von Artois die allerliebsten Flatterien sagte; ich war damals noch sehr jung, und unerfahren, und dann erröthet man leicht über die feinen Equivoquen, die damals zum guten Ton gehörten. — O! wie lachte der Prinz über die Verlegenheiten der kleinen Novize, die kaum erst wie durch einen Zauberschlag aus der Klosterpension an den üppigen Hof versetzt war?" —

„Sie werden mich also besuchen?" —

„Sobald wir erfahren, daß wir heute noch leben werden. — Horch, welches Geräusch?" unterbrach sie sich selbst.

„Wir andren sind es schon gewohnt," entgegnete Josephine, „es sind die Karren, welche die Verurtheilten abholen werden." —

„Gott, wen wird's treffen!" —

Es war jenes markerschütternde Klirren und Knarren, das aus dem von hohen Gebäuden umschlossenen innern Hofe des alten Palastes der Liebe und Galanterie mit verstärkter Resonanz heraufdröhnte, das jetzt wie der Hauch eines tropischen Fiebers Todtenstille und Leichenblässe über alle diese feinen Gesichtszüge gelegt hatte. — Doch nur der erste Moment der herannahenden Todeskarren hatte diese verstimmende Macht des Schreckens erzeugt; bald regten sich wieder andere Interessen, es waren die der Neugier, die in diesem Frauenkreise mächtig genug war, um selbst die Todesfurcht des entscheidenden Moments zu überwinden.

Ein Trommelschlag am einen Ende des Corridors schütterte die Schreckhaften noch einmal zusammen, dann ertönte der Ruf: zur Ordnung und wie Marmorbilder, so standen die edelsten Frauen und Jungfrauen an der langen Wand des Corridors aufgereihet. — Doch waren ihre Augen nach dem Haupteingange gerichtet. Dort verrieth eine Bewegung das Herannahen bedeutender Personen. Bald erschienen drei Männer, welche dreifarbige Schärpen, blau, roth und weiß, von der rechten Schulter über die linke Hüfte en bandoulière geschlungen und

handgroße Cokarden an den Hüten trugen. — Das war die Deputation des Wohlfahrtsausschusses im Convent, die den Auftrag hatten, die Verurtheilten nach dem Revolutionsplatz zu führen, wo an der Stelle der zerstörten Bastille das Blutgerüst mit dem Fallbeil aufgerichtet war, um die Opfer Robespierre's und seiner Genossen zu empfangen.

Jetzt traten die Abgeordneten, von Nationalgardisten und Schließern umgeben, in die Mitte der langen Linie bleicher Frauen, und eine hohe magere Gestalt erhob die Stimme und sprach: „Im Namen der einigen und untheilbaren Republik und des Nationalconvents, Bürgerinnen, vernehmt: folgende Aristokratinnen sind zum Tode verurtheilt und werden sogleich abgeführt werden, um ihre Strafe zu empfangen."

Und nun begann er zu lesen mit einer schrecklichen Kälte auf den bleichgelben Zügen, und der erste Name war: „Clarisse von C * * *", jene schöne geschmückte Braut, die der Zufall, oder vielleicht ein unbewußter Zug von Sympathie an Josephinens Seite geführt hatte.

„Unglückliche!" — sprach diese leise — —

„Glückliche!" flüsterte die Verurtheilte zurück mit einem himmlischen Lächeln, in welchem sich eine schwärmerische Begeisterung aussprach; „Glückliche, die bald mit ihrem Geliebten und ihren Eltern vereinigt wer-

den wird!" — Und damit umarmte sie Josephine, und trat auf die Seite gegenüber, wo sich der Zug der Verurtheilten ordnen sollte.

Die Zweite war jene Marquise, die, indem sie Josephinen umarmte, nichts bedauerte, als daß sie in so derangirter Toilette, ohne Rouge und ohne Puder sich den Blicken des Publikums Preis geben müsse.

Endlich war die verhängnißvolle Liste beendigt; die Adieus der Scheidenden, die stampfenden Gewehrkolben, das Klirren der Waffen, das Commando der Befehlshaber, das Rasseln der abfahrenden Todeskarren, die Ablösung der Wachen und der Appell der noch Zurückgebliebenen durch den Commissair des Gefängnisses — bei welchem Josephinens Name der einzige war, der nicht aufgerufen wurde; denn längst war er von der Liste der Lebenden gestrichen: das Alles gab noch eine Spannung, die jede Aeußerung von Gefühl und der Theilnahme im Innern der Seele zurückhielt. Erst nachdem der Todes-Appell und der der Lebenden völlig beendet war, und die gefangenen Damen wieder sich selbst überlassen waren, brach das Gefühl der Glückseligkeit aus über den einen Tag des Lebens, den ihnen das Geschick wieder für heute geschenkt hatte. — Man umarmte und beglückwünschte einander, und vergoß auch wohl einige Thränen; aber schon nach fünf Minuten fragte man hier und
„Aber wie werden wir den heutigen Tag hinbringe

„Wer wird Soirée geben?" — „Wo werden wir Piquenique haben?" — „Wird man tanzen nach dem Spiel der Herzogin von M * * * auf dem zerschlagenen Pantalon der Königin Antoinette?" — „Ah, es fehlt uns an Chapeaux" — „die machen wir selbst, Eine um die Andere!" — „Charmant, und statt des Thees werden wir kalte Schale haben von Brod und Wasser bei der Gräfin von Ch * * *." „Man muß sich in die Umstände fügen!"

Die Conversation wurde übrigens bei dieser Morgenpromenade auf dem Corridor immer lebhafter. Man erinnerte sich an alte Zeiten — was konnte man besseres thun? — Anecdoten vom Hofe und pikante Züge aus der Chronique scandaleuse kamen aufs Tapet; man lachte viel und plauderte noch mehr. Einige Damen holten ihren Wasserkrug, und indem sie daraus tranken und ihre Promenade machten, behaupteten sie, daß ihnen die Brunnenkur und die von Maitre Mathieu verordnete knappe Diät trefflich bekomme.

Indeß hatte Josephine ihre Freundin, Frau von Fontenay, mit in ihr Zimmer geführt. Irene befand sich schon dort in Gedanken der tiefsten Schwermuth versunken. Josephine munterte sie auf, und stellte die beiden Damen einander vor, indem sie der schönen Cabarrus, wie sie die Fontenay immer noch am liebsten nannte,

die Geschichte des unglücklichen Mädchens erzählte. — Sie schloß mit den Worten: „Die arme Irene hat ihre Welt im Innern, und ich wette, wir können alle Dinge außer derselben besprechen, und sie wird uns nicht hören. Jedenfalls haben wir ein unvorsichtiges Ausplaudern von ihr nicht zu besorgen.“

„Nun so hören Sie, liebe Beauharnais,“ entgegnete die Fontenay mit gedämpfter Stimme, indem sie sich mit ihrer Freundin, in Ermangelung andrer Sitzplätze auf den Rand des Bettes niederließ. „Sie wissen, daß mein Vater Graf Cabarrus, ein geborner Franzose seit lange schon in spanische Dienste getreten war, und im Jahre 1797 als bevollmächtigter Minister seiner allerchristlichsten Majestät mit der französischen Republik den Frieden unterhandelt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich ihn begleitet, wurde in Paris bekannt, und heirathete bald darauf den guten Herrn von Fontenay, einen liebenswürdigen alten Herrn, dessen Hauptverdienst in ungeheuren Reichthümern bestand, die er bis dahin durch kluge Zurückgezogenheit, selbst unter den Stürmen der Revolution zu erhalten gewußt hatte. Bei dieser Gelegenheit sah mich Robespierre, und erwies mir einige entsetzliche Artigkeiten. — Kennen sie diesen Robespierre, der wie der Tiger ein schönes Kleid trug, und nur in den blassen, verzerrten, krampfhaft zuckenden Gesichtszügen die greuliche Katzennatur verrieth. — Nichts kann sei-

ner und eleganter sein, als seine Toilette. Stets gleich und einfarbig gekleidet, mit der äußersten Sorgfalt frisirt und gepudert, von den kostbarsten Essenzen und den wohlriechendsten Pomaden duftend, sah man ihn stolz auf eine goldgestickte Weste von Rosa-Atlas und auf die feinsten Spitzen-Jabots und Manschetten herabblicken, indem er stets, selbst im Winter, einen Rosenstrauß in der Hand trug. Dieser Mensch, ausstaffirt wie der erste Stutzer, schien in die elegantesten Salons von Paris hinein zu passen, und doch wohnte er bei einem Tischler. Sein Logis war weder groß, noch modern meublirt, und paßte nur schlecht zu dem Luxus seiner Toilette. Dennoch empfing er in dieser fast armseligen Behausung Alles, was Frankreich nächst ihm selbst Mächtiges und Furchtbares besaß. Er nahm Gesellschaften an, arrangirte Diners, man plauderte bei ihm, man that heiter zum Sterben vor Lachen, während durch ein hingeworfenes Wort über diese oder jene Unglückliche das Todesloos verhängt wurde. — Auch Tallien, diesen einflußreichen Deputirten hatte ich kennen gelernt. Er ist bekanntlich ein schöner Mann von einnehmendem Wesen, ein wahrer Antinous. — Ich gestehe, alle Republikaner zu hassen, aber Tallien erschien mir, wie einer der edelsten Römer aus der erhabensten Periode der Republik. Tallien ist voll Energie und Milde, wie zum Herrschen geboren, dabei klug, besonnen und doch nicht

ohne jene Herzenswärme und Innigkeit, jenes zutrauliche Wesen, bei vorsichtiger Zurückhaltung, jener Feinheit der Sitte mit Adel der Gesinnung verbunden, also mit allen jenen Eigenschaften begabt, die das Herz der Frauen so unwiderstehlich anzieht."

„Dieser Tallien?" — rief Josephine voll Erstaunen — „Jean Lambert Tallien, der Sohn eines Thürhüters bei dem Marquis von Bercy, von dem reden Sie in solchen schwärmerischen Ausdrücken?" —

„Von demselben. Sie sollten aber selbst schon die Erfahrung gemacht haben, liebe Beauharnais, daß wir in einer demokratischen Zeit leben, wo das Recht von Gottes Gnaden, das einer hohen Geburt nichts mehr werth ist, als den Weg zum Schafot zu bahnen, in einer Zeit, in welcher es gerade als Verdienst gilt, aus der Hefe des Volks entsprossen und sich zu den höchsten Würden der Republik emporgeschwungen zu haben. Tallien ist übrigens ein Mann von ausgezeichneter Bildung. Der Marquis von Bercy hatte den talentvollen Knaben lieb gewonnen, und auf das sorgfältigste erziehen lassen. Er wurde nach und nach Haushofmeister des Marquis, Clerk bei einem Procurator, Employé im Bureau des Handels und der Finanzen, Copist eines Deputirten während der constituirenden Versammlungen und endlich Factor in der Redaction des Moniteurs. Nun aber wollte er für eigne Rechnung arbeiten, und

gab ein Journal heraus: L'Ami des citoyens, welches indeß kein großes Glück machte; doch bahnte es ihm den Weg dazu, Generalsecretair der Commune zu werden, und in dieser Eigenschaft, so wie später zum Abgeordneten des Seine- und Oisedepartements erwählt, wurde er häufig zu den wichtigsten Sendungen gebraucht, und spielte eine bedeutende politische Rolle."

„Eine entsetzliche," rief Josephine aus, die nur mit Mühe von ihrer für Tallien begeisterten Freundin sich dessen ihr schon bekannte Lebensgeschichte, ohne näheres Eingehen auf seine Handlungen als enragirter Revolutionär, bis dahin hatte erzählen lassen, und mit Wärme und Abscheu fuhr sie fort: „Zwar gestehe ich selbst, Tallien ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich je gesehen habe; seine Schönheit, sein nobles, einschmeichelndes Wesen ist allen Frauen, die ihm nahe kommen, selbst den erfahrensten gefährlich, und gern will ich glauben, daß er auch Ihnen, liebe Fontenay ein wenig das Herz entflammt haben mag; indeß als Mensch und Bürger ist er denn doch bei Gott immer fürchterlich gewesen; oder hat er Milde und Barmherzigkeit gekannt, als er nach Lafayette's Flucht zu den Greuelthaten des Septembers 1792 so wesentlich beigetragen, als die Bürger, welche den, unter dem Herzog von Braunschweig mit seinen in die Champagne eingerückten Deutschen aufs höchste fanatisirt, entgegenzogen, im Wahn, die Republik sei

verrathen, gegen 4000 gefangen gehaltene Royalisten und unbeeidigte Priester hinwürgten, läßt es sich entschuldigen, daß er es sogar versuchte, diese Schandthat vor der ehrwürdigen Versammlung des gesetzgebenden Körpers zu rechtfertigen? — Brandmarkt es ihn nicht ewig im Buche der Geschichte, daß er als Abgeordneter im Convent häufig den Rednerstuhl bestieg, um den Prozeß des unglücklichen Königs zu beschleunigen? war er nicht einer der Ersten, die für dessen Tod gestimmt hatten, und hat er nicht auf dem verschiedenen Sendungen die blutigsten revolutionären Maßregeln unterstützt? war nicht vor kurzem noch, wie man vernimmt, Bordeaux der Schauplatz seiner Wuth und Blutgier?" —

„Blutgier, — nein," unterbrach sie Frau von Fontenay. „Leider muß ich die Thatsachen zugestehen, doch erwäge die Zeit und ihre Gesinnungen. Sie hat wohlwollende, besonnene Männer hingerissen, daß sie hunderte aufs Schafot lieferten, im Wahn ihre Pflicht zu thun; um wie viel leichter diesen stets aufgeregten, überspannten energischen Mann, der mit dem besten Herzen begabt, sich selbst Gewalt anthun mußte, um dem bedrohten Vaterlande, wie er wähnte, diese schrecklichen Hecatomben zu bringen. Ich aber glaube das Verdienst gehabt zu haben ihn von diesem Wahnsinn zu heilen, und Ihnen, geliebte Freundin, darf ich es wohl gestehen, daß es die Liebe dieses Mannes war, die erwachende Liebe zu mir, welch

bald seine große Seele in Besitz nahm, die die natürliche Milde seines Herzens zum Bewußtsein brachte, und sie zur Richtschnur seiner Handlungen machte. Ja, ich habe das frohe Bewußtsein, daß ich durch diese Liebe Tausenden das Leben gerettet habe, die schon auf den Proscriptionslisten standen. Lassen Sie sich die Geschichte dieses Verhältnisses erzählen, und sie werden zugestehen müssen, daß meine Charakterschilderung von Tallien unbedingt der Wahrheit entspricht."

Und nun erzählte die schöne Fontenay:

Als ich das erstemal mit Tallien persönlich bekannt wurde, war es während des Besuchs meines Gatten in Paris, im Salon des Bürgergeneral Barras, den man fast noch als das einzige Asyl der höhern Bildung betrachtete, so viel davon noch nicht im republikanischen Zynismus oder auf der Guillotine untergegangen war. Es befanden sich dort aber auch jene Löwen der Revolution, die man lieber Tiger nennen möchte, die eben ihren Schmuz, ihre vernachlässigte Kleidung, womit sie kokettirten, oder jene in das Unglaubliche steigenden Lächerlichkeiten der, von der altfranzösischen Tracht sich emanzipirenden Mode zur Schau trugen, die ihnen den Namen des „Incroyable" erworben hatten. Mein Gespräch mit Tallien wurde in diesem Kreise geführt, und war durch das gegenseitige Interesse am Austausch der Ideen so anziehend und fast ausschließlich geworden; aber

kein Wort der Galanterie entweihten seine edlen Lippen, keine Erklärung ließ mich die Gegenseitigkeit der Gefühle hoffen, die ich für ihn hegte; aber in seinen schönen dunklen Augen glänzte ein ungewöhnliches Feuer, eine Wärme, eine erwachende Liebe, die mir durch das Innerste der Seele drang. — Mein Gemahl hüstelte, und war immer kränklich; mein Wohlwollen und Mitleid mit seinem Zustande hatte ihn daran gewöhnt, daß ich mit ihm die Gesellschaft verließ, wenn er erklärte, daß er nach Hause zu fahren wünschte. Zum erstenmal riß mich sein hüstelnd und im mahnenden Tone gesprochenes Wort: „Liebe! der Wagen ist vorgefahren", aus einer Unterhaltung, von der es mir schwer wurde, mich zu trennen. Aufstehend, indem er mir den Shawl umhing, verneigte ich mich gegen Tallien und sprach: „Bürger, ich bin Ihnen sehr verbunden für die anziehende Belehrung über Gegenstände, worüber jede Bürgerin der Republik unterrichtet sein sollte. Diese Unterhaltung wird mir unvergeßlich bleiben; ich bedauere sie, nicht öfter genießen zu können, denn morgen werden wir Paris verlassen."

„Morgen schon?" rief er, und verfärbte sich bemerkbar.

„Unwiderruflich, mein Gemahl fürchtet die hiesige Luft, die, wie er meint, schwachen Constitutionen so gefährlich ist." —

„Ei, schwachen Constitutionen gefährlich!" sprach

hinter mir eine gedämpfte Stimme; „das ist bedenklich, eine Anspielung auf die Constitution der großen untheilbaren Republik.“ —

Es war ein Lion der Revolution, einer jener Incroyables der emanzipirten Mode jener Zeit, die das magere abgelebte Gesicht mit herabgekämmten Locken eingehüllt hatten, einen hellblauen Frack, paillegelbe Beinkleider, Schuhe und gestreifte Strümpfe trugen. Diese abschreckende Figur, die ich nur mit einem halben Seitenblick bemerkt hatte, entfernte sich mit einem unverständlichen Murmeln zwischen den Zähnen, nachdem er Herrn von Fontenay mit einem boshaften Lächeln lorgnettirt hatte.

„Unglückliche, was haben Sie gewagt zu äußern. Sie haben von schwachen Constitutionen gesprochen, und jener Spion des Wohlfahrtsausschusses wird nicht ermangeln, die Doppelsinnigkeit dieses Ausdruckes als einen Spott auf die Constitution der Republik zu beziehen, die freilich schon oft genug durch eine neue verdrängt ist, um empfindlich gegen den Vorwurf der Schwäche sein zu dürfen. — Mein Rath ist, verlassen Sie Paris so schnell als möglich, — noch in dieser Nacht — denn morgen möchte es zu spät sein. Ueber die Gränze werden Sie nicht kommen können ohne Paß, und einen Emigrationspaß wird man Ihnen nicht geben. Der einzige Ort, wo Sie vielleicht noch einige Sicherheit genießen

würden, wäre Bourdeaux. Dort war der Kreis meines Wirkens, und der Convent war mit mir zufrieden. Bourdeaux ist noch nicht beruhigt; es giebt dort noch immer aristokratische, royalistische und hierarchische Elemente zu entfernen. Ich werde darum nachsuchen, aufs neue vom Convent dorthin gesendet zu werden, und wehe dann dem, der es wagen würde, Sie zu beunruhigen. Indem ich so der Pflicht genüge," fügte er galant und verbindlich hinzu, „der schönsten Bürgerin von Frankreich Schutz zu gewähren unter den Stürmen der Revolution, hoffe ich das Glück zu haben, Ihre angenehme Bekanntschaft dort fortzusetzen. Bis dahin, auf Wiedersehen! —"

Indem er mir die Hand küßte, fuhr sie fort zu erzählen, drückte er die meinige mit einem Blick, der mich keinen Augenblick zweifeln ließ an dem Eindruck, den ich auf sein Herz gemacht hatte. — Ich weiß nicht, ob ich unwillkührlich diesen Druck und Blick erwiedert habe, wenigstens schieden wir beiderseits mit dem Bewußtsein einer gegenseitigen Liebe. — O Josephine, ich habe lange mit den Leidenschaften der Männer gespielt, wohl zehn Duelle und einen Selbstmord dadurch veranlaßt, aber — die Strafe dafür ist über mich gekommen — ich liebe zum erstenmal in meinem Leben, und zwar mit der Tiefe der Leidenschaft, und ich bin verdammt, den Mann zu lieben, der mich wiede[illegible]t un[illegible]

doch gezwungen war, mich gefangen zu nehmen und dem Schafot zu überliefern. — Ich liebe die Unmöglichkeit und die Unmöglichkeit liebt mich wieder. —

„Welche Räthsel? — was werde ich hören? —"

„Vernimm die seltsamste Geschichte von der Welt." —

Ich war zu glücklich, fuhr Frau von Fontenay fort zu erzählen, über diesen Beweis von Zuneigung und Freundschaft, um länger an eine Gefahr denken zu können, die ich für nichts weiter hielt, als für eine übertriebene Besorgniß, welche mich noch dazu so entzückte, weil sie mir als Beweis der zärtlichsten Theilnahme eines Mannes galt, der mir in der Zeit einer so kurzen Bekanntschaft das Ideal meiner süßesten Träumereien geworden war. Da ohnehin die schwankende Gesundheit meines Gatten der äußersten Schonung bedurfte, so wagte ich nicht, ihm eine Mittheilung zu machen, die mich selbst der Unvorsichtigkeit angeklagt haben würde. Indeß in der darauf folgenden schlaflosen Nacht beunruhigte mich doch der Gedanke an eine mögliche Gefahr; ich stand daher auf, stellte alle Uhren um eine Stunde zurück, und bewirkte dadurch unbemerkt unsre Abreise um eine Stunde früher, als vorher bestimmt war. So kamen wir Morgens fünf Uhr noch unangefochten durch die Barrière von Paris. Eine Stunde später soll ein Commissair der Munizipalpolizei, mit einem Commando Na=

tionalgardisten in unser Hôtel gedrungen sein, um uns zu verhaften. — Ich sorgte dafür, daß unsre Reise möglichst beschleunigt wurde und glücklich erreichten wir das Hôtel meines Gemahls in Bourdeaux, wo wir uns gegen alle Gefahr gesichert hielten, und der Ruhe überließen.

Kaum waren wir vier Stunden dort, so erhielten wir einen Besuch, der mich im höchsten Grade angenehm überraschte. Es war Tallien; aber wie verändert? — Blaß und verstört war das sonst so frische und lebensvolle Antlitz — seine Blicke suchten den meinigen auszuweichen; sein ganzes Wesen verrieth eine Bekümmerniß und Unsicherheit, die mich erschreckte; meine freudigen Ausrufungen — meine Glückwünsche, selbst meine Freude, ihn so schnell wieder zu sehen, wurden erstickt von meiner Betroffenheit über diese Veränderung seiner ganzen Erscheinung. Auf meine besorgten Fragen nach seinem Befinden und der Ursache seiner Verstimmung, erklärte er ausweichend, daß es die Natur seiner traurigen Mission mit sich bringe, oft eine Härte und Grausamkeit zu zeigen, die seinem Herzen fremd und schmerzlich sei. — „Ganz besonders ein Auftrag ...“ rief er aus und brach ab — „o könnte ich ihn mit dem Opfer meines Lebens abkaufen — allein es würde nichts helfen, wenn ich mich opferte; zehn Andre würden es noch viel schneller und grausamer vollziehen! —“

Ohne sich weiter zu erklären, bat er zuletzt Herrn von Fontenay, ihn auf einer Spazierfahrt zu begleiten, was dieser dem mächtigen und einflußreichen Manne, unter dessen Schutz wir zu leben glaubten, nicht abzuschlagen wagte. —

Allein gelassen, quälte ich mich mit tausend ängstigenden Gedanken, ohne den wahren Grund meiner Besorgnisse errathen zu können.

Nach Verlauf einer Stunde rollte ein Wagen und hielt vor dem Portal unsers Hôtels. Tallien allein stieg aus. Mir bebte das Herz! — ich eilte ihm entgegen mit der Frage: „Wo haben Sie meinen Gemahl?" —

„Beruhigen Sie sich, schöne Frau", entgegnete er befangen; „der Bürger Fontenay befindet sich bereits auf der Route nach Paris. Er hat mich beauftragt, Ihnen seine Abschiedsgrüße zu überbringen." —

„Nach Paris? — unglaublich!"

„Dringende Geschäfte ...."

„Sie verhehlen mir die Wahrheit, Bürger Tallien! Ich kenne die Verhältnisse meines Mannes; alle seine Geschäfte läßt er durch seinen Notar besorgen."

„Freilich — freilich — leider muß ich gestehen, daß diese Reise des Bürgers Fontenay keine so ganz freiwillige war."

„Sie spannen mich auf die Folter, Bürger Tallien, und beleidigen mich, indem sie mir keine Seelenstärke zu-

trauen, auch das schwerste Unglück mit Ergebung und Fassung zu ertragen. — In einer Zeit, wo Vermögens=confiscationen, Kerker und Tod auf dem Blutgerüst an der Tagesordnung sind, so daß selbst die schwächsten Seelen durch die Gewöhnung an die Gefahren der Revolution ab=gehärtet werden, muß man auf Alles gefaßt sein."

„Diese Erklärung, meine theure Fontenay, giebt mir den Muth und die Fassung, Ihnen die offene Wahrheit zu gestehen, überzeugt, daß Sie mich nicht verkennen, und mir zutrauen werden, daß ich, was auch immer geschehe, Alles aufbieten werde zu Ihrer und Ihres Gatten Ret=tung. —"

„Sollte die Gefahr schon so nahe sein?"

„Näher als Sie glauben. Am Morgen Ihrer Ab=reise von Paris ließ mir die Besorgniß um Ihre Sicher=heit keine Ruhe. Um Ihnen so schnell als möglich folgen zu dürfen, begab ich mich zu Robespierre, und ersuchte ihn, mir eine neue Mission nach Bourdeaux zu ertheilen. Ro=bespierre starrte mich an mit einem Blick, in dem sich Bosheit, Schadenfreude und Heimtücke zum Entsetzen aussprachen, und mit dem ihm eigenthümlichen Zucken der Gesichtszüge sprach er zu mir: „Du kommst meinen Wün=schen zuvor, Bürger Tallien. Es wird noch in Bourdeaux sehr aufgeräumt werden müssen — einige tausend Köpfe müssen dort noch fallen zur Sicherheit der Republik. Ich fordere sie von Dir und erwarte von Deinem bekannten Pa=

triotismus die Energie, welche nothwendig ist, um durch Schrecken zu regieren. —"

Tallien gestand, nach dieser Aeußerung sei ihm das Blut in den Adern erstarrt. „Und dennoch," fuhr er fort, „sollte mein Entsetzen noch höher steigen. Denken Sie sich, meine unglückliche Freundin, er hatte mir eine verschlossene Ordre mitgegeben, die ich nach der Bemerkung auf der Adresse nur erst unmittelbar nach meiner Ankunft in Bourdeaux eröffnen sollte. — Ich habe sie geöffnet; aber was sie enthielt, vermag ich nicht auszusprechen. Hier lesen Sie selbst .... !"

Diese Worte sprach er im Ton der tiefsten und schauerlichsten Gemüthsbewegung. Nachdem er mir das geöffnete Decret jenes entsetzlichen Wohlfahrtsausschusses dargereicht hatte, warf er sich auf einen Sessel und hielt die Hände vor die Augen, um den Ausbruch meiner Verzweiflung nicht zu sehen.

Ich las mit eben so viel Schreck als Erstaunen:

„Bürger Tallien!

Der Wohlfahrtsausschuß befiehlt Dir Angesichts dieses verhaften zu lassen den Bürger Fontenay und seine Gattin, die Bürgerin Fontenay, geborne Cabarrus. Der erstere ist sofort nach Paris an das Tribunal des Wohlfahrtsausschusses zu senden, die letztere dort vor der Commission des Tribunals in Anklagestand zu versetzen, wegen unpatriotischer Aeußerungen und

Verspottung der Constitution der Republik. Binnen vier Tagen erwarten wir den Bericht über ihre Hinrichtung. Du haftest mit Deinem Kopf für die Vollziehung dieses Decrets,

unterz. Maximilian Robespierre."

Ich gestehe, daß ich nahe daran war, vor Schreck in Ohnmacht zu sinken. Indeß ein Blick auf Talliens Trostlosigkeit gab mir wieder alle die Seelenkraft, deren ich bedurfte, um ihn wieder aufzurichten und nicht selbst in Muthlosigkeit zu versinken.

„Mein werther Freund", sprach ich, indem ich aufstand und meine Hand auf seine Schulter legte, „glauben Sie, daß ich mit Ihnen fühle den großen Schmerz, ein theures Wesen der harten Nothwendigkeit der Pflicht opfern zu müssen. Ich fühle, daß mein Schmerz dagegen gering ist und was ihn noch mehr erleichtert, was mein Gefühl gewissermaßen zu einer himmlischen Seligkeit verklärt, ist das schöne Bewußtsein, durch eine liebe Hand mein Todesloos zu empfangen."

„Für mich entsetzlich", rief er aufspringend im Ton der Verzweiflung; „das Liebste auf Erden der Laune eines Tyrannen opfern zu müssen! —"

„Bürger", sprach ich, „denke an Brutus! — er erstach seine Tochter, damit sie nicht in unsaubere Hände falle — gieb Du mir den Tod, damit ich nicht unter Henkershand falle." —

„Es ist unmöglich, entfliehe über die Gränze, ich werde Dir einen sichern und vertrauten Führer mitgeben — —"

„Du weißt es selbst, Tallien, die Gränze ist so besetzt, daß an ein Durchschleichen nicht zu denken ist; was würde mein Loos sein, wenn man mich anhielte. Du kennst es. Du selbst würdest Dich opfern, ohne mich zu retten. Nein, Tallien, sei Mann, sei Bürger, sei Patriot, und willst Du mir einen letzten Liebesdienst erweisen, so führe mich selbst in's Gefängniß." —

„Ja bei Gott, das will ich", rief er, sich zusammennehmend; „und wenn ich Alles bedenke, so ist es vielleicht das einzige Mittel, Dich zu retten — wenn ich Dich verhafte und dann zögere unter dem Vorgeben, noch weitere Instructionen einzuholen. Dieser Tyrann ist so allgemein verhaßt, und in mir selbst hat er durch seine raffinirte Bosheit, womit er mich zum Werkzeug Deines Unglücks gemacht hat, einen so tiefen, unauslöschlichen Haß entflammt, daß es ihm böse Frucht bringen wird. — Ich hoffe, Zeit gewonnen, wird Alles gewonnen sein." —

Nun führte er mich persönlich in das Gefängniß und sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit dafür, daß mir keine der gewohnten kleinen Bedürfnisse des Lebens entging. Ich hatte ein elegant meublirtes Zimmer, mit der

angenehmsten Aussicht, ohne jene schrecklichen Eisengitter, die stets an den gefangenen Vogel im Käfig erinnern. Meine eigne Bedienung war mir gelassen, kein Knarren von Schloß und Riegel und kein Anblick eines widerwärtigen Kerkermeisters störte mich in meinen stillen Beschäftigungen, mit dem Pinsel, durch Musik oder Lektüre. Kaum vermißte ich, daß mir auf unmerkbare Weise jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten wurde und kein Besuch von Bekannten zugelassen werden durfte, denn reichlich entschädigten mich dafür Talliens tägliche Besuche, die mich erst das Leben lieb gewinnen ließen, während vielleicht schon der nächste Augenblick mir die Anklage und damit das Todesloos bringen konnte. —

„Sie werden errathen, geliebte Freundin", fuhr sie fort, „daß in diesen wenigen Tagen ein zärtliches Verhältniß entstand, welches diese dem über mich geworfenen Todesloos abgedrungene Frist zu den glücklichsten Stunden meines Lebens machte. Man fühlt rascher und genießt das Leben schneller, je kürzer die Zeit ist, die uns dazu noch vergönnt ist. Mein Gewissen beunruhigte mich nicht; Leidenschaft verblendet und weiß am Ende Alles zu entschuldigen vor dem innern Richter. Meine Vermählung mit dem guten Fontenay war eine Convenienzheirath gewesen; ich hatte ihn nie geliebt, und nach seiner Fortführung nach Paris glaubte ich mich schon als Wittwe betrachten zu dürfen; denn aus dieser Lö=

wenhöhle des Revolutionstribunals ist noch keiner lebend zurückgekehrt. — Tallien hatte, um Frist für mich zu gewinnen, nach Paris an den Wohlfahrtsausschuß geschrieben: er habe zwar das erhaltene Decret so weit als möglich vollzogen, indem er den Bürger Fontenay nach Paris gesendet und die Bürgerin dieses Namens verhaftet habe; indeß sei er in Verlegenheit, wessen er sie anklagen solle. Das Decret beziehe sich auf hochverrätherische Reden, die sie gegen ihn geführt haben solle; allein er erinnere sich nicht eines einzigen Worts, das sich mit Recht dahin deuten lasse; denn selbst der Ausdruck: „schwache Constitution" habe sich, wie er auf seine Bürgerehre bezeuge, nur auf die schwache Gesundheit ihres Gatten bezogen. Er bitte daher um weitere Verhaltungsmaßregeln. —"

Ohne Zweifel hatten die Terroristen schon diesen Act der Gerechtigkeit als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen. — Ich äußerte Tallien darüber meine Besorgnisse.

„O, das ist noch nicht d[illegible]mmste", entgegnete er lächelnd; „aber die [illegible] mich milder und menschlicher gemacht; Dein[illegible] [illegible]itten und Thränen haben Hunderten das Leben gerettet und Deinen Vorstellungen verdanke ich die Ueberzeugung, daß ich mich im entsetzlichen Wahn befand. Ich verabscheue jetzt jenen Terrorismus, der nur durch Schrecken und Blut-

vergießen Frankreich glücklich zu machen glaubt. Man wird mir eine Lauheit vorwerfen, die mich unbedingt aufs Schafot bringen würde, wenn man nicht meinen Anhang fürchtete. Barras, der die Legionen der Nationalgarde commandirt, ist mein Freund, und die Gemeinde von Paris ist mir gewogen. Mein Kopf sitzt noch zu fest für Robespierre's Krallen. Eher würde der seinige fallen." —

Dieses bedenkend mochte Robespierre seine Politik geändert haben. Einsehend, daß der Vorwurf der Lauheit noch nicht genüge, um einen solchen Mann zu stürzen, suchte er noch Beweise, um ihn hochverrätherischer Pläne anklagen zu können. Und diesem Umstande verdanke ich bis jetzt die Fristung meines Lebens. — Hören Sie weiter:

Tallien wurde zurückberufen nach Paris und noch saß ich über seine plötzliche Abreise in tiefster Betrübniß und fast in Thränen gebadet in meinem Gefangenzimmer, als eine neue Erscheinung eintrat, die mich mit Schrecken erfüllte. Es war eine lange, ausgetrocknete Figur, den die dreifarbige en bandoulière umgelegte Schärpe und die handgroße Kokarde am Hute als einen Munizipalbeamten bezeichnete. Er stellte sich mir vor als einen ausdrücklich in meinen Angelegenheiten vom Bürger Robespierre aus Paris an mich mit geheimen Aufträgen abgesendeten Commissair des Wohlfahrtsausschusses

vor, und nach dieser Einleitung, die mir nichts Gutes weissagte, fuhr er fort:

„Uebrigens, Bürgerin, habe ich das Vergnügen, Dir anzuzeigen, daß Du vor zwei Tagen Wittwe geworden bist.“

„Entsetzlicher Mensch!“ rief ich voll Schreck aufspringend, und das Wort erstarrte mir im Munde.

„Wie ich die Ehre hatte zu sagen,“ entgegnete er trocken, „indeß kann ich zu Deiner Beruhigung hinzufügen: es floß kein Blut. — Schreck und Angst mögen dem Bürger Fontenay einen Schlagfluß zugezogen haben, als er auf das Bret gebunden wurde. Mais bah! das Volk wollte sein Schauspiel haben; das Beil fiel — der Maître Simon zeigte dem Volke den Kopf des Aristokraten Fontenay — indeß es fehlte dem Fontenay die Fontaine von Blut. — Man schrie Mirakel über Mirakel, und auf Ehre, Bürgerin, hätte die Republik nicht alle Heilige abgeschafft, so würde man den Bürger Fontenay für einen Märtyrer erklärt haben.“

„Das war er, bei Gott!“

„Lassen wir es gut sein, Bürgerin, es giebt keinen Gott mehr; nur ein höchstes Wesen hat Robespierre wieder eingesetzt, und damit kann der ancien bon dieu sehr zufrieden sein, wenn er noch in andern Ländern leben sollte, die unsre Aufklärung noch nicht erreicht hat.“ —

Ich schauderte über jene entsetzliche Blasphemie, die aber jetzt völlig an der Tagesordnung ist und jener verabscheuungswürdige Mensch fuhr fort:

„Auch Du, Bürgerin, wirst Dich beruhigen können. Ich habe Auftrag, Dir als Entschädigung die Hand des großen Bürgers Maximilian Robespierre anzutragen. Er hat Dich zur Wittwe gemacht, um Dir einen würdigern Gatten in seiner eignen Person zu geben.“ —

Nicht die Gewißheit, den Tiger aufs höchste zu reizen, konnte mich abhalten meinen vollen Abscheu gegen eine solche Verbindung auszusprechen. Mit dieser Aeußerung glaubte ich mein Todesurtheil selbst gesprochen zu haben. Indeß ich hatte mich geirrt. Mit einem grinsenden Lächeln antwortete der Commissair:

„Ei, Bürgerin, ich glaube es Dir wohl, daß Du Abscheu dagegen hegst; denn Du bist jung und schön und der große Maximilian ist, entre nous gesagt, wenig häßlicher wie ein Pavian! — bon — zum Glück scheint diese Speculation auf Deine Hand mehr Berechnung der Politik gewesen zu sein, als eine Flamme in seiner leergebrannten Brust; denn enfin — habe ich Auftrag, Dir, wenn Du diese Ehre ausschlagen würdest, noch eine andre Alternative zu stellen . . .“

„Laß hören!“

„Entweder Du stirbst binnen hier und vier und

zwanzig Stunden auf der Guillotine, oder Du reinigest Dich von dem Verdacht, eine schlechte Patriotin zu sein, durch eine Handlung, womit Du der großen untheilbaren Republik einen wesentlichen Dienst leisten würdest ...."

„Rede!" antwortete ich betroffen, denn ich ahnete die Anmuthung einer jener Schändlichkeiten der Angeberei, die jetzt täglich vorkommen; doch wie hätte ich vermuthen können, daß der Mann grade, den Robespierre wie seinen besten Freund behandelte, das Opfer des Verraths sein sollte. — Der Commissair fuhr fort:

„Du wirst Dich erinnern, Bürgerin Fontenay, daß Du am Abend vor Deiner Abreise von Paris ein langes Gespräch mit einem Manne von Bedeutung geführt hast." —

„Ja, im Salon eines guten Republikaners, des General Bürger Barras." —

„Dem man, unter uns gesagt," fuhr der Commissair fort, im sonderbaren Wechsel von Vertraulichkeit und diplomatischer Zurückhaltung, — „seine imposante Figur um Kopfeslänge verkürzt haben würde, stände er nicht an der Spitze von 60,000 Bajonetten; der aber eben so verdächtig ist, wie Bürger Tallien, daß er der Parthei der Gemäßigten angehöre, die dem Blutvergießen, ohne welches Frankreich nicht bestehen kann, um jeden Preis ein Ende machen wollen. —' Dieser Tallien

aber hat im Geheim einige Worte zu Dir geredet, welche die Umstehenden nicht vernehmen konnten — war es nicht so?" —

„Ich will es nicht leugnen — aber sie betrafen nur meine Person." —

„Besinne Dich, Bürgerin — er tadelte den Convent, den Wohlfahrtsausschuß und vor Allen jenen großen Bürger der Republik, Maximilian Robespierre, den er einen blutgierigen Tyrannen nannte, welcher um jeden Preis gestürzt werden müsse — noch mehr! — der Bürger Tallien hat mit Dir in gewissen Verhältnissen gestanden, die ihn, da Du eine Gefangene bist, aufs neue verdächtig machen müssen. Er führte Dich selbst in das Gefängniß, sorgte für Deine Bequemlichkeit, verschob unter nichtigen Vorwänden Deine Hinrichtung, besuchte Dich häufig in der Gefangenschaft und es läßt sich nicht bezweifeln, daß er Dir vertrauliche Mittheilungen gemacht haben wird, die auf den Sturz der Constitution hinzielen. War es nicht so?" —

„Kein Wort davon wurde erwähnt — beim höchsten Wesen. . . .""

„Schwöre nicht, Bürgerin, es würde Dir den Kopf kosten — im Gegentheil, wenn Du Dich besinnst und Zeugniß gegen Tallien in dieser Art zu Protokoll giebst, so bin ich beauftragt, Dir im Namen des Wohlfahrtsausschusses eine Nationalbelohnung von 300,000

Frks. und einen Paß nach Spanien anzubieten — wo nicht, die Guillotine. — Sieh hier meine schriftliche Vollmacht!"

Damit entfaltete er ein Blatt, worauf Robespierre in der That diese Alternative gestellt hatte, und las es mir vor.

Ich gestehe, daß sich mein Haar empor sträubte und
nir die Haut schauderte. Ihn verrathen, den ich liebte,
ım mir ein elendes Dasein zu fristen und einen schänd-
ichen Judaslohn zu gewinnen! — nimmermehr! — lie-
er selbst untergehen. Abscheu und Empörung hatten
ich schon auf meinen Gesichtszügen ausgesprochen, denn
er Mensch sah mich mit dem stupiden Ausdruck des
nbegreiflichen an — und schon war ich entschlossen, mein
eben zu opfern und das entscheidende: „Nimmermehr!"
ı sprechen; da überkam zum Glück noch Besonnenheit
e Erstarrende und mit jener erzwungenen Zurückhaltung
nd Verstellung, woran man sich in diesen schrecklichen
eiten gewöhnen muß, sprach ich mich günstig über das
roject aus, und bat nur noch um acht Tage Bedenk-
it, um gewiß zu sein, meine Aussage so einzurichten,
ie sie den Plänen und Zwecken des großen Maximilian
tsprechen würde.

„Zugestanden", rief der Commissair, indem er sich
rgnügt darüber, wenigstens so viel erlangt zu haben,
Hände rieb; „in diesem Falle aber", fuhr er fort,

„würde die Bürgerin Fontenay sich gefallen lassen müssen nach Paris geführt zu werden."

Wie glücklich war ich, als ich erfuhr, daß ich in das Luxemburg versetzt werden würde. Es ist zwar die Vorhalle des Todes, aber ich hoffte Sie noch hier zu treffen, liebe Beauharnais, um mit Ihnen das Weitere zu überlegen. Und nun bin ich hier und finde Sie eben so abgeschnitten von der Außenwelt, wie mich selbst; wir müssen jedenfalls den edlen Tallien warnen, sonst ist er verloren — aber wie? von den acht Tagen, die man mir Frist gab, sind schon vier vorüber. Was geschehen soll, muß augenblicklich geschehen; oder mich ereilt die Guillotine, ehe er gerettet ist. —

Josephine war bei dieser Mittheilung in ein tiefes Nachsinnen verloren und damit entstand eine Pause, die für die lebhafte Fontenay etwas Peinliches hatte. —

„Nun, Liebe," sprach diese nach einer Minute Schweigens, „werde ich so glücklich sein Ihre Meinung zu vernehmen?" —

„Ei, meine gute Fontenay," rief diese, plötzlich erheitert, „ich denke so eben an unsre glückliche Vergangenheit und erinnere mich, einst ein reizendes Portrait, das Sie selbst mit sprechender Aehnlichkeit darstellte, bei der Gräfin Montesson gesehen zu haben. Ich war nicht wenig erstaunt, als man mir sagte, daß es aus Ihr

kunstfertigen Hand hervorgegangen sei. Darf ich fragen, war das gegründet und üben Sie diese edle Kunst noch?" —

„Liebste Beauharnais, Sie setzen mich in Erstaunen! — wozu diese unbedeutenden Erinnerungen aus glücklichen Tagen, in einem Augenblick, der über Leben und Tod zu entscheiden hat?" —

„Bitte — nur diese eine Frage beantworten Sie mir — in der That, es ist eben die Frage über Leben und Tod!" —

„Unbegreiflich! — indeß: — ja — ich habe noch täglich bis an jenen Unglücksabend jener Lieblingsneigung gehuldigt." —

„Desto besser; doch ich höre Père Mathieu kommen. Nehmen wir uns zusammen!"

„Wer ist Père Mathieu?" —

„Still — da ist er!" —

Bei diesen Worten trat ein Mann ein von hoher, nur wenig vom Alter gebeugter Haltung, den man in der That einen schönen Greis nennen durfte. Hätte er einen langen weißen Bart getragen, so würde man ihn für das Original einer der schönen Greisenköpfe von Rembrandt gehalten haben. Der hohe Schädel war bis zum Hinterhaupt von Haaren entblößt, dieses aber trug silberweiße Locken; die Züge des Gesichts waren so edel,

man könnte sagen, ächt klassisch geformt, daß man sich geneigt fühlte, die Ironie des Geschicks anzuklagen, das einer so schönen kräftigen Greisengestalt das Schlüsselbund an den breiten ledernen Leibgurt gehängt hatte, um ihn als den Gefangenaufseher dieses Gefängnisses der Frauen zu bezeichnen.

Bei aller unerbittlichen Strenge im Dienst und so gut er bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil wahrzunehmen verstand, so hatte er doch gegen die ihm anvertrauten Bürgerinnen jenen achtungsvoll verbindlichen Ton des Benehmens und jene scherzende feine Galanterie, welche hochbejahrte Franzosen von altem Schlage oft noch so liebenswürdig macht. Kaum ein lauerndes listiges Lächeln in gewissen Momenten, und jene Anspielungen auf die Zustände des Gefangenseins oder die Guillotine, welche mehr die Gewohnheit des Schrecklichen, als Bosheit ihm entlockten, warnten, daß man ihm nicht unbedingt vertrauen dürfe. Josephine, der er ohnehin als älteste Bewohnerin der Gefängnisse der Tuillerien — der Zeit nach — und wegen ihrer Freigebigkeit besonders zugethan zu sein schien, wußte ihn am besten zu nehmen.

„Ah, Père Mathieu!" rief sie ihn begrüßend, „wie erfreut bin ich, Sie zu sehen — Sie sind ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß wir armen Frauen in unsrer Einsamkeit kaum die Stunde Ihres Besuchs er=

warten können und uns glücklich schätzen, wenn Sie uns einige Minuten länger gönnen als es Ihre großen und wichtigen Geschäfte gestatten mögen."

„Die Bürgerin Beauharnais ist sehr galant," antwortete er mit einem Lächeln, das verrieth, wie er sich dennoch geschmeichelt fühlte; „indeß macht sie mich neugierig zu erfahren, womit ich dienen kann; die Damen pflegen einem alten Mann nie etwas Angenehmes zu sagen, ohne einen Wunsch im Hintergrunde zu haben."

„Du hast es errathen, Bürger Mathieu!" sprach Josephine, indem sie sich bemühte, mit der Spitze ihrer Scheere einen Diamant aus seiner Fassung an einem ihrer Ringe zu brechen — ein Manoeuvre, das der Gefangenaufseher nur zu wohl verstand, da es nicht das erste Mal war, daß sich für ihn ein gutes Geschäft auf solche Weise eingeleitet hatte.

„Ich wünschte", fuhr Josephine fort, „heute, an meinem Namenstage, meinen Freundinnen einen Thee zu geben, und ersuche Dich um die Gefälligkeit, um sechs Uhr Abends Thee und Kuchen und was dazu gehört, für etwa zehn Personen zu besorgen."

„Ich sehe nichts Arges dabei, Bürgerin", entgegnete Mathieu, nach einigem Nachsinnen, „und werde meine Tochter Marion oder Aglaja, wie wir sie seit der der Revolution umgetauft haben, beauftragen, das Nöthige zu besorgen."

Immer gespannter und erstaunter blickte Frau von Fontenay ihre Freundin an. Sie wußte nicht, wo das hinaus wollte. In diesem Augenblick war Josephine mit dem Ausbrechen des Steins fertig geworden. Sie übergab ihn Mathieu, und sagte mit ihrem einschmeichelnden Wesen zu der Erstern:

„O, unser Vater Mathieu ist Kenner, wie der erste Juwelier von Paris. Ich wette, er wird mir sagen können, ob der Werth dieses Steins hinreichen wird, um die Kosten für meine kleine Fête zu decken, oder ob ich noch einen Wunsch im Namen meiner Freundin hinzufügen dürfte."

Mathieu hatte indeß mit Wohlbehagen den Stein gegen das Licht spiegeln lassen, und entgegnete dann mit dem Anschein der Gleichgültigkeit: „Diamanten sind zwar jetzt ohne Werth, seitdem wir keine Könige, keine Aristokratie, keine Kirche und keine Heilige mehr haben; und dieser Stein ist ziemlich klein; indeß meine Gefälligkeit gegen Damen ist groß, und ich erlaube mir daher die Frage: was wünscht die schöne Bürgerin?"

Die Fontenay war betroffen; indeß Josephine nahm sogleich das Wort: „Meine Freundin ist Malerin aus Liebhaberei, und wünscht ihre Zeit im Gefängnisse durch etwas Portraitmalerei zu kürzen, woran ich selbst Vergnügen finden würde; ich wünschte daher, mit Hülfe ei-

nes Malers, feine Wasserfarben, Pinsel, Gummi, Bleifeder und Papier verschafft zu sehen."

„Bleifeder und Papier?" rief er mit allen Zeichen des Entsetzens; „und das kann die Bürgerin Beauharnais von mir verlangen, die meine Instructionen kennt? — —

„Nun," nahm Frau von Fontenay das Wort, die anfing zu vermuthen, was Josephine beabsichtigte, „auf Bleifeder und Papier würde ich gern verzichten, wenn ich nur durch die Güte und Liebenswürdigkeit des Bürger Mathieu — die benöthigte Farbe, Pinsel, und arabischen Gummi erhielte. Etwas Battist oder Kambray fände sich wohl noch."

„Bürgerin," entgegnete Mathieu, „ich bin die Gefälligkeit selbst, und würde mich sehr unglücklich fühlen, so liebenswürdigen Damen eine solche abschlagen zu müssen; indeß die Sache kommt mir sehr bedenklich vor. — Die Bürgerinnen wünschen ohne Zweifel, daß ich meinen alten Kopf unter das Fallbeil der Guillotine legen soll."

„Dazu wäre dieser Greisenkopf zu schön!" rief Josephine; „im Gegentheil wünschten wir sein Bild für die Nachwelt aufbewahrt zu sehen, und es würde ein wahrer Gewinn für die Kunst sein, wenn Vater Mathieu sich entschließen wollte, der Bürgerin Fontenay eine Vier-

telstunde zu sitzen, um sein Bild auf die Leinewand zu übertragen."

„Ha — mich portraitiren? — beim höchsten Wesen — wie vergnügt wird meine Marion — Aspasia darüber sein, das Portrait ihres Vaters zu besitzen. — Ich werde sogleich das Nöthige herbeischaffen!"

Damit ging er fort, um die zum Malen benöthigten Gegenstände zu holen, mit Ausnahme von Papier und Bleifeder. —

„Aber, mein Himmel! noch begreife ich Ihren Plan nicht völlig, liebe Beauharnais", rief Frau von Fontenay nach Mathieu's Entfernung; „zwar ist es mir klar, daß man mit demselben Material, das zum Malen dient, auch schreiben kann; aber wie werden wir das Geschriebene in Tallien's Hände liefern?" —

„Beunruhigen Sie sich darüber nicht, liebe Therese! die Kunst der Frauen zu herrschen besteht darin, die kleinen Schwächen der Männer zu benutzen."

„Nun, beim Himmel!" lachte Frau v. Fontenay, „Sie werden doch nicht fordern, daß ich den alten Herrn verliebt in mich mache?" —

„Dessen bedarf es nicht; denn er ist verliebt genug in sich selbst." —

Und bei der Sitzung zum Portraitiren wußten Josephine und die Fontenay so viel Schönes über seinen herrlichen klassischen Greisenkopf zu sagen, und Erstere

fügte hinzu, es sei schade, daß ein Mann von seinen Verdiensten um die Republik noch immer in einer so untergeordneten Stellung sich befinde, in einer Zeit, wo so viele der Geringsten zu den höchsten Ehrenstellen der Republik sich aufgeschwungen hätten, und dann erzählte sie ihm von dem Rath der Alten, der nach dem Muster der altgriechischen Republiken eingeführt werden solle, um durch ihre Weisheit die Regierung zu unterstützen, und als Mathieu immer aufmerksamer hinhorchte, vertraute sie ihm unter dem Siegel des Geheimnisses, daß Tallien mit den Vorbereitungen zur Organisation eines solchen Raths der Alten beauftragt sei. Die Hauptschwierigkeit wäre nur die, daß es schwer halten würde, etwa zehn schöne Greise zu finden; denn es komme darauf an, durch ihr Erscheinen im römischen Costüm, die Würde der Republik zu repräsentiren und auf das Volk Eindruck zu machen. —

Frau von Fontenay stimmte mit Gewandtheit in diesen Ton ein und bestätigte, daß Tallien selbst in ihrer Gegenwart über diesen Plan gesprochen habe. Endlich schloß sie mit den Worten: „O wie schade, daß es unmöglich ist, dem Bürger Tallien dieses Bild des schönsten Greisenkopfes in Frankreich vor Augen zu bringen; er würde keinen Augenblick zögern, das Original desselben auf die Liste der Senatoren zu setzen." —

In der That halte die Eitelkeit dem sonst so klu=

gen alten Mathieu nicht wenig den Kopf verdreht gehabt; und er selbst machte den Vorschlag, das Bild durch seine Tochter Aspasia dem Herrn Tallien vorzeigen zu lassen.

„Das genügt nicht, Vater Mathieu!" erklärte Josephine; „da ich Euer Glück wünsche, so muß ich zu Eurem Besten vorschlagen, daß ihm das Bild gelassen werde, damit er es dem Convent vorlegen könne, wo über die Wahl der Candidaten die letzte Entscheidung gefaßt werden wird. Und damit die Mission Eurer Tochter desto sicherer von Erfolg sei, so dürft Ihr ihm nur sagen lassen, die Bürgerin Fontenay, die von Bourdeaux in das Tuilleriengefängniß versetzt sei, lasse ihm ihr Compliment machen, und sende ihm hierbei das von ihr eigenhändig gemalte Portrait eines schönen Greises zum bewußten Zweck."

„Ja ganz richtig," rief Frau von Fontenay lebhaft; „er wird sich dann erinnern, daß ich mit ihm noch grade am letzten Abend vor meiner Abreise von Paris über diesen Gegenstand gesprochen habe — und Eure Beförderung, Père Mathieu, wird um so gewisser sein. Für Eure Tochter aber und Eure Nachkommen werde ich eine Copie anfertigen."

Damit war die letzte Bedenklichkeit des Alten beseitigt. Aber mit großer Vorsicht ließ er das auf gummirten Battist gemalte Bild durch die Künstlerin in seiner

Gegenwart unter Glas und in den medaillonförmigen Bronzerahmen bringen und beobachtete genau, daß nicht irgend ein verborgener Zettel mit hineinprakticirt werde. Indeß ahnete er nicht, daß Frau von Fontenay zwischen die mit Gummi auf einander geklebte doppelte Lage von Battist mit dem Pinsel geschrieben hatte: „Tallien, sein Sie auf Ihrer Hut! Robespierre hat mir 300,000 Fr. und einen Paß nach Spanien bieten lassen, wenn ich gegen Sie zeugen wolle, daß Sie auf den Umsturz der Republik bezügliche Reden geführt haben; im Fall ich mich weigerte, solle ich auf dem Blutgerüst sterben. Nur mit Mühe erhielt ich noch acht Tage Bedenkzeit, die in drei Tagen abgelaufen sein werden. Können Sie mich bis dahin nicht retten, so wird mit Freuden für Sie sterben ihre ergebene Freundin Therese v. Fontenay, geb. Cabarrus."

Wir müssen noch erwähnen, daß die Bearbeitung des Vater Mathieu zwar während der Sitzung des ersten Tages begonnen und eingeleitet, aber erst am folgenden Tage, nachdem der Brief schon geschrieben war und während die Fontenay noch dem frappant ähnlichen Bilde die letzte Vollendung gab, zum Schluß gebracht wurde. Auch erfolgte die Einrahmung des Bildes unmittelbar nach der Vollendung desselben in Gegenwart Mathieu's; darauf wurde, angeblich um den Zutritt des Staubes zu verhindern, die Rückseite noch besonders mit Battist

verklebt und noch in Gegenwart der Damen übergab Mathieu, ohne den geringsten Verdacht zu ahnen, das Bild seiner Tochter mit dem Auftrage, es im Namen der Bürgerin Fontenay an den Bürger Tallien zu überbringen, wobei er ihr die größeste Vorsicht und Verschwiegenheit anempfahl.

So war das allerdings schwierige Unternehmen, Herrn Tallien gegen Robespierre's gefährliche Hinterlist zu warnen, durch die Schlauheit der beiden Frauen glücklich vollbracht. Es kam nur noch darauf an, ob Tallien ihre Absicht errathen und die Rückseite des Bildes gehörig untersuchen würde. Aeußerte Josephine Zweifel dagegen, so beruhigte sie Frau von Fontenay durch die Versicherung, daß Tallien viel zu klug sei, um nicht den leisesten Wink zu verstehen.

Schon am Abend desselben Tages brachte ihnen Marion die Nachricht, der Bürger Tallien habe dieses Geschenk mit dem lebhaftesten Interesse empfangen, und lasse der Bürgerin Fontenay auf das verbindlichste dafür danken. Kaum habe sie ihm aus eignem Antriebe gesagt, daß die Bürgerinnen Fontenay und Beauharnais geäußert hätten, das Original dieses Kopfes sei so schön, daß man ihn für würdig halten könne, in der römischen Toga im Rathe der Alten zu sitzen, so habe er sich mit Interesse nach ihrem Vater erkundigt und erklärt, daß ein solcher Mann vollkommen dieser Ehre würdig sei.

Wer war glücklicher als Mathieu und Marion, besonders da Frau von Fontenay anfing, sich aus dem Gedächtniß mit einer Copie des Bildes für Letztern zu beschäftigen?

Indeß verbürgte diese Mittheilung immer noch nicht das Auffinden des Briefes von Seiten des Empfängers, und von diesem hing sein theures Leben und das der edlen Künstlerin ab, die ihm diese Warnung hatte zukommen lassen. Die Spannung der Erwartung stieg mit jeder Stunde, mit jedem Tage — alles ließ ahnen, daß große Dinge sich vorbereiteten; aber würden sie zum Leben oder zum Tode führen — wer konnte das wissen? — Man wird unter diesen Umständen es entschuldigen, wenn wir nicht fortfahren, die kleinen Einzelheiten dieses seltsamen Gefängnißlebens zu schildern; und uns auch von der Darstellung jener Theegesellschaft dispensiren, welche mit allen Gewohnheiten der ehemaligen Hofsitte — die unvermeidliche Aermlichkeit jener Gefangenschaft in den zerstörten Gemächern der Königinnen und ihrer Damen — in dem seltsamsten Contrast stand.

Achter Abschnitt.

Beängstigende Gerüchte. — Prophezeiung. — Hoffnung. — Neue Gefahren. — Tallien ist gewarnt. — Er arbeitet mit Energie an Robespierre's Fall. — Anklage und Sturz des Tyrannen. — Schreckensscenen. — Josephinens abentheuerliche Abführung aus dem Luxemburg. — Glückliches Wiedersehen. — Scene bei Barras. — Befreiung der gefangenen Frauen. —

Indeß hatten sich unter den gefangenen Frauen ängstigende Gerüchte verbreitet. Da hieß es bald, es sei die allgemeine Vergiftung derselben beschlossen, weil das Volk der Blutgerüste müde sei, bald, man habe in den Kellern aller Gefängnisse von Paris große Gruben gegraben, um die zahlreichen Leichen der Geopferten mit gelöschtem Kalk überschüttet in Masse zu begraben. Selbst unter dem Luxemburg sollten für diese Zwecke Mineurs arbeiten und anstatt in den Nächten sich dem alles mildernden Schlaf zu überlassen, horchten die unglücklichen Frauen mit auf den Boden gelegtem Ohr, um die Schläge der Hacken zu vernehmen, die an ihrem Grabe

arbeiteten, die aufgeregte Phantasie ließ sie in der That Alles hören, was man ihnen vorgesprochen hatte.

Bald kamen noch andere Umstände hinzu, die den gefangenen Frauen Schrecken einflößten. Es schien den Tyrannen mit seinen Gehülfen ein verdoppelter Blutdurst befallen zu haben. Jeder Tag brachte eine größere Anzahl von Gefangenen, jeder Appell forderte aber auch die doppelte Zahl der Verurtheilten für die Guillotine. Jeden Abend vor Schlafengehen erhielten sie den Moniteur, und sahen daraus mit Entsetzen neue wüthende Decrete des Wohlfahrtsausschusses und längere Listen von den mit der Guillotine hingerichteten Personen. Die eingebrachten Gefangenen erzählten von Volks- und Truppenbewegungen, von wilden Scenen im Convent; aber sie wußten nichts Bestimmtes darüber anzugeben, denn es waren jene Unglücklichen meistens Frauen vom Adel, die sich so versteckt als möglich und daher fern von der Politik gehalten hatten, oder die auf den Versuchen zur Emigration ergriffen, aus den Departements eingeliefert waren zur großen Schlachtbank der Capitale.

Doch der Schrecken sollte wo möglich noch höher steigen. Eines Morgens hörten die Gefangenen den Generalmarsch schlagen; die Sturmglocken ertönten von allen Seiten; man hörte Schießen, vereinzelt und pelotonweise. Die Bewachung der Gefangenen wurde verdoppelt. Mathieu war besonders finster und antwortete

auf keine der ängstlichen Fragen dieser zweihundert verzweifelnden Frauen. Die Schreckenstage des 2ten und 3ten Septembers standen vor ihrer Seele — kein Zweifel war daran, daß die Gefangenen auf Befehl des Convents, wie damals, in Masse erschossen oder von der Volkswuth noch schrecklicher ermordet würden und Alle, die sich an den Gedanken des schnellen Todes durch das Fallbeil schon gewöhnt hatten, waren außer sich bei der Vorstellung von den Qualen, die unsichere Musketenkugeln oder die Mißhandlungen des Pöbels ihnen zufügen konnten.

Alle die Gewohnheiten eines verfeinerten Gesellschaftslebens in dieser gemeinschaftlichen Gefangenschaft, alle die kleinen Eitelkeiten und die Sorglosigkeit des Leichtsinns oder der Resignation waren verschwunden, und an ihrer Stelle sah man nur von Todesangst und Schrecken gebleichte Gesichter und gerungene Hände.

Indeß in der höchsten Erdennoth, am Rande der Verzweiflung und des Grabes, wenn alle irdischen Hoffnungen schweigen, rankt sich noch oft die zagende Seele der Frauen an jene übersinnliche Natur, die in Ahnungen, Wahrsagungen und Zeichen und Wundern ihre letzte Rettung sucht.

Auch Josephine neigte sich solchem Wunderglauben hin. Wir erinnern uns, was ihr auf Martinique zweimal von jener Mulattin prophezeiet war, und diese Ge-

schichte hatte sie während ihrer Gefangenschaft einigen ihrer Freundinnen erzählt gehabt. Da — als nun das Sturmlauten der Glocken, das Schießen und Volksgeschrei den höchsten Grad von Schreck und Angst in allen Gemüthern erweckt hatte; als man in den wie Schafe im Gewitter zusammen gedrängten Häuflein Frauen nur bleiche, zitternde, weinende oder ohnmächtige sah — da rief plötzlich im Ton einer begeisterten Seherin die Herzogin von K*** aus: — „Beruhigen wir uns, meine Damen! Wir haben nichts zu fürchten; denn in unserer Mitte befindet sich die künftige Königin von Frankreich; da ihr geweissagt ist, daß sie noch dereinst den französischen Thron besteigen wird: so könnte diese Prophezeiung nicht in Erfüllung gehen, wenn wir hier alle geopfert werden sollten. Und weil Gott die Weissagungen den Auserwählten erfüllt, so bin ich fest überzeugt, unsre Rettung muß nahe sein! —"

Es läßt sich nicht beschreiben, wie diese Rede der begeisterten Frau beruhigend auf die Gemüther der zagenden Frauen und selbst auf Josephinens aufgeregten Seelenzustand einwirkte. Aller Augen waren auf diese gerichtet; man betrachtete sie mit einer scheuen Verehrung als Gegenstand eines Wunders, wodurch Gott die Unschuldigen erlösen und ganz Frankreich von der Blutgier der Tyrannen der Revolution erretten würde. So hatte sich um Josephinen ein Kreis gebildet, wie um eine Kö-

nigin, der man nicht allzunahe zu treten wagt. Da unterbrach die lautlose Pause des Erstaunens eine gedämpfte Stimme mit der Frage: „Ist das die Bürgerin Beauharnais, die dort steht?"

Man bejahte diese Frage, und Josephine wendete sich gegen die Fragende, die dadurch verrieth, daß sie diesem Kreise noch fremd sei. Diese aber nahte sich Josephinen und drückte ihr einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel in die Hand, worauf nichts als die Worte standen:

„Robespierre und seine Mitschuldigen sind in Anklagestand versetzt; beruhigt Euch; Ihr seid gerettet." —

Diese Zeilen rührten, wie ihr die Ueberbringerin später vertraute, allerdings von Tallien her, der, um Gelegenheit zu erhalten, sie sicher in die Hände der Empfängerin gelangen zu lassen, die List gebraucht hatte, die Frau seines Kammerdieners verhaften zu lassen und in die Gefängnisse der Tuilerien zu schicken. Das war in der Ueberzeugung geschehen, daß sie nach dem Sturz Robespierre's bald wieder gerettet werden würde.

Josephine zögerte nicht, diese erfreulichen Mittheilungen den Umstehenden zu eröffnen. Diese sahen darin Gottes Finger und die Erfüllung des Anfangs jener Weissagung, die dadurch die Macht der Gewißheit erhielt. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Schnelligkeit sich diese Nachricht durch alle Gefangenzimmer verbreitete, und welcher Wahnsinn der Freude die noch wenige Augenblicke

vorher so tief verzweifelnden Weiber ergriff. — Umarmungen, Thränen, Aufjauchzen, selbst Ohnmachten derer, die Kraft gehabt hatten das Unglück zu tragen, die aber jetzt der Freude erlagen, erfüllte den langen Corridor und alle Gemächer.

Indeß sollte die Gefahr noch keineswegs vorüber sein; diese ungewöhnliche Aufregung der Frauen hatte die Wache aufmerksam gemacht und diese hatte es dem Gefangenaufseher gemeldet. Maitre Mathieu forschte nach, und im Rausch der Freude trug man kein Bedenken ihm zu sagen, welche Nachricht die Bürgerin Beauharnais durch einen ihr zugesteckten Zettel empfangen hatte, und daß sein Reich, wie Robespierre's Blutherrschaft, bald ein Ende haben würde. Mathieu wurde wüthend. Der Scharfsinn, der solchen Menschen eigen zu sein pflegt, ließ ihn bald errathen, daß diese Warnung eine Folge des an Tallien beförderten Bildes gewesen sein müsse; so also hatten diese spitzbübischen Frauen, wie er sie nannte, seine Klugheit, worauf er so stolz war, dupirt, so hatten sie ihn hinterlistig verleitet zu einer Pflichtverletzung, die er als einen unauslöschlichen Fleck an seiner Ehre betrachtete — das war in seinen Augen ein todeswürdiges Verbrechen. Er überschüttete Beide mit einem Strom von Vorwürfen, der mit der Drohung endete: „Frohlocket nicht zu früh über die Anklage des großen Bürgers; er wird sich schon zu rechtfertigen wissen, und dann

werden verdoppelte Ströme von Blut sich in die Straßen von Paris ergießen; es werden zu den Opfern der Revolution noch die Hekatomben der persönlichen Rache kommen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn in Frankreich Niemand ungeköpft bliebe als Maximilian Robespierre, der öffentliche Ankläger Fouquier Tinville und der Scharfrichter Simon. — Noch befindet sich das Bluttribunal des Convents in voller Arbeit. Man will wissen, daß auf der morgenden Liste vier und achtzig Verurtheilte stehen. Es kostet mir nur ein Wort, so werdet Ihr Beide noch hinzugeschrieben. Deine Frist, Bürgerin Fontenay, ist abgelaufen. Du hast Tallien nicht angeklagt, statt dessen gewarnt — so bist Du reif zum Tode und Du, Bürgerin Beauharnais, lebst nur noch durch meine Nachsicht — diese aber hast Du verwirkt; Ihr Beide seid morgen des Todes — mein Wort darauf, ich bin es — ich bringe Euch auf die Guillotine."

Damit stürmte er fort, ohne auf die Bitten und versöhnenden Worte zu hören, die Beide ihm nachriefen; die schöne Fontenay wurde resignirt und bereitete sich vor zum Sterben mit der frohen Aussicht, daß wenigstens Tallien gerettet sei. Josephinen aber verließ ihr Muth und ihre Hoffnung nicht. — „Ich kann mir den Glauben nicht nehmen lassen", sprach sie, „wie unsinnig es auch klingt, daß jene Prophezeiung erfüllt werden wird; wenigstens habe ich das tiefste Bewußtsein,

daß ich noch zu höhern Dingen bestimmt bin, als an der Rache eines elenden Kerkermeisters zu sterben."

Sehen wir indeß uns weiter um als der Horizont der Gefangenen reichte, und betrachten wir die Scenen, die sich damals außerhalb der Mauern der Tuilerien ereigneten.

Tallien hatte den Brief seiner Geliebten hinter dem Bilde gefunden und daraus ersehen, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, um Robespierre zu stürzen, wenn er nicht selbst fallen und die schöne Fontenay retten wollte. Bisher hatte ihm der Wohlfahrtsausschuß nur Vorwürfe gemacht wegen seiner Lauheit, die er in Bourdeaux bewiesen habe; aber da man es nicht gewagt hatte, ihn in Anklagestand zu setzen, so glaubte er gegen den Haß Robespierre's gesichert zu sein; indeß die Anträge, welche man der Fontenay gemacht hatte, bewiesen, daß Intriguen im Werke waren, um ihn desto sicherer auf das Schafot zu liefern. —

Er begab sich daher sogleich zu Barras, der ebenfalls schon längst gegen Robespierre erbittert war. Dort befanden sich noch einige gleichgesinnte Deputirte des Convents.

Tallien, der ihre Gesinnungen genau kannte und wußte, daß er Verrath nicht zu befürchten habe, da sich Alle mit ihm in gleicher Lage befanden, theilte ihnen im

Vertrauen die von Frau von Fontenay empfangene Warnung mit.

„Ihr seht daraus," sprach er, „was Ihr Alle zu befürchten habt. Der Tyrann sucht Ankläger durch Drohung und Bestechung zu gewinnen, um sich seiner einflußreichsten Feinde zu entledigen. Es wird Zeit sein, daß wir ihm zuvorkommen und schon im nächsten Convent den ganzen Wohlfahrtsausschuß des Mißbrauchs der Gewalt anklagen."

„Indeß," bemerkte Barras, „hat er großen Anhang in der Gemeinde von Paris. Der wildeste Pöbel ist auf seiner Seite; den rohen Neigungen dieser brutalen Menge hat er durch zahlreiche Hinrichtungen geschmeichelt, und ihre Habsucht gewonnen durch das Versprechen der Plünderung aller Reichen und der gleichen Theilung aller Güter. Durch diese entsetzliche Popularität hat er den ganzen Convent beherrscht und alle seine Greuelthaten ausgeführt. Wie sollte es möglich sein ihn zu stürzen, ohne eine neue Revolution zu veranlassen, die schrecklicher sein würde als alle frühern?"

„Man muß ihm nicht Zeit lassen, den Pöbel zu seiner Hülfe aufzuwiegeln. Anklage und Verdammung müssen Schlag auf Schlag folgen. Im Convent hat er keine Freunde; denn so lange Robespierre lebt, ist Keiner, selbst seine Anhänger, seines Kopfes sicher. Er hat sowohl seine Anhänger aus Eifersucht, wie seine Gegner

aus Haß hinrichten lassen, und wie ist man mit diesen Tausenden von Verurtheilungen verfahren, die Robespierre alle gebilligt und angeordnet hat? — Er selbst entwarf die täglichen Anklagelisten und überließ es dem schrecklichen Fouquier Tinville, die Anklage nach Belieben zu begründen oder die Listen durch die Namen von Personen zu ergänzen, die er hinrichten lassen wollte, oft aus keinem andern Grunde, als um die Zahl der Schlachtopfer noch zu vermehren. Er brauchte nicht mehr als vier Stunden, um achtzig Personen anzuklagen und zum Tode verurtheilen zu lassen. Mehr als einmal fand es sich, daß er sich im Namen geirrt hatte, und wenn man ihn darauf aufmerksam machte, rief er aus: „Thut nichts! Einer ist nicht mehr werth als der Andre," und ließ die aus Irrthum Verhafteten hinrichten." —

Ausrufungen des Abscheus erfolgten von allen Seiten, und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß ganz Frankreich dieser blutdürstigen Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses und seiner zwölf Commissionen in allen Provinzen müde sei. Tallien übernahm es, diese Tiger im Convent anzuklagen. Die Andern versprachen ihm beizustehen und noch Theilnehmer des Complotts unter den Mitgliedern des Convents zu werben.

Diese letzte Zusicherung hätte aber beinahe den ganzen Plan vereitelt. Couthon, ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und einer der blutgierigsten Gehülfen

Robespierre's, hatte noch an demselben Tage etwas von der Existenz einer Verschwörung im Convent erfahren. Er gab sogleich Robespierre Nachricht davon und rieth ihm, Alle, die nur irgend ihrer Gesinnung nach verdächtig seien, verhaften und schleunigst hinrichten zu lassen. Wäre dieses noch in derselben Nacht vollzogen, so würde er wahrscheinlich seine Blutherrschaft noch auf eine Zeitlang befestigt haben; allein den Tiger hatte der Muth verlassen. Er verwarf den Vorschlag als zu gefährlich, und beschleunigte dadurch seinen Untergang. —

So kam der folgende Tag heran, es war der 27ste Juli 1794, oder der 9te Termidor nach republikanischer Zeitrechnung.

Robespierre mit seinen Collegen, Couthon und St.-Just, hatten den Versammlungssaal mit jener stolzen Sicherheit betreten, die von der Ueberzeugung ausging, daß Niemand es wagen würde an dieser Stelle, die so oft Zeuge seiner unumschränkten Herrschaft gewesen war, seine Stimme gegen ihn zu erheben. Allein statt des gewohnten Beifalls empfing ihn ein fast allgemeines Murren. Der Convent war offenbar aufgeregt. Man sprach erst halb laut, dann immer lauter, daß das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses ein verbrecherisches sei, das die härteste Rüge und Bestrafung verdiene; das Elend sei zu groß, die Unterdrückung der Freiheit und Gerech-

tigkeit zu himmelschreiend um länger darüber schweigen zu können. Frankreich müsse endlich von seinen Tyrannen befreit werden und gerechte, gemäßigte Männer müßten an deren Stelle treten.

Noch schien es, daß Niemand den Muth haben werde, mit einer bestimmten Anklage gegen den Wohlfahrtsausschuß hervorzutreten; denn Robespierre's Namen genügte schon, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Im Vertrauen darauf erhob sich Robespierre von seinem erhöhten Präsidentensessel und klingelte zum Zeichen, daß er reden wollte. Aber das unzufriedene Durcheinanderreden wurde immer lauter. Robespierre mit seiner krächzenden Stimme wollte Ruhe gebieten; allein Tallien überschrie ihn und in feuriger Beredtsamkeit warf er dem Wohlfahrtsausschuß alle verübten Schändlichkeiten vor, und ganz besonders beschuldigte er Robespierre, daß er nach der Alleinherrschaft strebe.

Wüthend darüber und zuckend an allen Nerven und Gesichtsmuskeln, wollte dieser nun die Rednerbühne besteigen; allein Tallien, der die kleine magere Gestalt dieses bleichen Schreckensmannes weit überragte, vertrat ihm den Weg und die Menge erhob ein furchtbares Geschrei, als er schon die ersten Stufen der Bühne erstiegen hatte und von mehrern Seiten vernahm man den Ruf: „Herunter mit dem Tyrannen!" —

Da erhob dieser schäumend vor Wuth die Fäuste

gegen die tobende Versammlung und stieß einige Flüche und Verwünschungen aus; doch ein schallendes Hohngelächter bewies, daß man ihn nicht mehr fürchte.

Indeß hatte Tallien die Rednerbühne bestiegen und verlas die schon vorher aufgesetzte und von mehren Mitgliedern des Convents unterzeichnete Anklageacte. Der ganze Convent gab, mit Ausnahme weniger Anhänger Robespierre's, seine Zustimmung und im Namen des Nationalconvents wurde sofort das Decret ausgefertigt, daß der Wohlfahrtsausschuß sofort von seinen Functionen zu suspendiren sei, daß der Convent sich als Tribunal constituire und daß sich die Mitglieder des erstern: Maximilian Robespierre, Couthon und St. = Just, so wie auch deren Gehülfen, Robespierre's Bruder und Lebas, augenblicklich als Angeklagte vor die Schranken des Convents stellen sollten.

Unter den Anklagepunkten, die man Robespierre vorhielt, befand sich auch folgender Zug von Grausamkeit. Vor einigen Tagen sei in sein Haus zufällig ein junges Mädchen gekommen, Namens Cäcilia Regnault, die zwei Messer bei sich gehabt habe. Robespierre habe sie sofort verhaften und mit ihrer ganzen Familie hinrichten lassen. Er habe vorgegeben, daß dieses Mädchen von Verschwornen abgeschickt sei, ihn zu ermorden, und da der ganze angebliche Mordanschlag noch sehr zweifelhaft sei, so hätte er offenbar keine andre Absicht gehabt, als diesen wahr=

scheinlich von ihm selbst angestifteten Umstand zu benutzen, um als ein verfolgter Staatsmann zu erscheinen und sich zur Dictatur aufzuschwingen.

Ein allgemeiner Schrei des Unwillens durchtönte den ganzen Convent. Plötzlich aber entstand ein verlegnes Schweigen. Von draußen her durch die offnen Fenster des Conventsaals erschallte Waffengeklirr und aufrührisches Geschrei. Die dem Fenster zunächst saßen, sahen, daß der ganze Grèveplatz mit Nationalgarde besetzt war. Bajonette starrten in unabsehbarer Anzahl. — Auch Robespierre hatte es bemerkt, daß Henriot, der ihm treu ergebene Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde, gegen den Convent herangerückt war, um ihn zu befreien. — Robespierre hatte nämlich noch vielen Anhang in der Gemeinde, weniger unter der Nationalgarde selbst, die aus dem Mittelstande oder der Klasse der wohlhabenden Bürger bestand. Noch während der Sitzung des Convents hatte sich, schnell wie ein Lauffeuer, durch ganz Paris die Nachricht von seiner Anklage im Convent verbreitet. Da liefen die Sanscülotten der Gemeinde, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, wenn Robespierre gerettet wurde, wüthend aufs Rathhaus und begannen die Sturmglocke zu lauten. Eine unermeßliche Menschenmenge bewaffnete sich und füllte den Grèveplatz, wo sich der Sitzungssaal des Convents befand. Henriot gab den Legionen der Nationalgarde Befehl, diesen Ort zu er=

stürmen, den Wohlfahrtsausschuß zu befreien und alle Conventsmitglieder zu verhaften. Die Tribüne der Zuschauer war mit einer drohenden Menschenmenge gefüllt. Der Augenblick war kritisch. Es war einer der großen Momente, die über das Geschick der Nationen entscheidet. Schon jubelten Robespierre und die Seinigen, und bedrohten den ganzen Convent mit dem Tode. — Doch die da draußen zögerten ihn zu befreien. Man hörte unter der Menge so viele Verwünschungen der Tyrannen, daß Henriot es nicht wagte den Befehl zum Angriff zu geben. Diesen Augenblick des Schwankens benutzte Tallien, um zu rufen: „Bürger, Conventsmitglieder, wollt Ihr nicht Alle Eure Köpfe unter der Guillotine verlieren, so eilt die Tyrannen der Franzosen zu verhaften."

Nun umdrängte Alles Robespierre und seine Genossen. Von der wüthenden Menge überwältigt, wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden, während Robespierre schrie: „Die Gauner triumphiren, die Republik ist verloren!" —

Indeß hatte Barras den Saal verlassen und war in die Reihen der Nationalgarde auf den Grèveplatz getreten, unter welcher er noch viele Freunde und Anhänger zählte. „Der Tyrann und seine Genossen," rief er, „sind des Hochverraths angeklagt und verhaftet; wer von Euch will sich um Frankreichs Freiheit das Verdienst machen,

die Gefangenen unter meinem Befehl nach den Gefängnissen des Luxemburg zu escortiren?"

Henriot protestirte und wollte seine Macht als Befehlshaber geltend machen, um Barras zu verhaften, doch dieser hatte das entschiedene Uebergewicht; bald traten Hunderte von Freiwilligen aus dem Gliede und escortirten, von Barras geführt, die Tyrannen nach den Gefängnissen des Luxemburg.

Dort aber, sei es aus Furcht, Vorsicht oder Anhänglichkeit an Robespierre, weigerte sich der Aufseher der Gefangenen, die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses aufzunehmen. Während des Streitens und Hin- und Herredens darüber gewann die Volkspartei, aufgehetzt von den Anhängern desselben, die Ueberhand, und nach einem stürmischen Anfall wurde die Wache überwältigt, und im Triumph führten die Befreier Robespierre und seine Genossen auf das Rathhaus. Dort hatte die Gemeinde ihren Sitz, und Robespierre hielt eine feurige Rede, die Alle so begeisterte, daß sie die Hand aufhebend schworen, ihn gegen den Convent zu vertheidigen.

So schien Alles verloren zu sein; indeß Barras war in den Convent zurückgeeilt und hatte berichtet, was vorgefallen war. Da erklärte der Nationalconvent, Robespierre und seine Genossen für geächtet, und beauftragte Barras, sie aufs neue zu verhaften.

Schon war es dunkel geworden über diesen Ver-

handlungen: da erschien Barras mit seinen Bataillonen vor dem Rathhause, und ehe man in der allgemeinen Freude und Verwirrung bemerkte, daß es nicht Henriot mit seiner Nationalgarde sei, deren Bajonette im schwachen Laternenlicht glänzten, hatte Barras mit seinen Bataillonen schon das Rathhaus besetzt und trat in den Saal mit einer Schaar Bewaffneter, die groß genug war, um Alles mit Schreck zu erfüllen. Die Menge überzeugte sich bald, daß jeder Widerstand vergeblich sei, und Barras verlas mit lauter Stimme ein Decret des Nationalconvents, wonach im Namen der großen Nation über Maximilian Robespierre, Couthon und St.-Just, so wie den jüngern Robespierre die Acht erklärt, und er — Barras — beauftragt war, sie zu verhaften. — Robespierre war so betroffen, daß er in die dunkelste Ecke des Saals retirirte, um sich wo möglich hinter den Rücken der Menge zu verbergen; allein plötzlich fiel dort ein Schuß, der Alles auseinander sprengte. Da lag nun das Ungeheuer in seinem Blute mit zerschmetterter Kinnlade. In seiner Nähe fand man ein abgeschossenes Pistol am Boden liegen. Niemand hatte im allgemeinen Tumult bemerkt, wer den Schuß gethan hatte. Einige behaupteten, Robespierre selbst habe sich in der Verzweiflung das Leben nehmen wollen, und nur wegen seiner bekannten Feigheit die Richtung des Schusses so verfehlt; allein man wußte, daß er ohne

Waffen war. Andre wieder wollten wissen, daß es ein Gensdarm gewesen sei, der in der Wuth sein Pistol auf ihn abgedrückt habe. Das Wahre an der Sache war aber, daß es jener François gewesen war, der Geliebte Irenens, der diesen Tiger seiner Rache hatte opfern wollen.

Auf jeden Fall trug dieses Ereigniß dazu bei, Furcht und Schrecken zu verbreiten und jeden Versuch des Widerstandes zu beseitigen. Keine Hand regte sich für seine Rettung, als man den ohnmächtigen Tyrannen nach dem Conventshause trug, wo man ihn mitten in dem, mit amphitheatralischen Sitzen umgebenen, erleuchteten Saal auf die Tafel legte. Dort ließ man ihn liegen bis zum folgenden Tage. Seine Lage muß fürchterlich gewesen sein, als er zum Bewußtein zurückkehrte. Gefoltert von den heftigsten Schmerzen, geschüttelt vom Wundfieber, mit der gewissen Aussicht auf die Guillotine, mußte der einst so allmächtige und stolze Mann sich noch von denen verhöhnt sehen, die vor ihm gezittert hatten, als er noch im Besitz seiner Macht war. — Auch den Verhören seiner Collegen und Gehülfen mußte er in dieser entsetzlichen Lage beiwohnen.

Einer derselben befand sich in einer nicht minder unglücklichen Lage auf einem zweiten Tisch ausgestreckt, und das war sein jüngerer Bruder, das einzige Wesen, das dieser herzlose Mensch vielleicht auf Erden jemals

geliebt hatte. — Dieser junge Mensch besaß zwar nicht die Energie seines schrecklichen Bruders, aber nicht minder zum Despotismus geneigt, war er einer der eifrigsten Gehülfen seiner Grausamkeiten gewesen. Der Unglückliche hatte im ersten Schreck durch einen Sprung aus dem Fenster des großen Rathhaussaals im zweiten Stock sich zu retten gesucht, aber damit beide Beine gebrochen. Man hatte es nicht für der Mühe werth gehalten, ihm einen Verband anzulegen, da die Guillotine doch bald seinen Leiden ein Ende machen sollte. — So hatte Maximilian Robespierre noch den Kummer, außer seinen eignen Leiden die seines Lieblings sehen zu müssen, die er allein verschuldet hatte, indem er ihn zu seinem Bluthandwerk verleitete.

Wenn jemals die Nemesis gerecht, aber auch furchtbar gewaltet hatte, so war das hier der Fall gewesen, wo sie Qualen, die einen hundertfachen Tod überwogen, auf jene Ungeheuer gehäuft hatte, welche so unerhört entsetzlich an der Menschheit gefrevelt hatten.

Nachdem dieser Unmensch und sein Bruder die ganze Nacht und am folgenden Tage bis Mittag auf der Gerichtstafel des Convents gelegen hatten, war die gerichtliche Procedur vollendet und ihr Todesurtel gesprochen, auch das seiner Collegen Couthon, d'Herbois und St.=Just, so wie des boshaften Lebas. — Der Anblick jenes großen Verbrechers an der Menschheit, den

neuere Revolutionaire noch zu vertheidigen suchten, war scheußlich. Der untre Theil seines Gesichts mit einem großen Pflaster bedeckt, der obere bleich, verzerrt und blutig, die Augen geschlossen, der ganze Körper zuckend und zitternd vor Schmerz und jeder Athemzug mit einem leisen brüllenden Stöhnen begleitet, so lag er da bis zum Nachmittag vier Uhr des folgenden Tages (des 28. Juli 1794), als man ihn mit rauher Gewalt aufhob und auf den unten harrenden Todeskarren setzte. Ein Henkersknecht mußte zu ihm hinaufsteigen und ihn aufrecht erhalten, damit er von der Menge gesehen werden konnte. Er war damals 35 Jahre alt; aber ein vergeudetes Leben hatte ihm die Züge eines Greises gegeben, jetzt waren daraus die eines Scheusals geworden. Noch ein und zwanzig zweirädrige Karren folgten dem seinigen; auf jedem saß ein zum Tode Verurtheilter aus der Zahl seiner Genossen und Anhänger. — Der Zug war lang; aber noch immer kaum halb so lang, als die Züge, welche sein eigener fanatischer Blutdurst fast täglich dem Blutbeil zugeführt hatte; und jetzt waren es zum erstenmal Verbrecher, welche die Maschine zu enthaupten hatte; früher waren es größtentheils Unschuldige gewesen. Vor seinem Karren her tanzte in wahnsinniger Wildheit ein Weib, und schrie ihm immer zu: „Dein Tod macht mich trunken vor Freude; herunter mit Dir in die Hölle, der Du verflucht bist von

6*

allen Müttern und Gattinnen!" — Auf dem Blutgerüst riß ihm der Henker mit Gewalt die Binde und das große Pflaster ab, womit seine Wunde bedeckt war, und zeigte das scheußlich entstellte Gesicht nach allen Seiten hin dem umstehenden Volke. Robespierre stieß einen durchdringenden Schrei aus, und nach wenigen Augenblicken fiel sein schuldbeladenes Haupt unter dem Blutbeil.

Man hatte den Schuldigsten bis zuletzt aufgespart. Er mußte einen Kopf nach dem andern von seinen Gefährten fallen sehen. Aber was ihm Erschwerung seiner Strafe sein sollte, das schien ihm noch die letzte Freude seines Lebens zu gewähren. Er wendete kein Auge davon ab, und die ihm zunächst standen, glaubten ein leises Knurren und Schnurren in seiner heischern Kehle zu hören, wie die Töne eines Tigers, der im Blut sich gesättigt hat.

Nur als die Reihe an seinen Bruder kam, auf das schreckliche Bret gebunden zu werden, wendete er den Blick ab, und erst als der klingende Ton des Fallbeils ihm sagte: er hat es vollbracht und jetzt kommt die Reihe an Dich selbst, da zuckte er zusammen wie ein gepeitschter Wurm, und nach wenigen Augenblicken befand er selbst sich auf eben dieser Schaubühne für die letzte Katastrophe seines blutbefleckten Lebens.

An den beiden folgenden Tagen wurden noch drei

und achtzig seiner Anhänger und Genossen zum Tode verurtheilt und auf das Blutgerüst geschleppt. — Und so glaubte man denn endlich, jene Schreckens-Regierung, die Frankreich eine Million Menschen gekostet hatte, mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben. Zum erstenmal seit langer Zeit hatten Simon und seine Guillotine von jetzt an ruhige Tage, und zum erstenmal sahen die Anwohner des Revolutionsplatzes die Sonne scheinen, ohne Blut rauchen zu sehen.

Doch hinweg von diesen düstern Bildern zu mildern, erfreulicheren Scenen!

Wenden wir uns zu den gefangenen Frauen zurück, die wir theils verzweifelnd, theils hoffend verlassen haben.

In der Nacht, die auf Robespierre's Hinrichtung folgte, welche man den Gefangenen sorgfältig geheim hielt, wurde Josephine aus dem unruhigen Schlaf geweckt und Maitre Mathieu stand vor ihr.

„Folge mir, Bürgerin Beauharnais!" sprach er mit gedämpfter Stimme, die in der Stille der Nacht um so schauerlicher klang und ließ einen Strahl aus seiner kleinen Handlaterne auf ihr schönes Antlitz fallen, das im Augenblick der Schreck entfärbte.

„Zum Tode?" fragte sie, sich halb aufrichtend.

„Hier kein Wort davon, Bürgerin," entgegnete er

finster; denn obgleich sich Alles glücklich gewendet hatte, so konnte doch der strenge alte Mann den Streich nicht vergessen, den ihm Josephine und die Fontenay gespielt hatten.

Er entfernte sich darauf einige Augenblicke, um ihr Zeit zum Aufstehen zu lassen. — Jetzt waren aber auch die beiden Frauen erwacht, mit denen Josephine ihr breites Bett theilte, und alle Drei zweifelten nicht daran, daß es den Intriguen des alten Mathieu gelungen sei, sie noch seiner Rachsucht zu opfern, ehe die neue Ordnung der Dinge, die sie gerettet haben würde, eingerichtet sei.

Josephine allein blieb resignirt und entschlossen. Sie empfahl der Fontenay ihre Kinder und die arme Irene an ihrer Seite, die ohne eine erfahrne Frau nicht Kraft haben würde, in der ihr so fremd gewordenen Welt zu leben, falls Beide gerettet werden würden. Die Fontenay gelobte es ihr unter tausend Thränen; Irene dankte mit denselben stummen Zeugen des Gefühls, Josephine küßte Beide auf das zärtlichste und trat hinaus auf den Corridor, wo Mathieu sie erwartete. Schweigend folgte sie ihm durch den langen Gang, der nur mit einzelnen Lampen schwach erhellt war, passirte mit ihrem Führer ungehindert die Patrouillen und Wachen, und kam so endlich, noch immer ungewiß über ihr Geschick, in das kleine Gemach des Gefangenaufsehers.

Noch einmal fragte sie den Schweigsamen, was ihr

bevorstehe; doch dieser antwortete: „Geduld, Bürgerin! Glück oder Unglück erfährt man nie zu spät.“

Alsdann zündete er mittelst des Lichts in seiner Laterne ein Lichtstümpfchen an, schlug ein dickes Buch in Folio auf, das endlose Register seiner Gefangenen, und deutete auf den Namen: „Josephine, Bürgerin Beauharnais.“ —

Nachdem Josephine diesen ihren Namen deutlich gesehen hatte, nahm er eine stumpfe Feder und strich ihn aus. Darauf schrieb er an den Rand in die betreffende Columne: „Abgeführt am 10. Thermidor.“ —

Das war dieselbe Bemerkung, die Josephine in diesem Augenblick bei jedem Namen in der langen Reihe der Hingerichteten wahrnahm, und dieser Umstand war wenig geeignet, die Unglückliche zu beruhigen.

Mathieu erschien ihr unendlich hart, rachsüchtig und grausam; aber er hatte ihr doch früher, ehe sie ihn beleidigt hatte, viel Gutes erwiesen und so in ihrer Herzensgüte und voll Edelmuth, um sich in den letzten Augenblicken des Lebens noch mit Gott und Menschen zu befreunden, bat sie ihn mit ihrer liebenswürdigen Anmuth um Verzeihung wegen der Beleidigung mit dem Bilde, und wollte ihm noch den Ring — ihr letztes Eigenthum schenken, worin sich noch einige werthvolle Steine befanden.

Da ging dem alten Manne das Herz auf, Thrä-

nen zitterten zwischen seinen grauen Wimpern und zum erstenmal in seinem Leben vergaß er seine Würde als Concierge, und küßte ihr mit einer zärtlichen Ehrerbietung die Hand. „Bürgerin," sprach er, „behalte Dein Geschenk, ich habe schon genug Andenken von Dir. Es thut mir wehe, daß es mir untersagt ist, Dich über Deine nächste Zukunft aufzuklären, aber bedenke: der alte Gott lebt wieder — jener Maximilian Robespierre, der ihn abgeschafft hatte — ist hingerichtet!" —

Es ist unmöglich mit Worten zu beschreiben, welchen erschütternden Eindruck diese Nachricht auf Josephinen machte. Zum erstenmal seit ihren Leiden fühlte sie sich wieder menschlich weich gestimmt, und eine Fluth von Thränen überströmte ihr mildes Antlitz, das wieder Leben und Farbe gewann. In diesem Augenblick war es ihr kaum noch zweifelhaft, daß die Stunde ihrer Befreiung nahe. Stark genug, das Unglück, auch das schwerste zu tragen, sah man sie auf einen Sessel niedersinken, weil die Kraft sie verlassen hatte, ein Glück zu empfangen, dessen Nähe sie ahnete.

Mathieu war hinausgegangen, um zu sehen, ob der Wagen da sei, den er erwartete. Indeß trat aus einer Seitenkammer ein liebliches junges Mädchen heran. Ihre Augen schwammen in Thränen; sie kniete nieder neben Josephine, und drückte ehrerbietig ihre Hand an ihre heißen Lippen. Josephine hatte ihr Nahen kaum bemerkt.

Jetzt blickte sie auf und erkannte Marion, die ganz durchdrungen war von Gemüthsbewegung.

„Ach Madame," sprach diese, „könnte ich so glücklich sein mit Ihnen zu ziehen! Meine letzte Freude geht mit Ihnen fort aus dieser traurigen Wohnung des Unglücks!" —

„Gute Marion," entgegnete Josephine, und küßte das liebe unschuldige Mädchen voll kindlicher Anhänglichkeit auf die Stirn, „weiß ich doch selbst nicht, ob man mich zur Guillotine oder zu meinen Kindern führen wird. Sollte einst mein Loos wieder ein glückliches werden, so zweifle nicht, daß ich eilen werde, Dich zu mir zu nehmen, denn im Glück und Unglück thut eine treu anhängliche Seele dem Herzen wohl." —

„O Madame! wie glücklich würden Sie mich machen — aber mein armer Vater — ach sein Herz ist so gut, so menschenfreundlich — er leidet am meisten unter der Erfüllung einer harten Pflicht."

„Auch für ihn würde ich sorgen, Ihr bliebet Beide in meinem Hause; — aber mein Himmel, wohin verirrt mich meine Phantasie — mein Vermögen und das meines Gemahls haben die Blutsauger Frankreichs verschlungen — kaum wüßte ich selbst, wohin mein Haupt legen — —"

„Ach Madame!" rief das Mädchen wie begeistert mit Freude strahlenden Blicken, „hätte ich nur einen von

den Diamanten, die einst in Ihrer Krone strahlen werden, dann wäre mir für mein ganzes Leben geholfen.“ —

Da die Kleine auch von jener Prophezeiung der alten Mulattin gehört haben mochte, von der die Gefangenen sich öfters unterhalten hatten, so war diese Weissagung auf ihr noch kindliches Gemüth nicht ohne den tiefsten Eindruck geblieben, und grade dieser reine, feste kindliche Glauben, der sich hier wie eine neue wunderbare Vision abspiegelte im Augenglanz dieser begeisterten Seherin, machte auf Josephinen einen tiefern Eindruck, als alle früheren Verkündigungen dieser Art. — Indem sie selbst es sich nicht gestehen wollte, daß sie wenigstens sich noch zu höhern Dingen bestimmt glaubte, lächelte sie still vor sich hin und entgegnete: „Von einer Diamantenkrone, liebes Herz, wird schwerlich die Rede gewesen sein. Auch eine Dornenkrone, wie sie unser Herr trug, heißt eine Krone, und wer weiß, ob es nicht im Buche meines Geschicks geschrieben steht, daß ich einst, um Frankreichs Heil zu fördern, diese Märtyrerkrone tragen werde.“

Noch war sie weit davon entfernt zu ahnen, daß sie bestimmt sei, einst beide Kronen zu tragen.

Indeß kehrte Vater Mathieu zurück, um zu melden, daß der Wagen sie erwarte. Kaum hatte Marion die Schritte des Nahenden gehört, so küßte sie schnell die

Hand Josephinens und entfernte sich behende und leise, wie sie gekommen war.

Mathieu führte sie wieder eben so schweigsam durch die langen dunklen Gänge des Palastes, eine schmale Seitentreppe hinab und von da i'ns Freie; dann ging es über einen dunkeln Hof durch eine Nebenpforte im Eisengitter, wozu er den Schlüssel hatte. Dort hielt ein Wagen, von einem schwachen Laternenlicht dämmernd erhellt. Auf dem ganzen Wege befand sich keine Schildwache. Als der Concierge den Wagenschlag öffnete, sah Josephine einen Mann darin sitzen, der bis unter die Augen in einen weiten Militairmantel gehüllt war und offenbar sich bemühte, unter dem Schatten eines breitgekrämpten Huts diese zu verbergen.

Erschreckend trat Josephine einen Schritt zurück. „Was ist das? fragte sie, „was will der Herr?"

„Dieser Bürger wird die Bürgerin Beauharnais an ihren neuen Bestimmungsort führen," entgegnete Mathieu; „die Bürgerin wird wohl thun, dem Bürger keine Frage vorzulegen, denn sie würde keine Antwort erhalten."

Seltsames, geheimnißvolles Abentheuer! — Wozu, dachte sie, dieses Spielen mit Geheimnissen, an denen ein Menschenleben hängt? — Josephine war nicht ohne Aengstlichkeit; indeß muthvoll und entschlossen wie wenige Frauen, stieg sie ein.

Eine Zeitlang fuhren sie nebeneinander schweigend

durch die damals noch schwach erleuchteten Straßen von Paris. Viele Laternen waren noch von den Volksaufständen her zerschlagen; andre hatten im wildesten Volkstumult dem Pöbel als Galgen gedient, um mit dem Ruf: „an die Laterne!“ „an die Laterne!“ irgend einen durch den Straßenkoth herangeschleppten Aristokraten oder Pfaffen am eisernen Arm des Laternenpfahls zu erhängen, und nun wollte kein Lampenanzünder mehr dort ein Licht anzünden. Josephine kannte, aus den Erzählungen spät gekommener Gefangenen, diese Geschichten, welche jetzt auf diesem Wege sich ihrem Gedächtniß und ihrer Phantasie wieder aufdrängten. Endlich, um sich von diesen sinnverwirrenden Bildern zu retten, wagte sie es, ihren Begleiter zu fragen: „Wohin wird der Bürger mich führen?“

Dieser legte schweigend seine Finger auf ihren Mund; Josephine schauderte zusammen und schwieg.

Endlich war das Ziel ihrer Fahrt erreicht. Der Begleiter sprang zuerst aus dem Wagen, um ihr zu helfen, bei welcher Gelegenheit der Mantel sich öffnete, und eine reiche goldgestickte Militair-Uniform sichtbar wurde. Doch eben so schnell war der Mantel wieder zusammen geschlagen, und Josephine bemerkte jetzt, daß er eine schwarze italienische Halbmaske trug, womit er sich unbemerkt von ihr während des Fahrens verlarvt hatte. Jetzt freier in seinen Bewegungen half er ihr

mit dem Anstande eines altfranzösischen Edelmanns, und führte sie in ein schmales Haus, eine dunkle Treppe hinauf in die erste Etage, wo er neben der verschlossenen Gitterthür an einer Klingelschnur zog. Augenblicklich wurde durch einen unsichtbaren Drückerzug geöffnet, und bei dem schwachen Schein einer kleinen Wandlampe auf dem Vorsaal bemerkte Josephine eine Flügelthür, die auf leises Klopfen ihres Begleiters rasch geöffnet, sie in einen kleinen hell erleuchteten Salon blicken ließ; doch geblendet von dem ungewohnten Lichtschimmer stand sie zögernd einige Augenblicke auf der Schwelle, als plötzlich der Ausruf:

„Ach Mutter — Mutter — geliebte Mutter!" — von zwei reizenden Kinderstimmen sie in das freudigste Erstaunen versetzte.

Josephine sank auf ihre Knie und umfing mit der zärtlichsten Liebe die beiden engelschönen Kinder, die sich laut aufjauchzend in ihre Arme schmiegten.

„Mein Eugen," rief sie, „meine Hortense, o erzählt, Ihr geliebten armen Kinder, wie ist es Euch so lange ergangen."

„Ach, ein guter freundlicher Herr hat sich unsrer angenommen, als auch die arme Madame Lenoy verhaftet und hingerichtet wurde, und wir nun ganz hülflos und verlassen waren."

„Ach der gute Herr," fiel Hortense ein, „er kam oft

und brachte Bisquit und schöne Spielsachen; und nahm Eugen auf die Knie und ließ ihn lesen, und besah meine Zeichnungen und lobte und tadelte, als wäre er unser guter Papa gewesen. Auch von Dir, Mütterchen, brachte er immer freundliche Grüße und gute Nachrichten; vom Vater aber sagte er, er sei weit — weit weg, in ein fremdes Land gereiset — zum lieben Gott — meinte er."

„Aber," fuhr der kleine Eugen fort zu plaudern, „wir wußten nicht, wo der liebe Gott wohnt, wir fragten Madame Gouteau. Still Kinder, antwortete sie, der wohnt schon lange nicht mehr in Frankreich. Da schlug ich meine Landkarten auf und fragte, aber wo....? Ueberall, antwortete sie, wo es nicht so gottlos mörderlich hergeht, wie in Frankreich; am liebsten im Himmel! — Ach da suche ein Andrer, rief ich verdrießlich, und schlug meinen Atlas zu, aber Du weißt es gewiß, Mütterchen, wo wohnt der Vater jetzt beim lieben Gott?"

„Arme Kinder," entgegnete Josephine mit hervorbrechenden Thränen, „dankt Gott, daß Euch der Himmel Eure Mutter wiedergegeben hat...." Mehr wollte sie an diesem dem Glück des Wiedersehens geweihten Tage nicht äußern, um den geliebten Kindern keinen Tropfen Wehmuth in ihren Freudenkelch zu gießen, und um ihre Aufmerksamkeit von dem schmerzlichen Gegenstand ihrer Fragen abzuwenden, fragte sie selbst:

„Aber wie hieß der gute Herr, der sich Eurer angenommen hatte?"

„Onkel!" antwortete Hortense lebhaft.

„Nun gut, aber sein Namen!"

Ach, Mütterchen, rief Eugen zärtlich, „für uns hatte er keinen Andern."

„Ich meine, Eugen," sprach Hortense altklug, „er war es, der uns die liebe Mutter wieder gebracht hat, eben so groß, eben so schön, ich sah es ganz deutlich, wie er einen Augenblick die häßliche Maske abnahm, um sich die Thränen abzutrocknen. Eben wollte ich ihm in die Arme fliegen, da winkte er mir ruhig zu bleiben, und zog sich zurück."

„Wo ist er," rief Josephine, der wir es nicht verdenken können, wenn die ersten Augenblicke des Wiedersehens ihrer geliebten Kinder ihre Gedanken völlig von ihrem stummen Begleiter abgezogen hatten; „wo ist der Wohlthäter meiner Kinder, und mein Retter," setzte sie hinzu, indem es ihr klar wurde, daß dieser edle Unbekannte, der aus Zartgefühl nicht einmal sich zu erkennen geben wollte, auch der Retter ihres Lebens, der Befreier aus dem Gefängnisse gewesen war.

Aber fort war er, ihrer Dankbarkeit ausgewichen, und alle Fragen an ihre Kinder brachten sie nicht auf die Spur, wer es wohl gewesen sein könne.

Nun erst führten ihre Kinder sie in die, an den

Salon gränzenden beiden kleinen Zimmer, und mit nicht geringer Ueberraschung erkannte sie überall wieder ihre Lieblingsgegenstände und Meubles aus ihrem Boudoir und aus ihrem Wohnzimmer. Alles kam ihr wie ein Traum vor, selbst im Schlafzimmer, ihr grünseidnes Himmelbett und der persische Teppich, die kostbare Toilette, die kleine Bibliothek, ihre Garderobe, nichts fehlte, als ihre alte treue Kammerfrau, ihre gute Louison, die vielleicht im Sturm der Revolution untergegangen war. Fast hätte sie ihr eine Thräne des Andenkens geweihet, da öffnete sich die Thür eines kleinen Nebenkabinets und ihre gute Louison sank weinend auf ihr Knie nieder, und küßte die Hand, indem ihre bewegte Stimme kaum die Bitte zu stammeln vermochte, daß die theure Frau Vicomtesse sie doch wieder in ihren Dienst aufnehmen möge.

Josephine war auf das tiefste bewegt. Sie hob die gute Alte vom Boden auf, und vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben umarmte sie die treue Dienerin und sagte: „Und wenn ich nichts mehr habe, und wenn alle meine Güter confiscirt sind, so wird meine gute Louison den letzten Bissen Brod mit mir und meinen armen Kindern theilen.“

„Ha, bei Gott,“ rief diese, „aber ich glaube, der Inhalt Ihres Secretairs wird Madame Vicomtesse darüber beruhigen.“

Damit überreichte sie Josephinen den kleinen künstlic

gearbeiteten Schlüssel, den diese wie ein theures Kleinod voll Entzücken küßte. — Josephine öffnete, und fand einige Rollen Gold und einen Zettel, worauf nichts stand als die Worte: „Hier empfangen Sie den letzten geretteten Rest des vom Wohlfahrtsausschuß confiscirten Vermögens Ihres seligen Gemahls. Bedürfen Sie Rath und Hülfe, so wenden Sie sich an Tallien oder an Barras, Beide sind Ihre Freunde!"

„Ha, Barras," rief sie aus mit der Sicherheit einer allen Beweisen vorauseilenden Ahnung, „Barras und kein Andrer war mein Retter und der Wohlthäter meiner Kinder! — Nur ihm traue ich den Edelmuth zu, zu helfen und retten, und sich meinem Dank zu entziehen."

Durch Louison's Erzählung erfuhr sie nach und nach mehrere Züge von seiner Aufmerksamkeit. Er habe nicht nur sich der Kinder angenommen, und sie der Obhut einer trefflichen alten Dame übergeben, der er das Kostgeld vorausgezahlt habe, sondern auch sie selbst in ihrem Mansardenstübchen im großen verödeten Hôtel Beauharnais aufgesucht, und sie mit Geld versehen, um bei der bevorstehenden Versteigerung der sämmtlichen Effecten des Hôtel Beauharnais diejenigen Sachen wieder anzukaufen, welche ihrer Gebieterin besonders werth gewesen seien; „denn," sprach er, „ich werde Alles anwenden, Autorität und selbst Bestechungen, um wenigstens dieses interessante

Wesen, die unglückliche Vicomtesse zu retten — der arme Beauharnais ist ohne Rettung verloren." —

„O nun geht mir ein Licht auf," rief Josephine; „dann hat er den übrigens so strengen Maitre Mathieu durch das Ansehen seiner Stellung und durch große Belohnungen gewonnen gehabt, jenen scheinbaren Zufall herbeizuführen, durch den der Tod mich vergessen zu haben scheint. O morgen werde ich zu ihm eilen und ihm meinen Dank abstatten." —

Am folgenden Tage begab sich Josephine zu Barras, der, obwohl unverheirathet, ein großes und elegantes Haus zu machen wußte, wie es eher einem General des Königthums, als einem Republikaner angestanden hätte. Allein dieser Paul François Jean Nicolas, Vicomte de Barras, wie er sich früher schrieb, konnte es nie vergessen, daß er aus der berühmten Adelsfamilie der Barras herstammte, deren Alter in der Provence zum Sprichwort geworden war. Es hatte ihm Mühe genug gekostet, unter den Stürmen der Revolution seinen Adel zu verleugnen, aber etwas Feines, Vornehmes und Nobles in seinem Wesen und Benehmen, dabei eine gewisse Prachtliebe und ein Geschmack an glänzenden Uniformen, und jene feine Galanterie gegen Damen, die den ancien Marquis bezeichnete, war ihm immer geblieben, und das Alles stach zu sehr ab gegen den schmuzigen Cynismus

im Benehmen und in der Haltung, welche die Jacobiner und die Mitglieder der Schreckensregierung, mit Ausnahme Robespierre's (der immer sehr sorgfältig gekleidet war), zur Schau trugen, daß er nur als entschiedener Demokrat und exaltirter Revolutionair sich halten konnte.

Barras war ein schöner, hochgewachsener Mann, jetzt erst 39 Jahre alt, der wohl den Frauen noch gefährlich werden konnte, obgleich sie es ihm nicht mehr wurden. Als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc hatte er seine militairische Laufbahn (1775) begonnen; in dieser Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, zu einem nahen Verwandten, der dort Gouverneur war. Er trat ein in das Regiment von Pondichery und ließ hier sich hinreißen von den Leidenschaften der Tropenländer, vom Spiel und von Ausschweifungen in der Liebe. Dieselbe Lebensart setzte er leider fort, nachdem er in das üppige Paris zurückgekehrt war. Nach Verlauf eines Jahres waren seine Gesundheit und sein Vermögen zerrüttet. Es erfolgte eine Katastrophe von Krankheit und Noth, die eine völlige Umwandlung in seinem Charakter hervorbrachte. Er war ein Mann geworden, von dem man bei uns sagen würde, er habe sich die Hörner abgelaufen. Bei den reichen Zuflüssen aus seinen Familiengütern ordneten sich bald wieder bei einem geregelten Lebenswandel seine Vermögensverhältnisse. Er

konnte nun wieder glänzend und standesgemäß leben, wie er es liebte, und das that er, ohne in die früheren Verirrungen zurückzufallen. Das Spiel war ihm zum Ekel geworden, wie die Gemeinheit der Weiber, die früher fast seinen einzigen Umgang gebildet hatten; aber das Selbstgefühl des Edelmanns war erwacht; er liebte es, wo es ohne seine politische Laufbahn zu beeinträchtigen geschehen konnte, sich in vormaligen Adelskreisen zu bewegen, und mit interessanten, geistreichen Frauen jenen leichten pikanten Ton einer feinern Galanterie zu unterhalten, der damals an der Tagesordnung war. So fand er sich auch früher nirgends so wohl und angenehm unterhalten als in den frühern Abendzirkeln der interessanten Vicomtesse von Beauharnais, deren Salon, wegen der politischen Richtung ihres Gemahls und vermöge seiner Verbindung als Präsident der Nationalversammlung auch von den Terroristen der Revolution besucht wurde, weshalb er ohne verdächtig zu werden, dort sich sehen lassen konnte. Dort gewann er jene achtungsvolle Zuneigung für diese ausgezeichnete Frau, wodurch er sich bewogen fühlte, sich ihrer Kinder mit dem Zartgefühl und dem Edelmuth anzunehmen, welche Eigenschaften durch Geburt und Erziehung tief in seinem Charakter begründet waren.

Sein politisches Leben war indeß eben so excentrisch wie das aller bedeutender Männer jener Zeit. Beim

Ausbruch der Revolution trat er als entschiedenster Gegner des Hofes auf, nahm am 14. Juli 1789 Antheil an der Erstürmung der Bastille, und am 10. August an der Einnahme der Tuilerien; gleich darauf wurde er zum Geschwornen bei dem Tribunal Orleans ernannt, und im September zum Abgeordneten im Nationalconvent. Hier sah er sich genöthigt, für den Tod des Königs zu stimmen. Sein erster Gedanke war, seine Entlassung zu nehmen; denn er war nur Feind des Königthums, nicht der Person des unglücklichen Königs; er machte einen Versuch, ihn zu retten; allein die Entlassung wurde ihm verweigert, und die Brutus der Versammlung nannten ihn einen Abtrünnigen. Sein eigner Kopf stand auf dem Spiele, ohne Möglichkeit damit das Leben des Monarchen retten zu können, und so warf er, ohne ein Wort zu sprechen, durch Drohungen gezwungen, die schwarze Kugel in die Urne der Abstimmung dieser neuen Höllenrichter über das geheiligte Leben ihres Königs. — Barras wurde sodann als Volksrepräsentant in die südlichen Departements geschickt. Hier hatte er freilich auch die Verpflichtung zu üben, der Schreckensregierung als Mordgehülfe zu dienen, aber wo es nur immer möglich war, geschah es mit so viel Schonung und Menschlichkeit, als die Umstände zulassen wollten.

So war Barras gleichsam eine doppelte Natur:

ein Revolutionair und Schreckensmann, ein gewesener Roué und dennoch ein sehr edler Mensch, und bei alle den demokratischen Formen des Umgangstons blickte doch immer der ancien Marquis durch, sobald er nicht mehr nöthig hatte, die Maske des Jacobiners vorzunehmen.

Wir werden sehen, wohin diese Charaktermischung führte, als er später in das Directorium eingetreten war. Jetzt empfing er Josephinen mit dem abgeschliffnen Wesen eines Edelmanns vom Hofe Ludwigs XVI.

„Ah, Frau Vicomtesse von Beauharnais," rief er ihr, wie mit freudigem Erstaunen entgegen, indem er das revolutionaire: „Bürgerin" vermied. „Wie überrascht bin ich, Sie hier zu sehen; wie glücklich schätze ich mich, die liebenswürdige Gemahlin meines unvergeßlichen Freundes aus so unangenehmen Verhältnissen und Gefahren errettet zu sehen." —

„Durch Ihre Güte, Ihre Menschlichkeit und Ihren Edelmuth, Herr Vicomte," unterbrach ihn Josephine, indem sie sein Beispiel nachahmte, ihm den Titel zurückzugeben, den er vor der Revolution geführt hatte, und das konnte in diesem Augenblick ohne Gefahr geschehen, da Beide sich ohne Zeugen befanden; „und deshalb," fuhr sie fort, „habe ich es gewagt, mich Ihnen vorzustellen, um Ihnen den gerührtesten Dank abzustatten für meine Rettung und die meiner Kinder —

ganz besonders aber für die zarte Aufmerksamkeit und die wahrhaft edelsinnige Discretion, womit Sie Alles besorgt haben, was, wenn es möglich wäre, mich mein Unglück vergessen lassen könnte."

„Aber, theure Vicomtesse," entgegnete er mit dem Ausdruck der Ueberraschung, „Sie setzen mich wahrhaft in Erstaunen. — Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wäre es mir vergönnt gewesen, das Geringste für die Erleichterung Ihrer Lage zu thun; allein als Mitglied des Convents, als commandirender General würde jedes Zeichen von Milde gegen eine Proscribirte, in den Augen jener Terroristen, ein todeswürdiges Verbrechen gewesen sein. Also . . ."

„Um desto größer," fiel ihm Josephine in die Rede, „sind Ihre Verdienste, um so bewunderungswürdiger Ihr Edelmuth, um so unauslöschlicher mein Dankgefühl."

„In der That, Frau Vicomtesse, Sie setzen mich in nicht geringe Verlegenheit durch den für mich so schmeichelhaften Irrthum, worin sie befangen sind. Indeß Ihren Dank, den ich nicht verdient habe, muß ich auf das bestimmteste ablehnen."

„Nun dann, edler Mann," rief Josephine aufstehend, „wenn Sie meinen Dank verschmähen, so werden Sie doch nicht die Grausamkeit haben, die Dankbarkeit meiner unschuldigen Kinder zurückzuweisen! —"

und mit diesen Worten öffnete sie die zum Vorzimmer gehende Thür, und auf ihren Wink standen die beiden lieblichen Kinder, Eugen und Hortense vor ihrem in der That überraschten Wohlthäter, den sie augenblicklich erkannten.

„Ach der gute Onkel!“ rief Eugen und Hortense zugleich, mit dem Ausdruck der zärtlichsten Freude.

„Nun dankt ihm selbst, der so väterlich für Euch gesorgt hat.“

Kaum bedurfte es dieser Aufforderung, denn schon hatten Eugen und Hortense sich seiner Hände bemächtigt und sie mit Küssen bedeckt, und jetzt erfolgte der liebevollste Ausdruck der Dankbarkeit mit aller der lebendigen, unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, die diesen engelschönen Kindern eigen war. Eugen war zwölf, Hortense elf Jahre alt, also diese letztre besonders in dem Alter, wo die lebhafte Unbefangenheit der Kindlichkeit schon mit den noch schlummernden Reizen der werdenden Jungfräulichkeit verbunden ist. Da vermochte Barras nicht länger zu widerstehen.

„Wenn die Engel des Himmels gegen mich zeugen,“ rief er, sie umarmend, „so bin ich besiegt und gebe mich gefangen, und Sie, geehrte Vicomtesse, habe ich als Besiegter nur um Milde und Verzeihung zu bitten; üben Sie Gnade für Recht, indem Sie mich mit jedem Dank verschonen, der mich nur für so kleine Gefälligkeiten be-

schämen würde. Diese waren durchaus nichts als eine angenehme Verpflichtung, die Sie mir in glücklichern Zeiten auferlegt haben, durch das Wohlwollen, das ich in Ihrem Hause genossen habe. Wollen Sie mir dieses wieder zuwenden, so würden Sie mich überreich belohnen."

„O Sie edelster aller Männer," rief Josephine mit Begeisterung aus, „ich verehre Sie, wie einen Gott, und liebe Sie mit der Innigkeit der achtungsvollsten Freundschaft; meine Kinder werden Sie wie ihren Vater ehren; das Herz ist Alles, was uns die schreckliche Revolution noch gelassen hat — verschmähen Sie dieses Geschenk der Dankbarkeit, so haben wir Ihnen nichts mehr darzubringen."

„Wahrlich," rief Barras aus und küßte ihre Hand, „der Lohn ist größer als die That. Sie haben mir damit das schöne Recht gegeben, Ihr Freund in voller Bedeutung des Worts zu sein und dieses legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen in Betreff Ihres Vermögens einen freundlichen Wink zu geben. Ich selbst habe den Oberbefehl über die Truppen niedergelegt; nachdem ich Frankreich von dem blutdürstigsten Tyrannen, den es jemals auf Erden gegeben hat, befreiet habe, glaube ich Größeres zum Heil meines Vaterlandes nicht mehr vollbringen zu können. Ja, Liebe, ich bin entschlossen, nach so vielen Stürmen in den Hafen der Ruhe mich zurückzuzie-

hen. Wollen Sie meine Einsamkeit theilen, so werden Sie mich glücklich machen."

„O wie gern," rief Josephine, „indeß habe ich auch Verpflichtungen für meine armen Kinder, denen die Revolution Alles geraubt hat."

„In dieser Beziehung, liebe Freundin, werde ich Sie Tallien empfehlen. Er ist jetzt der mächtigste Mann in Frankreich. Sie werden ihn heute Abend in meiner Soirée sehen, wenn Sie uns dabei mit Ihrer Gegenwart beglücken wollen. Wir werden ihm tüchtig einheizen wegen Herausgabe der confiscirten Güter des Herrn von Beauharnais, es wird ihn in rasende Verlegenheit setzen, indeß que faire — so von Nichts können Sie nicht leben."

„Verschonen wir ihn heute damit," bat Josephine; „überhaupt meine kleinen Angelegenheiten werden nicht so wichtig sein, um sie ausschließlich zum Gegenstande der Belästigung eines Staatsmanns in so bewegten Zeiten zu machen. Ich werde für alle Frauen und Kinder hingerichteter Familienhäupter bitten, und zweifele nicht, damit zugleich meine eignen Reclamationen gefördert zu haben."

„Erschwert zu haben," rief Barras, „Sie werden damit Verlegenheiten auf Verlegenheiten häufen."

„Thut nichts," rief sie fast leichtsinnig, „desto mehr Anreiz mein Ziel zu verfolgen, desto größer und beglücken-

der wird mein Sieg sein. Indeß bedarf ich dazu einer Bundesgenossin. Meine erste Bitte an Tallien wird sein, die schöne Fontenay zu befreien."

„Die steht schon in seinem Herzen geschrieben."

„Und alle meine armen Mitgefangenen. Der Tyrann ist todt, warum sind seine Opfer noch nicht in Freiheit gesetzt?" —

„Ah, Madame, es macht mich glücklich, Ihnen die Befriedigung zu geben, daß dieses heute noch geschehen wird."

Noch an demselben Tage erschienen in den Gefängnissen zwei Deputirte des Convents, deren Namen mehr geeignet waren Schrecken einzuflößen als Hoffnung. Es waren Bourdon de l'Oise und Legendre. Wer hätte jetzt geglaubt, daß dieser derselbe Mann sei, der als einer der enragirtesten aller Conventsmitglieder damals den empörenden Vorschlag gemacht hatte, den Körper Ludwigs XVI. zu theilen und jedem der 84 Departements ein Stück davon hinzusenden, der jetzt als Bote des Friedens und Verkünder der Freiheit, den unglücklichen Gefangenen wie ein Bote des Himmels erschien. Und sein Gefährte war eben so verrufen und jetzt eben so gesegnet. Diese beiden Männer kündigten allen Gefangenen im Luxemburg und in den Tuilerien die Freiheit an.

Diese Glückseligkeit zu beschreiben, dieses Wiedersehen zerrissener Familien — aber auch bei Vielen den Schmerz zu schildern über Verluste der theuersten Familienglieder während der Zeit der Abgeschlossenheit von der Welt — das ginge über die Macht der Feder.

Frankreich schien einer schönen Zukunft entgegen zu gehen. Allein die Schreckenszeit hatte nur das bewirkt, daß die wohlhabendere Klasse der Franzosen sich nur nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung sehnten und sich Alles gefallen ließen, um nicht Alles zu verlieren.

Uebergehen wir die nächste Periode des Schwankens zwischen den Verfassungsformen, und wenden wir uns zu den Zeiten des Directoriums, die uns nie wiederkehrende Eigenthümlichkeiten vom höchsten Interesse darbieten.

Wir müssen doch noch etwas hinzufügen, ehe wir diesen Abschnitt schließen.

Am Abend desselben Tages, der durch die erste Unterredung Josephinens mit Barras so folgenreich für ihr Geschick geworden war, wurde sie in Barras Salon dem einflußreichen Deputirten, Tallien vorgestellt. Sie gab ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen, und malte mit Feuerzügen ihre Bewunderung über den Muth und die Ener-

gie, wodurch er das Ungeheuer vernichtet und Frankreich, so wie sie selbst gerettet habe. Daran knüpfte sie jedoch die Bemerkung, daß ihm noch vieles Unrecht, das die Schreckensregierung begangen habe, wieder gut zu machen übrig bleibe, um Frankreich ganz zu beruhigen, indem es seiner würdig sei, den Kindern der Verurtheilten ihr Vermögen wieder herstellen zu lassen. Sie drang darauf mit den lebhaftesten Vorstellungen und einer Beharrlichkeit, deren nur Frauen, einem Staatsmann gegenüber, der auszuweichen sucht, fähig sind. — Die Verlegenheit des würdigen Deputirten war nicht gering. Er äußerte mit vieler Verbindlichkeit:

„In der That, Bürgerin, ich finde in Ihrer Verwendung für so viele Unglückliche einen höchst edlen Muth, der Sie ungemein ehrt. Uebrigens muß ich Sie recht dringend bitten, mit solchem Ansinnen Geduld zu haben. Ich muß die Versicherung hinzufügen, daß es der Zeit bedarf, um einen so großen Act der Gerechtigkeit ausführbar zu machen. Indeß bekümmern Sie sich deshalb nicht; es würde weniger Mühe machen, Ihnen ausnahmsweise einen Theil der Güter Ihres Gemahls wieder zu verschaffen, als eine solche Maßregel für Alle durchzusetzen, die ein Recht haben sie zu fordern."

„Bürger," rief sie entrüstet, mehr den Eingebungen des Edelmuths als der Ueberlegung folgend, „ich würde es für eine neue Ungerechtigkeit halten, Eine bevorzugt

zu sehen vor so vielen Andern, die es gleich mir bedürfen. Ich würde mich schämen einen Vorzug zu genießen, der mich zwingen würde zu erröthen über Begünstigungen, die ich so wenig verdient zu haben glaube. Mein Wahlspruch bleibt: Gerechtigkeit Allen oder Niemandem!" —

„Ich bewundre diese Gesinnungen, einer Römerin würdig," entgegnete Tallien mit der Feinheit eines Diplomaten, „die mir indeß die Macht nehmen, Ihnen zu helfen und die mich zwingen werden, Sie Ihrem Schicksal zu überlassen." — Mit diesen gemessener ausgesprochenen Worten verneigte er sich, wie es schien etwas verletzt, und ließ Josephinen stehen.

Barras machte ihr darüber Vorwürfe, daß sie aus allgemeiner Menschenliebe das Wohl ihrer Kinder außer Acht gelassen habe, und Josephine durch die Wahrheit dieses Vorwurfes betroffen, versprach auf anderem Wege das Versäumte wieder nachzuholen.

Es war Frau von Fontenay, auf deren Mitwirkung sie rechnete. Diese in den Gefängnissen des Luxemburg ihr so werth gewordene Freundin war durch Tallien's Einfluß ohne Schwierigkeit in das Vermögen ihres Gatten wieder eingesetzt, und sie begann jetzt, da es gefahrlos geschehen konnte, auf dem glänzenden Fuß der eleganten jungen Wittwe eines reichen Financier ein Haus

zu machen, das bald zu den ersten in Paris gerechnet wurde. Aber ihre und Tallien's gegenseitige Zuneigung war bald kein Geheimniß mehr in der wieder auftauchenden eleganten Welt. Man sagte laut, der mächtige Deputirte bewerbe sich um die Hand der schönen Financière, und die ganze Männerwelt beneidete den glücklichen Antonius, der den Besitz dieser schönen Kleopatra gewinnen werde. Andre, die vom alten Adel wieder auftauchten, konnten es der Tochter eines Grafen Cabarrus nicht verzeihen, daß sie sich so mésalliire mit einem Parvenü der Revolution. Man brachte die seltsamsten Anecdoten in Umlauf über die Beweggründe dieser Heirath, die ganz Paris beschäftigte; aber alles dieses kümmerte die Liebenden nicht. Eines Morgens fuhren Beide mit den nöthigen Zeugen auf die Mairie, unterzeichneten die bürgerliche Heirathsurkunde, und am Abend überraschte der Bürger Tallien die feine Gesellschaft, die sich in seinem Salon eingefunden hatte, durch die Vorstellung der unter dem Namen: „der schönen Cabarrus" bekannten reizenden Frau, als — Madame Tallien.

Josephine hatte dadurch eine einflußreiche Stütze gewonnen. Sie erhielt Gelder, so viel sie bedurfte, um ein anständiges Haus zu machen, und später reichliche Wechsel von ihrer Familie aus Isle de France. So konnte sie der Zukunft ohne Sorgen entgegen sehen, obwohl sie die großen Besitzungen ihres Gemahls für

jetzt noch nicht wieder erhielt. Und damit entfaltete sich wieder die ganze natürliche Heiterkeit ihres Charakters und liebenswürdige Geselligkeit, die ihr in jedem eleganten Zirkel ungesucht den ersten Platz gewährte.

Neunter Abschnitt.

Die Könige der Republik. — Hofhaltung im Luxemburg. — Griechenthum. — Der Herzog von Lauragais. — Etikette. — Abentheuer des Herzogs. — Das Griechenthum wird gebrochen. — Incroyables und Merveilleuses. — Die alten Titel leben wieder auf. — Die Damen des Canapé. — Josephine und Mad. Tallien. — Rivalität im Protégiren.

Der Palast Luxemburg hatte lange genug der traurigsten Bestimmung gedient, zu der nur jemals ein Königspalast verurtheilt sein kann; er sollte seiner früheren Bestimmung zurückgegeben werden — einer königlichen Macht als Residenz zu dienen; doch welche Macht dieser Art kann eine Republik darbieten, ohne der Welt als lächerliche Parodie zu erscheinen? So auch hier. Es waren die fünf Mitglieder der neuen Directorialregierung, Barras, Reubell, Carnot, Lareveillère-Lepaux und Letourneux, welche am 28. October dort als Regenten von Frankreich ihre Residenz nahmen, und im alten Palast bald einen Glanz entwickelten, welcher der Spottlust der Franzosen Veranlassung gab, sie aus Iro-

nie die fünf Könige des Luxemburg zu nennen. Man nannte das Luxemburg Le Magazin de Cire (des Sires) (— Magazin von Wachs auch: der Könige —).

Doch ehe wir diese so seltsame Erscheinung näher betrachten, haben wir noch Einiges von den Ereignissen nachzuholen, welche der Erhaltung des Directoriums vorangegangen waren und sie veranlaßt hatten.

Mit Robespierre's Fall hatte das Schreckenssystem sein Ende erreicht. Sogar der Saal des Jacobinerklubbs war geschlossen; das Revolutionstribunal neu gebildet; der Nationalconvent erkannte keine Volksgesellschaften mehr an und decretirte eine allgemeine Freiheit der Gottesverehrung. Indeß sollte es noch manchen Kampf kosten um den Geist der Mäßigung gegen den Widerstand der von allen Seiten sich wieder erhebenden Schreckensmänner und Jacobiner festzusetzen. Eine neue, die dritte Constitution der Republik wurde vom Nationalconvent als Grundgesetz des Staats beschlossen. Ein gesetzgebendes Corps aus dem Rathe der Alten (250 an der Zahl) und dem Rathe der Fünfhundert bestehend, sollte die legislativen Functionen des Staats übernehmen und ein vollziehendes Directorium, bestehend aus fünf Mitgliedern, hatte für die Verwaltung und Ausführung der Gesetze zu sorgen. Aber dieser Beschluß des Convents und besonders die Erklärung desselben, daß zwei Drittel des Nationalconvents zur gesetzgebenden Versammlung wi

der erwählt werden sollten, hatte Widerstand gefunden in der Auflehnung der Massen, die in der Anarchie und im Blutvergießen ihre Rechnung gefunden hatten. Am 5. October 1795 (am 13. Vendemiaire) erklärte sich die Mehrzahl der Urversammlungen, besonders aber die mit den neuen Wahlen beauftragten Pariser Sectionen entschieden dagegen, und es kam zu einem gefährlichen Aufstande, den Barras als Präsident des Directoriums, nachdem er den Oberbefehl über die Truppen übernommen hatte, durch einen jungen Artillerie-Kapitain unterdrücken ließ, der bis dahin noch wenig beachtet war. Nur Barras hatte seine Energie und militairischen Talente in Marseille kennen gelernt. Zuerst hatte er sich als Artillerie-Kapitain vor Toulon ausgezeichnet und wesentlich beigetragen zu der Wiedereroberung dieses bedeutenden Waffenplatzes. Nach der Einnahme von Toulon hatte er aber auch gezeigt, mit welcher furchtbaren Energie er Befehle seiner Obern auszuführen wußte; dort waren an 8000 jener unglücklichen Einwohner, die, um dem Greuel der Anarchie ein Ende zu machen, die Stadt an die Engländer übergeben und Ludwig XVII. als König anerkannt hatten, auf dem Märzfelde zusammengetrieben, und jener kleine Artillerie-Kapitain ließ sie, auf ein gegebenes Zeichen des Conventsdeputirten Fréron, ohne sichtbare Bewegung seiner marmorkalten Züge mit Kartätschen zusammen schießen. — Dieses

große Verdienst hatte ihm unter Robespierre die Stelle eines Brigadegenerals der Artillerie in Italien verschafft, wo er zuerst seine große Kunst entwickelte, mit Massen auf einen Punkt hinzudrängen und im Fluge zu siegen. Allein mit Robespierre's Fall hatte er diese Stellung verloren. Er war nach Paris geeilt, um sich zu rechtfertigen; aber vergebens. Was ihn früher gehoben hatte, wurde ihm jetzt zum Vorwurf gemacht. Die jetzigen Männer der Gewalt haßten alle Schreckensmänner und deren Werkzeuge; der Held von Toulon, der Sieger von Piemont gerieth in die äußerste Dürftigkeit. Die Vernichtung seiner glänzenden Hoffnungen, die Verletzung des in ihm brennenden Ehrgeizes, bei dem stolzen Selbstbewußtsein seines Werths, erfüllten ihn mit Unmuth, Groll und Menschenhaß. Endlich war es ihm gelungen, eine kleine Anstellung bei der Artillerie der Armee von Holland zu erhalten, und eben war er im Begriff dahin abzugehen, um auf dem langsameren Wege des militairischen Verdienstes sich eine neue Laufbahn zu eröffnen, als ihn Barras rufen ließ und ihm den Unterbefehl über die Truppen des Convents gegen die Sectionen von Paris, die sich wider die neue Constitution aufgelehnt hatten, übertrug. — General Damican commandirte die Sectionstruppen, die blos aus schlecht bewaffneten Nationalgarden bestanden. Während man noch unterhandelte und Damican absichtlich die Unterhandlun

in die Länge zu ziehen schien, um noch Verstärkung abzuwarten, überraschte dieser energische Portégé von Barras die Sectionstruppen durch eine so wirksame Salve von Kartätschen und Kettenkugeln, daß sie theils niedergeschmettert, theils in die Flucht gejagt wurden. Es sollen an diesem blutigen 13. Vendemiaire (5. October) an 5000 Schlachtopfer auf dem Platze geblieben sein; aber die neue Constitution war gerettet; am 26. October hielt der Nationalconvent seine letzte Sitzung, und zwei Tage später das Directorium seinen Einzug in den Palast Luxemburg.

Napoleon Bonaparte aber, denn so hieß der junge Schreckensheld, hatte durch diese That, wie er später selbst gesagt haben soll, sein Siegel auf Frankreich gedrückt und den ersten Schritt gethan, um nicht blos Frankreichs Herrscher, sondern auch ein angestauntes Meteor am politischen Horizont des neuen Jahrhunderts zu werden.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Hof jener Könige der Republik.

Barras hatte bemerkt, daß die Redner auf der Tribüne und die Machthaber der früheren Constitutionen alle Staaten Griechenlands ausgebeutet hatten, um ihre Verfassungsformen, Sitten und Gleichnisse davon herzunehmen, nur das gebildete Athen war unberührt geblieben.

Während Solon, Aristides, Miltiades und Demosthenes an der Tagesordnung waren, hatte man vergessen einen Perikles zu copiren. Barras übernahm es, sich damit zu beschäftigen; aber wie führte er es aus? — Er setzte seinen Ruhm darein, einen eleganten, parfümirten und galanten Perikles darzustellen. Jener Perikles, der Feldherr und Gesetzgeber war, wurde völlig vernachlässigt. Aber wie einmal dieses schöne Jahrhundert des modernen Athens ziemlich vernachlässigt war in der Erziehung und classischen Bildung: so mußte sich Barras an den gewaltigen Republikaner und berühmten Maler David wenden, um eine malerische Zeichnung von jenen atheniensischen Kostümen zu erhalten, welche das neue Directorium als das äußere Abzeichen seiner Würde adoptiren wollte. — Dieser David hatte nicht mit Robespierre aus demselben Schierlingsbecher getrunken; er hatte sich anders besonnen und war daher jetzt im Stande, den Königen des Luxemburg Zeichnungen zu liefern, welche die Genies der Tapezierer, Schneider und Nätherinnen von Paris auf das lebhafteste beschäftigten.

So hatte denn Paris, nachdem es lange genug an Blutscenen sich geweidet hatte, das Glück des Friedens, die neuen Regenten Frankreichs in einem phantastischen Kostüm zu sehen, das weder atheniensisch, noch mittelalterlich, noch modern war.

Man denke sich einen ritterlichen Wappenrock von

einem zweifelhaften Roth der Farbe, aber reich mit Gold brodirt, dazu enge Pantalons mit Goldborten besetzt und anschließende Halbstiefel mit einer Tresse und Troddel von Gold. Die Cravatte mit herabhängendem Zipfel, wie sie zum Kostüm eines Richters gehörte, ließ den entblößten Hals sehen, den ein breiter herabfallender Spitzenkragen umgab. Der Hut von Filz war à la Henri IV. aufgeschlagen und von einem großen Federbusch, der die drei Nationalfarben enthielt, überwallt. Als Waffe ein kurzes breites und gerades römisches Schwert, dessen Griff aus einer großen Schleife der breiten dreifarbigen Schärpe hervorblickte, die von der rechten Schulter en bandoulière über die linke Hüfte geworfen war. Dieses bizarre Kostüm sollte das atheniensische repräsentiren. Es war die Kleidung, in welcher die fünf Directoren öffentlich vor dem Volke erschienen.

Allein nur Barras, der Präsident des Directoriums — ein schöner Mann — wußte sich darin mit Würde und Anmuth zu benehmen; nur ihm war dieses Kostüm einigermaßen wohlkleidend. Die anderen Mitglieder des Directoriums, von denen Carnot noch der bedeutendste war, sahen darin aus, wie eine Bande herumziehender Comödianten, und die Franzosen waren darüber vergnügt; sie hatten nun einen Gegenstand, um ihren Witz daran zu üben.

David hatte sich aber nicht damit begnügt, nur den

Directoren das vermeintliche Kostüm des Perikles zu malen — alle Welt wollte jetzt griechisch gekleidet sein, das Griechenthum war förmlich zur Manie der Mode geworden — und der große Maler glaubte nichts zu wagen, wenn er den schönsten Frauen die ächten antiken Statüen mit ihrer üppigen Nacktheit als Vorbilder empfahl. Der Wahnsinn der Mode kennt oft keine Gränzen mehr, wo es gilt die Schönheit der weiblichen Formen zu zeigen. Bald empfanden die Schönen jener Zeit den größesten Widerwillen gegen das Fichu, das Corset und den Unterrock. Sie wetteiferten mit den antiken Statüen in der Enthüllung des Nackten. Daß diese aus den Mémoiren von Touchard Lafosse entnommenen Schilderungen nicht übertrieben sind, kann der Verf. dieses Buches selbst bezeugen, indem er sich genau erinnert, ein damaliges pariser Modebild gesehen zu haben, das Madame Recamier (Gattin eines Banquiers) darstellte in einem griechisch aufgeschürzten himmelblauen Gewande mit Goldbrodüre, von ihrem schönen Körper so viel sichtbar machte, als irgend eine Nymphe der Diana den Blicken preis zu geben kein Bedenken tragen würde. Die bis an die Schultern nackten Arme und das enthüllte Bein waren mit Goldspangen verziert, der Faltenwurf des griechischen Gewandes war auf beiden Schultern mit Goldbouclen wie der einer römischen Toga zusammen gehalten, und

an den unbekleideten Füßen sah man statt der Schuhe und Strümpfe Sandalen mit Goldborten geschnürt.

Wir wollen gern zugeben, daß diese Frechheit des Kostüms, welches man ein classisches nannte, nicht allgemein angenommen war, schon aus dem Grunde, weil außerordentlich schöne Formen dazu gehörten, um nicht eben so häßlich, wie unanständig zu erscheinen; allein schon daß es nur möglich war, in einem solchen Gewande, den man kaum einen Anzug nennen darf, in den Salons der eleganten Welt aufzutreten und sogar bewundert zu werden, war ein Zeichen jener Zeit, die aus einem Extrem in das andre hinübertaumelnd weder Scheu noch Scham mehr kannte und in einem Wahnsinn des Griechenthums sich bewegte, von dem unsre heutige Decenz sich keine Vorstellung machen kann.

Ja noch mehr, eine Verkehrtheit des Patriotismus hatte es den Bürgerinnen zur Pflicht und Ehre gemacht, die großen Lücken in der Bevölkerung, welche Kriege, Guillotine und die Kartätschen der Septembertage gerissen hatten, für die Zukunft wieder zu ergänzen; allein vermöge des ungeheuern Sittenverfalls jener unglücklichen Zeit dehnte man auch diese Pflicht und Ehre auf Unverheirathete aus, und so war das Unglaubliche denn bald Mode geworden, daß selbst unbescholtene Jungfrauen mit Hülfe ihrer Mütter einen Zustand fingirten, der sie zu andern Zeiten in Verzweiflung gebracht haben würde.

Die leichtsinnige Mode hatte für eine solche unglaubliche Kokketterie schon einen eigenen Namen erfunden — man nannte sie: demi-terme.

Man entschuldige, daß Gegenstände dieser Art hier berührt werden; indeß, sie gehören zum Charakterbilde jener Zeit. Eins knüpft sich ans Andre, und selbst das Griechenthum dieses Barras-Perikles war entweder nicht möglich oder es mußte immer tiefer hineinführen in den Unsinn. Die Zeit war einmal exaltirt, aus der Bahn der Gesittung und alles Gewohnten und Hergebrachten gewichen; dem Reifrock, dem Haarbeutel und Puder des Königthums war der Cynismus, die Sansculotterie und rothe Jacobinermütze der Schreckenszeit gefolgt; aus dieser war es nur ein Sprung zu den Idealen und Nuditäten des Griechenthums, wodurch sich mit einem Male der bodenlose Sittenverfall enthüllt, deren Ruin man unter dem Wehgeschrei jener Schreckensperiode nicht Zeit gehabt hatte zu bemerken. Und unter diesen verführenden Verhältnissen wußte sich Josephine mit der Sicherheit der vollendeten Bildung und der Leichtigkeit der Frau von Welt mit Anmuth zu bewegen, und während die Machthaber jener Zeit, von ihrem unaussprechlichen Liebreiz angezogen, ihrer angebornen Ueberlegenheit huldigten, war es Josephine, die sie mit besonnener Klugheit für ihre Zwecke, für das

Wohl ihrer Kinder, das sie nie aus den Augen verlor, zu bearbeiten wußte.

Josephine hatte zwar auch die leichtere ideale Kleidung des Griechenthums angenommen, welche die damalige Mode erheischte, aber nie hatte sie nur um einen Finger breit die Gränzlinie der schönern Weiblichkeit überschritten; ja ihr ausgezeichnet feiner Geschmack wußte dem griechischen Gewande eine Grazie des Faltenwurfs zu verleihen, welcher ohne zu enthüllen, die Schönheit der eleganten Formen ihrer Figur vortheilhaft hervorhob. Weniger discret war Madame Tallien, die, noch ungleich schöner als Madame Recamier, der Versuchung mit ihr in der Enthüllung ihrer Reize zu rivalisiren, nicht hatte widerstehen können. Diese drei Damen und die geistreiche Frau von Staël hatten die Ehre des Canapé. —

Doch das bedarf einer Erklärung, und dazu müssen wir um Erlaubniß bitten, weiter ausholen zu dürfen.

Barras, als Präsident des Directoriums bewohnte die ganze Bel-Etage des großen Luxemburg. Das Erdgeschoß war den Kanzleien eingeräumt, und die vier andern Mitglieder dieser Regentschaft von Frankreich hatten sich, so gut es gehen wollte, im kleinen Luxemburg einrichten müssen. Barras glaubte, die königliche Würde, welche er der That nach bekleidete, mit jenem Glanz re-

präsentiren zu müssen, der seinen Neigungen so sehr entsprach. Die Säle und langen Zimmerreihen seiner Residenz waren auf Kosten der Nation mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattet. Er gab dort Assembléen und Hoffeste, bei welchen der ancien Marquis die Hofetikette der Ludwige, so viel als thunlich und mit republikanischen Formen sich nur irgend vereinigen ließ, wieder herstellte.

Barras selbst war zu früh in seiner Jugend schon mit dem Hofe und dem Adel zerfallen, um sich aller der Gebräuche damaliger Zeit noch erinnern zu können; er bedurfte daher als Ceremonienmeister der Hülfe eines Edelmannes, welcher lange genug am alten Hofe gelebt hatte, um die minutieuse Wichtigkeit jener Etiketteformen zu kennen. Die Edelleute vom Hofe Ludwig's XVI. waren aber selten geworden. Was vom alten Adel nicht emigrirt war, hatte die Guillotine aufgezehrt, und was dieser noch glücklich entkommen war, hielt sich unter erborgten Namen in den ärmlichsten Dachkammern oder erloschenem Glanze in der Vorstadt von St. Germain auf, wo freilich auch das Luxemburg, diese Residenz der Könige der Revolution belegen war.

Unter jenem verarmten Adel der vorigen Zeit befand sich ein gewisser Herzog, der sich populair gemacht hatte, nachdem er murmelnd den Vers von Lafontaine auf sich angewendet:

„Viel besser ist's als Knecht zu leben,
Als wie im Grab' ein Kaiser sein."

Dieser scharfsinnige Philosoph hieß Lauragais. Zur Zeit seines Glanzes hatte er lange Zeit die Etikette des alten Hofes studirt. Die Geheimnisse des Oeil de Boeuf und die Geschichten der Chronique scandaleuse waren unverletzt geblieben in seinem Gedächtniß. Keiner von allen Emigranten, denen er sich nicht angeschlossen hatte, weil er glaubte, außerhalb Paris und Frankreich sei es nicht möglich zu leben, erinnerte sich so gut Ludwig's XV., der kleinen Appartements und des Hirschparks; Keiner war so tief eingedrungen in die Geheimnisse der beiden Trianon; kein Ueberlebender aus dem achtzehnten Jahrhundert war ein so vollendeter Historiker, in Hinsicht der kleinen Häuser und der Coulissen der Oper. Lauragais hatte einst in der Zeit seines Glanzes für zwölf oder dreizehn hunderttausend Franken, wie man wohl etwas übertreibend behauptete, das Manuscript der Mémoiren der geistreichen Courtisane, Sophie Arnold, gekauft, mit dem Recht sie ausschließlich publiciren zu dürfen; allein er publicirte sie nicht anders, als indem er am Kaminfeuer erzählte. Es war mehr der pikante Inhalt dieser Erzählungen, als die Art der Mittheilung interessant; denn der Duc de Lauragais war nicht sehr beredt, und pflegte stets das Z., wie ein J. auszusprechen, was indeß nie verfehlte, bei dem

übrigens komischen Wesen des kleinen beweglichen Mannes, ungemeine Heiterkeit zu erwecken.

Man begreift, daß dieser Ex-Duc de Lauragais wenig geeignet war, den Griechen zu spielen; aber er hatte noch nicht den alten Menschen ausgezogen, der Höfling von Versailles hatte sich in ihm erhalten, trotz der Carmagnole, die er sich gezwungen sah zu singen, um der Guillotine zu entgehen. Der königliche Hahn von Frankreich verrieth sich mehr als einmal unter der rothen Jacobinermütze. Als nun eine Art von Hofstaat anfing, sich im Palast von Luxemburg zu bilden, da war unser Bürger Lauragais der Meinung, daß es wohl der Mühe werth sei, einmal den alten Herzog an den Nagel zu hängen, um das Glück zu haben, die süßen Gewohnheiten seiner Jugendzeit erneuert zu sehen. Aber solche alte Gewohnheiten, wenn sie unter ganz veränderten Umständen wieder zum Vorschein kommen, erscheinen nicht selten lächerlich, und das war hier der Fall.

Der vormalige Grand-seigneur, der ohne Zweifel den Subalternofficier Barras aus seiner Antichambre hätte wegweisen lassen, wenn er es gewagt hätte, sich ihm im Jahre 1786 als Cousin präsentiren zu wollen, erinnert sich jetzt plötzlich dieser entfernten Verwandtschaft mit dem Präsidenten des Directoriums. Er kannte zu gut die Macht dieses Groß-Würdenträgers der Republik,

um im Geringsten sich zu bedenken, diesem einflußreichen Vetter seine Aufwartung zu machen.

Barras empfing mit Artigkeit die Eröffnungen seines Cousins über eine Nebenlinie seines Hauses, die zur Pairie gelangt war. Der Marquis, ohne Marquisat, fand es selbst in den Zeiten der Revolution sehr schmeichelhaft, der Verwandte und Verbündete eines Herzogs ohne Herzogthum zu sein, und zudem sah er sich plötzlich von einer großen Idee erleuchtet. Lauragais, dieser alte Habitué des großen wie des kleinen königlichen Lever, dieses lebendige Repertorium der antirevolutionairen Etikette, diese lebendige Zeitung der scandalösen Anecdoten des Oeil de Boeuf, dieser erfahrene Veteran auf den königlichen Jagden von Rambouillet und Fontainebleau; mit einem Worte dieser Lauragais, der als untrüglicher Cicerone gelten konnte, wo es galt eine gewisse Großartigkeit der Hofhaltung wieder herzustellen, war gerade der Mann, der Barras unentbehrlich erschien, um Pläne dieser Art ins Leben einzuführen. — Er verbarg es ihm nicht, und Lauragais ließ es sich nicht vergebens gesagt sein.

Alle Uebertreibungen dauern nicht lange und leicht springen die Extreme auf das Gegentheil über. So auch hier.

Zwar zeigte sich der antike Geist wenig nachgiebig in der Person des berühmten Malers; aber desto bieg=

samer bei den neuen Höflingen des Luxemburg, die sich schwankend wie ein Rohr den Ideen des neuen Günstlings zuwendeten. So sah man denn am Hofe der Könige der Republik die entgegengesetzten Systeme einander durchkreuzen. Das Griechenthum David's war mit den Restaurations-Versuchen des Ex-Duc durchaus nicht in Harmonie zu bringen. Athen und Versailles nahmen auf den Festins des Directoriums gegenseitig Aergerniß an einander.

Doch am Ende mußte die antike Manie gebrochen werden; und sie wurde es. Um sich den Sieg zu erleichtern, hatte Lauragais sich in die kleinen Appartements zurückgezogen und die Schönen selbst für sein Interesse gewonnen. Bald hatte er alle die Frauen auf seiner Seite, welche die Natur zu stiefmütterlich ausgestattet hatte, um im griechischen Gewande Glück zu machen. Bei diesen wurde der Neid sein Alliirter; bei andern war es das noch nicht ganz erloschene Gefühl für Anstand und Sittlichkeit. Die pikanten Plaudereien des Canapé, geschärft durch die geistreiche Malice der Frau von Staël — die ihre guten Gründe gehabt hatte, das griechische Gewand nicht anzulegen — schlugen Bresche in das künstliche Gebäude des Griechenthums, welches in jeder Abendgesellschaft bei Barras vertheidigten die Damen Tallien und Recamier, diese beredten Koryphäen des Systems der Nacktheit. Josephine Beauharnais verhielt sich

bei diesem kleinen Kriege stets neutral, legte aber im Stillen immer ein Kleidungsstück vom ancien Régime nach dem andern wieder an. Der Herzog unterstützte mit Feldherrntalent die Angriffe seiner Bundesgenossinnen, und David, dem alle die nach Rosenöl duftenden Intriguen zuwider waren, ließ seine hart bedrängten Griechinnen im Stiche.

Er hatte sich übrigens durch einige seiner Eleven repräsentiren lassen. Sie erschienen auf der Arena des Kampfes, um das griechische Kostüm zu vertheidigen. Die beiden schönen Damen dieser Parthei waren ihren warmen Vertheidigern ungemein dankbar, und Madame Tallien declamirte gegen den Einen derselben in ihrer Ueberschwenglichkeit des Dankgefühls:

„Ah! aus Liebe zu den Griechen — laß Dich umarmen.“

Die Hoffnung auf solche Belohnung mußte allerdings den Eifer der jungen Athenienser bedeutend beleben; allein, ein kleines Ridicül gab den Ausschlag, und ließ das Griechenthum fallen. Der Stiefel triumphirte über den Kothurn, der nicht wiederkehrte; der Unterrock wurde wieder angelegt, zum größesten Aerger derer, die gern ihre schönen Formen bewundern ließen, so wie auch derer, die sie bewunderten.

Schon hatte Barras bei seinen Bankets den gewaltigen Unterschied bemerkt, zwischen der Stirnbinde des

Alcibiades und dem Hahnenkamm à la basilisc*), dem Mantel des Aristipp und den pigeons à la crapaudine**), dem Chokoladencrême und dem Chlamis der Aspasia. Da vollendete ein Mißgeschick, das den theuren Cousin des Präsidenten betroffen hatte, den Untergang der griechischen Mode.

Eines Tages wurde zu Ehren David's ein Fest im griechischen Geschmack im Luxemburg gegeben. Es war Vorschrift, daß Alles im griechischen Kostüm erscheinen mußte und Lauragais konnte sich dieser Bestimmung nicht widersetzen. Mit Widerwillen sah er sich gezwungen, sich in einem solchen Gewande, das Niemandem lächerlicher stand als seiner kleinen dicken Figur, nach dem Luxemburg zu begeben. Sein Spiegel sagte ihm unaufhörlich: „mein Freund, Du siehst aus, wie der jüngere Bastide in den modernen Träumen der Griechen"***). — Es half nichts, so verkleidet, daß er zum Kinderspott geworden wäre, hätte er sich auf der Straße in diesem Kostüm sehen lassen, mußte er abfahren.

Angekommen vor dem Hauptthor im Gitter, das

---

*) Damalige Mode, das Haar zu einem über den ganzen Kopf gehenden Hahnenkamm empor zu streichen.

**) Ebenfalls eine neue Mode.

***) Bezieht sich auf eine lächerliche Travestie der Gräcomanie, die damals auf die Bühne gebracht wurde.

den Hof des Palastes begränzte, wollte sein Kutscher, wie das üblich war, wenn der Präsident des Directoriums große Cour empfing, mitten hindurch über den Schloßhof fahren, und den grotesken Pilades vor dem Hauptportal absetzen; allein plötzlich rief eine Donnerstimme: „Halt da! Equipagen dürfen hier nicht passiren, so lautet meine Ordre." —

Es war ein Posten zu Pferde, der mit diesem Ruf dem Wagen den Weg versperrte.

„Aber, mein lieber Cavallerist," sprach der Herzog, indem er am niedergelassenen Fenster seines Wagenschlages ein altes Gesicht zeigte, das mit einer langgelockten blonden Perrücke umgeben war, „ich bin der Bürger Lauragais, Cousin des Bürger-Präsidenten; man erwartet mich schon lange, und hier kann ich doch unmöglich aussteigen, es regnet ja wie in Strömen vom Himmel."

Der Cavallerist wurde bei diesem komischen Anblick von einem unwiderstehlichen Lachreiz gekitzelt, indeß mit Mühe nahm er wieder die ernsthafte Haltung des Dienstes an, und entgegnete:

„Bedauere, Bürger! aber ich werde Eure Kutsche nicht passiren lassen; mein Brigadier würde mich schön kneipen, wenn ich meine Ordre nicht befolgte."

Lauragais begriff, daß es nur Zeit verlieren heißen würde, gegen eine gegebene Ordre Vorstellungen zu

machen, und fügte sich in die Nothwendigkeit, auszustei=
gen. Allein jetzt begannen erst seine Calamitäten. Er
suchte im vollen Lauf den bedeutenden Raum zu durch=
messen, der ihn noch vom Hauptportal trennte. Indeß
schien der Regen sich verdoppelt zu haben. Im Augen=
blick fühlte er sich durchnäßt bis auf seinen grauen Schä=
del, der Platzregen hatte leicht das dünne Netz seiner
Perrücke durchdrungen; zu noch größerem Unglück verlor
er einen seiner nur leicht an die Füße gebundenen Ko=
thurnen, und der arme Herzog wurde gezwungen, den
Rest seines Weges, auf einem Beine hinkend, zurückzu=
legen. Als er im Vorzimmer ankam, trieften die blon=
den Locken seiner Perrücke, wie kleine Dachrinnen. Man
beseitigte so gut wie möglich den Unstern seines Hauptes,
indeß ganz ließen sich die Spuren davon nicht vertilgen;
das aufgelösete Haar hing ihm in langen Striemen über
das bereits in die Falten des Alters gelegte Gesicht, und
es war keine geringe Calamität, die noch hinzu kam, daß
es der Dienerschaft unmöglich war, den verlorenen Ko=
thurn wieder zu finden, den wahrscheinlich schon ein Vor=
übergehender aufgenommen hatte. Da blieb denn nichts
übrig, als an den einen Fuß einen Schnallenschuh anzu=
ziehen, den ihm ein Lakai borgte, während der andre
noch mit der Sandale und den Kreuzbändern geziert war.
So trat er ein in den Salon, und kaum hatte man den
so unglücklich travestirten Aeneas erblickt, als ihn auch

ein unaufhaltsames Gelächter empfing. Die lebhafte Madame Hamalin rief aus: „Gewiß, er gleicht bis auf einigen Unterschied dem jungen Telemach, wie er schwimmend das Ufer erreicht.“ — Von diesem Scherz erhielt er für den ganzen Abend den Namen des Sohnes von Ulysses.

Dieses Mißgeschick konnte der eitle Lauragais nicht überwinden. Er schwor in allem Ernst den Untergang des athieniensischen Systems, das er von jetzt an mit verdoppeltem Eifer angriff; unterstützt von allen Damen, deren Spiegel ihnen über die griechischen Nuditäten nicht viel Schmeichelhaftes sagen konnte, wagte er einen Hauptschlag, um alle die Griechen zu verwirren, die David dem Canapé der Präsidentschaft zum Succurs geschickt hatte. Es waren drei junge Männer aus seinem Atelier, welche die griechischen Namen: „Agathokles,“ „Lysias“ und „Aristides“ angenommen hatten. — Lauragais hatte ausgemittelt, daß sie sämmtlich von altadligen Familien herstammten und sich nur der republikanischen Maske bedienten, um ihre Köpfe gegen die Angriffe der Guillotine zu sichern. Der Ex-Duc aber hatte ihren Rang und ihre Namen erfahren, und glaubte nun im intimen Kreise des Präsidenten, der fast ganz aus solchen Altadligen bestand, nichts zu wagen, wenn er sie statt des republikanischen Citoyen mit ihren aristokratischen Titeln anredete. So wurden die jungen Grie-

chen aufs höchste überrascht, als der Eine zum Baron Agathokles, der Andre zum Marquis Lysias und der Dritte zum Vicomte Aristides sich befördert sah. Der aristokratische Stolz der jungen Leute fühlte sich dadurch geschmeichelt, da nichts mehr zu riskiren war. Dabei aber blieb es nicht. Was anfangs im Ton des Scherzes gewährt wurde, vernahm man bald im Ton des Respects, und die kleine Aristokratie renaissance, die sich um den Präsidenten versammelt hatte, gewöhnte sich bald an den Marquis von Barras, die Vicomtesse von Beauharnais, die Baronesse von Staël und den Herzog von Lauragais. Nur Madame Tallien behielt unter allen Notabilitäten des kleinen Hofes des Luxemburg jenen plebejen Titel, der sie indeß berühmter gemacht hatte, als später — nachdem sie von Tallien geschieden war — der einer Prinzessin von Chimay.

Das Losungswort war gegeben, und mit der Wiedergeburt der alten Titel verschwand wie von selbst das griechische Kostüm, oder tauchte nur noch an republikanischen Festtagen gemildert durch den erwachenden Sinn für Anstand und Sitte wieder auf. Aber einmal auf dem Wege der Extreme, verfiel man auf die lächerlichsten und geschmacklosesten Kleidermoden, die sich wohl jemals dem Reifrock und Haarbeutel vom ancien-régime hätten entgegen stellen können. Die aufs neue nobili-

tirten jungen Griechen erschienen als Incroyables, die Griechinnen als Merveilleuses. —

Die ältern unsrer Zeitgenossen werden sich vielleicht aus ihrer Jugend der pariser Modejournale jener Zeit erinnern, oder sie haben auch wohl selbst einige Exemplare jener Unbegreiflichen gesehen. Der Incroyable erschien vor allen Dingen mit dem schon erwähnten hoch aufgesteiften Hahnenkamm, der der Rückenflosse eines Basilisken nicht unähnlich sah; Hals und Kinn war in einen Wulst von über einander gewickelten Halstüchern gesteckt, der keinen andern Zweck zu haben schien, als Herrn Samson die Arbeit mit der Guillotine zu erschweren. Zehn Kröpfe von eben so viel Cretins hätten sich füglich darin verstecken können. Der wie eine Wurst gerundete Rockkragen ragte fast über die Höhe des Kopfes empor, auf welchem übrigens ein nicht sehr hohes Spitzhütchen mit einem Rande, der kaum fingerbreit war, schwebte. Die Taille saß hinten zwischen den Schultern und die dennoch langen und spitzen Schöße überragten kaum die Mitte des Körpers. Eben so kurz war das Gilet, das nicht bis zur Herzgrube niederstieg; dagegen waren drei Viertel des ganzen Incroyable in sackweite Pantalons gesteckt, die unter der Wade in Halbstiefeln oder Stulpstiefeln endeten. Ein Stöckchen, das nicht bis zum Boden niederreichte, ein großes weißes Taschentuch, das aus der kleinen Rocktasche herausflat-

terte, eine oder zwei lange Uhrketten, ein Lorgnon, und die Stirn dicht bedeckt von pfropfzieherartig gedrehten Locken, das machte den Incroyable jener Zeit, und in dieser seltsamen Tracht erschienen David's ehemalige Griechen in den Salons des Marquis von Barras.

Die Beschreibung der Merveilleuse fällt nicht erfreulicher aus. Der kurz verschnittene Tituskopf hatte das lange Haar des ächten oder falschen Chignon verdrängt; indeß glich der ganze Kopf mit hundert kleinen Locken übersäet, die nach den ersten Tänzen ihre Kräuse verloren, vollkommen einem Pudelkopf oder einem krausgewordenen Igel. Auch bei diesen Damen war die kurze Taille des damaligen griechischen Kostüms beliebt geblieben; es wurde aber diese Mode so übertrieben, daß die Schnüren der Chemise, so nannte man das kurze, eng anschließende, alle Körperformen, nur nicht die Taille verrathende kurze Kleidchen — kaum dicht unter der Brust zugebunden werden konnten. Dieses Kleid selbst war vorn tiefer als für anständig gehalten werden kann, ausgeschnitten, und die engen Aermel ohne Schulterstreifen hatten keine größere Länge als die Breite von zwei Fingern beträgt, das Untergewand mußte dabei so dünn als möglich sein, oder wurde ganz fortgelassen. So hatten die umgewandelten Griechinnen das Modelliren ihrer Körperformen noch nicht ganz aufgegeben, nur statt des griechischen Gewandes, viel ungraziösere Moden angenommen.

Auch zwischen diesen Extremen wußte sich Josephine mit Geschmack und Eleganz zu bewegen, die endlich auch bei dem bessern Theile der Gesellschaft Eingang fand.

Mit der Ehre des Canapé's aber hatte es folgende Bewandtniß.

Die Etikette des alten Hofes bewilligte den Damen jedoch nur, wenn sie den Rang einer Herzogin hatten, die Ehre eines unbequemen Tabourets; die übrigen Damen mußten stehen, so lange sie sich in Gegenwart des Königs oder der Königin befanden. Die Lehnsessel der königlichen Appartements waren eine unmögliche Eroberung für alle diejenigen, die nicht zu den Prinzen oder Prinzessinnen von Geblüt gehörten. Die Könige der Republik, die nicht von Gottes Gnaden, sondern durch die Wahl des Convents regierten, waren viel galanter gegen die Damen ihres Hofes; sie ließen sie sich niedersetzen bei ihren Audienzen ohne Unterschied des Ranges, und das war noch das Wenigste, was Barras für sie that.

Er hatte im entlegensten Theile der Gemächer des großen Luxemburg, da wo er selbst und allein wohnte, ein allerliebstes Cabinet sich einrichten lassen, das noch mit Gemälden aus den Zeiten der Marie von Medicis geschmückt war. Hier an diesem stillen Ort, wo durch dunkelrothe seidne Gardinen vor dem einzigen Fenster eine anmuthige Dämmerung hervorgezaubert war, wo

beständig die köstlichsten Blumen ihren berauschenden Duft verbreiteten, hatte Barras sein Asyl der Mysterien, in welchem man weder ein Büreau, noch Actencartons, noch eine Bibliothek fand. So glich es keinesweges dem Cabinet eines Herrschers, indeß befand sich darin ein großes, mit schwellenden Pfühlen belegtes Canapé; dort pflegte Barras zwei oder drei Damen, die allerdings zu den schönsten und anmuthigsten von Paris gehören mußten, sonst waren sie dieser Ehre nicht würdig, Audienz zu ertheilen. Die Gunst dieser Ehre, zu dem Canapé des Directoriums zugelassen zu werden, pflegte freilich nicht lange zu dauern, denn die Gerechtigkeit eines Souverains der Republik forderte, daß nach und nach auch Andre zu dieser Ehre zugelassen würden; aber der Rückzug der Begünstigtgewesenen war allemal bezeichnet durch irgend eine große Gnade, Bereicherung oder Beförderung, die ihnen oder den Ihrigen zu Theil wurde. Solche Vortheile lockten wieder Andre, die sich einiger Reize bewußt waren, alle Feinheiten der Koketterie, das ganze Arsenal der Schlauheit ihres Geschlechts aufzubieten, um zu der Intimité des Präsidenten zugelassen zu werden. Ja noch mehr, den Damen des Canapé wurde bald das Recht der Protectricen zugestanden, und nicht wenige Ernennungen von Seiten des Directoriums gingen aus der Verwendung dieser Damen hervor.

Josephine und die Tallien hielten sich am längsten in der Gunst des Directorialpräsidenten, und sie wußten diese für das Arrangement ihrer durch die Revolution zerrütteten Angelegenheiten aufs trefflichste zu benutzen. Frau von Beauharnais hatte die bedeutenden Güter ihres Gemahls im südlichen Frankreich zum größesten Theil zurückbekommen. Dazu die Erbschaft ihrer Tante, der Madame Renaudin und die reichen Zuschüsse von ihren Eltern machten sie zu einer der reichsten Parthien im damals so zerrütteten Frankreich, deren Liebenswürdigkeit und unnachahmliche Anmuth viele Bewerber um ihre Hand anzogen. Barras befand sich nicht darunter. Er liebte die Freiheit und haßte das Joch der Ehe, oder Josephinens Geist und Klugheit hatte ihm mehr eine achtungsvolle Freundschaft für sie eingeflößt, als eine sinnliche Liebe. Gleich einer Penelope wußte Josephine alle Freier in bescheidener Entfernung zu halten. Sie liebte das Vergnügen, die Gesellschaft und Freundschaft, hatte das frühere große Hôtel ihres Gemahls wieder bezogen, und machte dort ein glänzendes Haus; ihre Soiréen waren die angenehmsten, die sich nur denken ließen. Alles was damals in Paris auf Geist, Wissenschaft, Ansehen und Reichthum Anspruch machte, drängte sich zu ihren Abendgesellschaften; dabei jedoch war sie — ein seltner Fall unter den Zerstreuungen der großen Welt — ihren Kindern die zärt-

lichste Mutter, die mit der äußersten Sorgfalt über ihre Erziehung wachte.

Den Bittenden und Unglücklichen galt sie stets als ein helfender Engel; wer etwas bei dem Directorium zu suchen hatte, durfte sich glücklich schätzen ihre Protection erhalten zu haben, denn Barras vermochte seiner Freundin weder die geringste noch die größeste Bitte abzuschlagen.

Die Beauharnais und die reizende Tallien waren indeß, nach wie vor, die intimsten Freundinnen. Diese Letztere hatte übrigens denselben Einfluß bei dem Präsidenten, wie Josephine, und benutzte das ihr damit zugestandene Recht der Protectrice in weit größerem Umfange als Josephine. In diesem einen Punkt herrschte jedoch zwischen Beiden eine stete Eifersucht. Das Vergnügen, andern Personen eine große Gunstbezeugung zuzuwenden, schmeichelte so sehr der weiblichen Eitelkeit, und gewährte dem gutmüthigen Herzen einer Jeden so viel Genugthuung, daß Eine der Andern solche Erfolge nicht gönnte und daß, anstatt gemeinschaftlich auf ein Ziel hin zu arbeiten, oder sich wenigstens gegenseitig zu unterstützen, eine Jede alle weibliche List und Schlauheit aufwendete, um die Pläne der Andern zu durchkreuzen, wodurch freilich dem armen Barras nicht selten große Verlegenheiten bereitet wurden, da er es mit keiner von Beiden verderben wollte.

Wir werden später Gelegenheit haben, eine Scene zu erzählen, die besser als alle Behauptungen den Einfluß Josephinens auf den Präsidenten des Directoriums beweiset.

Gehen wir indeß zu dem Verhältniß über, welches ihrer Lebensbahn die welthistorische Bedeutung gab. Wir meinen das Verhältniß Josephinens zu Bonaparte.

Zehnter Abschnitt.

Josephinens erstes Zusammentreffen mit Napoleon. — Der kleine Eugen fordert von ihm den Degen seines Vaters zurück. — Dankbarkeit seiner Mutter und Eindruck, den sie auf Bonaparte macht. — Josephinens Verhältniß zu Barras. — Bonaparte's Bewerbung um die Hand der schönen Madame Tallien. — Scene im Boudoir derselben. — Stimmung der Directoren gegen Bonaparte und Barras Protection desselben. — Barras trägt ihm Josephinens Hand an. — Barras versucht Josephinen zu bewegen, einzuwilligen. — Bonaparte's erwachende Liebe. — Madame Tallien besiegt Josephinens Widerwillen. — Bonaparte wird Obergeneral der italienischen Armee. — Verlobung. — Zärtlicher Streit. — Napoleon's Brief an Josephine. — Seine Reise, zweiter Brief. — Heirathsact und Scene dabei. — Kleine Fälschung Josephinens. — Der bedenkliche Brief. — Napoleon beichtet ihr eine frühere Liebesgeschichte. — Rückblick auf frühere Ereignisse. — Josephinens Gefühle. — Anfang der kleinen Eifersüchteleien. — Napoleon's Abreise zur Armee. —

Eines Tages befand sich Josephine zum Besuch bei Madame Chateau Regnault. Sie saß am Fenster und betrachtete Veilchen, die ihre Freundin mit besonderer Sorgfalt gezogen hatte. Dabei wurde sie durch die Anmeldung eines Mannes überrascht, der durch die Septem-

berscene zu Toulon und erst neuerlich durch die Niedermetzelung der Sectionstruppen von Paris eine schreckliche Berühmtheit gewonnen hatte. Ohne den Grund zu ahnen, setzte sie der Name „Bonaparte" in eine lebhafte Aufregung. Ein ungewöhnlicher Schauer ergriff sie, als sie ihn eintreten sah. Indeß konnte sie sich nicht enthalten, den Mann scharf ins Auge zu fassen, dessen furchtbare Energie an fünftausend Pariser niedergeschmettert und dadurch das Directorium gerettet hatte. Alle Anwesenden betrachteten ihn schweigend mit denselben Gefühlen.

Es war ein noch junger Mann von dunklen, gelblich blassen und scharf markirten Gesichtszügen, deren Profil etwas Classisches, Regelmäßiges hatten, die aber so kalt wie versteinert waren. Seine Figur, unter mittlerer Größe, die hohe Stirn mit straffem schwarzen Haar bedeckt, das Auge dunkel und durchdringend, die Stellung nicht elegant, aber entschieden fest, mit untergeschlagenen Armen, so stand er nach der ersten Begrüßung eine Weile still den Damen gegenüber, und erwartete, ob man ihn anreden werde. — Josephine unterbrach zuerst die Pause, indem sie das Wort nahm:

„Es scheint mir, Bürger General," sprach sie, „daß Sie nur höchst ungern die Hauptstadt in Bestürzung gesetzt haben; denn ein einziger Augenblick des Nachdenkens über das furchtbare Dienstgeschäft, welches Sie hier

verrichteten, hätte Sie mit Schauder erfüllen müssen wegen der unvermeidlichen Folgen desselben."

„Wohl möglich," entgegnete er trocken; „aber was ist zu machen, Madame? — Militairpersonen sind Automaten, welche die Regierung nach Belieben hin und herschiebt; sie können nichts thun als gehorchen. — Die Sectionstruppen sind indeß noch sehr glücklich gewesen; denn um sie nach Möglichkeit zu schonen, hatte ich die meisten Kanonen blos mit Pulver laden lassen. Meine Absicht war allein, den Parisern eine kleine Lection zu geben; übrigens," fuhr er fort mit starker Betonung und glänzenden Augen, „habe ich damit mein Petschaft auf Frankreich gedrückt."

Diese schon oben erwähnten merkwürdigen Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Er schien damit, im stolzen Selbstbewußtsein seiner Kraft, ein prophetisches Wort über sein Geschick ausgesprochen zu haben. Jener ruhige Ton aber, womit er über die Niedermetzelung so vieler Unglücklichen sprach, empörte Josephinens Gefühl aufs tiefste. Mit Abscheu wendete sie sich von ihm ab; doch Bonaparte ließ sich dadurch nicht irren. Mit demselben kalten, ruhigen Ausdruck sprach er weiter:

„Diese kleinen Scharmützel sind nur die Vespere meines Ruhms."

„Ach," rief Josephine lebhaft, „wenn Sie nur um solchen Preis Ruhm erwerben können, so möchte ich

Sie lieber unter den Schlachtopfern, als unter den Siegern sehen."

Pichegrü, der zugegen war, ein großer, schöner Mann, in reichgestickter Generalsuniform, gab durch seine nachdenkende Miene zu erkennen, daß er die ausschweifenden Hoffnungen des jungen Ehrgeizigen nicht billige.

Bald ging die Unterhaltung auf andre Gegenstände über. Jeder äußerte sich ohne Zurückhaltung über die Gegenstände des Tagesgesprächs.

„A-propos," äußerte ein anwesender Deputirter, „wissen Sie das Neueste aus den Salons des Faubourg St.-Germain? Man nennt einen Divisionsgeneral, der zum Commando der Rheinarmee bestimmt sei; ja man glaubt selbst, daß eine neue Armee nach Italien gehen werde."

Bonaparte verrieth einige Ueberraschung; denn er wußte noch nicht, daß er schon vom Directorium zu diesem Posten bestimmt war.

„Da giebt es wieder ein weites Feld zu bearbeiten," rief er unwillkührlich aus; „glücklich derjenige, dem diese Arbeit aufgetragen wird!" Aber sogleich verbesserte er sich, indem er glaubte, seine geheimsten Wünsche verrathen zu haben, und fügte lächelnd hinzu:

„Ich glaube übrigens nicht, meine Damen, daß mein Aufenthalt von langer Dauer sein wird, indem

ich Lust habe, eine Pilgerfahrt nach Loretto anzutreten; meine Absicht ist, Sie auf die Wunder des heiligen Grabes aufmerksam zu machen."

Wenn Bonaparte lächelte, was selten geschah, so waren seine Züge ungemein angenehm. Dieses Lächeln aber und die darauf folgende Erklärung verwischten in Josephinens Seele wieder den ungünstigen Eindruck, den seine ersten Aeußerungen gemacht hatten. — Nachdem man eine Zeitlang über den Einfall Bonaparte's, dessen tiefere Bedeutung Niemand kannte, gescherzt hatte, und so die Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit vergangen war, sprach er noch in dem Augenblick, als die Gesellschaft im Begriff war auseinander zu gehen:

„Ich habe keinen Antheil an der französischen Revolution genommen und muß daher bitten, in mir nur den Soldaten des 13. Vendemiaire zu sehen; es mußten Schlachtopfer fallen; alles was ich thun konnte, bestand darin, die Zahl derselben zu vermindern. Uebrigens dürfen die großen Männer, die in Staatsumwälzungen eine Rolle spielen, nicht eher von ihrem Werke gehen, als bis es mit Festigkeit vollendet ist; denn es giebt immer Menschen, deren versteckter Ehrgeiz nur auf die beste Gelegenheit lauert, den Bau rechtlicher Männer zu zertrümmern. Von Jugend auf habe ich den Grundsatz gehabt, daß derjenige, welcher betrogen zu werden fürchtet, niemals genug auf seiner Hut sein kann. Selbst

wenn er glaubt am vorsichtigsten zu sein, wird er oft am ersten hinter's Licht geführt."

Nach dieser Sentenz verneigte er sich leicht, indem er Josephinen einen Blick zuwarf, der ihr sagen sollte, daß diese Worte ihr gegolten hatten. Es schien ihm besonders daran zu liegen, von einer geistreichen Frau, für die er sich eben wegen ihrer dreisten Opposition besonders interessirte, zu zeigen, daß er besser sei als sein Ruf. Und eben diese Aufmerksamkeit eines damals schon bedeutend werdenden Mannes, von dem Barras oft gesagt hatte: „Bonaparte wird noch eine große Zukunft haben!" — war ihr ungemein schmeichelhaft und noch lange, nachdem sich dieser bedeutende kleine Mann entfernt hatte, und in ihr stilles Boudoir zurückgekehrt war, saß sie in tiefen Gedanken und konnte den Eindruck seiner so stark markirten Erscheinung aus ihrer Seele nicht entfernen.

Die Massacre des 13. Vendemiaire war für Bonaparte von der glücklichen Folge gewesen, daß ihn das Directorium zum commandirenden General der Armee des Innern ernannt hatte, auf welche Würde Barras zu seinen Gunsten resignirt hatte.

Man sieht, der kleine Unterlieutenant von Brienne und Toulon hatte schon einen bedeutenden Schritt gemacht, alle Hindernisse zu durchbrechen, um nach Verlauf

von wenigen Monaten Europa in Erstaunen zu setzen. Allein sein brennender Ehrgeiz war mit diesem Posten, der ihn vom Ruhm Frankreichs gleichsam abschnitt, sehr unzufrieden; die Waffen der Franzosen waren überall siegreich, und gern hätte der junge Ehrgeizige seinen Oberbefehl über die Armee des Innern gegen das Commando über eine Brigade an den Gränzen ausgetauscht.

Einige Tage nach seiner Ernennung zu jenem Ehrenposten erschien bei ihm ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren, der sich mit der bescheidnen Anmuth, welche eine gute Erziehung verräth, ihm vorstellte als der junge Eugen von Beauharnais, indem er die Bitte wagte, ihm den Degen seines unglücklichen Vaters, der mit einer so würdigen Haltung auf dem Schafot geendet hatte, zurückzugeben.

Die Bitte dieses Kindes war so rührend, sein ganzes Wesen dabei so liebenswürdig und bewegt, daß Bonaparte für ihn das lebhafteste Interesse hegte, und ihm gern seine Bitte gewährte.

Beim Anblick der geliebten Waffe seines Vaters zerfloß der liebliche Knabe in Thränen der edelsten Rührung, er drückte den theuren Degen ans Herz, küßte ihn hundertmal und schwor der Ehre würdig zu werden, ihn einst tragen zu dürfen. Bonaparte wurde davon bewegt, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Einige Tage später kam der Knabe wieder zu ihm, begleitet von seiner Mutter. Bonaparte erkannte augenblicklich die anmuthige Frau wieder, die ihm in der Gesellschaft bei der Frau von Chateau-Regnault so tüchtig, wie er sich selbst ausdrückte, den Kopf gewaschen hatte. Wenn schon damals ihr entschiedenes Wesen und ihre gemüthreiche Opposition gegen seine Thaten Eindruck auf ihn gemacht hatten, so betrachtete er sie jetzt, wo sie mit aller Anmuth der dankbaren Mutter und Gattin zu ihm eintrat, mit Blicken der Bewunderung und erwachenden Leidenschaft.

Sie erschien ihm, wie er selbst später einmal diesen Eindruck geschildert hatte, als eine höchst liebenswürdige Frau von der Figur eines Engels, anziehend und voll unbeschreiblicher Herzensgüte; sie hatte eine nicht zu feine Taille, war aber mit einer reizenden Vollendung modellirt; dabei eine Geschmeidigkeit und leichte Anmuth in allen ihren Bewegungen, einen so schwebenden Gang und doch wieder eine Würde und Majestät, daß man sich versucht fühlte, sie für eine geborene Königin zu halten. Ihre Gesichtszüge waren ausdrucksvoll und sprechend, doch nicht ohne jenen Charakter einer herzgewinnenden Sanftmuth. Schön in der Freude, wie im Schmerz, waren ihre Blicke seelenvoll; ihre dunkelblauen Augen, halb geschlossen durch lange Wimpern von den schönen, leicht gebogenen Augenbrauen überwölbt, waren mit einem

Worte unwiderstehlich. Obgleich ihre Erscheinung etwas Imposantes hatte, so schien es doch, daß der strenge Ernst ihr eine Unmöglichkeit sei. Sie hatte ein langes, schönes, seidenweiches Haar von einer hellen kastanienbraunen Farbe; ihr Teint war südlich dunkel, aber glänzend von Feinheit und Frische, und der Ton ihrer Stimme war so entzückend, daß es an sich schon ein Vergnügen war, sie nur reden zu hören.

Von diesem Augenblick an beschäftigte sich seine Seele lebhaft mit dieser interessanten Wittwe des General Beauharnais. Er machte ihr in ihrer eleganten Wohnung seinen Gegenbesuch und, angezogen von ihrer Liebenswürdigkeit, wiederholte er seine Besuche so oft, daß man ihn fast alle Abende in ihrem Salon sah.

In der That war auch dort, wie er sich selbst ausdrückte, die angenehmste Vereinigung der feinern Gesellschaft in Paris. Man sah daselbst den alten Marquis von Montesquiou, den Herzog von Nivernais, und mehrere andre Ueberbleibsel des alten Hofes.

Nicht selten war dieser ganze aristokratische Zirkel so elektrisirt durch die Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, daß man ausrief, indem man sich enger an einander schloß: „Allons! lassen Sie uns eine Tour nach Versailles machen!" — diese wurde dann durch Wiederauffrischen von hundert halb vergessenen Hofanekdoten angetreten.

Napoleon konnte unmöglich in solchen Umgebungen sich gefallen. In der Regel stand er zurückgezogen mit untergeschlagenen Armen in irgend einer minder hellen Ecke des Salons und nahm am Gespräche keinen Theil; aber er machte den scharfen Beobachter, und vor allen war Josephinens Anmuth und geistvolle Liebenswürdigkeit Gegenstand seiner steten Beobachtung. Seinen marmorkalten Gesichtszügen sah man es nicht an, welche Bewunderung er dabei empfand für dieses seltene Wesen, das noch für höhere Dinge bestimmt zu sein schien.

Josephine selbst schien an eine solche höhere Bestimmung zu glauben. Wir wissen, daß sie die Weissagungen der alten Mulattin auf Isle de France noch nicht vergessen konnte; sie liebte es, diese Weissagungen in vertrauten Zirkeln zu erzählen, wenn auch mit dem Lächeln, das auf Unglauben deuten sollte, dabei aber verrieth die Aufregung ihres ganzen Wesens, daß sie selbst im Stillen an die Wahrheit solcher Prophezeiungen glaubte; mehr noch verriethen dieses ihre zahlreichen Besuche bei der Sibylle der Straße Tornon, der bekannten Demoiselle Lenormand, die gerade erst durch diese Consultationen Josephinens über ihre Zukunft den großen Ruf der Prophetengabe erhielt, der sich über ganz Europa verbreitete.

Noch öfter sah Napoleon Bonaparte die Mutter Eugen's bei Barras, der als Präsident des Directoriums

den ancien Grand-Seigneur der sterbenden Republik machte.

Dort in diesen liebenswürdigen Zirkeln entfaltete sie eben so sehr, als in ihrem eigenen Hause alle Anmuth des Geistes und jene Gabe zu gefallen, die ihr die Natur ohne alle Affectation der Kunst verliehen hatte.

Als Wittwe in der Blüthe der Jahre, Besitzerin eines beträchtlichen Vermögens, als interessante und geistreiche Frau, die sich leicht und anmuthig in allen Verhältnissen bewegte, war sie dem Neid und der Verläumdung mehr ausgesetzt als jede Andre; besonders traf diese letztere ihr Verhältniß zu Barras, indem die böse Welt ein noch intimeres sehen wollte, als Zuneigung der Freundschaft. Die Leichtsinnigkeit damaliger Sitten, die in unsern Tagen fast unglaubliche Freiheit des Umgangstons und selbst der Umstand, daß Josephine kein Bedenken getragen hatte, von Barras dessen schönes Landhaus Beaudreuil zur Sommerwohnung anzunehmen, dabei ihre zahlreichen Besuche bei dem unvermählten Präsidenten des Directoriums, der jedoch stets Damenbesuche annahm — und die vielen Begünstigungen, die sie durch ihn, theils für sich und ihre Kinder, und Freunde von der Regierung auswirkte, — das waren mehr als Gründe genug, um gewissen Verläumdungen Glauben zu verschaf- ohne daß man deshalb, bei der laxen Moral jener

Zeit, in dem vorausgesetzten Verhältniß irgend wie Anstoß genommen hätte. — Josephine war indeß eine von den Frauen, die sich leicht über jeden Schein hinwegsetzen und es kaum für der Mühe werth halten, durch größere Vorsicht im Benehmen solche Gerüchte zu widerlegen, und wenn wir den Versicherungen jener Zeitgenossen glauben dürfen, welche sie und ihre damaligen Verhältnisse genau kannten, so genügte ihr das reine Bewußtsein, daß es nicht mehr als eine schuldlose Freundschaft war, die sie und Barras vereinigte.

Napoleon mochte in jener Zeit wohl zu denen gehören, die nicht diese günstigere Meinung theilten, sondern an die Wahrheit jener Gerüchte glaubten. So sehr ihre hinreißende Liebenswürdigkeit auf seine im Innern glühende Seele Eindruck gemacht hatte, so ist doch so viel gewiß, daß er damals noch nicht den Gedanken einer Vermählung mit dieser reichen und interessanten Creolin gefaßt hatte. Den strengern Forderungen seines corsischen Ehrgefühls mußte es kaum nur als möglich erscheinen, sich mit einer Person zu vermählen, deren Ruf nicht ohne Flecken damals war; auch befand er sich selbst erst auf der untersten Stufe seines Ruhms, und mußte es daher für äußerst unsinnig halten, das Haupt der Regierung, dessen Gunst er noch so sehr bedurfte, um höher zu steigen, durch Bewerbung um die Hand seiner Geliebten zu beleidigen. Daher kam denn auch

jener Zwiespalt in seinem Innern, der ihn mit der glühendsten Liebe für Josephinen erfüllte, und doch auch dem kalt berechnenden Verstande die Macht gab, entschiedenen Einspruch dagegen geltend zu machen. Napoleon aber war nicht der Mann, der sich durch sentimentale Betrachtungen sein fest ins Auge gefaßtes Lebensziel verrücken ließ; mit der Ruhe des Verstandsmenschen sah er sich um unter den schönen Frauen am Hofe des Luxemburg, um durch eine neue Passion ein Gegengift gegen die ihm gefährlich scheinende Liebe für die liebenswürdige Wittwe Beauharnais zu gewinnen, und wer war damals reizender in Paris, wer verführerischer als die bildschöne Madame Tallien. Kaum waren ihre schönen Augen ein paarmal den forschenden Blicken Napoleon's begegnet, als auch schon die an zahllose Siege über die ganze Männerwelt gewöhnte galante Frau alle Künste der feinsten Koketterie aufbot, um auch diesen Sohn des Ruhms an ihren Siegeswagen zu fesseln.

Napoleon verstand sich besser darauf, die strategischen Pläne eines Feindes im Felde zu errathen, als die Gedanken einer schönen Frau zu durchschauen. Er täuschte sich in sofern, als er annahm, daß eine Bewerbung um ihre Hand ein geneigtes Ohr finden werde. Ihre Verbindung mit Tallien wär für einen Mann, der überall keine Hindernisse kannte, kein Bedenken, zumal bei der Leichtigkeit, womit die kirchlich nicht geweih=

ten Civilehen jener Zeit sich auflösen ließen. In dieser Voraussetzung wendete er sich mit der raschen Entschlossenheit, die alle seine Handlungen bezeichnete, eines Tages geradezu persönlich an Madame Tallien, die er allein in ihrem Boudoir überrascht hatte.

Die bildschöne Frau lag dort im reizenden Negligé auf dem Divan, so leicht gekleidet, daß ihre vollendeten Formen Felsenherzen hätten schmelzen können. Eine leichte Migraine gab ihr den Vorwand, die entzückende Kranke zu spielen. Bonaparte's Eintritt überraschte sie zwar, aber nicht unangenehm genug, um ihm die Thür zu weisen; ihre Eitelkeit fühlte sich damit geschmeichelt; sie sah in diesem Besuch einen neuen Triumph ihrer Schönheit, und beschloß in diesem Augenblick seine Leidenschaft aufs Höchste zu treiben, um ihn alsdann durch Versagung desto tiefer nieder zu schmettern. — Um desto größer mußte alsdann ihr Triumph vor der Welt sein.

Sie empfing ihn, ohne Ueberraschung zu zeigen, mit einem zweifelhaften Lächeln, das eben so gut für einen Vorwurf, wie für eine Aufforderung, sich nicht abschrecken zu lassen, gelten konnte.

„Der General Bonaparte," sprach sie, „scheint jedes Boudoir einer Dame für eine Festung zu halten, die man nur überraschen dürfe, um sie zu überrumpeln."

„Nicht jede, Bürgerin, denn bei den meisten

verlohnt es sich nicht der Mühe, den Eingang zu forciren, weil sie schon Chamade schlagen, sobald sich der Feind nur aus der Ferne sehen läßt."

„Hier möchten Sie leicht die Erfahrung vom Gegentheil machen, Bürger General!"

„Darauf bin ich gefaßt, schöne Bürgerin. Indeß habe ich beschlossen, meine Munition nicht nutzlos zu verschießen gegen die diamantnen Wälle einer unbesiegbaren Schönen; ich ziehe es daher vor, jenen blinden Parlamentair, der sich Cupido nennt, abzusenden, um eine Capitulation vorzuschlagen."

„Hahaha! jener Landstreicher Cupido hat schon lange keine Macht mehr über mich gehabt."

„Möglich, deshalb habe ich ihm als Aide de Camp Freund Hymen mitgegeben, einen Officier, dem es wenigstens nicht an Muth fehlt, sich in ein ungewisses Geschick zu stürzen, und der bei dem schönen Geschlecht beliebter sein soll, wenn er nahet, als wenn er dort sich einquartiert hat." —

„Wie soll ich das verstehen? Sie vergessen vielleicht, daß mein Gemahl — Tallien ....."

„Bereits anfängt," unterbrach sie Bonaparte mit unerschütterlicher Ruhe, „seinen Glücksstern erbleichen zu sehen, während der meinige im glanzvollen Aufgehen begriffen ist."

„Wie kann das hierher gehören?" —

„Ganz einfach, in großen Angelegenheiten des Lebens bleibe das Gefühl außer Frage. Also kurz und bündig, wie das meine Gewohnheit ist: Madame, der künftige Feldherr von Italien, der in weniger als zwei Jahren — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — durch ganz Europa berühmt sein wird, bietet Ihnen seine Hand mit dem Vorschlag, sich von dem Bürger Tallien scheiden zu lassen.“ —

„Wie — habe ich recht gehört?“ rief Madame Tallien im Tone der Entrüstung.

„Wie ich sprach, und ich habe nur noch eine schnelle, kurze und bündige Antwort zu wünschen.“

„Nun so hören sie denn — Nein, nein und in Ewigkeit nein — und ich erlaube mir hinzuzufügen, daß nur ein herzloser unverschämter Mann einer ehrbaren Frau solche Anträge machen kann.“

„Einer ehrbaren Frau — allerdings, das würde ich nicht gewagt haben, allein bei Ihnen, schöne Frau, glaubte ich in dieser Hinsicht nichts zu wagen. Ich gestehe daher offen, daß ich weniger mich selbst beklage als Sie, weil Sie nicht zu wissen scheinen, was Sie verlieren, indem Sie meine Hand ausschlagen.“

Stolz und kalt verneigte sich Bonaparte, und indem er als Sieger aus diesem kühnen Kampfe hervorging, ließ er die schönste Frau von Paris in dem ungewohnten Gefühl der tiefsten Demüthigung zurück.

Und dennoch, aber so ist das weibliche Herz, gerade dieser unbeugsame Trotz, dieses stolze Selbstvertrauen hatte einen Eindruck auf sie gemacht, wie noch nie die zartesten Huldigungen, woran sie gewöhnt war. Immer wieder und wieder fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn, daß sie an der Hand dieses Mannes, den ganz Paris schon anfing wie ein aufgehendes Meteor zu betrachten, weit länger ihre bisherige glänzende Rolle würde spielen können, wie an der Seite ihres kränklichen Gatten, der sich schon fast gänzlich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und dessen Vermögen in der neuern Zeit große Verluste erlitten hatte.

Doch nun war es zu spät — das Geschick Josephinens nahm den Lauf, den ihre Freundin von sich abgelehnt hatte.

Wir haben leider hier noch, der Geschichte vorauseilend, hinzuzufügen, daß der junge Corse alles eher hätte vergeben können, als eine Kränkung seines Stolzes. Als ein ächt corsischer Charakter, konnte er der schönen Frau diese ihr so sehr zur Ehre gereichende Weigerung nie vergessen. Später, als er Kaiser geworden war, verbot er seiner Gemahlin unbedingt, ihre alte Freundin bei sich zu sehen. „Wenn diese Frau gewollt hätte,“ gestand er ihr offen, „so würde sie jetzt an Deiner Stelle den Thron mit mir theilen, und wir würden artige Kinder haben.“

„Obgleich,“ fuhr er lächelnd fort, als er sah, daß sich Josephine dadurch verletzt sah, „ich es an ihr billigen muß, daß sie ihren Verpflichtungen treu blieb: so bleibt es doch immer verletzend für mich, daß sie weder für die Gegenwart noch für die Zukunft meinen Werth erkannte — glücklicher Weise,“ schloß er schmeichelnd, „bin ich für ihren Korb reichlich entschädigt worden, da diejenige, die sie in meinem Herzen ersetzte, sie in vieler Hinsicht noch weit übertrifft.“

Tallien selbst starb in dieser Zeit, nach dem Verlust seines ganzen Vermögens im tiefsten Elende, und Madame Tallien, die sich bei der Unbeständigkeit ihres Charakters schon früher von ihm hatte scheiden lassen, heirathete einen Prinzen von Chimay — der Pariser Volkswitz nannte sie la Princesse Chimaire. — So viel, der Zeit vorauseilend, — nun zurück zu unserer Geschichte.

Die übrigen Directoren, außer Barras, liebten Bonaparte nicht, der bei jeder Gelegenheit so entschieden auftrat und manche ihrer Regierungsmaßregeln mit einer so energischen Kürze tadelte, daß jene Männer, die vielleicht ihre politische Unbedeutendheit fühlten, dadurch in Schreck gesetzt wurden.

Einer von ihnen — eben der Letourneur de la Manche, von dem Bonaparte später einmal sagte: „Er

ist ein guter Mann; ich habe nichts von ihm zu fürchten," — sprach scherzend: „Der kleine Mann mit den ledernen Hosen wäre wohl im Stande die zweite Edition von Cromwell zu liefern, wenn man ihn nicht im Zaume hielte. Man muß ihn schachmatt machen und ihn mit einer fortdauernden Aufsicht umgeben."

„Ich übernehme es, ihn zu leiten," entgegnete Barras, mit der von allen Uebrigen anerkannten Ueberlegenheit, die ihn beinahe zum unbeschränkten Dictator Frankreichs gemacht hatte, „und Niemand wird erleben, daß dieser Bonaparte seine Instruction überschreitet. Es ist etwas mit ihm anzufangen, und wenn Ihr nicht damit zufrieden seid, so wird er sich Euch zum Trotz durch seine eigne Kraft erheben."

In der That vergaß auch der Beschützer keinen Augenblick seinen Protégé. Er ergriff die nächste Gelegenheit, von Carnot das Portefeuille des Kriegsministeriums zu übernehmen, um in dieser Eigenschaft seinen Schützling zum Obergeneral der Armee von Italien ernennen zu können, und so war denn endlich der Augenblick gekommen, wo er ihm die Erfüllung dieser seiner sehnlichsten Wünsche ankündigen durfte. — Barras verband damit noch eine andre Sorge für sein Glück.

„Bonaparte," sprach er an demselben Tage, als

diese Ernennung beschlossen war, zu ihm, „Sie haben der Welt bewiesen, daß es Ihnen nicht an militairischen Talenten gebricht; aber das genügt noch nicht, mein Freund, um Glück zu machen. Sie bedürfen auch noch des Vermögens, um mit dem Glanz auftreten zu können, der auf die Menge imponirt und damit großen Erfolgen das blendende Relief giebt. Sie müssen eine reiche Parthie machen. Hören Sie, ich werde Ihnen eine Frau verschaffen, die einen ausgezeichneten Rang bekleidet, eine Frau von guter Familie, beinahe in Ihrem Alter, noch sehr schön und reich genug, um Ihnen die Mittel zu geben, es noch mehr zu werden — mit einem Wort, es ist die Vicomtesse von Beauharnais. Bis morgen gebe ich Ihnen Bedenkzeit. Nun gehen Sie, aber vergessen Sie nicht, daß der Oberbefehl über die Armee von Italien einen Theil ihrer Mitgift bildet."

Dieser Oberbefehl war, wie wir wissen, seit langer Zeit der Gegenstand des Ehrgeizes Bonaparte's. Er sah damit den Schauplatz eines glänzenden Feldzuges, die Vorhalle eines großen Ruhms für sich geöffnet. Die Armee von Italien besaß schon ausgezeichnete Generale, mit denen sich etwas anfangen ließ und über die den Oberbefehl zu führen, einem jungen Mann, wie Bonaparte, zur höchsten Ehre gereichen mußte. Wir erinnern nur an Massena, der den Beinamen empfangen hatte: „Der Lieblingssohn des Sieges!" — Aber eben die-

ser General hatte es nicht verstanden, weder in den Pyrenäen, noch in Italien sich einen so glänzenden Ruhm zu erwerben, wie die junge Republik bedurfte, um die Welt zu überraschen und zu blenden.

Bonaparte kannte auch die Bestandtheile jenes Heeres, dessen Führung er übernehmen sollte; er wußte, daß es aus den begeisterten Franzosen der mittäglichen Provinzen des Landes zusammen gesetzt war, die vor keiner Gefahr, keiner noch so tollkühnen Unternehmung zurückbebten. Napoleon hatte mit Eifer die Topographie und Sitten Italiens studirt; er war sich bewußt, daß sein Vertrauen auf den Erfolg dieser kühnen Unternehmung auf gutem Boden beruhte. Auch Barras Vertrauen auf den jungen Mann war eben so wohl begründet. Er hatte gesehen, wie er vor Toulon einen ganz neuen Angriffsplan entwickelt hatte; er war am 9. Vendemiaire Zeuge seiner Energie in Paris gewesen, und gerieth daher keinen Augenblick in Erstaunen, als ihm der junge General Bonaparte einen Feldzugsplan für die rapide Eroberung von Italien überreichte, der an Genialität alles übertraf, was bis jetzt die erfahrensten Feldherrn jemals gekannt hatten.

Es war übrigens keine Frage, daß Bonaparte sich für eine Vermählung entschied, welche den so ersehnten Oberbefehl als Brautgabe mitbrachte. Auch hatten genauere Beobachtungen ihn über Josephinens ~ hältni

zu Barras einigermaßen beruhigt, und die jetzt mit erneuter Kraft erwachte Leidenschaft für die liebenswürdige Josephine vollendete den Sieg eines Entschlusses, den unter allen Umständen sein Verstand billigen mußte. Seine Ungeduld war so groß, daß er kaum den folgenden Tag erwarten konnte, um seinem Gönner diesen Entschluß zu verkündigen, und ihm seinen wärmsten Dank zu sagen. Von da wollte er sich sogleich in das Hôtel der Frau von Beauharnais begeben, um mit soldatischer Raschheit und Freimüthigkeit seine Werbung um ihre Hand anzubringen. „Gemach, mein junger Freund," unterbrach ihn der Präsident des Directoriums, „diese Frau ist keine gewöhnliche Erscheinung; es bedarf dazu einer Vorbereitung und diese übernehme ich noch heute. Morgen um diese Zeit werden Sie erfahren, ob ich glücklich gewesen bin in meinen Bemühungen." —

Welche Nacht der Unruhe durchlebte Bonaparte? Wenn in der Nacht vor einer Schlacht sein Schlaf kurz, aber fest und ruhig war: so hatte er in dieser Nacht keinen Augenblick Schlummer. Die Stille und Einsamkeit, die sein Lager umgab, war geeignet, das Spiel seiner Phantasie ins Ungeheure zu vergrößern. Sowohl das Glück, das er an Josephinens Seite zu erleben hoffte, als auch die Furcht, daß sie gleich der Madame Tallien seinen Werth nicht erkennen würde, und seine Hand ausschlagen werde, steigerte sich mit

jeder Minute mehr und mehr ins Riesengroße, und peinigte den sonst in allen Fällen so entschlossenen Mann unaufhörlich.

Indeß hatte Barras schon Abends vorher über diesen delicaten Gegenstand mit Josephinen geredet; wir werden sehen, mit welchem Erfolge.

„Madame," sprach Barras zu Josephinen unter vier Augen, „ich erlaube mir, Ihnen einen äußerst vortheilhaften Vorschlag zu machen. Seit langer Zeit beschäftigen Sie sich blos mit den Angelegenheiten Andrer; es wird aber an der Zeit sein, daß Sie anfangen, sich mit den Ihrigen zu beschäftigen. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen den kleinen Bonaparte, den ich zum Obergeneral von Italien ernennen werde, zum Ehegemahl präsentiren würde? ich denke, er soll mir Italien erobern und Ihnen den Rang der ersten Dame von Frankreich." —

„Wo denken Sie hin?" rief Josephine entrüstet; „der Vorschlag ist rein aus der Luft gegriffen!" — Die Parthie war durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

„Nun, überlegen Sie es," versetzte Barras mit seinem feinen, oft sarkastischen Lächeln; „Bonaparte ist gerade der Mann, der Ihnen ein schönes Land, das ich ihm zu erobern überlasse, zu Füßen legen wird. Er ist ein Corse von Geburt und Charakter,

und ist folglich ehrgeizig; er brennt vor Begierde, sich einen großen welthistorischen Ruhm als Eroberer zu gewinnen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß es ihm nach wenigen Jahren gelungen sein wird. Durch eine Verbindung mit Ihnen macht er sich einen Namen, und Sie werden eine Stütze an ihm finden; denken Sie an mich, Madame: der junge Corse wird weiter gehen, als menschliche Berechnungen nur für möglich halten, besonders wenn ihm das Glück zu Theil wird, sich mit einer so guten und liebenswürdigen Gefährtin zu vermählen. In Wahrheit, Madame, ich habe gefunden, daß dieser kleine Mann, der verspricht, gar bald ein großer zu werden, alle Eigenschaften besitzt, sowohl in Beziehung auf sein öffentliches, als auf sein häusliches Leben, um Ihrer würdig zu erscheinen. Er zeigt in der That keinen einzigen Fehler, der einen vernünftigen Einwand gegen eine solche Verbindung begründen könnte. Temperament, Manieren, Talente, guten Ruf, mit einem Wort, Alles besitzt er, was das Herz einer Frau nur wünschen kann." —

„Alles," unterbrach ihn Josephine, „was das Herz einer Frau nur fürchten kann."

„Fürchten? — und was denn?" — und damit begann Barras ein Gemälde von glänzenden Hoffnungen, die Bonaparte's Kriegsglück und Ruhm erwecken

sollten, aufzurollen; aber der Krieg ist es nicht, was die Phantasie einer Frau, die der Liebe bedarf, um sich glücklich zu fühlen, anziehen kann.

Eben der zuversichtliche Ton Bonaparte's, und seine übertriebenen Ansprüche, warfen in Josephinens Augen mehr als einen Schatten auf seinen Charakter. Je mehr sie sich aller Einzelheiten ihrer Gespräche mit ihm erinnerte, um so mehr Sonderbarkeiten glaubte sie in seinem Charakter zu entdecken; so glaubte sie endlich eine Abneigung gegen ihn zu empfinden, die sie bewog, Barras Anträge entschieden abzulehnen.

Wer war unglücklicher, als Bonaparte? Indeß hatte sich sein Verdruß über diesen Korb nicht in Haß aufgelöset, wie der über den, ihm von Madame Tallien ertheilten; im Gegentheil erwachte seine Liebe eben durch diese Hindernisse zu immer heißern Flammen. Er suchte Josephinen auf, wo es sich nur immer thun ließ, und setzte mit stummen, aber doch so beredten Huldigungen die Bewerbungen fort, in denen er beschlossen hatte, um jeden Preis zu siegen.

Allein Josephine vermied es von jetzt an, das Haus der Madame Chateau Regnault zu besuchen, Bonaparte aber schien es stets ausgekundschaftet zu haben, wohin sie sich begab, und fast überall traf sie ihn, wo sie ihn oft am wenigsten erwartete, so auch einigemal bei Madame

Tallien, deren Haus er nach jener Scene sicher gemieden haben würde, wenn er nicht gehofft hätte, dort den Gegenstand seiner Zuneigung zu finden.

Um seiner Zudringlichkeit zu entgehen, entschloß sich Josephine, ihre Freundin ins Vertrauen zu ziehen und sie erzählte ihr von Bonaparte's Bewerbung und Barras Verwendung dafür. — Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie von Madame Tallien folgende Antwort erhielt:

„Meine theure Josephine, hören Sie mein Geheimniß! Ich selbst hatte mich theils durch eine flüchtige Neigung, theils durch Dankbarkeit in der Wahl eines Gatten leiten lassen und seine Ergebenheit, so wie der Einfluß, den ich auf seine amtliche Wirksamkeit gewonnen hatte, würden mich in meinen eignen Augen herabsetzen, wenn ich der Stimme des Ehrgeizes hätte Gehör geben wollen. Indeß will ich es Ihnen nicht sagen, aus welcher Quelle mir Vorschläge zugegangen sind, welche diesen meinen Grundsätzen schroff entgegen traten; nur so viel mögen Sie wissen, daß Personen, welche Theilnahme für mich vorgeben, mir rathen, den Mann zu verlassen, an welchen mich das Schicksal knüpfte, um mich mit der aufgehenden Glückssonne jenes modernen Chevert zu verbinden. Nehmen Sie es daher als einen Beweis meiner Freundschaft an, wenn ich Ihnen rathe, das Anerbieten, welches Ihnen gemacht wurde, nicht auszuschlagen. Hier sind nur zwei

Fälle möglich: entweder gewinnen Sie aufrichtige Zuneigung für den General, den Ihnen Barras bestimmte, und dann leidet Ihr Glück keinen Zweifel; oder ihre Verbindung bleibt eine conventionelle, ohne Neigung, und dann würde wenigstens die glänzende Laufbahn, die er beginnt, zum Glück Ihrer Kinder und folglich auch mittelbar zu dem Ihrigen beitragen. Die Empfindungen der Dankbarkeit würden dann in Ihrem Herzen das Gefühl der Liebe ersetzen."

Solche Vorstellungen von einer Frau, die bei manchen kleinen gegenseitigen Eifersüchteleien Ihrem Herzen doch immer noch so unendlich theuer war, mußten nothwendig ernsthafte Ueberlegungen von Josephinens Seite zur Folge haben. Noch immer besorgte zwar Josephine von der Verbindung mit einem Manne, dessen schroffes Wesen und unternehmender Charakter so offen zu Tage lag, eine traurige Zukunft; dachte sie aber an die Vortheile, die daraus für ihre geliebten Kinder hervorgehen konnten: so verschwanden sogleich alle persönlichen Rücksichten und Abneigungen. Es trat noch hinzu, daß Josephine es liebte, in glänzenden Verhältnissen zu leben; sie sah in dieser Verbindung sich umgeben von Huldigungen, die sie so lange entbehrt hatte: durch solche Betrachtungen konnte sie dahin kommen, auf Augenblicke bei diesen Aussichten sich glücklich zu fühlen.

Indeß fuhr sie noch eine Zeit lang fort, sich gegen

ihre Freundin zu vertheidigen; aber bald hatte diese alle ihre schwachen Einwürfe widerlegt und in eben dem Maße verminderte sich das Mißbehagen, das sie bei den Bewerbungen Bonaparte's empfunden hatte. Bald fing sie an, einen eigenthümlichen Reiz in seiner Unterhaltung zu finden, und nach und nach ließ sich ihr Herz überwältigen; sie willigte endlich ein in eine Verbindung mit dem Helden, der einst so viele Nationen unter seinen Zepter vereinigen sollte. —

Bonaparte erhielt aus ihrer theuren Hand das Decret des Directoriums, das ihm den Oberbefehl über die gegen Italien operirende Armee übertrug und die Verlobung zwischen beiden wurde in aller Stille abgeschlossen. Selbst ihre Heirath sollte vorerst noch ein Geheimniß bleiben, um die stolzen aristokratischen Verwandten der Braut nicht zu verletzen, die es ihr nie verziehen haben würden, sich mit einem Parvenü der Revolution verbunden zu haben, bis erst der Glanz seines Ruhms die vergelbten Pergamente des ältesten und höchsten Adels Frankreichs verdunkelt haben würde.

Indeß war die Neigung zwischen Beiden immer inniger geworden. Und wie dieser Heros unsres Jahrhunderts lieben konnte, bezeugen nachstehende beiden Briefe aus jener Periode.

Eines Abends hatte sich Josephine in einer trüben

Ahnung merken lassen, daß sie glaube, er liebe sie nicht um ihrer selbst willen, sondern aus andern Rücksichten, eine Besorgniß, die eben durch den Umstand, daß sie ihm Reichthümer und die ersehnte Stellung als Obergeneral zugebracht hatte, nur zu sehr gerechtfertigt erschien, da erhielt sie am nächsten Morgen von Bonaparte nachstehenden Brief „vom 24." (ohne Monat und Jahreszahl) „Morgens 9 Uhr" datirt.

„An Madame Bonaparte!

Ich habe Sie verlassen, eine peinliche Empfindung mit mir tragend. Sehr traurig habe ich mich nieder gelegt. Es scheint mir, daß die Achtung, die meinem Charakter gebührt, die schlimme Meinung von mir abwenden müßte, die Sie gestern nach ihrer letzten Aeußerung so aufgeregt hatte. Wenn in der That diese Meinung in Ihrem Geiste die herrschende bliebe, so würden Sie sehr ungerecht sein, Madame, und ich sehr unglücklich.

Sie haben also wirklich gemeint, daß ich Sie nicht um Ihrer selbst willen liebte? Um was sonst? Ah, Madame, dann müßte ich mich sehr verändert haben! Eine so niedre Gesinnung, würde sie Raum finden können in einer so reinen Seele? Noch bin ich darüber erstaunt; weniger noch über die Gefühle, die mich bei meinem Erwachen ohne Groll und ohne Willen zu Ihren Füßen zurückführten. — O gewiß, es ist unmöglich, sich schwächer und mehr herabgewürdigt zu sehen, als

ich es bin. Welche wunderbare Macht besitzest Du, unvergleichliche Josephine? Ein einziger Deiner Gedanken vergiftet mein Leben, zerreißt meine Seele durch den innern Zwiespalt meines Willens; aber ein stärkeres Gefühl, eine düstere Stimmung führt mich zurück und läßt mich dadurch nur noch schuldiger erscheinen. — O ich fühle es wohl, wenn wir Streit mit einander haben, so müßte ich zuvor mein Herz und mein Gewissen unfähig machen, darüber zu entscheiden. — Ah, Du hast beides verführt, denn beide gehören Dir zu eigen.

Du indeß, mio dolce amor, Du hast gut geruhet. — Hast Du wohl nur zweimal an mich gedacht? — Ich gebe Dir drei Küsse: einen auf Dein Herz, einen auf Deinen Mund und einen auf Deine Augen. —

Bonaparte."

Und als er kurz vor seiner Vermählung eine dreitägige Reise in Dienstangelegenheiten machen mußte, schrieb er ihr in der zärtlichsten Sehnsucht auf dieser Reise:

Canceau, den 24. Abends 6 Uhr.

„An die Bürgerin Beauharnais!

Ich habe Dir von Chatillon geschrieben [illegible] hatte Dir eine Vollmacht beigelegt, um gewisse [illegible]en zu holen, die mir noch zukommen.

[illegible]er Augenblick entfernt mich [illegible] von Dir,

angebetete Freundin, und in jedem Augenblick finde ich weniger Kraft in mir, diese Entfernung von Dir zu ertragen. Du bist für immer der Gegenstand meiner Gedanken. Meine Einbildungskraft erschöpft sich in Vermuthungen, was Du wohl so eben vornehmen möchtest. Wenn ich in meinen Gedanken Dich traurig sehe, so fühlt sich mein Herz zerrissen und mein Schmerz gesteigert. — Bist Du heiter, treibst Du Scherz mit Deinen Freunden, so möchte ich Dir vorwerfen, den Schmerz einer dreitägigen Trennung vergessen zu haben. Du bist bisweilen so leichten Sinnes und dann wieder von einem so tiefen Gefühl durchdrungen. Wie Du siehst, bin ich nicht leicht zufrieden zu stellen; aber meine gute Freundin, es ist eine ganz andre Sache, wenn ich fürchte, daß Deine Gesundheit verletzt ist, oder wenn ich besorgen muß, daß Du Grund hättest, bekümmert zu sein, und ich könnte ihn nicht errathen; o dann möchte ich die Schnelligkeit beklagen, womit ich mich von Dir, mein Herz, entfernen mußte..... Wenn man mich jetzt fragte, ob ich wohl geschlafen habe, so fühle ich, daß ich, um antworten zu können, erst einen Courier von Dir erwarten müßte, der mir Nachricht bringt, wie Du geschlafen hast....... Möge mein Genius, der mich stets in den größesten Gefahren schützend umschwebt hat, sich nunmehr Dir zuwenden und mich dafür verlassen. — Ach! sei nicht heiter, aber ein wenig melancholisch. Und

dennoch wünsche ich, daß Deine Seele frei sei von Kummer, wie Dein Leib von Krankheit. Du weißt, was darüber unser guter Ossian singt.

Schreib mir wieder, meine gute Freundin, aber einen recht langen Brief, und empfange die tausend und einen Küsse der zärtlichsten und aufrichtigsten Liebe

Deines

Napoleon Bonaparte."

Nur wenige Tage noch waren dem Oberfeldherrn von Italien vergönnt, seine Vorbereitungen zur Reise zu treffen, und dadurch bedrängt mußten die Liebenden auch ihre Vermählung beschleunigen.

Der 2. März 1796 sollte der Tag sein, der Beide durch den Civilact, ohne kirchliche Einsegnung, die damals nicht stattfinden durfte, für Eheleute erklärte. — Es war ein solcher Civilact nichts als ein bürgerlicher Contract, vor dem Maire des Arrondissements und vier Zeugen aufgenommen, worin beide Theile erklärten, mit einander im Stande der Ehe leben zu wollen. In der Regel mußte dieser auf dem Stadthause aufgenommen werden, indeß um das Geheimniß dieser Verbindung noch einige Tage bewahren zu können, hatte Barras die Dispensation ertheilt, daß der Civilact in der Wohnung der Bürgerin Beauharnais aufgen[illegible]n werden solle. —

Es war verabredet, daß diese feierliche Handlung um sechs Uhr Abends stattfinde.

Schon einige Minuten früher hatte sich Josephine, von ihren beiden liebenswürdigen Kindern begleitet, in den kleinen runden Salon ihres Hôtels begeben, um die Zeugen, den Maire und vor allen den Bräutigam zu erwarten. Sie war einfach bräutlich geschmückt, wie es sich für eine junge Wittwe geziemt, die aus Liebe zu ihren Kindern eine zweite Ehe eingeht. — Alsbald erschienen die berufenen Zeugen: der Präsident Barras, in seinem phantastischen Directorialkostüm; der Hauptmann Commarries, Adjutant des neu ernannten Obergenerals, der gewandte Tallien, und der bereits bejahrte pedantische Camalat, der mit vieler Feierlichkeit die Ehestiftung entfaltete, die er zur Regulirung der Vermögensverhältnisse aufgesetzt hatte. — Endlich traf auch der Maire Leclerq ein, und nichts fehlte mehr, um den Act zu beginnen, als die Hauptperson dieses Dramas, der Obergeneral Bonaparte.

Schon im ganzen Verlauf dieses Tages hatte er sich nicht bei Josephinen sehen lassen, und diese wurde mit jeder Minute unruhiger. Eine Stunde nach der andern verging im vergeblichen Harren, ein Diener nach dem andern wurde fortgeschickt, um den Bräutigam zu beschwören, seine Ankunft zu beschleunigen, indeß jeder kehrte, ohne ihn gefunden zu haben, zurück.

In der That war Josephine einer Ohnmacht nahe. Sie glaubte, wie wir wissen, an Prophezeiungen; eben so sehr auch an böse Vorzeichen. Sie bedurfte aller ihrer Seelenstärke, um in dieser peinlichen Lage nur noch einigermaßen Fassung zu behalten.

Schon war 9 Uhr Abends vorüber. Es war der Thee servirt, aber alles Gespräch war längst einem düstern Schweigen gewichen. Einzelne Ausrufungen der Ungeduld waren kaum hörbar, weil Jeder fühlte, daß man doch die Sache um keine Minute damit beschleunigen werde.

„Welch ein Unglück!“ rief Josephine endlich in Thränen ausbrechend; „ich habe es immer geahnet — er hat mehr Herz für seine Feinde als für seine Gattin!“ —

„Verehrte Bürgerin,“ nahm jetzt der Notar das Wort, „ich gebe mir die Ehre zu bemerken: das Herz kommt bei solchen Ehecontracten durchaus nicht in Frage, es ist das Vermögen und die Erbschaft, die hier auf dem Spiel stehen. Setzen wir den Fall, was der Himmel in Gnaden abwenden wolle, die Alternation, in der Sie sich gegenwärtig im vollen Rechte befinden, zöge Ihnen in diesem Augenblick einen Schlagfluß zu, so würde der Bürger-General für eine Verspätung von vielleicht fünf Minuten den maritalischen Nießbrauch auf Ihr schönes Vermögen und die noch schönere Hoffnung, Sie einst zu beerben, verloren haben. — Was sagen Sie

zu diesem Raisonnement?" fragte er am Schluß mit der Genugthuung eines Redners, der dafür eine Belobung erwartet.

„Daß Sie wo möglich noch herzloser sind, als Bonaparte," entgegnete Josephine, indem sie ihm den Rücken wendete.

Barras suchte sie zu trösten. „Die neuen Dienstverhältnisse eines Obergenerals der Armee von Italien," sprach er, „nehmen die Zeit dieses angehenden Feldherrn so sehr in Anspruch, daß es ihm Ehre macht, wenn er den Muth hat sein eignes Glück zu verzögern, um das der Republik zu fördern.

„Und," setzte Tallien mit galanter Delicatesse hinzu, „der nur den Ruhm liebt, um ihn einst seiner angebeteten Gattin zu Füßen legen zu können."

„O leidiger Trost!" rief Josephine; „eine Frau wird nie begreifen, daß es eine höhere Pflicht giebt für ihren Gatten, als ihr gefällig zu sein und einen höhern Ruhm, als diese Pflicht zu erfüllen. — Ich sehe voraus, er fängt früher an, mich zu vernachlässigen, was wird geschehen, ist er meines Besitzes erst gewiß! — Wenn er nicht binnen fünf Minuten hier erscheint und kniefällig Abbitte thut, so schwöre ich ....."

„Schwören Sie nicht, schöne Frau," unterbrach sie Barras mit seinem sarkastischen Tone, „den Schwur,

der Ehe zu entsagen, hat noch nie eine Frau gehalten."

„Sie sind ein Spötter," entgegnete Josephine; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Augenblick über zehn Minuten mehr warten werde."

„Ich eben so wenig," bemerkte der Maire Leclerq mit halblauter Stimme.

„Nun und dann . . . .?" lächelte Barras.

„Dann," entgegnete Josephine mit reizender Befangenheit, „werde ich den Herrn Maire bitten, noch etwas länger zu warten."

So verging die Zeit bis zehn Uhr Abends. Jede Minute schien die Länge einer Stunde zu haben. Endlich öffnete der Kammerdiener rasch beide Thürflügel und Bonaparte trat ein. —

Die Erscheinung dieses Mannes hatte damals schon etwas Imponirendes, obgleich seine Figur nicht groß war. Sein dunkles italienisches Gesicht mit dem classischen Profil war in der Regel kalt wie Eis; aber wenn es sich belebte, war sein Lächeln unwiderstehlich anziehend. Und mit diesem anmuthigen Lächeln trat er jetzt, nachdem er die Gesellschaft leicht gegrüßt hatte, auf Josephine zu.

„Ja Madame," redete er sie an, ohne sich mit einem Wort wegen seiner Verspätung zu entschuldigen, „ich schwöre Ihnen, ein zweiter Vater Ihrer

Kinder sein zu wollen. Sie sollen nie Ursache haben, Ihre Wahl zu bereuen. Dem Fluche der Nachwelt sei der von uns Beiden verfallen, der es versuchen könnte ein Band zu trennen, das durch Achtung, Freundschaft und Liebe geknüpft sein wird. — Ich verdanke Ihnen viel," fuhr er fort, indem er auf ihre Mitwirkung für seine Ernennung zum Obergeneral hindeutete, „aber ich will den Kopf dabei verlieren, oder man wird mich größer werden sehen, als man sich bis jetzt träumen lassen mag."

Er umarmte darauf den liebenswürdigen Eugen und die zarte Hortense, und hatte das Herz ihrer Mutter gewonnen. Ihre Versicherungen entsprachen den seinigen, und als Beide mit den Zeugen vor den Maire hintraten, um den Ehecontract abzuschließen, hielt sich Josephine für die glücklichste aller Frauen.

Barras hatte ihr noch eine angenehme Ueberraschung bereitet. Als der Advokat und Notar die entworfene Ehestiftung vorlas, nannte er auch unter den verschiedenen Vermögenstheilen, welche Josephine ihrem Gatten zubrachte, das Lustschloß Malmaison, welches das Directorium ihr als Entschädigung für die Güter ihres verstorbenen Gemahls, welche ihr noch nicht hatten zurückgegeben werden können, auf Barras Antrag zur Dotation geschenkt hatte.

Noch wurde Manches besprochen über die Maßre-

gel der Geheimhaltung, bis Bonaparte erst sich einen Namen gemacht haben würde, der höher stehe als jeder Adelsbrief.

„Das wird nur wenige Wochen dauern," versetzte Napoleon, und nachdem alle Formalitäten der eingegangenen Civilehe vollzogen waren, zog sich Bonaparte zurück an der Hand seiner geliebten Gemahlin.

Nur noch zwei Tage Frist war ihm gelassen, um die Rosentage der jungen Ehe zu genießen, alsdann aber mußte er zur Armee abgehen.

In dieser Zeit war Napoleon indeß so überhäuft mit den Vorbereitungen zu seinem italienischen Feldzuge, daß er seiner Gattin, so sehr er sie auch liebte, stets nur flüchtige Minuten schenken konnte.

Doch genügten ihm diese wenigen Augenblicke schon, um immer mehr die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Lebensgefährtin zu erkennen; sie war sanft, liebenswürdig, zuvorkommend, unterwürfig, hingebend, aufmerksam auf die noch so leise angedeuteten Wünsche ihres Gatten. Die Frische ihres Aussehens strafte ihr Alter Lügen. Aus einer unter solchen Umständen wohl verzeihlichen Eitelkeit hatte sie, um ihr wirkliches Alter noch mehr zu verbergen, der Municipalität den Taufschein einer fünf oder sechs Jahre jüngern Schwester, die längst verstorben war, für den ihrigen vorgelegt. Sie hatte

gefürchtet, die Liebe ihres jüngern Gatten zu verlieren, wenn er erfahren sollte, daß sie bereits drei und dreißig Jahre alt sei. Bonaparte war erst sieben und zwanzig Jahre, als er sich vermählte und die Bahn seines Ruhms betrat. Als er aber später diese kleine Kriegeslist der Eitelkeit seiner Gattin erfuhr, hat er sich darüber noch in seiner Verbannung auf St. Helena sehr stark ausgesprochen: „Es war," sagte er, „ein sehr schwerer Unterschleif, ein Betrug, der die Nichtigkeit der Ehe hätte zur Folge haben können!"*)

Am Abend vor seiner Abreise befand er sich wohl eine Stunde vor dem Schlafengehen bei seiner Gattin, wo sich eine Scene ereignete, die leicht den Frieden der jungen Ehe hätte stören können.

Um diese Zeit erhielt Napoleon einen Brief aus Josephinens Händen, der an sie abgegeben war, weil man ihren Gemahl, der in Geschäften abwesend war, nicht hatte finden können. Sie hatte gesehen an der Adresse, daß er von weibli[illegible] Hand geschrieben war, und gezittert vor Eifersucht [illegible]d Begierde, das Geheimniß zu ergründen. Indeß zu [illegible]edel von Gesinnung, um in einem solchen Falle den Brief indiscret zu eröffnen,

---

*) Nach der Urkunde ihrer Heirath mit Napoleon war sie geboren am 25. Juni 1767, in Wahrheit aber schon am 24. Juni 1763; Napoleon aber erst am 15. Au[illegible] 69.

beschloß sie, ihr Geschick vertrauend in Napoleon's Hand zu legen. Sie übergab ihm den Brief uneröffnet, ohne ein Wort weiter zu sagen, als daß er durch ein Versehen in ihre Hände gekommen sei; indeß verrieth ihm ihre Niedergeschlagenheit und die fast zitternde Stimme, daß sie ein unglückseliges Geheimniß dahinter ahne.

Napoleon erkannte die Handschrift sogleich und verfärbte sich. Einige Augenblicke schien er zweifelhaft zu sein, ob er ihn lesen oder ohne Weiteres ins Feuer werfen solle. Endlich entschloß er sich, den angeregten Verdacht durch offnes Vertrauen zu entkräften. Er öffnete den Brief und übergab ihn ungelesen an seine überraschte Gattin.

„Da lies Du selbst, geliebte Josephine. Unter Gatten muß unbedingtes Vertrauen herrschen; die Vergangenheit muß mit dem Moment der Vermählung abgeschlossen werden. Es ist besser, Du empfängst damit eine Wunde, die durch meine Liebe und mein Vertrauen wieder heilen wird, als jene unheilbare Wunde des Mißtrauens und der Eifersucht, die Frauen so unglücklich macht. Lies, und ich werde Dir eine Geschichte aus meinem frühern Privatleben dazu erzählen."

Josephine las, wie folgt.

„Napoleon, meine einzige, erste und letzte Liebe! kaum erfuhr ich Deine Erhebung zum Obergeneral der Armee

von Italien, so eilte ich von Toulon nach Paris, um das Glück des Mannes zu theilen, dem ich im Unglück mich angeschlossen hatte. Wir waren geschieden, ohne uns ein ewiges Adieu zu sagen. Warum uns nicht wiedersehen, nachdem mich die Liebe aus Amerika nach Frankreich zurückgeführt hatte. Allein kaum in Paris angekommen, erfuhr ich Deine Vermählung! Ich mache Dir, der Du mir Treue geschworen hast, keine Vorwürfe kleinlicher Eifersucht. Im Gegentheil, ich billige Deinen Entschluß, weil ich Dich zu uneigennützig liebe, um dem Glanz Deiner Laufbahn entgegen treten zu wollen. Ziehe hin in Frieden, und die Gattin Deiner Wahl möge Dich beglücken und Deiner werth sein. — Fern bleibe mir der Gedanke, die Geliebte des Gatten einer andern Frau sein oder eine Ehe stören zu wollen, die mich unglücklich macht. Wenn Du diesen Brief empfängst, befinde ich mich schon auf der Reise nach Toulon, um nach der andern Hemisphäre zurückzukehren; Dein Ruhm wird auch in jene Welt hinüber schallen, und die letzte Freude sein Deiner armen Charlotte."

In einer Nachschrift sagte sie: „Ich kann nicht scheiden, ohne Dir noch den letzten guten Rath zu ertheilen." Der Brief selbst hatte ihn aufs tiefste bewegt. Die Nachschrift aber seinen Zorn aufgeregt. „Halt," rief Bonaparte, indem er Josephinen den Brief entriß, „daran erkenne ich sie, an dieser Bevormundung, der der Ol

general der großen Armee längst entwachsen ist. Ich werde fortan keine andre Rathgeberin haben, als meine Josephine!"

Damit schleuderte er den zusammengeknitterten Brief auf den Boden, und warf sich in Josephinens Arme.

„Nur von Dir, meine Freundin, werde ich künftig Rath annehmen, denn Du bist eins mit mir; Deine Seele ist die meinige, und meine ist in die Deinige übergegangen. Nun aber wird es Zeit sein, daß ich Deine Neugier befriedige über dieses unglückselige Verhältniß meiner Vergangenheit. — Ich bin nicht Deine erste Liebe, und Du wirst nicht erwarten, daß Du meine erste seist. Hinweg mit Allem, was hinter uns liegt, und damit es ein für allemal abgethan sei, höre meine Beichte."

Und nun begann Napoleon seine Erzählung; er erzählte gern und gut, und dann war es seine Gewohnheit dabei, mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und nieder zu gehen, und nur in entscheidenden Momenten stehen zu bleiben, und einen durchbringenden Blick auf seine Zuhörer zu werfen, um die Wirkung seiner Erzählung zu beobachten. — So auch hier. Josephine saß in halb liegender Stellung auf den schwellenden Polstern des Divans. Sie hörte mit der gespanntesten Aufregung zu, und immer mehr richtete sie sich auf. Als ihr Gatte seiner Liebe für diese Charlotte erwähnte,

klopfte ihr Herz hörbar. Ja es gab Augenblicke, wo sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Doch wenn Bonaparte eine Pause machte, so bat sie ihn fortzufahren, und er that es mit jener grausamen Ruhe, womit ein Feldherr jeden Sieg Schritt vor Schritt weiter verfolgt.

„Marseille," begann Napoleon zu erzählen, „war der Herd der Revolution, als ich mich dort befand, und diese hatte mir die Mittel geboten, mich bekannt zu machen, indem ich die Massen durchbrach. Ich warf mich in die politischen Klubbs, und zog dort Aller Blicke auf mich. Ich diente damals nicht mehr in der Artillerie, gehörte nicht einmal mehr zur Armee; ohne Vermögen, ohne Empfehlung, ohne Beschützer wünschte ich mir den Tod, indeß verzweifelte ich nicht.

In dieser Zeit war in Corsica Paoli zur Herrschaft der Insel gelangt. Meine Familie war von dort vertrieben, und wohnte in Marseille im Hause eines reichen Negocianten, Namens Clary. — Von Rache erfüllt gegen den Feind meines Hauses, entwarf ich ein Memoire über die Mittel und Wege, Paoli zu unterwerfen und den Aufstand in Corsica zu dämpfen. Ich sandte diesen Aufsatz ans Directorium. Er machte Aufsehen und hatte Erfolg. Ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, diesem stolzen Machthaber, der

mich und die Meinigen verfolgt hatte, wissen zu lassen, daß ich es war, der ihm damit den Untergang bereitet hatte.

Indeß das corsische Blut ist eben so stark in der Liebe, wie im Haß, und kaum den Jünglingsjahren entwachsen, bleibt das Herz eben so empfänglich für die süßesten Gefühle, wie für die stolzesten der Ehrsucht. — Genug der Reflexionen! — auf der Vorderseite des Hauses, worin meine Familie wohnte, hatte eine gewisse Charlotte M*** einige elegante Zimmer im Besitz. Sie war 26 Jahre alt, aus St. Domingo gebürtig, Tochter einer Französin, die schon seit vier Jahren todt war, und eines amerikanischen Schiffskapitains, der stets auf Seereisen ihr jene Freiheit ließ, aus welcher sich eine große Selbstständigkeit des Charakters zu entwickeln pflegt.

Charlotte hatte übrigens eine gute Erziehung erhalten; indeß verband sie damit Lebensansichten und Grundsätze, die nicht gewöhnlich zu sein pflegen in ihrem Geschlecht. — Ihr Wuchs war elegant und wohlgebildet. Sie war nicht gerade schön, aber hatte den Kopf einer Römerin; ihre Augen waren voll südlichen Feuers, und ihre Züge voll Leben und Beweglichkeit. Das erste Mal, als ich Sie bei Herrn Clary sah, fand ich sie entzückend und ich muß gestehen: hätte ich nicht das größere Glück empfangen, Dich zu besitzen, meine Jo-

sephine, so würde ich glauben, es sei unmöglich, zwei Charaktere zu finden, die sich einander besser hätten verstehen können, als Charlotte und ich.

Der Styl ihrer Rede war entschieden, dreist, blumenreich und sententiös, alles mit Metaphern und neugemachten Worten durchwebt. — So äußerte Sie einst gegen mich: „Sie sind ein Mann der Routine; aber ich habe zehnmal mehr Gedanken, als Ihre arme Sprache nur Worte besitzt. Wenn diese mir nicht genügen, so muß ich andre erfinden; was Sie mir heute als Sprachfehler vorwerfen, wird in einem Jahrhundert eine Schönheit sein."

Und wenn ich um Erlaubniß bat', sie besuchen zu dürfen, antwortete sie: „Wer hindert Sie daran?" — „Sie sind allein!" — Bedarf ich etwa der Aufsicht?" — „Aber das Publikum!" — „Das Publikum ist voll Thorheit. Fordern wir die öffentliche Meinung nicht heraus; aber sein wir auch nicht ihre Sclaven." —

Ich wagte es von Liebe mit ihr zu reden. Charlotte, dieses charakterfeste Mädchen kannte noch nicht die Entzückungen, welche diese Leidenschaft gewährt; indeß entzog sie sich der Zärtlichkeit ihres Freundes nicht, und bald hatte dieses Gefühl ihr ganzes Wesen durchdrungen. Aber Charlotte bedurfte eines Geliebten, der sich von allen andern Männern unterschied. Sie sprach zu mir vom Ehrgeiz und Ruhm und drang in mich, die

abgebrochene militairische Laufbahn wieder zu betreten. Sie schilderte mir den Zustand von Frankreich, wie er nicht günstiger sein kann für Leute, die ihr Glück in der Politik machen wollen. Ihre Ideen waren zu sehr aus meiner Seele gesprochen, um vieler Worte zu bedürfen sie mir verständlich zu machen; es waren meine eignen Pläne, die sie vor meinen Augen aufrollte.

Sie verschaffte mir die Bekanntschaft mit Salicetti, dem meine Familie und mein Ruf nicht unbekannt war, und dieser führte mich bei Barras ein, welcher damals en mission vom Convent sich in Marseille befand. Barras war damals gerade beschäftigt, ein Corps von 30,000 Mann allein im Departement de Var zu errichten, und dabei trat ich in die Artillerie wieder ein.

Meine Familie lebte in jener Periode zu Marseille in sehr beschränkten Umständen, und selbst meine Schwestern entgingen der Verläumdung nicht. Nur Caroline hatte es ihrer zarten Jugend zu danken, daß ihr Ruf unverletzt blieb. Lucian war Lehrer in einer Pensionsanstalt, Joseph nach seiner Rückkehr von Parma war als Clerc (Schreiber) bei einem Notar eingetreten, Jerôme besuchte noch die Schule und Louis machte Verse. — Lucian's Liebesgeschichten gehören hier nicht her; sie endeten mit der Heirath der Tochter eines Aubergisten, womit meine ganze Familie, wie ich selbst, unzufrieden war.

Der Ordonnateur Chauvet hatte das Vorgefühl meiner künftigen Größe. Als ich zur Armee abging, und mich bei ihm beurlaubte, sprach er im Ton eines Propheten:

„Reise glücklich, Napoleon! und welches auch Dein erster Grad in der Armee sei, wisse, daß eine hohe Bestimmung Dich erwartet. Du wirst einst das Geschick der Völker zu leiten haben!" — Diese Aeußerung setzte mich nicht in das geringste Erstaunen. Ich selbst habe stets das entschiedene Vorgefühl einer solchen Bestimmung gehabt.

Charlotte erklärte, daß sie mir in den Feldzug folgen werde. Jeder Versuch, diesen Charakter voll Energie davon abzubringen, würde vergebens gewesen sein. Jedes gewöhnliche Frauenzimmer würde mir in solchen Verhältnissen lästig geworden sein; allein Charlotte war mehr als Weib; sie wurde mir ein Kriegscamerad und Freund voll Seelenstärke und Entschlossenheit. — Als die schöne Lavallière Ludwig XIV. auf dem Feldzuge nach Flandern begleitete, hatte sie nichts als Liebkosungen und Küsse für ihn; Charlotte hatte für ihren Freund die Rathschläge eines Helden und die kraftvollen Tröstungen eines Mannes.

Sobald ich mein Anstellungspatent erhalten hatte, eilte ich ins Hauptquartier des General Düthell, der die Artillerie commandirte. Dieser wurde aber erst noch er-

wartet, und bis dahin durch den General Dommartin ersetzt.

Charlotte hatte indeß, um weder bei meiner Familie, noch bei Clary Verdacht zu erregen, angekündigt, daß sie sich nach Toulon begeben würde, wo ihr Vater sie erwarte, um sie nach Amerika zurückzuführen. Diese List war vollständig gelungen. Sie befand sich schon bei mir, als alle Welt glaubte, sie befinde sich auf dem Wege nach der andern Hemisphäre.

Darauf meldete ich dem General Dommartin, daß ein junger Mensch, einer meiner Freunde bei mir sei, der wünsche, um sich zu unterrichten, als Freiwilliger den Feldzug mitzumachen. — „Ihr Freund wird willkommen sein," antwortete der General, „und gern will ich genehmigen, daß er den ganzen Krieg hindurch Ihnen folge." Wer war glücklicher als Charlotte? Sie war in männlicher Kleidung angekommen und wußte sich darin so ungezwungen zu benehmen, daß ich es wagen durfte, sie dem Offiziercorps vorzustellen. Niemand hegte den geringsten Verdacht einer Täuschung. Seitdem verließ sie mich nicht wieder. Sie befand sich in allen Schlachten und Scharmützeln an meiner Seite und nie sah ich sie im heftigsten Kugelregen und Kanonendonner erbleichen, als nur das erste Mal.

Ich hatte Gelegenheit mich auszuzeichnen, indem ich einen Theil der Emigranten, von spanischen und

englischen Truppen unterstützt, niederschmetterte. Das Directorium ernannte darauf mich, den einfachen Kapitain, zum Bataillonschef der Artillerie. Niemand war darüber mehr erfreut, als Charlotte. „Er dringt schon durch!“ rief sie aus, „o, er wird meine kühnsten Hoffnungen noch überflügeln!“

Auch vor Toulon verließ sie mich nicht. Sie gab mir den Rath, eine Batterie zu errichten auf einem Punkte, den sie mir als den geeignetsten bezeichnete. Napoleon war erstaunt durch diesen Rath eines Frauenzimmers; allein er fand ihn gut und folgte ihm. Als Barras und Fréron, sein College, sahen, daß man dort die Erde aufwühlte, fragten sie, was man mache? —

„Es ist eine neue Batterie, die man errichtet,“ antwortete ein Offizier. — Die Repräsentanten des Convents nahmen den Ort in Augenschein, und erklärten endlich, diese Batterie sei unnütz; man solle die Arbeiten einstellen.

„Sie wollen die Kenner machen,“ flüsterte mir Charlotte zu, „erhöre sie nicht, Napoleon, folge Deiner Eingebung und ich stehe ein für das Gelingen.“

„Diese Batterie,“ rief ich nun den Deputirten mit Wärme zu, „wird ganz bestimmt errichtet werden. Ich hafte mit meinem Kopf für den Erfolg.“

In der That übertraf dieser am folgenden Tage alle Erwartungen. Drei Forts von Toulon wurden durch

das Feuer dieser Kanonen demontirt, und die Folge für mich war meine Ernennung zum Chef der Artillerie-Brigade, die von denselben Männern ausging, welche ich Tages vorher so sehr brüsquirt hatte. Man berief mich in den Kriegsrath. Ich legte einen neuen Feldzugsplan vor, den Barras augenblicklich genehmigte. Toulon wurde genommen. Damals war ich erst vier und zwanzig Jahre alt.

Charlotte war die Schöpferin meines Glücks. Sie theilte es mit mir, und blieb durch ihren Verstand und ihre Besonnenheit meine Führerin auf dem rauhen Pfade des Ruhms. Aber diese Freude sollte nicht lange währen. Sie erhielt, als wir uns in Brest befanden, einen Brief aus Toulon von ihrem Vater, dem Seekapitain, der ihr befahl, sogleich zu ihm zu kommen, um sie nach Boston zu führen, wohin ihn selbst seine Bestimmung rief.

Wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel traf dieser Befehl das Glück der Lieben — Nichts war herzzerreißender als unser Abschied. Nur die große Seelenstärke Charlottens machte ihn möglich. Als ich endlich sie aus den Augen verloren hatte, befand ich mich in einer unermeßlichen Einöde, die Beute der traurigsten Betrachtungen eines verlassenen Daseins. —

In dieser unglücklichen Zeit verkündeten alle meine

Handlungen, Reden und Berichte die heißeste Liebe für die Freiheit. So befand ich mich eines Tages an der Tafel der Repräsentanten, als man über ungemessenen Ehrgeiz und Despotismus sprach. In der lebhaftesten Aufregung ergriff ich mein Messer, stieß es mit Heftigkeit durch das Tischtuch in den Tisch, und rief aus: „O diese Tyrannen! wenn es einer von ihnen wagen sollte, nach der Alleinherrschaft über Frankreich zu streben, so würde ich dieses Eisen in sein Herz stoßen." — !!!

Wir müssen hier bemerken, daß dieser Ausruf in der That der Ausdruck seiner wahren Gesinnung war. Er ahnete damals noch nicht, wie sehr Umstände die festesten Vorsätze verändern könnten, wie verführerisch das Glück sei und wie ein erfüllter Wunsch immer den zweiten erzeugt.

„Was Charlotten betrifft," nahm Bonaparte wieder das Wort, „so habe ich sie seitdem nicht wieder gesehen. Wir hatten noch nicht für ewig von einander Abschied genommen. In Toulon, wohin sie aus Amerika zurückgekehrt war, scheint sie die Nachricht von meiner Erhebung erhalten zu haben. Auf den Flügeln der Liebe und voll Hoffnungen eilt sie hierher, und hier erst erfährt sie, daß ich vermählt sei. Groß, wie ihre Seele war, hat sie ihre Hoffnung zerbrochen,

ihre Leidenschaft bekämpft und ihr tragisches Geschick erfüllt. — Beklagen wir die Arme, meine Josephine, und beruhige Dich, sie war stolz und zu groß, um Dir noch gefährlich werden zu wollen"

Jede Frau von edler Gesinnung möge fühlen, was Josephine nach solchen Mittheilungen empfinden mußte. Ihre eigne Seelengröße erkannte vollkommen die ihrer Nebenbuhlerin, und ihr Verstand mußte ihr sagen, daß das offene Vertrauen auch das ihrige auf die Unerschütterlichkeit seiner Treue verdiene; allein ihre Weiblichkeit war unheilbar verwundet, sie hatte ihren Gatten empfänglich gesehen für die Reize eines andern Weibes und eine tiefe Stimme im Innern sagte ihr: wer einmal schwach war, wird es immer sein. —

Von dieser Zeit an datirten sich jene kleinen Eifersüchteleien, die sie nicht selten in ihrem Glück störten und die Quelle so mancher Scene in ihrem ehelichen Leben war.

Endlich war die Stunde gekommen, wo Bonaparte sie verlassen mußte, diese so geliebte Gattin; indeß es war sein Ruhm, der diese Trennung forderte. Uebrigens ließ er ihr ja einen hohen Rang in der Gesellschaft und noch größere Hoffnungen. — Josephine war ebenfalls bewegt über diese Trennung. Sie gab ihrem Gemahl

nützliche Winke über einige der Generale, die unter seinen Oberbefehl gestellt waren.

Bonaparte's Abreise von Paris war kein Ereigniß, das Aufmerksamkeit erregte. Die öffentliche Meinung sah darin nichts weiter, als eine gute Manier von Seiten eines schwachen Directoriums, um einen lästigen energischen Menschen, dem man Verpflichtungen schuldig war, los zu werden. Niemand glaubte an günstige Erfolge bei diesem mehr als gewagten Feldzuge. Man sah um so sicherer seinen Sturz vor Augen, je mehr sich von seiner Kühnheit erwarten ließ, daß er ein höchst gewagtes Spiel auf die Spitze treiben werde. —

Napoleon reisete ab, wie ein gewöhnlicher Reisender, obwohl er ging, das Vaterland Scipio's und den classischen Boden der Künste und des Ruhms zu erobern.

Eilfter Abschnitt.

Bonaparte's Liebe für Josephine, mitten in den Troubeln des Krieges. — Briefe Bonaparte's an Josephine. — Ihr Hang zum Vergnügen. — Interessante Charakterzüge beider Gatten. — Josephine und Madame Tallien protéziren Mürat. — Scene bei Barras. — Josephinens Reise nach Italien. — Bonaparte's Briefe an Josephine in Mailand. — Josephine in Genua. — Ihre Sehnsucht nach Paris und Schreiben an ihre Tochter Hortense. — Episode, die befreite Novize von Mailand. — Bonaparte's Brief an Josephine in Genua. — Bonaparte in Mailand. — Festlichkeiten. — Glückliches Zusammenleben. — Hochfliegende Pläne. — Nachrichten aus Paris. — Neue Siege und Eroberungen. — Josephinens Triumphe. — Sie gewinnt durch Milde und Liebenswürdigkeit Aller Herzen. — Auftrag, die geistliche Macht des Pabstes zu vernichten. — Beraubung der Kirchen; silberne Madonna von Loretto. — Bonaparte's Vorgefühl seiner Größe. — Eroberung der Republik Venedig. — Josephine in Padua. — Der Frieden von Campo-Formio. —

Wir haben nicht die Absicht, eine Geschichte dieses italienischen Feldzuges zu liefern. Wir haben es hier mehr mit den Herzen als mit den Völkern zu thun. — Was den Feldzug betrifft, so genüge es in Erinnerung zu brin-

gen, daß Napoleon in achtzehn Tagen sechs Schlachten gewonnen, Piemont erobert, zwei große Armeen zerstreut und die geschicktesten Generale der österreichischen Monarchie besiegt hatte, und dabei war er noch nicht älter, als sieben und zwanzig Jahre.

Indeß bei allen den großen Vorbereitungen und Bewegungen war seine Seele stets bei Josephinen, die er mit der glühenden Leidenschaft eines Corsen liebte.

Er schrieb an seine Gemahlin die zärtlichsten Briefe, aus denen wir Einiges mittheilen werden, um zu zeigen, wie die sanfte Macht der Liebe einen Herkules besiegte, und den Löwen in Rosenfesseln legte, auch diesen Heros seines Jahrhunderts besiegen konnte.

Die Liebe in der Brust eines Helden, der seinem Ruhme solche Hekatomben von Menschenopfern weihen muß, hat immer etwas Gewinnendes, sie giebt dem rauhen Krieger das versöhnende Element, und zeigt, daß auch Milde und Menschlichkeit in der Brust eines Feldherrn wohnen kann, dessen Machtwort viele Tausende blühender junger Männer niederschmettert. Und wenn die Furien der Verwüstung über Felder und Städte im Gefolge des Krieges dahin brausen, so ist es der Blick in ein Herz voll Liebe, der unsern Schmerz darüber mildert.

Die Briefe des viel beschäftigten Generals unter den Troubeln eines reißendschnellen Feldzuges waren kürzer

und flüchtiger gefaßt, als die frühern des Unbeschäftigten; allein in Flammenzügen sprach sich darin seine Liebe aus.

Von Genf aus schrieb er:

„An Madame Bonaparte."

„Ich befinde mich in Genf, meine theure Freundin. Diese Nacht werde ich von hier abreisen.... Deinen Brief vom 27. habe ich erhalten. — Ich liebe Dich sehr — ich wünsche, daß Du mir oft schreiben mögest. — Sei überzeugt, daß meine Josephine mir unendlich theuer ist."

„Tausend liebenswürdige Dinge der kleinen Cousine. Empfiehl ihr, daß sie hübsch artig sei; hörst Du?" —

Von „Mailand am 4. Prairial" schrieb er: „Josephine, seit dem 28. kein Brief von Dir! Ich erhielt einen Courier, der Paris am 27. verlassen hatte, aber keine Antwort, keine Nachricht von meiner geliebten Freundin! Sollte sie mich vergessen haben, oder will sie nicht wissen, daß es keine größere Qualen giebt, als keine Briefe zu empfangen von seiner dolce amor?"

„Man hat mir hier ein großes Fest gegeben. Fünf bis sechs hundert der elegantesten Figuren suchten mir zu gefallen, aber keine glich der Deinigen; keine hatte diese sanfte melodieuse Physiognomie, die sich so tief in mein Herz eingeprägt hat. Ich sah im Gedanken nur Dich, dachte nur an Dich; und dieser Gedanke machte mir

Alles unerträglich, und eine halbe Stunde, nachdem ich eingetreten war, lag ich schon im Bett. — Ach, rief ich aus, leer bleibt er dieser Platz neben mir, der meiner angebeteten kleinen Frau gehört!"

„Wirst Du kommen? wie steht's mit Deinen guten Hoffnungen, die mich so glücklich machen würden. — Ah, meine kleine Freundin, habe Sorge für Dich! — sei heiter; mache Dir oft Bewegung, mache Dir keinen Kummer; habe keine Unruhe wegen Deiner Reise; mache ja recht kleine Tagereisen, um Dich nicht zu ermüden. — Ich stelle mir immer vor de te voir avec ton petit ventre (wie es naiv im Original heißt), das muß Dich allerliebst kleiden. Aber dieses schreckliche Herzweh — hast Du es auch?"

„Adieu, schöne Freundin; denke bisweilen an den, der nie aufhören wird Deiner zu gedenken."

Napoleon war verliebt in seine schöne Frau, aber auch furchtbar eifersüchtig. — Welch ein Schauspiel für diejenigen, die gewohnt sind, in ihm nur den Krieger zu sehen, der Blitze vor sich her schleudert. Nein, sein Herz war nicht kalt und gefühllos. Er verrieth das in den Zeilen, die wir jetzt mittheilen werden.

Aus dem Hauptquartier zu Mailand schrieb er am 23. Prairial des Jahres IV. an Josephine nach Paris:

„Josephine, Du solltest abreisen am 5. von Paris;

dann wieder am 11. und Du bist es noch nicht am 12. — Meine Seele hatte sich der Freude geöffnet; nun ist sie von Schmerz erfüllt. Alle Couriere kamen an; aber keiner bringt mir ein Briefchen von Dir. Und wenn Du mir schreibst, so sind es nur wenige Worte. Dein Styl ist niemals der eines tiefen Gefühls. Ich muß glauben, daß es nur eine kleine Laune war, mich zu lieben. Du meinst ohne Zweifel, daß es Dich lächerlich machen würde, darin zu verharren. Ich muß glauben, daß Du schon eine andre Wahl getroffen hast, und daß Du weißt, an wen Du Dich zu wenden hast, um mich zu ersetzen. — Ich wünsche Dir Glück... wenn überhaupt Unbeständigkeit wahres Glück genießen kann. Ich rede nicht von Treulosigkeit — nein — Du hast nie geliebt."

„Ich habe meine Operationen beeilt. Ich glaubte am 13. Dich schon in Mailand und an diesem Tage warst Du noch in Paris. — Ich komme wieder zu mir; ich ersticke einen Gedanken, der meiner unwürdig sein würde. Und wenn der Ruhm nicht hinreicht, mein Glück zu begründen, so zeigt er wenigstens den Weg zum Tode und zur Unsterblichkeit. — Was Dich betrifft, so möge wenigstens mein Andenken Dir nicht ein verhaßtes sein! Mein Unglück ist es, Dich nicht genug gekannt zu haben — das Deinige: mich nach den Männern beurtheilt zu haben, die Dich umgeben."

„Die Gefühle meines Herzens gehören nie der Mittelmäßigkeit an. — Es hatte sich lange gegen die wahre Liebe gewehrt — Du hast ihm eine gränzenlose Leidenschaft eingeflößt — eine Trunkenheit, die es herabwürdigt. — Deine Gedanken hatten in meiner Seele den Vorrang vor der ganzen Natur; Deine Laune mich zu lieben, galt mir wie ein geheiligtes Gesetz. Dich nur sehen zu können, war für mich das höchste Glück. — Du bist schön, voll Anmuth, Deine himmlische sanfte Seele malt sich in Deinen schönen Gesichtszügen. Alles an Dir habe ich angebetet. Mehr naiv, mehr jugendlich hätte ich Dich weniger geliebt. Alles gefiel mir an Dir, selbst Deine Irrthümer, sogar die schmerzliche Scene, die unserer Heirath vierzehn Tage vorher ging. *) Als Tugend erschien mir Alles, was Dir werth war; als Ehre, was Dir gefiel; der Ruhm selbst zog mich nur an, weil er Dir angenehm war und Deiner Eigenliebe schmeichelte. Dein Bild ruhte stets auf meinem Herzen; nie hatte ich einen Gedanken an Dich, ohne es anzusehen; nie eine Stunde, ohne es zu betrachten und nie konnte ich es sehen, ohne es mit Küssen zu bedecken! —"

„Du dagegen hast mein Bild sechs Monate lang dem Maler gelassen, ohne es zurückzufordern — o! nichts entgeht meiner Beobachtung! —"

---

*) Bezieht sich auf den oben erwähnten Zweifel, ob er sie auch um ihrer selbst willen liebe?

„Josephine, Du würdest das Glück eines minder bizarren Mannes gemacht haben. Mein Unglück hast Du gemacht. Und ich verhehle es Dir nicht, ich hatte ein Vorgefühl davon, als meine Seele sich mit der Deinigen verband und als die Deinige täglich immer mehr eine gränzenlose Herrschaft über mich gewann, und alle meine Sinne gefangen nahm. Grausame! warum hast Du mich hoffen lassen, ein Gefühl in Dir geweckt zu haben, das Du mir nie bewiesen hast? —"

„Aber Vorwürfe sind meiner nicht würdig. Ich habe nie an Glück geglaubt. Täglich macht der Tod seine Sprünge um mich her. Das Leben — ist es wohl der Mühe werth, so viel Geräusch damit zu machen?"

„Adieu, Josephine! bleibe nur immer in Paris, schreibe mir nicht mehr und achte wenigstens mein Asyl. Tausend Dolche zerreißen mein Herz — bohre sie nicht noch tiefer hinein. Adieu, mein Glück — mein Leben — mein Alles was noch für mich auf der Welt existirt." —

Als Nachschrift fügte er noch an demselben Tage hinzu:

„Josephine! wo wirst Du diesen Brief erhalten? Ist es in Paris, so wird mein Unglück entschieden sein? Dann liebst Du mich nicht mehr — dann bleibt mir nichts übrig, als zu sterben. Wäre es möglich! — Alle Schlangen der Furien nagen an meinem Herzen und schon existire ich nur noch zur Hälfte. O — Du!....

Meine Thränen rinnen. Keine Ruhe, keine Hoffnung! ich ehre den mächtigen Willen und das unabänderliche Gesetz des Geschicks; ich überlade mich mit Ruhm, nur um mein Unglück in der Liebe desto herber zu empfinden. Ich kann mich an Alles gewöhnen in dieser neuen Ordnung der Dinge, aber nicht daran, Dich nicht mehr werth zu schätzen."

„Aber nein, es ist unmöglich, meine Josephine befindet sich auf der Reise. Sie liebt mich doch immer ein klein wenig noch; so viel verheißene Liebe kann nicht in zwei Monaten erlöschen."

„Ich verabscheue Paris, die Frauen, die Liebe. Dieser Zustand ist abscheulich, und Deine Aufführung..... Aber habe ich denn Grund zur Anklage? — Nein! Dein Benehmen ist Dein Geschick. — So liebenswürdig, so schön, so sanft mußtest Du das Werkzeug des Himmels werden, um mich zur Verzweiflung zu bringen? —"

„Adieu, meine Josephine! Deine Gedanken hatten mich einst glücklich gemacht. Alles hat sich verändert. Umarme Deine liebenswürdigen Kinder. Sie haben mir so liebliche Briefe geschrieben. Seitdem ich nicht mehr Dich lieben darf, liebe ich sie um desto mehr. Trotz dem Geschick und den Geboten der Ehre werde ich Dich lieben, so lange ich lebe."

„In dieser Nacht habe ich alle Deine Briefe wie-

der gelesen, selbst den Du mit Deinem Blute geschrieben hattest. Welche Gefühle haben sie in mir zurückgerufen!" —

Mehrere Briefe Napoleon's aus dieser Zeit verrathen diese unglückliche Stimmung. Aber auch eben so excentrisch, wie sein corsischer Charakter in der glühendsten Eifersucht, war er in der schwärmerischen Liebe.

Er glaubte endlich den Grund ihres Zögerns in den erfreulichen Umständen gefunden zu haben, welche ihm Mürat von Paris meldete, den er später als Junot mit eroberten Trophäen und einem Brief an Josephine dorthin geschickt hatte. Und in der schwärmerischen Freude darüber schrieb er ihr aus dem Hauptquartier von Lodi, am 24. Floreal des Jahres IV. der Republik:

„Josephine, ist es wahr, daß Du guter Hoffnung bist? Mürat hat es mir geschrieben; aber auch, daß Dich dieser Zustand krank mache. Er glaubt nicht, daß es gerathen sei, Dich eine so lange Reise unternehmen zu lassen. So würde ich denn des Glücks mich beraubt sehen, Dich in meine Arme zu schließen; so würde ich denn noch mehrere Monate entfernt bleiben müssen von dem Wesen, das ich so unbeschreiblich liebe."

„Du schreibst mir, daß sich Dein Aeußeres sehr verändert habe. Dein Brief ist kurz, traurig und mit zitternder Hand geschrieben. Was fehlt Dir, meine anbe-

tungswürdige Freundin? — Was kann Dich beunruhigen? — Ach bleibe nicht auf dem Lande! geh' in die Stadt! suche Dich zu zerstreuen und vergnügen. Ich glaube, es giebt keine ärgern Qualen für meine Seele, als zu wissen, daß Du Kummer hast. Ich habe geglaubt, eifersüchtig zu sein; aber ich schwöre, es ist nichts damit. *Ehe ich Dich melancholisch sehe, glaube ich, wäre ich im Stande, Dir selbst einen Geliebten zu geben.* —"

„Sei doch heiter und zufrieden und wisse, daß mein Glück an das Deinige geknüpft ist u. s. w."

Wir könnten noch viele solche Zeugnisse geben von der leidenschaftlichen Schwärmerei, womit dieser junge Corse seine Gattin liebte, allein sie enthalten auch Anklagen ihrer Lieblosigkeit, und es wird Zeit sein, nach Paris zu Josephinen zurückzukehren.

Josephine hatte so viel innern Werth, daß wir ohne Besorgniß, sie herabzusetzen, eingestehen dürfen: sie war nicht ohne Schuld an jenen Zögerungen mit der Abreise nach Italien, die in so hohem Grade seine Eifersucht entflammen mußten. Auch ist es wohl möglich, daß sie ihn noch nicht so schwärmerisch liebte, als er sie. Schwere Schicksale hatten ihr heißes tropisches Blut abgekühlt. Ohnenhin, eine Frau [illegible] geliebte Kinder besitzt, hat für den zweiten Gatten [illegible]n mehr, als

ein halbes Herz. — Zu dem war Josephinens Charakter, wie sie Napoleon selbst ganz richtig geschildert hatte, eine glückliche Mischung von Gefühlstiefe und leichtem Sinn. Ihre Natur war die ächte Weiblichkeit in jeder Richtung hin. Wenn Shakespeare sagt: „Eitelkeit, dein Name ist Weib!" so hatte dieser Ausspruch auch Josephinen getroffen.

Bonaparte's Ruhm war fast zugleich mit der Nachricht von ihrer Vermählung mit ihm bekannt geworden. Die Acclamation der Menge übertönte das Mißvergnügen ihrer frühern Standesgenossen und ihre Familie auf Isle de France und die ihres ersten Gemahls in der Provence erhielten die Kunde von ihrer Verheirathung zugleich mit den Zeitungen, die den Ruhm ihres Gatten nach allen Weltgegenden hin ausposaunten. Bonaparte war das Gespräch des Tages, das Phänomen seines Jahrhunderts. Jeder Franzose war stolz auf die Siege, die er in Italien erfocht. Allen Dank, alle Ehre, die ihm dafür die Nation zollen zu müssen glaubte, nahm seine Gattin in Paris in Empfang. Erschien sie im Theater, so wendeten alle Blicke, alle Gläser sich nach ihrer Loge. Man stand auf, sobald sie vorn an die Brüstung trat und ein donnerndes: Vive Bonaparte! erschallte nicht selten, und wenn sie sich verneigte, hörte sie den Ruf: vive la Citoyenne Bonaparte! — Josephine, als Wittwe des hingerichteten Generals Beauhar-

nais, war wenig beachtet gewesen in Paris; höchstens erwies man ihr als Freundin des Directorial-Präsidenten einige Aufmerksamkeiten, wenn man bei der Regierung etwas zu suchen hatte. Jetzt war sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; ihr Salon füllte sich mit den bedeutendsten Männern jener Zeit; Gelehrte, Künstler und Militairs bewarben sich um ihre Protection; die Stadt Paris, die Behörden und reiche Privatpersonen gaben ihr glänzende Feste. Sie liebte das Vergnügen, und besonders war sie eine leidenschaftliche Freundin vom Tanz; so lebte sie in einem beständigen Strudel von Festen und Gesellschaftskreisen, deren Krone sie war. Umschwärmt und angebetet von jungen und alten Roués gefiel sie sich darin, ihnen allen den Kopf zu verdrehen, ohne irgend Einem nur das geringste Zugeständniß zu machen. Natürlich ermangelten Neid und Medisance nicht, auf Kosten ihres Rufs ärgerliche Geschichten über ihr Privatleben in Umlauf zu bringen; allein Josephine erfuhr entweder dergleichen nicht, oder setzte sich zu leicht darüber hinweg mit dem Bewußtsein, daß sie selbst sich nichts vorzuwerfen habe. — Andre Frauen und zu andern Zeiten würden dadurch eben zu Grunde gegangen sein, damals aber waren die Sitten in Paris zu leichtfertig, um nicht gegen die vermeintlichen Schwächen einer so schönen liebenswürdigen Frau, die noch dazu die Gattin des Helden des Tages war, höchst nachsichtig zu

sein. — Josephine liebte zu dem Glanz und Putz. Durch Reichthum von Jugend auf daran gewöhnt, hatten sich jetzt die Quellen für den Luxus für sie verdoppelt; denn nicht nur flossen ihre Einkünfte vom eigenen Vermögen wieder reichlich, sondern auch Bonaparte, der Besieger von Italien, der ihre kostbaren Neigungen kannte, ließ es ihr an reichlichen Goldzuflüssen nicht fehlen. So gab es bald in Paris kein glänzenderes Haus als das der Generalin Bonaparte.

Wir sehen, daß Josephine damals in so brillanten Verhältnissen lebte, die ihr Paris zum liebsten Aufenthalt auf der Welt machen mußten. Wir glauben daher gern, daß ihr die Einladungen ihres Gemahls, ihm auf den Schauplatz seiner Siege zu folgen, nicht angenehm waren. Sie hielt es für unmöglich für eine gebildete Frau, vom Getümmel des Krieges umgeben nur leben zu können. Sie ahnete noch nicht, welche Triumphe Italien ihrer Eitelkeit bereiten würde und wir möchten sehr geneigt sein zu glauben, ob die Ausflüchte, womit sie ihre Zögerungen entschuldigen wollte, gegründet waren. Daß sie von den Fatiguen der täglichen und nächtlichen Festlichkeit ein wenig angegriffen war, läßt sich wohl annehmen; keineswegs aber war sie so kränklich und mißvergnügt, als ihre Freunde dem guten Napoleon glauben machen wollten; vielleicht war auch nicht einmal

die Hoffnung gegründet, womit man ihn zu trösten suchte. Sie selbst wenigstens erwähnt kein Wort davon in ihren Briefen und die Zeit hat auch keine Erfüllung derselben zu Tage gefördert.

Napoleon hatte Mürat, seinen Generaladjutanten, geschickt mit den Fahnen, die er den Oestreichern abgenommen hatte und zugleich ihm einen Brief mitgegeben, worin er schrieb, sie möge nicht mit Jünot abreisen, wie er früher geschrieben habe, sondern mit ihm. Jünot werde erst mit der nächsten Siegesnachricht eintreffen. Mürat mit seinen Trophäen wurde vom Directorium und der Municipalität auf das Glänzendste empfangen. Aber auch die Frauen von Paris interessirten sich lebhaft für diesen schönen, gewandten und auf sein phantastisches malerisches Kostüm sehr eitlen Mann, der mit der Sicherheit eines Helden die der feinsten Bildung verband. Er war ein ächter Sohn des Mars, welcher der Venus huldigte, wie den Waffen. —

Kaum hatte sich Mürat merken lassen, daß er die erledigte Stelle eines Divisionsgenerals zu erhalten wünschte, als auch schon die beiden Frauen Bonaparte und Tallien, diese liebenswürdigen Damen des Canapé im Luxemburg, ihn unter ihre Protection nahmen und ihm die gewünschte Stelle zu verschaffen suchten. Eine war auf die Andre eifersüchtig wegen

dieser Protection, und da Jede die Ehre haben wollte, einen so gefeierten und verdienten Offizier allein befördert zu haben, so suchte eine Jede ihre Freundin glauben zu machen, daß sie sich für Jünot wegen dieser Stelle bewerben würde; denn es war bekannt, daß dieser zweite Generaladjutant des Oberfeldherrn ebenfalls diese Beförderung wünschte. Beide waren derselben gleich würdig und der Obergeneral, um es mit keinem zu verderben, hatte dem Directorium die Entscheidung überlassen und sich jeder Empfehlung des Einen oder des Andern enthalten. Jünot kam erst vierzehn Tage später an, mit neuen Siegestrophäen, allein für seine Wünsche zu spät. Die Sache war schon entschieden. Erzählen wir indeß die Scene, wodurch diese herbeigeführt ward, mit dem komischen Quidproquo, das dabei zur Sprache kam.

Eines Morgens empfing Barras in seinem Cabinet, das wir schon kennen, eine eben so schöne als liebenswürdige Frau. Es war seine Freundin Madame Bonaparte, gewesene Vicomtesse von Beauharnais. Er führte sie auf das Canapé, auf welches sich niederlassen zu dürfen, für eine so große Auszeichnung galt, und setzte sich an ihre Seite.

„Ich finde," begann er die Unterhaltung, „Sie heute ungewöhnlich blaß, schöne Dame! — Es liegt

so etwas reizende Fatigue in diesen edlen Zügen, die von einer so classischen Schönheit sind. Ich möchte Ihnen wohl mehr sagen," fügte er mit einem feinen sarkastischen Lächeln hinzu, „denn ich bin Kenner der Sprache schöner Augen. Es scheint fast, daß...."

„Sie irren, Bürger Directeur!" unterbrach ihn Josephine mit einem Ernst, der jede Frivolität des Gedankens zurück wies; „ich darf Ihnen sagen, daß Ihr Irrthum wenig Verbindliches für mich enthält. — Es war diese Nacht ein Ball im Hôtel Telussin; der Colonel Mürat kannte noch nicht diese Redoute, und hatte mich gebeten, ihn dort zu präsentiren — — übrigens eine ganze Nacht auf einem Ball hingebracht, fatiguirt mich ungemein."

„Das läßt sich denken," entgegnete Barras mit einem Lächeln, in welchem sich eine kleine Malice abspiegelte, „der Obrist Mürat ist auf jeden Fall ein Offizier, der sich die größeste Pünktlichkeit zur Pflicht macht, wenn es gilt, eine Dame zum Ball zu führen. Irre ich nicht, so hat Rewbell gestern Nachmittag gegen drei Uhr das Glück gehabt, dem Herrn Mürat in den Elyséischen Feldern zu begegnen, indem er eine gewisse Dame am Arm führte, die Sie sehr genau kennen."

„Es ist wahr.... Sie wissen, daß dieser Offi-

zier mit Junot das ganze Vertrauen des Generals en chef der Armee von Italien besitzt."

„Das heißt, in Angelegenheiten des militairischen Dienstes, denn sonst ...." unterbrach sie der Präsident des Directoriums, immer noch bewaffnet mit demselben ironischen Lächeln, das bestimmt schien Josephinens Pläne, die er wohl durchschaute, zu durchkreuzen.

„Ganz recht, wie Sie sagen, Bürger Directeur," entgegnete Josephine mit anmuthiger Leichtigkeit, indem sie sich den Anschein gab, seine Absicht nicht zu errathen, „für militairische Angelegenheiten, viel zu ausschließlich; denn die beiden Adjutanten Bonaparte's, welche dem Directorium ein ganz hübsches Bouquet von österreichischen Fahnen überbrachten, haben von ihrem General noch nicht den Glücksstern empfangen, den sie so sehr verdienen."

„Ganz richtig," entgegnete Barras mit einiger Bitterkeit, „der Besieger von Italien hat für gewisse Dinge ein schwaches Gedächtniß; ich habe auch bisweilen Gelegenheit, darüber Erfahrungen zu sammeln. Indeß hätte er sich doch wenigstens erinnern sollen ...."

„Bürger Directeur, dieser Gegenstand ist zu delicat .... Bonaparte ist von gewissen Intentionen besser unterrichtet, als man glaubt ..... und ich bin

im Gegentheil überzeugt, daß er, was Sie betrifft, eher zu wenig zu vergessen weiß."

„Es ist ein wunderbarer Kopf, der dieses kleinen Mannes da," versetzte Barras, „denn einst sagte man in meinen Salons, daß er in allen Dingen, welche die Anwendung der Mußestunden seiner Frau betrifft, immer noch sehr viel zu erfahren wünscht."

„Lassen wir das auf sich beruhen," entgegnete Josephine, indem ihr Teint sich ein wenig belebte. „Ich bitte Sie, lassen Sie uns auf Mürat zurückkommen; ich g'aube Bonaparte genug zu kennen, um überzeugt sein zu dürfen, daß er es dem Directorium Dank wissen würde, wenn es diesen seinen Adjutanten zum Brigade-General ernennen würde..... Ja ich darf noch hinzufügen, daß er sich schmeichelt, durch seine glänzenden Thaten das Recht erworben zu haben, zu erwarten, daß die Regierung seinen Wünschen entgegen kommen werde." —

„Indeß scheint es mir doch, daß der Oberst Jünot mit nicht weniger Auszeichnung gedient hat, als Mürat, und daß der General en chef Grund hatte, sich für ihn eben so zu interessiren, als für seinen Kameraden. Ich gestehe daher, nicht wenig überrascht zu sein, meine schöne Dame, daß, indem Sie Ihre Verwendung der des Obergenerals substituiren, daß Sie

nicht dem einen wie dem andern dieser Adjutanten Gehör geschenkt haben."

„Es hieße zu viel auf ihre Güte zählen, Bürger Directeur, wenn ich es hätte wagen wollen, Sie um zwei Gnadenbezeugungen auf einmal zu bitten; eine meiner Freundinnen, deren Credit bedeutend den meinigen übersteigt, weil sie diese Auszeichnung mehr verdient, hat es übernommen, Sie für den Obrist Jůnot um den Grad eines Brigadegenerals zu bitten."

Die schöne Supplicantin hatte diese letzte Aeußerung nicht ohne eine bedeutende Anzüglichkeit ausgesprochen. Sie wußte sehr gut, daß die Freundin, die sich zur Protectrice von Jůnot aufgeworfen hatte, noch immer bedeutend hoch in seiner Gunst stand unter den Damen des Canapé.

Barras begriff sogleich diese kleine Bosheit und antwortete:

„In Wahrheit, Madame, Bonaparte kann sich gänzlich der Sorge entschlagen, für das Avancement seiner Offiziere zu sorgen, die er nach Paris sendet. Sie finden hier immer Damen, die sich beeifern, die Dienste der Republik zu vergüten. Zweifeln Sie nicht daran, Madame, daß Ihre Empfehlung von großem Gewicht sein wird für das Directorium; und ohne irgend eine andre Prüfung als die Ihrige, wird man nicht zögern, Můrat zu dem Grade zu erheben, den Sie für ihn in

Anspruch nehmen. Carnot selbst, der Kriegsminister, darf sich nicht besser darauf verstehen, Generale zu machen, als Sie....."

Eine Stunde später, nachdem Josephine längst entlassen war, trat Madame Tallien ein in dasselbe Cabinet des Präsidenten des Directoriums.

„Gut," sprach er für sich selbst, „da erscheint endlich die Protectrice für Júnot.... indeß, sie wird nichts mehr erreichen können, diese niedliche Spitzbübin. Sehen wir zu, wie wir sie entschädigen."

Madame Tallien hatte die Einleitung für ihre Bitte ungefähr eben so eingerichtet, wie ihre Vorgängerin; auch sie bezog sich auf die Wünsche Bonaparte's für die Beförderung ihres Protégé.

„Die zweite Version über denselben Gegenstand," antwortete Barras mit einem ironischen Lächeln, „aber, meine Allerschönste, wenn ein Andrer schon unter ganz verschiedenen Umständen vorgeschlagen ist, wird nichts mehr zu erreichen sein."

„Wie? Bürger Präsident, Sie schlagen mir eine Bitte ab, ohne sie zu kennen? —"

„Ah, die ist nicht schwer zu errathen; aber wissen Sie, schönes Täubchen, daß, wenn man den Anflug genommen hat, den Käfig zu verlassen, man nicht wohl thut, an die Thür des Vogelfängers anzupicken."

„Ei die Vögel, deren Alter und Gefieder ausgesucht

schön sind, pflegen nicht zu warten bis man sie aufjagt, um davon zu fliegen."

„Sehr wohl; indeß nach ihrer Flucht hat man kein Futter mehr für sie."

„Waffenstillstand mit den Scherzen, lieber Präsident..... der mächtige Schiedsrichter über das Geschick der Republik darf der Großceremonienmeisterin seines Palastes die Bitte um ein Generalspatent nicht abschlagen."

„Ich verwillige es Ihnen, Madame, wenn Ihr Protégé das sechzigste Lebensjahr überschritten haben wird."

„Ha, das ist eine Verspottung! in meinem Alter verwendet man sich nicht für einen sechzigjährigen, wer es auch sei." —

„Und der Name Ihres Obristen ist.....?"

„Mürat...."

„Sie wollen sagen Jünot?" —

„Ach nein! ich liebe es nicht, in den Fußstapfen Andrer zu gehen.... am wenigsten in denen einer Freundin.... Man hat also heute sehr früh kommen müssen, um Sie für den Glücksstern von Jünot zu interessiren."

„Für Mürat."

„Das ist unglaublich!" —

„Im Gegentheil, alle Tausend! — dieser Umstand giebt mir ein neues Licht; es beweiset mir klar, daß Sie

und Ihre Freundin denselben Beweggrund hatten, sich für Mürat zu interessiren und Beide dieselben Gründe, die immer schwächer werdenden Ansprüche seines Kameraden zu beseitigen; daß die Eine der Andern weiß gemacht hat, daß sie sich für Jünot verwenden wolle, um allein das Vergnügen zu haben, sich des Erfolges der Verwendung für Mürat rühmen zu können."

So wurde Mürat zum Brigadegeneral ernannt, ehe er zur Armee zurückkehrte und Jünot mußte in diesem Augenblick zurückstehen, weil er zu spät die Gunst der Damen für sich in Anspruch genommen hatte. Doch unter den Fahnen des Generals Bonaparte fand dieser brave Offizier bald Gelegenheit, eine andre Protection zu finden, um den höchsten Glücksstern eines Soldaten zu erreichen, den Ruhm der Unsterblichkeit.

Mürat war krank nach Italien zurückgekehrt, ohne Josephinen bewegen zu können mit ihm abzureisen. Zahllose Couriere flogen fast täglich aus dem Hauptquartier des Obergenerals der italienischen Armeen nach Paris, und brachten ihr die leidenschaftlichsten Briefe voll Liebe, Eifersucht, Vorwürfe und Bitten. Nicht selten klagte er über ihre Kälte und die Kürze ihrer Briefe, dann wieder war er außer sich über die geringste Unpäßlichkeit, die ihr zugestoßen war. In jedem Wort erkannte man den leidenschaftlichen Corsen, den innerlich glühen-

den Vulkan, dessen versteinertes Aeußere keine Spur davon verrieth; und Josephine scheint in der That damals seine schwärmerische Liebe in dem Grade wenigstens nicht erwiedert zu haben.

Endlich, nach dem mörderischen Siege über den österreichischen General Beaulieu auf der Addabrücke bei Lodi am 10. Mai 1796, entsendete Bonaparte seinen zweiten Generaladjutanten, den Obristen Júnot, mit den Trophäen dieses Sieges an das Directorium nach Paris und schrieb seiner Gemahlin, daß er nun fest darauf rechne, sie mit Júnot nach Mailand kommen zu sehen.

Júnot machte ihr so glänzende Schilderungen von den Freuden und Festlichkeiten, welche die Gemahlin des Oberfeldherrn in den unterjochten Ländern erwarten würden, von der leidenschaftlichen Liebe, womit sie ihr Gemahl erwarte und von der Annehmlichkeit des Reisens durch eins der schönsten Länder der Erde, daß sich Josephine endlich zu der so sehr gefürchteten Reise entschloß. Sie brachte ihre beiden geliebten Kinder in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Campan zu St. Germain en Laye.

Bonaparte hatte ihr schon in einem seiner frühern Briefe die Reiseroute vorgezeichnet und ihr eine Instruction gegeben, welche beweiset, daß ihr Hausstand damals noch nicht auf dem fürstlichen Fuß eingerichtet war,

den ihre glänzenden Verhältnisse in Italien später erfor-
derten.

„Bring Deine Kammerfrau mit," schrieb er, „Deine
Köchin und Deinen Kutscher, ich habe hier eine schöne
Equipage für Deinen Dienst besorgt. Beschwere Dich
mit keinen Gegenständen, die Dir nicht für Deine per-
sönliche Bequemlichkeit unentbehrlich sind. Ich habe hier
ein Silberservice und eins von Porzellan zu Deiner
Verfügung."

Mit den nöthigen Geldsummen hatte er sie reich-
lich versehen und so stand ihrer Abreise nichts mehr ent-
gegen. Die Anstalten dazu wurden beschleunigt und
nun erst, nachdem der schwere Entschluß gefaßt war, hielt
ihr die lebhafte Phantasie das lieblichste Bild von dem
schönen Italien vor, das sie jetzt betreten sollte.

Ihre Reise war höchst angenehm. Sie durchlief
eine Reihe bezaubernder Scenen. Als sie die lange Ge-
birgskette der Alpen überstieg, hob sich ihr Herz mit
mächtigen Schlägen. Der Anblick einer für sie ganz
neuen Natur, die Reinheit der Atmosphäre, der Reich-
thum und die Mannigfaltigkeit der Landschaften, alle
diese wunderbare Macht einer majestätischen Alpenwelt
erweckte in ihrer Seele die erhabensten Ideen.

Endlich begrüßte sie jenes Land, welches der Schau-
platz des Ruhms ihres Gemahls war, das aber in der
Zukunft ihrem Sohne so viel Thränen kosten sollte.

Sie besuchte die borromäischen Inseln, deren paradiesische Schönheit im Lago-Maggiore sie entzückte. Endlich sah sie den weißen Marmordom von Mailand. Er erschien ihr wie der prächtigste Tempel der Welt. Feurige Gebete stiegen aus ihrem Herzen empor für das Wohl ihrer Kinder und ihres Gemahls.

Der siegreiche Gemahl empfing sie mit Begeisterung. Der Glanz seines Ruhms in der Lombardei war so groß, daß die Reflexe davon nothwendig auf seine Gemahlin zurückfallen mußten. Bonaparte und Josephine lebten in einem Nimbus von Vergötterung. Feste reihten sich an Feste und Josephine fühlte sich geschmeichelt durch diese öffentlichen Huldigungen, die ihren Gemahl um so höh r stellten in ihren Augen.

Josephine verlebte einige Wochen mit ihrem Gatten in dem prachtvollen Palast Montebello, einige Lieues von Mailand entfernt. Damen vom höchsten Range, und die ausgezeichnetsten an Geist und Schönheit fuhren täglich hinaus, um ihr zu huldigen. Josephine empfing sie mit dem Anstande und der anmuthigen Würde einer geborenen Königin. Der glänzende Hof, der sich dort ungesucht um sie versammelte, trug ganz das Gepräge einer französischen Gesellschaft vom feinsten Ton. Josephine beherrschte in der That in Mailand nicht nur alle Herzen, sondern auch alle Verhältnisse. Napoleon erklärte später, daß diese Zeit die glücklichste seines Lebens

gewesen sei. Indeß bald rief ihn die Pflicht aufs neue zum Kriegsschauplatz ab.

Mit dieser Zeit beginnt die Reihe interessanter Briefe, welche ihre Tochter später bekannt gemacht hat, um ihre Mutter gegen gewisse Verläumdungen zu sichern.

Da sie bekannt genug sind, so geben wir hier nur einige Auszüge daraus, die in der That beweisen, wie schwärmerisch zärtlich Bonaparte seine Gemahlin liebte, wie er aber auch zugleich Josephinen, die von Vergnügen und Ehrenbezeugungen sich hinreißen ließ, ihre Vergnügungssucht und Mangel an Liebe vorwarf. Wir sehen in diesem Briefwechsel den innigst fühlenden Mann in dem Helden, der die Welt in Erstaunen setzte durch seine Thaten, — die Milde der Liebe mitten unter dem Geschützdonner eines rauhen blutigen Krieges. Wundersam mischen sich oft in wenigen Zeilen beide Extreme der menschlichen Natur.

So schrieb er von Roverbello am 18. Messidor IV. (6. Juli 1796) an Josephine zu Mailand:

„Ich habe den Feind geschlagen. Kilmaine wird Dir die Abschrift des Berichts überbringen. Ich sterbe bald vor Abspannung. Ich bitte Dich, sogleich nach Verona abzureisen; ich bedarf Deiner, denn ich glaube, ich werde krank werden."

„Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich liege im Bett.

Bonaparte."

Josephine aber blieb, durch Umstände gehindert, in Mailand und erhielt nachstehenden Brief von 23. Messidor IV. (11 Juli 1796):

„Kaum von Roverbello abgegangen, erfuhr ich, daß der Feind sich zu Verona zeige. Massena traf Anordnungen, welche glückliche Erfolge hatten. Sechshundert Gefangene, drei Stück Geschütz sind gewonnen. Dem General Brüne sind sieben Kugeln durch seine Kleidung gegangen, ohne ihn zu verletzen. Das heißt glücklich spielen."

„Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich befinde mich sehr wohl. Wir haben nur zehn Todte und hundert Verwundete gehabt."

„Bonaparte."

Noch zärtlicher lautete der Brief aus Marmirolo vom 29. Messidor, Abends 9 Uhr (17. Juli 1796.)

„Ich erhalte Deinen Brief, meine anbetungswürdige Freundin. Er hat mein Herz mit Freude erfüllt. Ich bin Dir verbunden für Deine Bemühungen, mir Nachricht von Dir zu geben, Deine Gesundheit muß heute besser sein; ich bin gewiß, daß Du hergestellt bist. Ich bitte Dich dringend, zu reiten. Das kann nicht fehlen, Dir wohl zu thun."

„Seit ich Dich verlassen habe, bin ich immer trau=

rig gewesen. Es ist mein Glück, bei Dir zu sein. Ohne Unterlaß rufe ich mir Deine Küsse, Deine Thränen, Deine liebenswürdige Eifersucht zurück; die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden unaufhörlich eine lebendig brennende Flamme in meinem Herzen und in meinen Sinnen. — Wann werde ich doch frei von jeder Unruhe, von jedem Geschäft, alle meine Augenblicke bei Dir zubringen können, nichts zu thun haben als Dich zu lieben und nur an das Glück zu denken, Dir es zu sagen und zu beweisen? — Ich will Dir Dein Pferd schicken; aber ich hoffe, daß Du bald zu mir wirst kommen können. Ich glaubte Dich früher schon geliebt zu haben; aber seitdem ich Dich wieder sah, fühle ich, daß ich Dich noch tausendmal mehr liebe. — Seitdem ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an und das beweiset mir, wie falsch Labrüyère's Behauptung ist: „die Liebe kommt plötzlich!" — Alles in der Natur hat einen gewissen Gang und verschiedene Grade des Wachsthums. — Ach, ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehen; sei weniger schön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, vorzüglich weniger gut; hauptsächlich sei weniger eifersüchtig und weine nie; Deine Thränen rauben mir die Vernunft und glühen in meinem Blute. Glaube fest, daß es nicht in meiner Macht steht, einen Gedanken zu haben, der nicht Dir gehört oder eine Vorstellung, die nicht Dir unterworfen wäre."

„Ruhe gut aus. Sorge für Deine Gesundheit. Komm zu mir, damit wir, ehe wir sterben, doch sagen können: So viele Tage waren wir glücklich! —"

„Millionen Küsse, sogar an Fortüne*) trotz ihrer Bosheit."

„Bonaparte."

Der folgende Brief an Josephinen, die sich immer noch zu Mailand befand, aus Marmiolo vom 1. Thermidor (19. Juli 1796) datirt, giebt zugleich in wenigen Zügen ein Kriegsbild, durch welches immer wieder, gleich einer schönen Morgenröthe durch zerreißende Gewitterwolken, die unaussprechliche Liebe Napoleon's für seine liebenswürdige Gemahlin hindurchleuchtete.

„Seit zwei Tagen," schrieb er, „bin ich ohne Briefe von Dir. Schon dreißig Mal habe ich diese Bemerkung mir selbst gemacht. Du siehst wohl ein, wie traurig das ist; dennoch kannst Du nicht an der zärtlichen, innigen Sorgfalt zweifeln, die ich für Dich hege."

„Wir haben gestern Mantua angegriffen. Wir heizten aus zwei Batterien mit glühenden Kugeln und mit Bomben tüchtig ein. Die unglückliche Stadt hat die ganze Nacht hindurch gebrannt. Das Schauspiel war zu gleicher Zeit schrecklich und imposant. Wir ha-

---

*) Schmeichelnd nannte Bonaparte die kleine Hand Josephinens: ma Fortune (mein Glück).

ben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt und eröffnen noch in dieser Nacht die Laufgräben. Ich gehe morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione ab, wo ich zu übernachten gedenke."

„Es ist ein Courier von Paris bei mir eingetroffen. Er hatte zwei Briefe an Dich, ich habe sie gelesen. Ob mir nun gleich das ganz natürlich scheint und Du mir auch neulich die Erlaubniß dazu gegeben hast, so fürchte ich doch, daß es Dich unwillig mache und das betrübt mich sehr. Ich hätte die Briefe wieder zusiegeln mögen; aber nein, das wäre mir etwas Schreckliches gewesen! Ich bin strafbar, ich bitte Dich um Verzeihung; ich schwöre Dir, daß es nicht aus Eifersucht geschehen ist, nein gewiß nicht; denn dazu habe ich eine zu hohe Meinung von meiner anbetungswürdigen Freundin. Ich wünschte, daß Du mir gänzliche Erlaubniß gäbest, Deine Briefe zu lesen, denn dadurch würden alle Gewissensbisse und alle Befürchtungen verscheucht werden."

„Eben kommt Achilles mit Courierpferden von Mailand; aber keinen Brief von meiner angebeteten Freundin! Lebe wohl, mein einziges Gut! Wann wirst Du zu mir kommen können? Ich selbst will Dich von Mailand abholen."

„Tausend Küsse, die eben so glühend sind, als mein Herz und eben so rein, als das Deinige."

„Ich lasse den Courier rufen; er sagt mir, daß er

bei Dir gewesen ist und daß Du ihm gesagt hast, Du hättest ihm nichts aufzutragen. O, fi donc! Du böse, häßliche, grausame Tyrannin, Du niedliches, kleines Ungeheuer! Du lachst meiner Thorheiten. Ach Du weißt es wohl, wenn ich Dich in mein Herz schließen könnte, so würde ich Dich da in ein Gefängniß setzen."

Gieb mir Nachricht, daß Du heiter, ganz gesund und sehr zärtlich bist."

„Bonaparte."

Briefen von dieser Zartheit und Innigkeit folgten wieder andre voll glühender Leidenschaft mit flüchtigen Hindeutungen auf das Kriegstheater; mit Spuren von Eifersucht Josephinens. Doch scheint Josephine eine stete Scheu gehabt zu haben, sich dem Kriegsschauplatz zu sehr zu nähern. Oft waren seine dringendsten Einladungen vergebens. Josephine lebte in Mailand wie eine Königin, umgeben von Glanz und Huldigung aller Art. Sie befand sich zu wohl in diesen überaus glänzenden Verhältnissen, die ihr gleichsam als Vorschule dienten für die Rolle, welche sie wenige Jahre später auf dem Welttheater spielen sollte.

Einmal war Bonaparte so glücklich, seine geliebte Gattin wieder zu sehen. Freilich nicht in Brescia, wohin er sie dringend eingeladen hatte; dazu hatte er mit der zartesten Aufmerksamkeit mitten im lebhaftesten Kriegestroubel für ihre Bedürfnisse gesorgt.

„Ich schicke noch in dieser Stunde," schrieb er aus Castiglione, am 4. Thermidor IV. (22. Juli 1796.) „Mürat dahin, um Dir in der Stadt eine Wohnung zu besorgen, wie Du sie gern hast."

„Ich glaube, Du wirst wohlthun, am 6. von Mailand abzugehen, in Cassano zu übernachten und am 7. nach Brescia zu kommen, wo der zärtlichste Liebhaber Dich erwartet. — Ich habe zu Mailand einen Wagen, der zugleich für Stadt und Land eingerichtet ist; Du magst Dich seiner bedienen. Bringe Dein Silberzeug und einen Theil der Sachen, die Dir nothwendig sind, mit. Mache kleine Tagereisen während der kühlen Stunden, um Dich nicht anzustrengen. Die Truppen brauchen nur drei Tage, um nach Brescia zu kommen. Mit der Post sind es vierzehn Stunden. Ich bitte Dich, am 6. in Cassano zu bleiben, und werde Dir am 7. so weit als möglich entgegen kommen."

Daß Josephine nicht frei von Eifersucht war, bezeugt eine Stelle in diesem Briefe:

„Ich bin in Verzweiflung, meine Freundin, daß Du zu glauben vermagst, mein Herz könne sich Andern, als Dir öffnen; es gehört Dir durch das Recht der Eroberung und diese Eroberung soll fest und ewig sein. Ich weiß nicht, warum Du von Frau von Te.... redest, um die ich mich so wenig bekümmere, wie um alle Frauen von Brescia." —

Die Eröffnung der Briefe, welche ihr Gemahl wiederholt zu haben scheint, war Josephinen allerdings unangenehm gewesen. Auf ihre Andeutung darüber schrieb Bonaparte:

„Was Deine Briefe betrifft, deren Eröffnung von meiner Seite Dir mißfällt, so soll dies der letzte sein; Dein Brief war noch nicht angekommen."

„Gesundheit, Liebe und schnelle Ankunft in Brescia!" schrieb er weiter voll Begeisterung und schloß mit den Worten: „Lebe wohl, Josephine. Tausend zärtliche Küsse!"

„Bonaparte."

Allein Josephine kam nicht nach Brescia. Unwohlsein hatte sie abgehalten. Bonaparte voll zärtlicher Ungeduld durcheilte den Raum mit Courierpferden, und überraschte sie auf ihrem schönen Landhause Montebello. — Einige Stunden entflohen den beiden Glücklichen wie Minuten. Dann rief der Drang der Umstände den Feldherrn wieder zurück auf den Kriegsschauplatz. In Brescia war jetzt sein Hauptquartier, und von dort aus schrieb er am 13. Fructidor IV. (10. August 1796) in voller Bedrängniß nachstehende Zeilen:

„Ich komme hier an, meine anbetungswürdige Freundin, und mein erster Gedanke ist, Dir zu schreiben. Deine Gesundheit und Dein Bild sind während des ganzen Weges nicht einen Augenblick aus meinem Gedächtniß gewichen. Ich werde nicht eher ruhig sein, als

bis ich Briefe von Dir bekommen habe. Unmöglich kannst Du Dir meine Unruhe vorstellen. Ich habe Dich traurig, verstimmt und halb krank verlassen. Wenn die innigste, zärtlichste Liebe Dich glücklich machen könnte, so müßtest Du es sein..... Ich bin mit Geschäften überhäuft."

„Leb' wohl, meine süße Josephine; liebe mich, sei gesund und denke oft an mich."

„Bonaparte."

Josephine gehörte dem Leben mehr an als der Phantasie; ihre Gefühle waren aufrichtig, zärtlich und hingebend, aber nicht lyrisch schwärmend, wie es die Liebe Bonaparte's in jener Periode war. Sie schrieb ihm daher seltner als es ihm lieb war, und in vielen Briefen beschwert er sich darüber. So im folgenden:

Brescia, den 14. Fructidor IV. (31. Aug. 1796.)

„Ich gehe in diesem Augenblick nach Verona ab. Ich hatte gehofft, von Dir einen Brief zu erhalten; das versetzt mich in schreckliche Unruhe. Du hattest mir größere Pünktlichkeit versprochen, und Deine Rede war damals doch wohl in Uebereinstimmung mit Deinem Herzen..... Du, welcher die Natur Sanftmuth, Annehmlichkeit und Alles gegeben hat, was gefällt, wie kannst Du den vergessen, der Dich so heiß liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir; und doch habe ich Dich gebeten, mir öfter zu schreiben. Die Abwesenheit ist schreck-

lich; die Nächte dauern ewig; sie sind langweilig und abgeschmackt; der Tag ist eintönig."

„Heute da ich allein bin mit meinen Gedanken, den Schreibereien, den Menschen mit ihren prunkhaften Plänen, habe ich nicht einmal ein Billet von Dir, um es an mein Herz drücken zu können."

„Das Hauptquartier ist abgegangen und ich folge in einer Stunde. Ich habe diese Nacht einen Courier von Paris erhalten. Er hatte für Dich nichts, als beiliegenden Brief, der Dir Vergnügen machen wird."

„Denk an mich, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es nur ein einziges Unglück für ihn giebt, welches ihn in Schrecken setzt, nämlich: nicht mehr von seiner Josephine geliebt zu werden. Tausend recht süße, zärtliche und ausdrucksvolle Küsse!" —

„Bonaparte."

Wiederholte Klagen dieser Art, erneute Zärtlichkeitsbeweise, kurze Kriegsnachrichten, Kriegsereignisse, oder kleine Eifersüchteleien von seiner Seite, die aber immer den liebenswürdigsten Charakter tragen, erfüllen die folgenden Briefe.

Von Ronco den 26. Fructidor IV., 10 Uhr Morgens (12. Septbr. 1796.) schreibt er:

„Seit zwei Tagen, meine theure Josephine, bin ich hier; ich habe ein schlechtes Lager, schlechte Nahrung

und bin sehr verstimmt darüber, daß ich so fern von Dir leben muß.“

„Wurmser ist eingeschlossen; er hat 3000 Mann Cavalerie und 5000 Mann Infanterie bei sich. Er steht zu Porto Legnago und sucht sich nach Mantua zurückzuziehen; das wird ihm aber nun unmöglich werden. Sobald die Sache beendigt ist, eile ich in Deine Arme.“

„Ich umarme Dich Millionen Mal.“

„Bonaparte.“

Das Kriegsglück war ihm günstiger als das der Liebe. Von Verona aus, am 1. Ergänzungstage IV. (17. Septb. 1796.) klagte er:

„Ich schreibe Dir sehr oft, meine liebe Freundin; Du aber schreibst mir wenig. Du bist böse, häßlich, sehr häßlich; eben so sehr, als Du leichtsinnig bist. Das ist treulos, einen armen Ehemann, einen zärtlichen Liebhaber zu betrügen! Soll er denn seine Rechte verlieren, weil er entfernt ist und von Arbeit, Kummer und Anstrengung niedergedrückt wird? Was bleibt ihm auf der Erde, ohne seine Josephine, ohne die Versicherung ihrer Liebe?“

„Wir haben gestern ein sehr blutiges Gefecht gehabt; der Feind hat viele Leute verloren und ist gänzlich geschlagen. Wir haben ihm die Vorstadt von Mantua abgenommen.“

„Leb' wohl, angebetete Josephine; in einer dieser

Nächte werden die Thüren mit Geräusch sich öffnen, wie vor einem Eifersüchtigen, und ich werde in Deinen Armen liegen. Tausend liebevolle Küsse."

„Bonaparte."

Jeder Brief bringt neue Variationen der zärtlichsten Klagen über ihre Kaltherzigkeit und Vergnügungssucht und selbst bittere Vorwürfe, die oft nur mit Mühe in einen scherzhaften Ton gehüllt waren.

„Ich habe vorgestern," schrieb er aus Modena (vom 17. Octbr. 1796.) den ganzen Tag im offnen Felde zugebracht, und gestern das Bett gehütet. Fieber und Kopfschmerz haben mich abgehalten, an meine beste Freundin zu schreiben; allein ich habe ihre Briefe erhalten; habe sie an mein Herz, an meine Lippen gedrückt und aller Schmerz der Trennung, das Gefühl von tausend Meilen Entfernung sind gänzlich verschwunden. — Aber Deine Briefe sind wie funfzig Jahre; sie gleichen einer funfzigjährigen Ehe. Man sieht in ihnen die Freundschaft und die Gefühle des Lebenswinters. Fi-donc, Josephine, das ist von Ihnen sehr boshaft, sehr schlimm, sehr verrätherisch. Was bleibt Ihnen noch übrig, um mich sehr beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr zu lieben? Ach das ist schon der Fall! Mich zu hassen? Nun, ich wünsche es, denn Alles außer dem Hasse erniedrigt; aber die Gleichgültigkeit mit dem Marmorpuls, dem starren Auge und dem einförmigen Gange!...."

„Tausend, tausend Küsse, so zärtlich wie mein Herz.“

„Ich befinde mich etwas besser und reise morgen ab. Die Engländer räumen das mittelländische Meer. Corsica ist unser. Gute Nachricht für Frankreich und für die Armee.“

„Bonaparte.“

Auf einen kurzen Brief aus Verona voll leidenschaftlicher Liebesversicherungen, erließ er eben daher an Josephine in Mailand (am 23. Nov. 1796.) nachstehende Vorwürfe in den Mantel des Scherzes gehüllt.

„Ich liebe Dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue Dich. Du bist häßlich, sehr ungeschickt, sehr dumm, Du bist ein Aschenbrödel. Du schreibst mir gar nicht, Du liebst Deinen Mann gar nicht; Du weißt, welches Vergnügen ihm Deine Briefe machen und Du schreibst ihm nicht sechs zufällig hingeworfene Zeilen.“

„Was machen Sie den ganzen Tag, Madame? Welches so wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, an Ihren sehr gütigen Liebhaber zu schreiben? — Welche Neigung erstickt und verdrängt diese Liebe, die zärtlichste und standhafteste Liebe, die Sie ihm versprochen haben? Wer mag der wunderbare neue Liebhaber sein, der alle Ihre Augenblicke in Anspruch nimmt, Ihre Tage tyrannisirt und Sie abhält, sich mit Ihrem Gatten zu beschäftigen?“

„Im Ernst, meine Freundin, ich bin unruhig, keine

Nachrichten von Dir zu erhalten; schreibe mir geschwind vier Seiten und zwar von jenen angenehmen Dingen, die mein Herz mit Empfindung und Vergnügen erfüllen.

Ich hoffe Dich in kurzem in meine Arme zu drücken; dann will ich Dich mit einer Million Küsse bedecken, die so glühend sind, wie unter dem Aequator."

„Bonaparte."

Diese Hoffnung, sie wieder zu sehen, steigerte sich mit jedem Tage. Von Verona aus am 4. Frimaire V. (14. Nov. 1797) schrieb er ihr voll Freude:

„Bald hoffe ich, Dich in meine Arme zu schließen, meine süße Freundin. Ich liebe Dich bis zum Rasendwerden. Ich schreibe mit diesem Courier nach Paris. Alles geht gut. Wurmser*) ist gestern unter den Mauern von Mantua geschlagen worden. Deinem Gatten fehlt weiter nichts zu seinem Glück, als die Liebe Josephinens.'

„Bonaparte."

Bonaparte eilte voll Liebe und Sehnsucht nach Mailand; aber wie schrecklich sah er sich getäuscht.

„Ich komme nach Mailand," schrieb er von dort aus an seine Gemahlin, die indeß einer Einladung nach Genua gefolgt war, „ich stürze in Dein Zimmer, ich habe Alles verlassen, um Dich zu sehen, Dich in meine Arme zu drücken .... Du bist nicht da, Du ziehst in

---

*) Bekanntlich der k. k. österreichische Feldhe

den Städten umher nach Festen, Du entfernst Dich, wenn ich komme, Du kümmerst Dich nicht mehr um Deinen guten Napoleon. Aus Laune hast Du ihn geliebt, die Unbeständigkeit macht ihn Dir gleichgültig."

„Der Gefahren gewohnt, kenne ich das Mittel gegen den Verdruß und die Leiden des Lebens. Das Unglück, welches ich erfahre, ist nicht zu berechnen; ich hatte ein Recht, nicht darauf zählen zu dürfen."

„Ich werde bis zum 9. hier sein; laß Dich aber nicht stören; geh' Deinem Vergnügen nach, denn Dir gehört das Glück. Die ganze Welt ist zu glücklich, wenn sie Dir gefällt, und Dein Gatte allein ist sehr unglücklich."

„Bonaparte."

Nicht ahnend, daß ihr Gemahl sich vom Kriegsschauplatz entfernen würde, um sie mit seinem Besuche zu überraschen, hatte Josephine eine Einladung von der Stadt Genua angenommen, wo sie auf das prächtigste mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Man gab ihr zu Ehren ein Ballfest, das Alles an Glanz und Reichthum übertraf, was man bis jetzt im reichen Genua gesehen hatte. Der Tanz dauerte bis zum folgenden Morgen, der zum Unglück ein Freitag war. Darauf folgte an demselben Tage ein Banket, wobei es an Poularden, Pasteten und andern Fleischspeisen nicht fehlte

zum großen Aergerniß der katholischen Geistlichkeit, die darin eine Entweihung des Fasttages sah.

Bei allen diesen Zerstreuungen sehnte sich doch Josephine nach ihrem schönen Frankreich zurück, wo sie das Liebste auf Erden, ihre Kinder zurückgelassen hatte. Sie stand mit ihrer Tochter Hortense, die von der berühmtesten Erzieherin Frankreichs eine treffliche Erziehung erhalten, im lebhaften Briefwechsel. Von Mailand aus schrieb sie ihr am 16. Ventose des Jahres V. (6. März 1797.):

„Ich befinde mich wohl, meine theure Hortense; seit sechs Tagen habe ich kein Fieber mehr. In Bologna war ich ein wenig krank; übrigens habe ich in Italien Langeweile, ungeachtet aller Feste, die man mir giebt und der schmeichelhaften Aufnahme, die ich bei den Einwohnern dieses schönen Landes finde. Ich kann mich auch nicht gewöhnen, so lange von meinen Kindern entfernt zu sein. Ich muß sie an mein Herz drücken. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß dieser Augenblick nicht mehr fern sein wird, und das trägt viel dazu bei, mich von der Unpäßlichkeit, die ich gehabt habe, wieder herzustellen."

„Liebe Deine Mutter, so wie sie Dich liebt; dann mußt Du sie anbeten. Lebe wohl, meine gute kleine Hor=

tense. Deine Mutter umarmt Dich von ganzem Herzen."

„Josephine."

Mehr als alles Andre beweiset nachstehende Episode, daß Napoleon Josephinen mit voller Seele liebte; denn wahre Liebe macht unempfänglich gegen jede andre Neigung und früher war Bonaparte nicht unempfänglich gewesen für die Reize des schönen Geschlechts; jetzt war er ein Cato. —

Bei dem Angriff auf Mantua drangen die Grenadiere der Garde in ein offenstehendes Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen die Flucht ergriffen hatten. Plötzlich hörten sie Klagetöne aus einem Kreuzgange her erschallen. Sie erbrachen mit Gewalt die verschlossene Thür einer einsamen Zelle und erblickten, nicht ohne Erstaunen, ein junges Mädchen auf einer Bank sitzend, mit Ketten gefesselt.

Die Unglückliche flehte um ihr Leben. Ein junger schöner Offizier, der diese Abtheilung befehligte, ließ es sich nicht nehmen, ihr die Ketten abzunehmen. Ein Blick der Geretteten, in dem sich eine Seele voll Dankgefühl aussprach, machte ihn glücklich, denn Cäcilie war eine der lieblichsten Erscheinungen, die man sich nur denken kann. Ihre grausamen Eltern hatten sie hier einsperren lassen, um sie zu zwingen Gelübde auszusprechen, die ihrem gefühlvollen Herzen widerstrebten.

Ihre Befreier hegten für diese Unglückliche alle nur mögliche Sorgfalt. Sie schien für diesen Augenblick von allen diesen bärtigen Grenadieren als Tochter adoptirt zu sein. Als sie aber bat, diesen Aufenthalt des Schreckens verlassen zu dürfen, stellte man ihr vor, daß sie mit dem ersten Schritt ins Freie in einen Hagel von Kugeln gerathen würde. Der Donner der Geschütze, das Krachen des Gewehrfeuers, das man in jedem Augenblick hörte, bekräftigte diese Warnung.

„Ach," rief sie aus, „hier müßte ich doch sterben!"

Das Commando wurde abgerufen und die Gerettete folgte den Soldaten mitten in das Getümmel der Schlacht. Wenn hier und dort einer dieser Braven niederstürzte, so suchte sie zu helfen so viel als möglich war. Sie kannte keine Furcht; pfeifende Kugeln und in den Boden wühlende Bomben erregten ihr keine Schrecken. Sie hatte schon größere erduldet. Mehr als den Tod fürchtete sie die Rückkehr zu den geistlichen Frauen, die im Namen der Religion sie so entsetzlich gemißhandelt hatten.

Abends wurde sie dem Obergeneral Bonaparte vorgestellt. Sie nannte sich Cäcilie, Tochter einer adligen Familie aus den Umgebungen von Mantua. Der Ausdruck von Leiden hatte ihren Zügen etwas Herzergreifendes gegeben. Sie vereinigten die Wärme des Südens mit der Schwermuth des Unglücks. Obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war, so hatten doch vierjährige Ker=

kerleiden sie schon um einige Jahre gealtert. Dennoch war sie von seltner Schönheit und hatte die interessanteste Physiognomie, die sich nur denken läßt.

Um sie gegen die Galanterien seiner Offiziere zu schützen, ließ ihr Bonaparte ein Zimmer in der Nähe des seinigen anweisen. Sie war reizend, die Gelegenheit günstig; allein der Oberherr betrachtete sie als seine Schutzbefohlene, und ihre Nähe war ihm heilig. Cäcilie war nicht zu bewegen, zu den Ihrigen zurückzukehren; selbst Bonaparte's Machtwort hätte sie für die Dauer nicht schützen können. Liebe und Dankbarkeit hatten sie ganz zur Französin gemacht. Einmal aus der Bahn des stillen häuslichen Lebens herausgerissen, wollte sie der Armee folgen, wohin es auch gehe. — Neue Verlegenheiten! — Napoleon ließ anfragen, ob keiner der Offiziere geneigt sei, diesen Findling der Grenadiere von der Garde zu heirathen? — Zwanzig bis dreißig meldeten sich im Augenblick; sie wurden alle der Geretteten vorgestellt; aber Keiner fand Erhörung. Endlich meldete sich unter den Freiern dieser schönen Penelope ein bescheidener junger Mann, der kaum wagte die Augen aufzuschlagen, als er schüchtern und erröthend um die Hand der Geretteten bat. Cäcilie warf sich weinend in seine Arme. Es war ihr Retter. Sie hatte ihn geliebt seit dem Augenblick, als er ihr die Fesseln abnahm. Napoleon war einer der Zeugen ihrer Vermählung. Er hatte ihre

Familie gezwungen, der Verstoßenen eine Ausstattung zu geben und ihren Gatten zu einem höhern Rang befördert.

Unter andern Umständen hätte vielleicht Bonaparte weniger sich geneigt finden lassen, das Beispiel des Scipio nachzuahmen; denn er war früher und später kein Verächter weiblicher Schönheit; allein jetzt hatte die Liebe für Josephinen, die eben durch die Sehnsucht, welche Trennungen erwecken, stets neue Nahrung empfing, sein Herz und seine Sinne unempfänglich gemacht für jeden andern Eindruck dieser Art.

Ueber die Natur dieser seiner Sittenstrenge täuschte er sich selbst. In dem Memoire von St. Helena sprach er sich später nach seinem Fall darüber aus:

„Meine ungemeine Jugend forderte von mir als Oberfeldherrn eine große Zurückhaltung und äußerste Sittenstrenge. Sie war nothwendig, unerläßlich, um Männer zu befehligen, die weit älter waren als ich. So war denn aus Grundsatz meine Aufführung ohne Tadel, exemplarisch; ich zeigte mich wie eine Art von Cato. Ich mußte so vor allen Augen erscheinen, die so zahlreich auf mich gerichtet waren. Ich war in der That ein Philosoph — ein Weiser." —

Josephine blieb noch einige Tage in Genua; es war dort zu reizend, zu himmlisch, als daß die dort von allen Lockungen des glänzendsten Lebens, der Huldigung

und Anbetungen, hingerissene Frau dem Taumel solcher Vergnügungen so leicht hätte entsagen können. Josephine war, wie schon gesagt, der reine Typus der Weiblichkeit, einer Weiblichkeit mit allen ihren Fehlern und Tugenden. Sie liebte aufrichtig den armen Bonaparte, aber sie schwärmte nicht in dieser Liebe; sie liebte auch den Glanz und das Vergnügen, das sie fortriß aus einem Taumel in den andern. Sie liebte den Tanz leidenschaftlich wie alle Creolinnen und tanzte mit einer Leichtigkeit und Grazie, die ihr allgemeine Bewunderung erregte. Indem sie Nächte hindurch tanzte, bis in den Mittag hinein im Bette lag, dann Besuche empfing oder gab, und nie einsam war, als wenn sie sich zu abgespannt fühlte oder Migraine hatte, fehlte es ihr in der That an Zeit, ihrem Gatten zu schreiben; geschah es einmal, so verriethen ihre Briefe Flüchtigkeit oder Zerstreutheit. Nie glaubte sie, daß die Klagen ihres Napoleon so ernstlich gemeint waren, und deshalb setzte sie sich leichter darüber hinweg.

Aber der zweite Brief, den sie in Genua von Bonaparte erhielt, verrieth eine so tiefe Bitterkeit des Seelenschmerzes, eine Ironie mit durchblickender leidenschaftlicher Liebe, daß ihr zum ersten Male ängstlich und wehmüthig dabei wurde.

Bonaparte schrieb an Josephinen in Genua, am 5. Frimaire V. Abends 8 Uhr (28. Nov. 1796.) in der düstersten Stimmung.

„Ich erhalte den Courier, den Berthier nach Genua geschickt hatte; Du hast nicht Zeit gehabt, mir zu schreiben; das sehe ich wohl ein. Umgeben von Spiel und Freude hättest Du ja Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen."

„Berthier ist so gütig gewesen, mir den Brief zu zeigen, den Du an ihn geschrieben hattest. Es ist nicht mein Wille, daß Du etwas in Deinen Zeitberechnungen, oder in den Belustigungen abänderst, welche man Dir geboten hat; ich bin dieser Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, welchen Du nicht liebst, hat kein Recht auf Deine Theilnahme."

„Was mich betrifft, so ist das Geschick und der Zweck meines Lebens, Dich allein zu lieben, Dich glücklich zu machen und nichts zu thun, was Dir zuwider sein könnte."

„Sei glücklich, wirf mir nichts vor, kümmere Dich nicht um die Glückseligkeit des Menschen, der nur in Deinem Leben lebt, nur Deine Freude und Dein Glück genießt. Ich habe Unrecht, wenn ich von Dir eine Liebe fordere, die der meinigen gleicht. Warum soll man verlangen, daß die brüsseler Spitze so schwer sei als Gold? — Wenn ich Dir alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, alle Augenblicke des Lebens opfere, dann gehorche ich blos dem Uebergewicht, welches Deine Reize, Dein Charakter und Deine ganze Persönlichkeit über mein unglück

liches Herz zu erringen gewußt haben. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir nicht hinreichende Reize gegeben hat, um Dich zu fesseln; aber Rücksichten und Achtung verdiene ich von Seiten Josephinens, die ich so glühend und gränzenlos liebe."

„Leb' wohl, anbetungswerthes Weib, leb' wohl, meine Josephine. Möge das Schicksal auf mein Herz alle Leiden und allen Kummer legen und meiner Josephine nur schöne und glückliche Tage schenken. Wer verdient das mehr als sie? Wenn es sich bestätigt, daß sie nicht mehr lieben kann, dann will ich meinen tiefen Schmerz in dem eigenen Busen verschließen und mich damit begnügen, ihr einigermaßen nützlich sein zu können."

„Ich öffne meinen Brief wieder, um Dir einen Kuß zu geben... Ach, Josephine!... Josephine!"

„Bonaparte."

Die elegischen Wendungen dieses Schreibens ließen ihr kaum noch einen Zweifel, daß die bittere Ironie in eine edle Resignation übergegangen war, und der Schluß voll Liebe und Schmerz stimmte sie milde. Sie schrieb ihm wenige Zeilen der Versöhnung, aber aus der ganzen Fülle ihres reichen Gemüthes, und Napoleon war glücklich. Er gestattete ihr die Reise nach Bologna, wo sie eben so glänzend empfangen und mit Festen und Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Ihn selbst rissen

die Kriegsereignisse fort. Rasch ging es von Siegen zu Siegen.

Bonaparte hatte trotz seiner Liebesleiden Wunder gethan, Italien und Oesterreich besiegt, Regierungen abgesetzt und Republiken organisirt.

Nach der Schlacht von Roveredo begab er sich nach Mailand, um dort den Jahrestag der Begründung der cisalpinischen Republik festlich zu begehen. Hier lebte er wieder einige glückliche Wochen mit seiner geliebten Gattin zusammen. Der Prunk dieses Triumphs ging über alle Vorstellung; die schönen Mailänderinnen drängten sich um die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Einst bemerkte er in der großen Loge des Casino di Recreatione eine schöne Bologneserin, welche sich mit den drei Farben der französischen Republik geschmückt hatte. Sie stand neben Josephinen, und dieser entging die Aufmerksamkeit ihres Gemahls auf die schöne Fremde nicht. Um ihm zu gefallen, stimmte Josephine in die Lobeserhebung mit ein, die er an diese anziehende Frau verwendete. Ihr Gatte war einer der Senatoren, die als Mitglieder der Regierung ein Opfer der in Modena vorgefallenen Ereignisse geworden waren. Die Dame hatte nicht ohne Absicht die Aufmerksamkeit des Besiegers von Italien auf sich zu ziehen gesucht; sie bat jetzt Josephinen, sich bei ihrem Gemahl um die Freilassung ihres Gatten zu verwenden. Bonaparte gewährte diese sogleich;

jedoch unter der Bedingung, daß sofort auf der Citadelle von Bologna die dreifarbige Standarte aufgepflanzt, und eine Republik nach dem Muster der mailändischen begründet werde.

Solche Erfolge und das glückliche Zusammenleben im schönen Schlosse von Montebello stimmten ihn zur liebenswürdigsten Heiterkeit. Mit Aufmerksamkeit empfing er die jungen Mädchen von Mailand, die ihm einen artigen Korb, mit schmeichelhaften Devisen und Sinnbildern geziert, darbrachten. Allein die Göttin der Freiheit, die auf einem Triumphwagen unter dem Zuruf: „Evviva la republica Franzese“ durch die Stadt gezogen wurde, ließ er nicht vor sich; er bemerkte dabei: „Die Freiheit darf ihre Tempel nicht verlassen.“

So wußte der siegreiche General die Stunden seiner Ruhe zu versüßen. Indeß nannte er die Zeit seines Aufenthalts in Mailand eine Unthätigkeit, die ihm bald bei allen Reizen Josephinens unerträglich wurde.

Er kehrte nach dem Lager seiner Soldaten zurück; begeisterte durch seine Gegenwart alle Krieger, und brach auf, um sich zu neuen Thaten zu rüsten.

In Ferrara und Bologna waren neue Aufstände entstanden. Bonaparte erscheint wie ein Blitz; unterdrückt die Volksbewegung und begründet dort republikanische Verfassungen.

Die Oesterreicher waren besiegt, als Bonaparte Nach-

richt erhielt, das Directorium sei mit ihm unzufrieden, weil er gleich einem Souverain von Frankreich mit Völkern und Fürsten unterhandle. — „Wenn ich wollte," äußerte er sich darüber gegen Josephinen, „so würde ich die Mehrzahl der Franzosen gegen sie haben. Ein Fürstenthum ist mir angeboten; das Haus Oesterreich möchte gern die Last erleichtert sehen, die ich der Lombardei auflege; es würde seinem Interesse vortheilhaft sein, sich mit mir zu verbinden; aber meine Absichten gehen höher — ich kann mich nicht damit begnügen, Italien zu regieren."

Josephine hatte durch einen gewissen Botot, der Barras Secretair war, und den sie für ihre Interessen im geheim gewonnen hatte, nun die bestimmte Nachricht aus Paris erhalten, daß das Directorium, eifersüchtig auf die Macht und das Ansehen des Obergenerals, seinen Sturz beschlossen habe.

In demselben Moment erhielt sie von Bonaparte die Nachricht:

„Ich bin im Begriff, über den General Alvinzy zu triumphiren; bald werde ich Herr von ganz Italien sein. Die letzte Vormauer der Oesterreicher wird fallen — indeß bleiben mir doch noch einige Besorgnisse; aber: Dolus an virtus, quis in hoste requirat?"

Josephine setzte ihren Gemahl von den geheimen Nachrichten, die sie aus Paris erhalten hatte, ohne die

Quelle derselben zu nennen, in Kenntniß, und munterte ihn auf, den großen Schlag zu wagen, um durch den Glanz des Sieges seine Feinde zu entwaffnen. So gedrängt, sah [illegible] Bonaparte genöthigt, List und Verrath anzuwenden, um den großen Sieg über die Oesterreicher bei Rivoli zu erkämpfen. Wurmser war in Mantua eingeschlossen. Hungersnoth und Epidemien wütheten in der Festung; der Nestor der österreichischen Armee, Feldmarschall Wurmser, capitulirte unter ehrenvollen Bedingungen, und Bonaparte, der wohl wußte, daß eine Menge compromittirter französischer Emigranten sich in Mantua befanden, gab ihnen absichtlich Gelegenheit zu entkommen, indem er dem österreichischen Feldherrn hundert bedeckte Wagen zugestand, die nicht visitirt werden sollten.

In Mantua fand Bonaparte unermeßliche Reichthümer. Das Directorium bekam den besten Theil davon, und die nach Paris übersandten Kriegstrophäen gaben Veranlassung zu den glänzendsten Volksfesten. — So war noch einmal der Sturm beschworen, der ihn stürzen sollte; bei dem Volke wie im Heer gleich vergöttert stand er zu fest, um ohne eigne Gefahr gestürzt werden zu können. Statt gegen ihn zu declamiren, erschöpften sich die Deputirten in Vorschlägen zu Ehrenbezeugungen für Bonaparte. Unter diesen Vorschlägen war auch der: ihm den Titel: „Bonaparte der Italische" zu decretiren.

Während der Zeit dieser Bewegungen und Siege hielt sich Josephine abwechselnd in Pavia, Cremona, und Piacenza auf, wo sie überall festlich empfangen, nicht wenig dazu beitrug durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihrem Gemahl überall Freunde zu erwerben oder Gegner zu versöhnen. Sie war es auch, die durch solche Mittel der unwiderstehlichen Ueberredung den Eifer seiner Freunde belebte, als es darauf ankam, ein tyroler Streifcorps zurückzutreiben, das schon kühn bis vor die Thore von Mailand vorgedrungen war.

Als er sich nach so viel glücklichen Erfolgen auf einige Tage bei Josephinen befand, dankte er ihr auf das zärtlichste für ihre Thätigkeit und Wachsamkeit in seinem Interesse und schloß mit den merkwürdigen Worten: „Ein andermal, Madame, kann ich Ihnen die Zügel eines Staats anvertrauen. Beten Sie nur, daß Ihr Gemahl zum höchsten Range emporsteige; dann, Josephine," fügte er lachend hinzu, „werde ich Ihnen eine berathende Stimme in meinem Staatsrath anvertrauen; aber was die Schlüssel zu meiner Chatouille anbetrifft, die wird meine liebenswürdige Josephine niemals bekommen."

Josephine wußte in der That kein Geld zu schonen; sie verschwendete in der Wohlthätigkeit ohne Gränzen, wie im Luxus.

„Unsre gegenwärtige Lage," erklärte sie ihrem Gemahl, wenn dieser sie zu einiger Oekonomie in ihren

Ausgaben bewegen wollte, „macht einen Aufwand nöthig, welcher den Glanz der mit der französischen Republik im Krieg begriffenen Fürsten verdunkelt."

Obgleich Bonaparte in diese Ansicht einging, so fuhr er doch fort, ihre zu große Sorglosigkeit im Geldausgeben zu tadeln. Es half ihm nichts, wenn er ihre Mittel anfing zu beschränken; denn Josephine erhielt von allen Fürsten, Gesandten und Republiken, die sich ihr gefällig machen wollten, so reiche Geschenke und hatte so manche andre einträgliche Einnahmen, die ihr Bonaparte zugewiesen hatte, z. B. vom Paßwesen, daß es ihr für den glanzvollsten fürstlichen Aufwand niemals an Mitteln fehlte.

Bald nachher erhielt Bonaparte vom Directorium den unangenehmen Auftrag, die päbstliche Macht gänzlich zu vernichten. — Josephine, als gute Katholikin und vermöge ihres edlen Herzens, war darüber außer sich. Sie beschwor mit Thränen ihren Gemahl, wenigstens diesen Befehl, der die ganze Christenheit empören würde, nicht zu vollziehen.

„Es kostet mich viel," entgegnete Bonaparte, „Pius VI. zu beunruhigen; ich habe durchaus keine Lust, im Capitol die Statüen der Mörder Cäsars wieder aufzurichten; indeß muß ich gehorchen, wenigstens einen Theil meiner Aufträge ausführen."

Schon hatte der französische General Victor sich

auf den wehrlosen Kirchenstaat geworfen. Bonaparte folgte ihm auf dem Fuße nach. Josephine begleitete ihn nach Imola, wo der Oberfeldherr an der Spitze seines siegreichen Heers, umringt von einem glänzenden Generalstabe, seinen Einzug hielt.

Der Anblick des Cardinals Chiaramonti, nachmaligen Pabstes Pius VII. erfüllte Josephinen mit Ehrfurcht. Dieser ehrwürdige Prälat sank vor Bonaparte' im Uebermaß des Schmerzes über die Entheiligung der Kirche, auf die Kniee. Der Obergeneral hob ihn sogleich auf und ließ ihn dann mit seiner Wache umgeben. Der hochwürdige Erzbischof stellte seinen Palast zu Verfügung des Eroberers und bat nur, die unglückliche Stadt zu schonen.

„Alles steht zu Ihrem Befehl," ließ ihm der Pabst sagen, „ein Diener Gottes muß sich des irdischen Gutes zu entäußern wissen, wenn es darauf ankommt, damit die Freiheit seiner Brüder in Jesu zu erkaufen."

Josephine bat ihren Gemahl, großmüthig zu sein und vor Allem die Stadt zu schonen. Bonaparte wurde gerührt und versprach Alles, was sie wünschte. Indeß trug er doch kein Bedenken, die reichen Gold- und Silbergeräthe, alle Kostbarkeiten, Diamanten und reichen Kirchengefäße zu nehmen, die der erzbischöfliche Palast enthielt.

„Der gute Cardinal," sprach er zu Josephine, die ihm darüber Vorstellung machte, „wird es mir Dank wissen, daß ich es übernommen habe, ihn auf die Einfachheit der Apostel zurückzubringen."

Marmont hatte die Madonna von Loretto aufgehoben und übergab sie an Bonaparte. Der Obergeneral sandte sie dem Directorium ein, behielt jedoch einige Juwelen derselben und Reliquien für sich zurück.

Als das wunderthätige Madonnenbild von Loretto in Paris angekommen war, gab der Präsident des Directoriums ihr zu Ehren ein großes Gastmahl. Das Gnadenbild der Jungfrau von gediegenem Silber wurde auf einen Tisch gesetzt und Barras sagte lachend: „Der General hat uns zwar das wunderthätige Bild geschickt, aber die Kleider desselben sorgfältig für sich behalten."

Für Josephinen war dieser Kirchenraub äußerst schmerzlich. „Das heißt Gott und Menschen wider uns aufbringen," rief sie aus, und nicht selten erlangten ihre Bitten und Thränen von ihrem Gemahl, der der geliebten Gattin nichts abschlagen konnte, die Wiedererstattung des geraubten Kirchengutes.

Bald war Bonaparte Herr der Romagna, des Herzogthums Urbino und der Mark Ancona. In Rom herrschte die größeste Bestürzung. Der Pabst Pius VI. stand verlassen. Die Cardinäle waren nach

Neapel entflohen. Das ehrwürdige Haupt der katholischen Kirche bringt sich selbst zum Opfer; er überläßt sich der Großmuth des Siegers, der im Anzuge ist, um seine Staaten zu erobern; nur die Völker will er retten, welche die Vorsehung ihm anvertraut hat.

Die Unterhandlungen begannen. Auf Josephinens Rath zeigte er sich nachsichtig und ließ seine Truppen nicht einziehen in das heilige Rom, eine Mäßigung, die ihm indeß vom Directorium bedeutende Vorwürfe zuzog. Bald konnte er seiner Gattin melden:

„Der Friede mit Rom ist unterzeichnet. Bologna, Ferrara und die Romagna sind der Republik abgetreten. Der Pabst erlegt uns in kurzer Zeit dreißig Millionen und überläßt uns viele Gegenstände der Kunst."

Schon damals hatte Bonaparte ein bestimmtes Vorgefühl seiner künftigen Größe und ohne Zweifel auch schon sehr hochfliegende Pläne aufgefaßt.

„Ich will," sprach er in einer vertrauten Stunde zu Josephinen, „der große Regierer des Schicksals von Europa werden, ja zum Ersten der Erdenbürger bin ich berufen; ich fühle die Kraft in mir, selbst eine neue Welt zu erobern und umzukehren, und bald soll das erstaunte Universum sich unter meine Gesetze fügen. Dann werde ich die Niederträchtigen züch=

tigen, die mich gern aus dem Vaterlande verdrängt hätten."

Das war nicht die Sprache des Uebermuths, noch weniger einer leeren Großsprecherei, sondern eines unermeßlichen Kraftgefühls und starken Selbstbewußtseins. Josephine, mit der er einige glückliche Wochen in Bologna zusammen lebte, gewann täglich mehr das Vertrauen ihres Gemahls auf ihre Einsicht. Ihre Meinung erschien ihr nur das Ergebniß der seinigen zu sein, und doch war sie das einzige Wesen auf der Welt, das auf den Willen seines Riesengeistes einen unbewußten Einfluß übte.

Nie gab es ein übereinstimmenderes Paar als Napoleon und Josephine. Gefühle, Geschmack und Neigungen begegneten sich fast immer. Beide Wesen schienen nur von Einer Seele belebt zu sein.

So nahe dem schönen Florenz entstand in Josephinens Seele der lebhafte Wunsch, diese Wiege der Kunst und Poesie kennen zu lernen.

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Die Kette der Apenninen war überschritten, und Florenz breitete sich aus vor ihren Blicken. Sie fand sich nicht getäuscht in den Vorstellungen, die sie sich von der Pracht und Schönheit dieser einst so reichen Residenz der Medizäer gemacht hatte. Mit Bewunderung betrachtete sie unter Andern den Palast Strozzi, dessen Vor-

derseite die ganze Geschichte der Guelfen und Ghibellinen darstellte. Die Wohlhabenheit der Bewohner, die lachende Gegend, die erfrischende Heiterkeit der Promenaden am Ufer des Arno, wo einst Tasso seine Gedichte recitirte, und Boccaz der sich lagernden Gesellschaft seine Novellen erzählte, kurz Alles bezauberte die glückliche Josephine in diesem Götterlande.

„Es wird," sprach Bonaparte, als er mit seiner geliebten Gattin auf dem Balkon des Palastes der Großherzöge stehend die Pracht der Stadt und die Herrlichkeit der Gegend überschaute, „eine Zeit kommen, wo ich aus diesem schönen Lande ein Leibgedinge machen werde; ich will, daß eine meiner Schwestern regiere, wo einst die Medizäer geherrscht haben."

Ueberall wurde Bonaparte als Befreier der Lombardei begrüßt. Josephine kam selten von seiner Seite, und indem sie seinen Ruhm theilte, wußte sie dem Gepränge seiner Triumphe jene Anmuth zu verleihen, welche die Völker bezaubert, indem sie ihrem Herrscher huldigen.

Auf die Nachricht von ausgebrochenen Unruhen in den obern Provinzen ging Bonaparte sogleich dorthin ab, und Josephine verlegte ihren Hof nach Mailand, wo sich damals viele compromittirte italienische Große mit Sicherheitscharten aufhielten.

Schon glaubte Josephine, das Ende des italieni-

schen Feldzuges sei gekommen und sie werde endlich so glücklich sein, ihre geliebte Hortensie wieder zu sehen, die sie in der Erziehungsanstalt von St. Germain en Laye zurückgelassen hatte, als Bonaparte ihr schrieb:

„Um meinen Waffenthaten die Krone aufzusetzen, wird es nothwendig sein, noch die Staaten von Venedig zu erobern. Der Anfang dazu ist schon gemacht.“

In dieser Zeit erhielt Josephine von ihrem Vertrauten in Barras Cabinet, dem Secretair Botot, die Nachricht: „Unsre fünf Herrn haben die Absetzung des Obergenerals beschlossen; sie fürchten seine Rückkehr nach Frankreich.“

„Wo werden sie,“ rief Josephine aus, „Helfershelfer finden, die kühn und verwegen genug sind, ihm diesen Beschluß mitten in seinem Lager und an der Spitze seines ihm ergebenen Heeres einzuhändigen? Die Soldaten nennen ihn Vater und betrachten ihn wie ein höheres Wesen; es hängt nur von seinem Willen ab, diese schwache Directorialregierung in einen Schatten zu verwandeln; aber man muß Zeit gewinnen, um diesen Entwurf erst reif werden zu lassen.“

Der Vorwand zum Angriff auf Venedig war leicht gefunden und am 16. Mai 1797 war die stolze Republik, die nur noch ein Schatten ihrer vormaligen Größe war, unterworfen. Bald sah man die dreifarbige Fahne

auf dem Palast des Dogen wehen, und der Löwe von St. Markus beugte sich unter ihre Macht.

Bonaparte nahm seine Residenz im Dogenpalast. Hier wie überall wurde dem Sieger gehuldigt. — „Madame," schrieb er Josephinen im stolzen Selbstgefühl, „um die Begeisterung zu sehen, mit welcher man auf mich hinblickt, kommen Sie, das Glück eines Franzosen zu theilen, der zuerst seit Pipin seine Fahnen auf die Denkmäler der berühmtesten aller Republiken gepflanzt hat."

Josephine begab sich von Padua nach Venedig, auf dem Canale der Brenta, der mit den Lagunen in Verbindung steht. Ihre Anwesenheit schien den Bürgern dieses eroberten Freistaats sehr angenehm zu sein. Ueberall in den eroberten Städten und Staaten war Josephine die Bürgschaft der Milde gewesen, den Bedrückten war sie stets ein rettender Engel; ihre Herzensgüte hatte einen Ruf vor sie hergesendet, der ihr die Herzen und die Hoffnungen aller Italiener entgegen führte. Die erlauchten, ernsthaften Senatoren, deren Vorfahren nach einer alten Tradition unmittelbar aus dem Meere entsprossen sein sollten, machten ihr täglich ihre Aufwartung, und erhöhten damit den Glanz ihres Hofes. Im üppigen Venedig wie im glänzenden Mailand folgten Feste auf Feste.

Alle Autoritäten der cispadanischen und transpa-

danischen Republiken eilten nach Venedig, um dem Stifter ihrer Republiken ihre Huldigungen darzubringen.

Da Josephine das Italienische mit Fertigkeit sprach, so war sie im Stande, auf die Complimente und sehr langweiligen Reden, womit man sie, als erste Bürgerin der französischen Republik, begrüßte, passend zu antworten. — Nun trat auch die Zeit des Carnevals ein, der in Venedig einen poetischen Zauber gewinnt, wie an keinem andern Ort in der Welt. Josephine war entzückt von diesem ewig neuen Schauspiel wechselnder Gestalten voll italienischer Heiterkeit, Lebendigkeit und Grazie; und während sie mit voller Lebenslust sich dem Strom der Carnevalsfreuden hingab, beschäftigte sich Bonaparte ernstlich mit den Vorbereitungen zu dem diplomatischen Ball, den er den Genuesern zu geben gedachte. So nannte er den Angriff, den er auf das prächtige Genua mit diplomatischer Schlauheit vorbereitet hatte. Diese berühmte Stadt zeigte zu viel Reichthümer, um der Aufmerksamkeit des französischen Eroberers zu entgehen. Einer der Adjutanten des Obergenerals mußte dem Dogen eine Depesche übergeben. Sie enthielt die Forderungen Bonaparte's, die sogleich durch Unterschrift genehmigt werden sollten. Die Bedenklichkeiten des Senats dagegen kamen zu spät. — „Um Euer Land zu retten," erklärte Bonaparte den edlen Genuesern, „muß es auf italienische Weise republikanisirt werden. Ihr seid nicht länge

würdig, jene Freiheit zu genießen, zu welcher der berühmte Andreas Doria den Grund gelegt hat; denn Ihr habt die Statue des großen Mannes umzustürzen gewagt und steht im Begriff, in jene Anarchie zurückzufallen, aus welcher er Euch gezogen hatte. Ich will ein müßiger Zuschauer Eurer bürgerlichen Unruhen bleiben; aber Ihr müßt eine Regierung haben. Ihr sollt das Recht genießen, sie selbst zu wählen, doch werde ich Euch nicht eher verlassen, als bis sie gehörig befestigt sein wird."

In der That waren solche Drohungen und eine imponirende Stellung nöthig, um die uralte aristokratische Verfassung dieses Staats zu stürzen und eine demokratische einzuführen.

Endlich dictirte er die Friedensbedingungen. Der Vertrag von Campo-Formio (vom 18. April 1797) war fast gänzlich sein Werk. Sein eiserner Wille organisirte nun die eroberten Staaten und stellte ganz Italien unter Abhängigkeit von der französischen Regierung.

Zwölfter Abschnitt.

Bonaparte beim Congreß in Rastadt. — Der schwedische Gesandte. — Bonaparte brüsquirt die Fürsten. — Revolution vom 18. Fructidor und Folgen derselben. — Bonaparte steht hoch in der Volksgunst. — Eifersucht und Scene. — Die Friedensstifterin. — Die Expedition von Boulogne. — Bonaparte's Sendung dorthin. — Rückkehr. — Er macht dem Directorium Vorwürfe. — Phrase. — Project der Eroberung von Egypten. — Scene im Theater Feydau. — Napoleon's Abreise nach Egypten. — Absicht derselben ihn zu stürzen. — Josephinens Stimmung. — Ihre Anfrage bei den Directoren und verletzende Antwort. — Sie entschließt sich, Barras Salon zu besuchen. —

Bonaparte, gewissermaßen Herr von Italien, flößte dem Directorium keine geringe Besorgnisse ein. Man hatte weder den Muth noch die Macht, ihn zu stürzen. Aber es zeigte sich bald eine günstige Gelegenheit, diesen gefürchteten Mann wenigstens aus Italien zu entfernen und in einen Wirkungskreis zu versetzen, wo er weniger gefährlich werden konnte.

Der große Friedenscongreß zu Rastadt sollte eröffnet werden.

Bonaparte wurde zum ersten Bevollmächtigten der französischen Republik ernannt mit dem schmeichelhaften Beisatz: „um ihm Gelegenheit zu geben, am Glück der Nationen mit zu arbeiten," in der That aber, in der Hoffnung, daß die Umständlichkeit der Verhandlungen eines Congresses von Abgeordneten des deutschen Kaisers, der deutschen Reichsfürsten und vieler fremden Monarchen ihn eine halbe Ewigkeit dort fest halten werde.

Bonaparte und Josephine hatten Mailand verlassen, nachdem die Stadt ihm zu Ehren eine Medaille hatte schlagen lassen. In Rastadt angekommen, steigt er im Schlosse ab. Seine Umgebungen waren die eines Privatmanns. Durch Einfachheit contrastirte seine Erscheinung gewaltig gegen den Glanz der kaiserlichen bevollmächtigten Minister und andrer Diplomaten jener Zeit. Er allein schien nicht zu bemerken, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Die Minister der verschiedenen Mächte wurden ihm vorgestellt, und er nahm sie auf mit dem Uebergewicht eines gebornen Souverains und der Einfachheit eines Privatmanns. Indeß bald gab Josephine Soiréen, die alle Diplomaten sich beeiferten durch ihre Anwesenheit zu beleben. Keine Fürstin hatte jemals eine schönere Rolle gespielt als ihr zu Theil wurde. Alle Huldigungen der ausgesuchtesten Höflichkeit, die an den scharf markirten, marmorkalten Gesichtszügen ihres Gemahls abglitten, fanden

bei ihr die anmuthigste Aufnahme. Setzte Bonaparte's imponirende Ruhe und Entschiedenheit Alles in Schrecken, so war es Josephinens Liebenswürdigkeit, die mildernd und versöhnend Alles wieder ausglich. Sie war gleichsam die Königin dieser diplomatischen Zirkel, die durch einen Blick oder ein freundliches Wort Gaben der Huld austheilte, welche denen, die dadurch beglückt wurden, unvergeßlich blieben.

Unter Andern wurde ihr ein Graf Fersen vorgestellt. Er war aber nicht mehr jener schöne Schwede, den sie einst als die Zierde des Hofes von Versailles dort gesehen hatte. Sie war nicht wenig überrascht, wie sie ihn als einen schwachen Diplomaten wieder fand, der nicht einmal Gegenwart des Geistes genug hatte, um angemessen zu antworten, als Bonaparte ihn nicht ohne scharfe Beziehung fragte: „Herr Graf, Sie werden mir wohl sagen können, wer gegenwärtig als Gesandter ihres Königs in Paris accreditirt ist?"

Es war nämlich bekannt, daß König Gustav, ein Feind jeder revolutionairen Bewegung (außer der, die von ihm selbst ausgegangen war, um die ständische Verfassung Schwedens zu stürzen), die französische Republik noch nicht anerkannt hatte und in Paris keinen Gesandten hielt. Die Frage war also sehr ironisch gestellt, und der betroffene Gesandte wußte nichts darauf zu entgeg-

nen, als: „Ich werde mir die Ehre geben, meinen Hof von dieser Bemerkung in Kenntniß zu setzen."

„Sagen Sie Ihrem Herrn," nahm darauf Bonaparte mit gewohnter Ueberlegenheit das Wort, „daß, wenn er die alten Räder einer abgenutzten Politik nicht ändert, so werde ich ihm einen Gascogner zusenden, der zugleich ein guter Diplomat sein wird, und es versteht, die Staatsmaschine zu vereinfachen und sie in den Gang zu bringen. Der König Gustav wird vielleicht zu spät und auf seine Kosten erkennen, daß man mit der einen Hand die Zügel des Staats festhalten, und mit der andern den Degen ziehen muß, wenn es noch Zeit ist."

Auf diese Art gab Bonaparte selbst unabhängigen Fürsten seine Lehren, und die Diplomaten ließen sich diesen Ton mit jener Furcht, die ihnen der Sieger von Italien einflößte, gefallen. Er behauptete stets, selbst den einflußreichsten Ministern der bedeutendsten Mächte gegenüber, jenen unbeugsamen Stolz und jene Unabänderlichkeit der entschiedensten Sprache, daß er damit Alles einschüchterte, was an die glatten Umwege und Arrières-pensées der Diplomatie von der alten Schule gewöhnt war.

„Uebrigens," sprach er offen in der Versammlung der Abgeordneten aller Staaten, „zwingen Sie mich nicht wieder, in die Schranken zu treten. Der Kampf würde sehr unglücklich sein zwischen einem Volke, welches die

Freiheit errungen hat und den Herrn der Völker, die ihnen dieses Gut nie gewähren würden. Wenn Sie heute die Mittel der Ausführung verwerfen, so werde ich morgen noch andre Bedingungen machen und wehe dem, der meine Vermittelung nicht annehmen wird. Ich würde das ganze Gerüste einer falschen Politik umstürzen, und damit würde sicher jeder Thron fallen, der sich darauf stützte."

Mit einer solchen nie erhörten Sprache, die auf alle die greisen Diplomaten imponirte, leitete er die Unterhandlungen ein, und als das Directorium noch wähnte, nun sei der Gefürchtete noch auf lange Zeit hingebannt in das kleine badensche Städtchen am Ufer der Murg, erschien er schon wieder in Paris.

Das Directorium hatte durch die Revolution vom 18. Fructidor (4. September 1797.) keine andre Früchte geerntet als unpopulair zu werden. Vergebens hatte die Mehrzahl der Directoren: Barras, Rewbel und Lareveillère-Lepaux, in Folge von Streitigkeiten mit dem gesetzgebenden Körper und selbst mit den andern Mitgliedern des Directoriums, durch Mitwirkung des General Augereau den Director Barthélemy und ihre Gegner im gesetzgebenden Körper verhaften, und fünf und sechzig angesehene Personen als geheime Royalisten nach Cayenne deportiren lassen, wobei Carnot sich durch die Flucht ge-

rettet hatte; eben so vergebens hatte man unter dem Vorwande der Ungültigkeit der Wahlen hundert und fünf Mitglieder aus dem Rathe der Fünfhundert, und vier und vierzig aus dem Rathe der Alten gestoßen, auch an die Stelle der Ausgeschiedenen unbekannte Namen, Merlin und François, ins Directorium berufen; die Regierung hatte nur Haß geerntet, wo sie Despotismus auszusäen gewagt hatte.

Bonaparte dagegen erschien dem Volke wie ein höherer Genius, der allein im Stande sei, die Wunden zu heilen, welche dem schönen Frankreich eine Reihe blutiger Revolutionen und zuletzt noch eine schwache despotische Regierung geschlagen hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, wie auf den Retter und Erlöser aus der höchsten Erdennoth. Die besten Staatsmänner waren verbannt, alle Partheien wieder aufgeregt; die Republik befand sich am Rande des Abgrundes. — Bonaparte war der Mann, den jede Parthei für sich zu gewinnen wußte. Ihn vergötterte das Heer, und das Volk war auf seiner Seite. Ihn zum Führer haben, hieß siegen ohne Widerrede. Von allen Seiten wurden dem gewesenen Obergeneral geheime Anträge gemacht, sich an die Spitze der Gewalt zu stellen; selbst Josephine glaubte, es könne nicht fehl schlagen. Aber Bonaparte war andrer Meinung.

„Ich will nicht,“ sprach er, „mich zum Werkzeug

der Partheien machen. Wenn ich mich erhebe, so geschehe es durch eigene Kraft und die sollen mir gehorchen, die mich jetzt zum Organ ihres Willens machen wollen."

Indeß war er klug genug, diese Rolle, die er einst zu spielen beabsichtigte, geheim zu halten. Er schien nur allein begeistert zu sein durch Patriotismus und republikanische Gesinnungen. Selbst seine vertrautesten Anhänger zweifelten nicht an seiner Ergebenheit für das Directorium. Nur allein Josephine durfte in das Innere seiner Seele blicken, und theilte seine geheimsten Pläne. Sie war einige Tage früher in Paris eingetroffen als er, und in ihrer bisherigen Wohnung in der Straße Chanteraine abgestiegen. Diese war anständig und selbst glänzend genug für ein reiches Privatleben eingerichtet; allein seit Italien war es Madame Bonaparte gewohnt gewesen, nur in Palästen und Schlössern zu residiren; allerdings kam es ihr hier gegen ihren damaligen fürstlichen Glanz etwas eng und still vor, und als sie scherzend Bonaparte nach seiner Ankunft in Paris darauf aufmerksam machte, entgegnete er lächelnd: „Meine Josephine, denk an mich, der glückliche Bonaparte wird sich nicht eher befriedigt fühlen, als bis er mit Dir ein, dem Glanze seines Ruhms entsprechendes Gebäude bewohnt. Dieses kleine Haus schickt sich nicht mehr für den Eroberer von Italien. Er bedarf eines

Palastes, um ihn mit den vom Feinde eroberten Fahnen schmücken zu können."

Um indeß solche Pläne zu verbergen, suchte Bonaparte während seines Aufenthalts in Paris allen Glanz und allen Aufwand zu vermeiden und empfahl auch Josephinen diese Vorsichtsmaßregel. Aber eben durch diese Einfachheit und Zurückgezogenheit gewann er die öffentliche Meinung immer mehr für sich. „Er verdiente ein Cäsar zu sein," sprach man, „und lebt wie ein Cato; er ist das Muster eines ächten Republikaners!"

Unterdeß mußte die schwache Regierung mit ihrem theatralischen Flitterglanz, den man schon anfing zu belächeln, aus der Hand des Siegers von Italien den Vertrag von Campo-Formio in Empfang nehmen. Sie sieht sich sogar genöthigt, ihm öffentlich Ehrenbezeigungen zu bereiten und den Gehaßten und Gefürchteten als den Retter des Vaterlandes zu proclamiren. Doch heimlich verschwören sich die Directoren zu seinem Untergange, und um ihn desto gewisser ins Verderben zu stürzen, ersinnen sie Verläumdungen, die sie heimlich verbreiten lassen, die aber im begeisterten Volke keinen Glauben oder Anklang finden; und als dieses Mittel nicht helfen will, die pomphaft angekündigte Landung in England, und Bonaparte erhielt den Oberbefehl über diese abentheuerliche Unternehmung.

Die Directoren hielten ein Gelingen dieses Projects

für unmöglich; allein um die Armee zu beschäftigen und Bonaparte zu stürzen, war ihnen kein Opfer zu groß.

Bonaparte indeß that, als sehe er die Falle nicht, die man ihm damit gestellt zu haben glaubte. Barras legte ihm mehrere Operationspläne vor, welche er zu billigen schien, ohne jedoch einen davon anzunehmen. Er selbst betrachtete die gigantische Unternehmung als unausführbar; indeß ihm galt sie als ein Mittel, seine Zwecke zu fördern. Je weniger er sich Erfolg von der Sache versprach, um so mehr Ostentation legte er hinein. Er machte sich auf den Weg, um die Küsten zu besehen. Vorher aber war eine unglückliche Mißhelligkeit zwischen ihm und Josephinen ausgebrochen, die sehr üble Folgen hätte haben können, wenn nicht eine Freundin vermittelnd eingetreten wäre.

Erzählen wir diesen Zug aus ihrem Privatleben als einen Beweis, wie arglos Josephine seine Eifersucht reizte, und welche Energie Bonaparte selbst als Gatte zu entfalten begann, nachdem seine Briefe in Italien so viel Hingebung und Unterwürfigkeit verrathen hatten.

Im Innern fühlte sich Bonaparte nach seiner Rückkehr von Paris sehr unglücklich. Er war eifersüchtig auf eine geliebte Gattin, die im Bewußtsein, die eheliche Treue nie zu verletzen, Alles für erlaubt hielt, was innerhalb der Gränzen dieser Pflicht und der damals sehr freien

Sitten lag, wenn sie auch dadurch leichtsinnig sich dem ärgsten Verdacht blosstellt. Es ist aber nicht genug, daß eine Frau die Gränzen der Sittlichkeit nie überschreitet, sie muß auch den Schein davon meiden. Josephine aber war zu naiv, zu unbefangen, fand zu viel Vergnügen an jenen kleinen Koketterien, deren Eroberungen der Eitelkeit schmeicheln, ohne das Geringste dem Begünstigten zuzugestehen. Gemeine Seelen schöpfen in der Regel am ersten Verdacht, und so war es denn auch Bonaparte's Kutscher, der die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß dessen Gemahlin mit einem gewissen Karl Botot, geheimer Secretair des Präsident Barras, im unerlaubten Verhältnisse stehe. Da Bonaparte alle seine Leute freundlich behandelte, so glaubte jener Kutscher es wagen zu dürfen, seinem Herrn diese Entdeckung mit allen Details mitzutheilen.

Es war allerdings richtig, daß Josephine mit diesem Herrn Botot, der ohnehin ein schöner und insinuanter junger Mann war, einigemal geheime Zusammenkünfte gehabt hatte; allein Josephine benutzte ihn nur, um die geheimen Pläne und Absichten des Directoriums zu erfahren und wurde dadurch in den Stand gesetzt, ihrem Gemahl manche nützliche Winke zu ertheilen. Indeß nie hatte sie die Quelle angeben wollen, woraus sie diese Nachrichten empfing, und das war eine große Unvorsichtigkeit, ohne welche Bonaparte gewiß nie auf die Einflü-

sterungen seines Kutschers gehört haben würde. Indeß wo Thatsachen reden, schweigt die Reflexion. So erfuhr er denn eines Tages, daß Josephine, unter dem Vorwande die Reitbahn zu besuchen, sich zu Madame Tallien begeben, deren Umgang er ihr verboten hatte. Darüber kam es zu einer Scene. Er machte ihr Abends vor Schlafengehen die heftigsten Vorwürfe über ihre Treulosigkeit. Josephine vertheidigte sich eben so lebhaft. Die corsische Wuth des Generals und das heiße Blut der Creolin geriethen hart aneinander. Josephine, im Gefühl ihrer Schuldlosigkeit gab ihm jeden Vorwurf mit gleicher Energie zurück; endlich kam es so weit, daß Bonaparte sich vergaß, aufsprang und seine Frau noch Abends um eilf Uhr, in Nachtkleidern, wie sie war, ohne weiteres aus dem Hause führte. — Er gab seinen Leuten die gemessensten Befehle, sie unter keiner Bedingung wieder einzulassen.

Josephine war in Verzweiflung, sich um Mitternacht auf die Straße versetzt zu sehen. Anfangs war sie so betroffen, daß sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Endlich fiel ihr zum Glück noch ein, daß eine ihrer Freundinnen, die Frau von Chateau-Regnault in der Nähe wohne. Sie schlüpfte wie eine Grisette, schimmernd im weißen Nachtkleide an den Häusern dahin, mehrmals angehalten durch Nachtwächter oder vor betrunkenen Nachtschwärmern sich verbergend. Endlich

war das Haus der Freundin gefunden, sie schellte heftig, ehe man öffnete. Es war eine kalte Herbstnacht. Ein scharfer Wind von feinem Strichregen untermischt durchkältete ihre Glieder. Aengstlich drückte sie sich in die Tiefe der Thür. Endlich ließ der schlaftrunkene Portier, der ein kleines Fenster öffnete, sie ein langes Examen bestehen. Ihre Angabe, sie würde sich seiner Gebieterin nennen, fand kein Gehör. Der Hausmeister hielt es für seine Pflicht, einer Abentheuerin, wofür er sie hielt, anzudeuten, daß er deshalb seine Dame nicht wecken lassen dürfe und wenn sie nicht sogleich sich fortmache, so würde er die nächste Patrouille anrufen und sie als eine Landstreicherin auf die Wache führen lassen.

Man denke sich, welcher Scandal daraus entstanden wäre — die hochgefeierte und mit fürstlichen Ehren überhäufte Gemahlin des Eroberers von Italien — die erste Bürgerin Frankreichs, in Nachtkleidern auf der Straße aufgegriffen und in der Wachtstube der Soldaten für die Nacht untergebracht; indeß Leidenschaft berechnet keine Folgen, und Eifersucht ist die Leidenschaft, die unter allen dem Wahnsinn am nächsten steht.

Der Portier hatte schon die Fensterklappe zugeschlagen; von der Straße herauf schallte der Lärm heimkehrender Trinkgäste; die Vertiefung der Thür gewährte der Zitternden keinen Schutz; da ergriff Josephine mit der Kraft der Verzweiflung den Klopfer an der Hausthür,

und lärmte so heftig damit, ohne sich durch das Schelten des Portiers irre machen zu lassen, daß endlich ihre genannte Freundin erwachte und ihre Kammerfrau hinunterschickte, um sich zu erkundigen, wer da noch so unsinnig lärme.

Dieser entdeckte sich Josephine und bald lag sie gerettet in den Armen ihrer Freundin. Josephine erzählte mit reichlich strömenden Thränen, während Frau von Chateau-Regnault und ihre Kammerfrau ihr warme Kleidung anlegten, das Kaminfeuer wieder anzündeten und heißen Thee bereiteten, den unglücklichen Streit mit ihrem Gemahl. „Und," schloß sie, „was mich noch am tiefsten schmerzt, ist, daß ich völlig unschuldig bin. Selbst in diesem Falle hatte ich sein Verbot nur übertreten und Madame Tallien nur besucht, um einem armen Teufel von Familienvater, der morgen früh erschossen werden sollte, das Leben zu retten."

„Und das sagten Sie ihm nicht? Ein Wort der Entschuldigung würde ihn besänftigt haben."

„Ha," rief Josephine, „ist etwa die Frau des Mannes Sclavin? Bedarf es der Rechtfertigung, wenn man unschuldig ist? Kann man Böses glauben von dem Wesen, das man liebt? — Nein, er liebt mich nicht mehr, nichts ist gewisser! Ich werde mich nie herablassen, mich nur mit einem Wort zu vertheidigen gegen Anschuldigungen, die mein Gefühl empören."

„Lassen Sie uns später dieses Thema weiter besprechen; ich hoffe Sie noch zu überzeugen, daß Sie besser gethan hätten, diesem Grundsatz zu entsagen. Er beruhet auf einer Ueberspannung, die für das Leben nicht paßt. Für jetzt," schloß Josephinens Freundin, „thut Ihnen nichts nöthiger als Ruhe und Erholung. Bleiben Sie hier, und lassen Sie mich handeln. Vor allem aber muß ich bitten, das tiefste Stillschweigen über den unangenehmen Vorfall zu beobachten; ich wünschte nicht, daß Jemand die Mühe übernähme, bekannt zu machen, daß der General Bonaparte seine Frau fortgejagt hat."

Die Nacht beruhigte die Aufregung Josephinens. Sie fing an sich zu überzeugen, daß sie selbst einen großen Theil der Schuld trage, indem sie ihren Gemahl durch Widerspruch aufs Aeußerste getrieben habe. Sie liebte ihn aufrichtig. Ihre Gutmüthigkeit kannte keinen Groll mehr. Sie wünschte nichts sehnlicher als Versöhnung, und Frau von Chateau-Regnault übernahm es, sie früh Morgens in ihre Wohnung zurückzuführen. — Der Schweizer wollte sie nicht einlassen, gehorsam den Befehlen, die er empfangen hatte. Doch einige Goldstücke beschwichtigten sein Bedenken. Nach wenigen Minuten befand sich Josephine wieder in ihrem Boudoir, ohne daß Jemand, außer ihre Kammerfrau, ihre Ankunft bemerkt hatte.

Nach einigen Stunden kam Frau von Chateau-Regnault wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre. Sie stieg die kleine Treppe hinauf, die nach Josephinens Zimmern führte und hier begegnete ihr plötzlich der General Bonaparte.

„Wohin Madame?“ fragte er kurz und scharf.

„Zu Ihrer Gemahlin.“

„Sie ist nicht zu sprechen.“

„Für mich ist sie es immer.“

Bei diesen Worten der Frau von Chateau-Regnault fixirte sie Bonaparte mit einem seiner durchbohrenden Blicke. „Sie sind,“ sprach er, „die Geschäftige, welche Josephinen bei sich aufgenommen und ihr dadurch einen großen Dienst erwiesen hat.“

Frau von Chateau-Regnault stellte sich, als ob ihr alles fremd sei, was hier vorgegangen war, und ohne sich an Bonaparte's Unwillen und Drohungen zu kehren, ging sie an ihm vorüber und trat in Josephinens Schlafgemach, die noch im Bett lag und weinte über ihr Mißgeschick.

„Ei guten Morgen, liebe Freundin!“ rief sie aus, „Sie sind doch nicht krank? es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?“

„O nein, nicht das Mindeste ist vorgefallen,“ entgegnete Josephine, welche die Absicht ihrer Freundin errieth, indem sie in einem Wandspiegel sah, daß Bonaparte ihrer Freundin gefolgt war und in der

halboffnen Thür stand. Dieser aber fing jetzt an, zu bemerken, daß beide Frauen unter einer Decke spielten.

„Ehe ichs vergesse, General," wendete sich Frau von Chateau-Regnault an Bonaparte, „es ist heute gutes Wetter geworden nach der stürmischen Nacht, Sie müssen durchaus sich mit Ihrer Gemahlin heute im Boulogner Hölzchen zeigen, und ich erbiete mich, Sie zu begleiten."

Bonaparte durchschaute augenblicklich die Absicht der klugen Frau, das Gerede über die Scene der Nacht noch im Entstehen zu ersticken; er begriff, daß irgend etwas geschehen müsse, um diese nächtlichen Irrungen wieder gut zu machen, und so willigte er ein.

Der General fuhr im offenen Wagen mit seiner Gemahlin aus, an ihrer Seite saß ihre kluge Freundin; das Gerede hörte auf und die Verläumdung gerieth selbst in Verlegenheit, sich so schlagend widerlegt zu sehen.

Josephine war klug genug, da ihr Gemahl zur Erkenntniß seines Fehlers gekommen war, ihm mit keinem Wort einen Vorwurf darüber zu machen, auch nicht einmal zu schmollen. Ihre Augen füllten sich indeß bisweilen mit Thränen, wenn sie zu lächeln suchte. So hatte sie mit ächt weiblichem Tact das sicherste Mittel gewählt, um ihn Reue über seinen Jähzorn fühlen zu lassen und ihm neue Liebe einzuflößen. Als er nun so auf der Spazierfahrt seiner schönen Gattin gegenüber saß, sagte er im ärgerlichen Ton: „Sie müssen doch ge-

stehen, meine Damen, daß Sie mich da eine sonderbare Rolle spielen lassen. Sie aber," fuhr er gegen Frau von Chateau-Regnault gewendet fort, „Sie sind die verführerischste, die boshafteste, kurz die liebenswürdigste, die abscheulichste Frau von der Welt, vor der ich künftig besser auf meiner Hut sein werde." Damit reichte er mit einem zärtlichen Blick Josephinen die Hand, und der Frieden war stillschweigend geschlossen.

Josephine hatte von ihrem Gemahl nicht die Erlaubniß erhalten können, ihn nach Brest begleiten zu dürfen, wo die große Expedition nach England ausgerüstet werden sollte. Gern hätte sie an seinen Triumphen Theil genommen. Und in der That einem wahren Triumphzuge glich diese Reise. Er war mit einem großen Gefolge abgegangen. Einfach gekleidet, im Glanze der Uniformen zahlreicher Rangoffiziere, die ihn umgaben, war der Sieger von Italien Gegenstand der allgemeinsten Huldigung und lebhaftesten Begeisterung. Kein regierender Fürst kann so empfangen werden. In allen Departements hatte man ihm Feste bereitet. In jeder Stadt wurde er durch Deputationen des Munizipalraths empfangen, Ehrenpforten waren gebaut, junge Mädchen streuten ihm Blumen, die Häuser waren mit Feston und Teppichen verziert, Balkons und Fenster mit der reichgeschmückten Damenwelt besetzt; Hüte und Tü-

wurden ihm entgegengeschwenkt und ein Vive Bonaparte, vive le Vainqueur d'Italie, rauschte wie ein Pelotonfeuer durch die unermeßliche Volksmenge, die immer wieder auf der ganzen Tour sich zu erneuen schien. Das waren keine von der Polizei gemachten Ehrenbezeigungen; es war der nicht zu hemmende Strom der Bewunderung dieser erregten und reizbaren Franzosen, welche den Ruhm ihres Heeres als eine Erhöhung der Nationalehre betrachteten.

Nichts aber glich der Begeisterung, womit das an den Küsten cantonnirende Heer den berühmten Feldherrn empfing, unter dessen Leitung es nur den Sieg kennen gelernt hatte. Die Soldaten brannten vor Begierde, sich mit den Engländern zu messen. Es war ohnehin der Nationalhaß der Franzosen gegen die Engländer, der hier Befriedigung forderte. Selbst die Engländer schienen für den Erfolg einer Expedition Besorgnisse zu hegen, die von einem Manne geführt werden sollte, dessen Glücksstern das Wort: Unmöglichkeit nicht kannte.

Schon erwarteten die französischen Legionen mit jedem Tage den Befehl zum Aufbruch. In den Arsenälen von Brest herrschte die ungeheuerste Thätigkeit. Die Rhede wimmelte von Schiffen aller Größen und Formen, die von Zeit zu Zeit ihre Uebungsexpeditionen zur See machten. Fern auf der Höhe sah man die Schiffe der brittischen Nation zur Beobachtung der Bewegungen

an der französischen Küste. Bonaparte durchforschte Alles mit dem Auge des Genies, dem weder das Kleinste noch das Größeste entgeht. Alle Erwartungen waren aufs Höchste gespannt; da erkannte der Oberfeldherr, daß Alles unzureichend für den Zweck einer Landung in dem wohlbewachten, reichen und dichtbevölkerten Großbritannien war, dessen ungeheuere Marine gleichsam schwimmende Bollwerke rings um die Kreidefelsen der Inselgruppe bildeten, und er errieth, daß alle diese Rüstung nur Maske war, um einen andern Plan zu verfolgen, den er früher schon als eben so abentheuerlich bekämpft hatte, und das war die Eroberung von Egypten, wozu schon alle Generale, die unter ihm befehligen sollten, ernannt waren. Gleichzeitig lief Nachricht ein von einem Aufstande, der in Rom in Begriff war auszubrechen, und diesen Augenblick hielt er für günstig, das Directorium von seinem nach menschlichen Berechnungen unsinnigen Plan wieder abzubringen. Plötzlich, und unerwartet, kehrte er mit Courierpferden und ohne Gefolge zurück nach Paris.

Bonaparte machte dem Directorium die dringendsten Vorstellungen; allein der Wunsch, den gefürchteten Rivalen seiner Macht aus Europa zu entfernen, war mächtiger als jede Rücksicht. Bonaparte wußte recht gut, wie er mit den Directoren daran war; und in e

ner der letzten Unterredungen, die er mit den Mitgliedern des Directoriums hatte, sprach er seinen entschiedenen Willen mit einem so erzürnten Stolz aus, und benahm sich gegen die schwache Regierung mit einer Energie, die aus dem Bewußtsein hervorging, daß dieser ohnmächtige Staatskörper ihm nicht lange widerstehen könne. Es kam indeß bei dieser Gelegenheit so weit, daß die Directoren ihm deutlich merken ließen, daß sie seine ehrgeizigen Pläne wohl durchschauten. Bonaparte drohte, den Abschied zu nehmen, überzeugt, daß man es nicht wagen würde, ihm denselben in diesem kritischen Momente zu ertheilen und dadurch Volk und Heer zugleich gegen die Regierung aufzubringen. Doch einer der Directoren, der Bürger Reubel, faßte sich, reichte ihm die Feder und sprach mit Ruhe und Kälte: „Nun wohl, so unterzeichnen Sie das Entlassungsgesuch! — ich gebe Ihnen mein Wort, man wird Ihrem Wunsch kein Hinderniß entgegen setzen."

Diese entschlossene Aeußerung machte ihn einen Augenblick betroffen. Doch bald half ihm seine Geistesgegenwart mit einer jener Declamationen, wodurch man in jener Zeit Alles zu coloriren suchte.

„Bürger Directoren!" rief er im feierlichen Tone, „ich habe ein Gelübde abgelegt, nicht eher die Waffen nieder zu legen, als bis man wird sagen können: die französische Republik hat sowohl ihre innern als äußern

Feinde besiegt. Bis dahin können Sie über mich verfügen. Ich erwarte von Ihrem Patriotismus und Ihrem Eifer für das allgemeine Wohl sogleich den Befehl, zu meinen Fahnen zu eilen. Siegen oder Sterben für das Vaterland, ist der Wahlspruch jedes Braven. — Er ist auch der meinige!"

Bonaparte erzählte Josephinen, was er gesprochen hatte und fügte hinzu: „So habe ich geredet, um diese Schwachköpfe zu düpiren; aber mein Entschluß steht fest, die erste Gelegenheit zu benutzen das Joch abzuschütteln, das die Regierung mir aufzulegen sucht."

Die Directoren aber hatten ihn durchschaut. Um ihn aus Europa zu entfernen, wurde er an der Spitze eines neuen Argonautenzuges nach Afrika geschickt. Als man ihm diese Stellung gab, nahm er sie nur an unter der Bedingung, daß er auf den Ruf eines einzigen der Directoren zurückkommen dürfe. Er rechnete dabei auf Sièyes, der ihm von Allen noch am günstigsten war, und der eben so gut wie er im Geheim eine Veränderung dieser schwachen, bedeutungslosen Regierung wünschte.

In dieser Zeit besuchte Bonaparte eines Abends eine Vorstellung im Theater Feydau. Ein elegant gekleideter junger Mann trat in die Loge, an deren Brüstung eine ihm unbekannte Dame saß. Er redete sie an und sprach über den Saal, die Acteurs und das Mu

stück. Die Dame bestreitet einige seiner Aeußerungen mit eben so viel Feinheit als Bestimmtheit. Indeß wundert er sich nicht wenig, als ein ihm unbekannter Mann, im langen grauen Oberrock, etwas mager, klein von Figur, mit kalten, wenig einnehmenden Gesichtszügen sich in die Unterhaltung mischt und zwar die Parthie der Meinung des jungen Menschen nimmt, den er mit Höflichkeit behandelt, dagegen der Dame Unrecht giebt in einem Tone, der genaue Bekanntschaft und ein gewisses Uebergewicht verrieth. Der junge Mann schlägt sich jetzt auf die Seite der Dame, und nicht ohne sich etwas gereizt über die Unhöflichkeit des Fremden auszusprechen, ergreift er deren Parthie und vertheidigt jetzt die Meinung, die er früher selbst bestritten hatte. In diesem Augenblick trat ein Adjutant in die Loge mit einer Meldung an den kleinen Unbekannten, den er General Bonaparte nannte. Der junge Mann gerieth über diese Entdeckung in die äußerste Verwirrung. Mit tausend Entschuldigungen wollte er die Loge sogleich verlassen; aber Josephine bemerkte mit Feinheit: nicht er bedürfe der Entschuldigung, da sie sich erlaubt habe, mit ihm nicht einerlei Meinung zu sein; sondern Méhul und Cherubini trügen die Schuld, da sie so herrliche Compositionen geschrieben hätten, die man nie genug bewundern könne.

Bonaparte aber sagte zu dem jungen Mann: „Mein Herr, in Sachen der Disciplin und der Regierung kann

eine Opposition den Tod bringen, in Sachen der Kunst belebt sie." — Damit führte er ihn auf seinen Sitz neben Josephinen zurück und nöthigte ihn, den ganzen Abend an ihrer Seite sitzen zu bleiben.

Barras war der erste gewesen von seinen Collegen, der Bonaparte officiell angekündigt hatte, daß er bestimmt sei, unter dem schönen Himmel Egyptens neue Triumphe zu gewinnen. Nochmals versuchte er Vorstellungen dagegen zu machen; allein sie blieben unbeachtet, und bald gewann eben das Abentheuerliche und Unmöglichscheinende dieser Unternehmung diesen Riesengeist für eine Aufgabe, durch deren Ausführung er die Welt in neues Erstaunen zu setzen hoffte. Gelehrte und Künstler wurden angeworben, um eine Ausbeute für Kunst und Wissenschaft zu gewinnen, die den Glanz seines Namens noch erhöhen mußte.

Josephine hatte sich erboten, ihn zu begleiten; allein er lehnte es ab. Indeß verließ sie ihn doch nicht bis zu dem Augenblick, als schon die Anker gelichtet wurden, auf der Corvette, die den Feldherrn seiner Flotte zuführen sollte, welche an der bezaubernden Küste der Provence kreuzte. Es war am 22. Mai 1798, als Napoleon sich nach Egypten einschiffte. Unvergeßlich blieben seiner Gemahlin die bedeutungsvollen Abschiedsworte:

„Josephine! meine Feinde sind nicht in Asien und

Afrika; sie sind in Frankreich. Dich lasse ich mitten unter ihnen zurück, um sie zu beobachten, und wenn es sein muß, große Unternehmungen vorzubereiten."

Josephine war stolz auf dieses Vertrauen. Sie gelobte sich heilig, seinen Erwartungen zu entsprechen und sollte sie ihr Leben daran setzen müssen.

Napoleon's Abreise in einem Zeitpunkt, wo das Directorium keine andern Gedanken hatte, als ihn zu stürzen, war eins der schmerzlichsten und ängstigenden Ereignisse. Josephine kannte die geheimen Anschläge der Regierung, und damit ihr nichts entgehe, stellte sie sich damit unbekannt und besuchte den Palast Luxemburg, als sei nichts Unangenehmes vorgefallen.

Schon waren zwei Monate verflossen seit der Abreise ihres Gemahls. Die Nachrichten über das gänzliche Fehlschlagen der Expedition wurden immer beunruhigender. Die Verbindung zur See war durch die Engländer unterbrochen. Auf die Kunde von der Einnahme der Inseln Gozzo und Malta folgten die beunruhigendsten Gerüchte. Josephine wußte nicht, daß alle diese schlimmen Nachrichten durch geheime Agenten des Directoriums absichtlich verbreitet waren, um die Sympathie des Volks für diesen Abgott der Nation zu schwächen. Endlich hieß es sogar, Bonaparte sei bei der verwegenen Unternehmung auf St. Jean d'Acre ermordet.

Seine Gattin war darüber außer sich vor Schreck. Um Gewißheit zu erfahren, eilte sie nach dem Luxemburg und sollte hier eine neue unerhörte Kränkung erfahren. Die Directoren waren jetzt des Unterganges ihres gefürchteten Gegners so gewiß, daß Barras die Eintretende den übrigen Directoren mit den Worten vorstellte: „Das ist die Gemahlin des Taugenichts Bonaparte; wenn er noch nicht todt ist für Europa, so ist er es wenigstens für Frankreich."

Bei alle dem war Barras ein Ehrenmann, der sich der von seinen Collegen angeordneten Beschlagnahme verschiedener Kisten mit Silbergeräth widersetzte, welches dem Sieger von Lodi und Arcole von angesehenen Personen aus der Lombardei und den römischen Staaten als Ehrengeschenke nachgesendet worden war.

Josephine suchte ihren Schmerz über die beunruhigende Abwesenheit ihres Gemahls zu mildern, indem sie sich aufs Land, nach ihrem schönen Malmaison zurückzog. Dieser freundliche Aufenthalt erweckte ihr die angenehmsten Erinnerungen. Sie lebte dort ohne Prunk im Umgange mit denen, die sie liebte und theilte Wohlthaten aus, wobei mehr das gute Herz als der prüfende Verstand zu Rath gezogen wurde. Der Besuch ihrer geliebten Kinder und die Schönheit und Anmuth, womit die liebenswürdige Hortense dem jungfräulichen Alter entgegen reifte, erhöhte ein Glück, das nur durch ausblei-

bende Briefe von Bonaparte getrübt wurde. Ihre Reizbarkeit darüber ging so weit, daß sie schon anfing, auf den Rath falscher Freundinnen zu hören, die sie zu einer Trennung von Bonaparte bereden wollten. Allerdings hatte es völlig das Ansehen, als wenn er sie nicht mehr liebe und bei allem Schmerz darüber war sie doch zu tief verwundet durch diesen Gedanken, und hatte zu viel Selbstgefühl, um sich diesem lieblosen Manne, wofür sie ihn damals hielt, länger aufdringen zu wollen. In einer so gereizten Stimmung hatte sie sogar schon die Trennungsklage aufgesetzt, und fuhr damit zu dem würdigen Tribunals-Präsidenten und Senator Lecouleux de Canteleu.

„Mein liebes Kind," sprach dieser in seiner traulichen, herzgewinnenden Weise, „ich kann nicht anders als Ihnen diesen sicher übereilten Schritt widerrathen. Zudem sein Sie versichert, der Name, den Sie tragen, ist eine wahre Glorie!"

Josephine war überrascht und gerührt von dieser Bemerkung. Sie küßte dem Greise die Hand und dankte ihm mit Thränen in den Augen dafür, daß er in einer Zeit, wo Alles den armen Bonaparte verdammen wollte, wo selbst ihr schmerzerfülltes Herz ihn schon verurtheilt habe, ihm das Wort rede, sie könne versichern, daß der Gedanke der Trennung ihrem Herzen stets fremd geblieben sei, und um ihn für immer zu vernichten, wolle

sie hiermit die Trennungsklage zerreißen, welche Uebereilung und falsche Freunde ihr abgepreßt hätten.

Nachdem das geschehen war, erinnerte sie sich der Abschiedsworte ihres Gemahls, und beschloß nun, die Salons von Barras im Luxemburg oder auf seinem Lustschloß Grosbois, trotz ihrer Abneigung, wieder zu besuchen, um über die Tagesereignisse stets in Kenntniß zu bleiben und die Männer gewinnen zu können, die einst den Plänen Bonaparte's förderlich werden könnten.

Werfen wir einen Blick auf das Salonleben bei Barras, der uns die bedeutendsten Notabilitäten jener Zeit vorführen wird, zugleich auch ein Genrebild vom Gesellschaftsleben damaliger Zeit gewährt.

Dreizehnter Abschnitt.

Madame Tallien. — Frau von Chateau-Regnault. — Salonleben bei Barras. — Barras im großen Kostüm. — Dessen Stimmung und Weltton. — Große Gesellschaft. — Frau von Staël. — Madame Tallien und Frau von Chateau-Regnault. — Cambacérès. — Madame Bonaparte. — Conversation. — Der Frau von Staël Urtheil über Bonaparte. — Lucian Bonaparte und seine Gemahlin. — Lucian's Liebesgeschichte und Heirath. — Siéyes. — Josephine und Barras. -- Der Minister der Justiz. — Bourdon. — Napoleon ist der einzige Mann, der Frankreich retten kann. —

Die Dame, welche bei Barras die Honneurs machte, und die Zierde seines Hofes genannt werden durfte, war bekanntlich Madame Tallien. Wir haben sie schon öfter vorgeführt, allein die nachstehende Schilderung ihrer Persönlichkeit von einer Augenzeugin wird uns ihr bezauberndes Bild lebhafter vergegenwärtigen.

Von ihrer Schönheit würden wir nur eine unvollkommene Vorstellung erhalten, wenn wir die herrlichen Formen derselben mit der classischen Regelmäßigkeit einer

antiken Statue vergleichen wollten. Sie war eine Spanierin von Geburt, mit allen den Reizen der berühmten Schönheiten von Cadix ausgestattet; dieselben vollendeten Formen, die üppige Fülle bei unvergleichlicher Zartheit, das anmuthige Leben in den Mienen und in jeder Bewegung. Ihre Hände, ihre Arme, ihre Haare, ihre Zähne, jeder Theil ihres Körpers war bewundernswerth; während ein feines, geistreiches Lächeln die von keinem Wölkchen getrübte Physiognomie ihres schönen Antlitzes mit einem so blendenden Glanz verklärte, daß Jedem, der Madame Tallien zum ersten Male sah, ein Ausruf der Bewunderung entschlüpfte. Ihr Geist war durchdringend, doch zartsinnig und weiblich; ihre Unterhaltung frisch und erquicklich, und fesselnd für Ohr und Herz. Vor Allem besaß sie feinen Tact und große Schärfe des Urtheils. Ihre Herzensgüte konnte keinen Unglücklichen abweisen, und Wohlwollen und Menschenliebe las Jeder auf ihren belebten Gesichtszügen. Madame Tallien huldigte der ausgesuchtesten Eleganz. Sie gab stets die Tagesmode an, gar oft zum Aerger Anderer, denen die Natur es versagt hatte schöne Formen zu zeigen, wie die Mode erheischte. Sie hatte in späterer Zeit, nachdem die übertriebene Nudität des Griechenthums in Verruf gekommen war, ein halbgriechisches Kostüm angelegt, das ungewöhnlich einfach durch die ungemeine Grazie, womit sie den malerischen Faltenwurf trug, und durch die

Schönheit ihrer blendenden Arme, welche die Mode bis zur Achsel entblößt zu tragen erlaubte, eine bezaubernde Wirkung hervorbrachte.

Man sah auch dort die uns schon bekannte Freundin Josephinens, Frau von Chateau-Regnault, eine majestätische Figur, sprudelnd von Geist und Witz, dieselbe, in deren Salon Josephine Bonaparte zum ersten Male gesehen hatte. Auch mehrere andre interessante Damen, unter welchen Frau von Staël die bedeutendste war, pflegten an dem intimen Zirkel des Directorial-Präsidenten Theil zu nehmen, worin ein Talleyrand, Regnault de St. Jean d'Angely, Maret und Barras, durch viel erprobte Geisteskraft und entschiedene Unterhaltungsgabe glänzten. Diese und andre geistreiche Personen trugen dazu bei, die Salons von Barras zu den angenehmsten in Paris zu machen.

Barras liebte eine gemüthliche Conversation; zwar zog er das Spiel und heitern Lebensgenuß dem intellectuellen Vergnügen vor, doch fühlte er das Bedürfniß, sich von liebens-würdigen und geistreichen Personen umringt zu sehen. Frau von Staël, die berühmte Tochter Neckers, des letzten Finanzministers Ludwigs XVI., war nach Paris zurückgekehrt, wo ihr Gatte die Würde eines schwedischen Ministers bekleidete. Diese Frau wußte durch ihre licht- und seelenvolle Unterhaltung Alles um sich her zu bezaubern. Ein Genieblitz nach dem andern folgte sich

darin Schlag auf Schlag, und damit erweckte sie selbst bei mittelmäßigen Geistern ein Interesse, das sich Viele nicht zu erklären vermochten. Barras fürchtete sie, so gut wie später Napoleon, während er ihre geistige Uebermacht im Stillen anerkannte. Manchmal sogar suchte er ihr auszuweichen; doch besuchte die berühmte Verfasserin der „Corinna" gern die Salons des allgewaltigen Directors, worin sie gewiß war, Alles vereinigt zu finden, was Paris damals durch Rang, Reichthum, Geist oder Schönheit Ausgezeichnetes besaß.

Eines Tages war besonders große Gesellschaft bei Barras. Es war eins jener Nationalfeste gefeiert, welche der republikanische Kalender an die Stelle der ausgestrichenen Heiligenfeste gesetzt hatte.

Barras hatte sein früher schon beschriebenes republikanisches Gallakostüm anbehalten. Die Huissiers des Directoriums meldeten die Minister, die Gesandte und viele andre hochstehende Personen.

Barras war düster gestimmt. Mit sichtbarer Anstrengung affectirte der Präsident des Directoriums eine Heiterkeit, die nicht in seinem Innern lag.

Die zuletzt eingelaufenen Nachrichten waren sehr entmuthigend. Man bedrohte das schwache Directorium von allen Seiten, und die Kammern, welche damals Conseils hießen, verkündeten laut ihre Unruhe darüber. Den Deputirten der Oppositionspartei wuchs fast täglich die

Kühnheit. Sie durften sich auf die Jacobiner und eine Menge Klubbs stützen, die eine Regierungsveränderung wünschten und im Stillen vorbereiteten. Das Directorium befand sich in der rathlosesten Stellung und doch sollte der Präsident desselben heute den heitern Gesellschafter und stets aufmerksamen und galanten Wirth spielen, eine Aufgabe, der er nur vermöge seiner ausgezeichneten Bildung einigermaßen gewachsen sein konnte.

So bewegte er sich mit Leichtigkeit und liebenswürdiger Artigkeit, trotz seiner Verstimmung und seines abentheuerlichen Kostüms inmitten einer stets anwachsenden Menge glänzend gekleideter Herren und Damen, die bald alle die hellerleuchteten Säle des Luxemburg und die lange Reihe der Prunkgemächer füllten.

Finstere Gedanken und Unheil weissagende Vorahnungen trübten sein Antlitz, als er Frau von Staël hereintreten sah. An ihrer Seite ging Herr von Brachmann, der in augenblicklicher Abwesenheit ihres Gemahls in derselben Charge als schwedischer Botschafter fungirte. Barras empfing sie mit zuvorkommender Artigkeit, und führte sie auf einen Platz neben dem seinigen. Er plauderte gern mit ihr, sobald sie aber Miene machte, dem Gespräch eine politische Wendung zu geben, suchte er einen Vorwand zu ergreifen, um sie zu verlassen, oder stellte sich wenigstens so hinter einen Stuhl verschanzt, daß sie hätte lauter reden müssen als es der Gegenstand erlaubte, um das Ge-

spräch fortzuführen. Er fürchtete in solchen Dingen die geistige Ueberlegenheit der Dame, und in einer solchen Situation befand er sich eben, als der Huissier zwei andre Damen anmeldete. Die Pflicht der Höflichkeit erlaubte ihm jetzt, Frau von Staël zu verlassen und den Eintretenden entgegen zu gehen.

Die Eine der beiden Frauen trug keinen andern Kopfputz als die glänzend schwarzgelockten Haare, die nach dem Kopf einer griechischen Antike modellirt zu sein schienen. Die natürlich herabwallenden Locken, schwarz wie Ebenholz, hoben den wie Elfenbein so weißen Teint eines junonischen Nackens. Eine faltenreiche altgriechische Tunica vom feinsten indischen Mousselin schmiegte sich mit classischer Schönheit um ihren üppigen Gliederbau. Während diese antike Tunica die herrliche Büste drapirte, hielten Knöpfe von Caméen die weiten Aermel auf der Achsel zusammengezogen. Auch am Gürtel prunkten kostbare Caméen. Die schönen Arme, welche einem Canova hätten zum Modell dienen können, waren ohne Handschuhe, bis zur Achsel entblößt. Um den linken Arm schmiegte sich eine schwarz- und goldemaillirte Schlange, deren Kopf aus einem prächtigen, meisterhaft geschnittenen Smaragd bestand. Ein purpurrother indischer Kaschemir-Shawl von großem Werth vollendete die Drapirung einer Grazie, die kein Künstler in einen schöner der holden Gestalt sich anschmiegenden Faltenwurf hätte hüllen

können. Indem sie lächelnd den vielen ehrfurchtsvollen Verbeugungen dankte, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden, blitzten ihr ein paar Perlenreihen von Zähnen zwischen den blüthenrothen Lippen, die überall Gegenstand der Bewunderung oder des Neides wurden — wir dürfen nicht erst versichern, daß es Madame Tallien war, die der Director mit so viel Lebhaftigkeit empfing. Die Andre war Frau von Chateau-Regnault, ziemlich groß von Statur, weniger graziös, aber mit der Haltung einer Minerva.

„Wie, Sie sind es? und so früh?" rief Barras mit Entzücken, indem er die Hand der Madame Tallien ergriff, um sie nach einem Canapé zu geleiten, wo er sich selbst zwischen beiden Damen niederließ.

„Wie artig von Ihnen, daß Sie gerade jetzt kommen, und wie schön sind Sie heute, wie immer," fuhr er fort, indem er Madame Tallien mit Blicken eines Mannes betrachtete, der eine Frau innig liebt und sich überschwenglich glücklich fühlt, sie jedesmal reizender und anziehender zu finden. „Wie herrlich kleidet Sie dieses Kostüm."

„Leider," entgegnete Madame Tallien lachend, daß ihm ihre weißen Perlenzähnchen entgegen glänzten, „kann ich Ihnen dasselbe Compliment nicht zurückgeben; aber wie konnten Sie auch nur einwilligen, einen so geschmacklosen Anzug zu tragen?"

„Was fragen Sie mich? hat doch Herr Lareveillère

die Sache entschieden. Sie werden mich fragen, warum ich es so ruhig zugelassen habe? ich weiß es wahrhaftig selbst nicht."

„Dann weiß ich es besser," lächelte Frau von Chateau-Regnault.

„Im Ernst?" rief Madame Tallien, „nun und warum?"

„Weil Herr von Lareveillère verwachsen ist."

„Nun wohl und weiter?" fragte Barras zerstreut.

„Sie haben sich seiner," entgegnete Madame Chateau-Regnault, „menschenfreundlich erbarmt, um ihn so glücklich zu machen, sein körperliches Gebrechen sammt der verschobenen Taille unter diesem großen rothen Mantel, der nicht übel einem rothen Pandurenmantel gleicht, verbergen zu dürfen."

„David erzählte mir gestern," nahm Madame Tallien das Wort, „daß er für Sie das schönste römische Kostüm gezeichnet habe, dessen sich je ein Consul oder Dictator des alten Rom hätte rühmen können. Außerdem hat er gemeinschaftlich mit seinem jungen Eleven, den er so sehr liebt, dem talentvollen Gerard, für Sie ein griechisches Gewand entworfen, so zierlich und elegant, als wäre es für einen Alcibiades bestimmt. Das müßte trefflich zu dem Kostüm passen, das wir selbst tragen und zu allen unsern Meubels, die von griechischer oder römischer Form sind."

„Ich pflichte völlig ihrer Meinung bei, das französische Kostüm hat weder Anmuth noch Würde; es ist dabei höchst lästig, ohne für den Winter warm und für den Sommer kühl zu sein. Wie soll man aber die neue Mode in Gang bringen? Ich vermag es nicht, ich ....“

„Wie, sind Sie nicht das Haupt der Regierung?“

„Meine schöne Athenienserin,“ sprach Barras, ihr die Hand küssend; „nur in Ihrer Macht steht es, dergleichen Dinge anzubefehlen. Man bringt eine Kleidung nicht durch Gensdarmen in die Mode, und eine solchen Zweck zu fördern, möchte ich sicherlich eines so schönen Ministers bedürfen, als Sie sind.“

In diesem Augenblick meldete man die Ankunft des Justizministers, des Bürger Cambacérès. Barras schien nicht darauf zu achten und Cambacérès sah sich genöthigt, in einem entferntern Zimmer stehen zu bleiben, wo er sich unzufrieden in eine Fenstervertiefung zurückzog. Da war eine einfach, aber mit äußerster Eleganz gekleidete Dame von mittlerem Wuchs im Begriff vorüber zu gehen, am Arm eines Herrn Gauthier, der sie führte, und Madame Gauthier ging an ihrer andren Seite. Alle Drei waren im Begriff, sich bei dem Directorial-Präsidenten anmelden zu lassen, der indeß in einem entferntern Zimmer eine Parthie Pharao für sich und seinen ntimern Zirkel hatte arrangiren lassen. Kaum hatte

jene Dame den Minister in seiner vereinsamten Stellung bemerkt, so verließ sie ihre Begleiter und trat zu ihm; indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, fragte sie mit den Flötentönen der seelenvollsten Theilnahme, was ihm fehle.

„Ah! Madame Bonaparte," rief er angenehm überrascht, indem er sie erkannte, „ich denke eben darüber nach, was in aller Welt aus einer Regierung werden kann, deren Chef keine andre Arbeit kennt als das Vergnügen, und keine Redensart als die: „verschieben wir die Arbeit auf Morgen!" Wollen Sie glauben, Bürgerin? mich, den Justizminister, der ihm die wichtigsten und dringendsten Mittheilungen zu machen hat, läßt er hier stehen, wie einen Schulbuben, der seine Lection nicht gelernt hat!"

„Ach, wenn nur erst mein Gemahl wieder zurück wäre!"

„Der würde bald der Sache eine andre Wendung geben, und auf mich könnte er rechnen."

„Gewiß?" rief sie freudig aus, seine Hand ergreifend, „für diesen Fall nehme ich Ihre Zusicherung an, im Namen meines abwesenden Gatten."

„Gut, aber ...." mit diesen Worten abbrechend legte Cambacérès den Zeigefinger auf seinen Mund, zum Zeichen des Schweigens. Ein Blick von ihm deutete zugleich auf Personen, die sich nahten, indem sie ebenfalls nach

dem Zimmer, wo sich Barras befand, durch die große Menge der Anwesenden hindurch zu dringen suchten.

Es war Frau von Staël, im Gespräch mit dem spanischen Botschafter Marquis von Musquitz, der ebenfalls erst angekommen war. Im Vorübergehen begrüßte diese geistreiche Frau, die damals noch eine Verehrerin Bonaparte's war, was sich später sehr geändert hat, Madame Bonaparte; diese dankte jedoch sehr kalt und zurückhaltend, und vermied dadurch ein Gespräch mit einer Frau, die durch die Ueberlegenheit ihres Geistes Alles beherrschte.

Als jene weiter ging, folgten ihr Cambacérès und Josephine, indem sie ebenfalls langsam vorrückten. Sie kamen dabei dem Salon, worin sich Barras befand, so nahe, daß sie, ohne eindringen zu können, weil noch mehrere Personen in der offnen Thür stehend auf den Augenblick warteten, sich vorstellen zu lassen, alles hörten und sahen, was im Innern vorging.

Barras saß an der Seite der Madame Tallien, Beide im Gespräch bemerkten Frau von Staël, die im Eingange noch einige Augenblicke sich aufhielt, um mit einem Herrn von Zeltner einige Worte zu wechseln.

Frau von Tallien hatte eben wieder das Gespräch wegen des griechischen Kostüms aufgenommen, und kaum die geistreiche Frau bemerkt, als sie auf diese deutend halb laut zu Barras sprach:

„Aber, wenn Ihnen in der That ein überredendes Wort Noth thut, warum wenden Sie sich nicht an diese Dame da?“

„Sie wissen recht gut,“ entgegnete Barras, indem er sie einen Augenblick mit dem Ausdruck des Vorwurfs betrachtete, „daß ich es nie thun werde. Warum sagen Sie mir aber etwas, das ganz und gar unnütz ist?“

„Ich habe Unrecht gethan,“ versetzte Frau von Tallien, nach einem Augenblick des Stillschweigens, „und gestehe gern meinen Fehler ein. Verzeihen Sie mir! — doch sagen Sie mir, ist die Kunde, die ich heute vernahm, wohl begründet? Es heißt, Herr Necker wolle nächstens nach Frankreich zurückkehren.“

„Das hängt von ihm ab. Er ist kein Franzose und kein Gesetz hindert ihn; es giebt aber eins, das stärker ist als alle Gesetztafeln der Welt, das der Meinung. Und wir leugnen es nicht, die unsrige, verstehen Sie mich recht, die aller der rechtschaffenen Bürger, die heut zu Tage die Gewalt haben oder dem Gesetze dienen, bewährt sich keinesweges zu Gunsten des Herrn Necker, vielmehr stimmen sie durchaus gegen ihn.“

Ob Frau von Staël diese keinesweges aufmunternden Worte gehört hatte, oder ob ihre Geistesgegenwart sie lehrte, sie zu ignoriren, um desto sicherer dem Eindruck derselben entgegen zu wirken, bleibe unentschie-

den; genug sie trat auf Barras zu, und ihm die Hand reichend sprach sie:

„Wollen wir Frieden stiften, mein lieber Director? Ich habe mir seit gestern reiflich das überdacht, was ich Ihnen sagte, und ich sehe ein, daß ich irrte."

„O gewiß," rief Barras schnell aufstehend und mit Galanterie ihr die Hand küssend, „und aus vollem Herzen Versöhnung! — Ich lebe gern mit Ihnen im Frieden! Sie sind für meine Schwäche eine viel zu gefährliche Gegnerin. Was sollte auch ein armes demüthiges Herrscherlein wie ich, gegen ein ihm in jeder Hinsicht überlegenes Wesen, wie Sie sind, Großes unternehmen können?"

„Sie spotten; aber wenn wir einmal Ueberlegenheit bei Seite lassen, so bin ich stolz darauf, wenigstens für gut zu gelten." Mit diesen Worten nickte sie ihm lächelnd einen anmuthigen Gruß zu und zog sich zurück am Arm des außerordentlichen Gesandten der helvetischen Republik, Herrn von Zeltner.

Bei dieser Bewegung waren sie Josephinen noch näher gekommen, ohne sie zu bemerken, und auf die Erkundigung des Herrn von Zeltner, was sie mit Barras vorgehabt habe, entgegnete diese:

„O mein Gott, es ist kaum der Mühe werth. Gestern entspann sich in meinem Salon, wo er zu Mit-

tag speisete, ein kleiner freundschaftlicher Wortwechsel in Betreff des Generals Bonaparte."

Bei diesen Worten horchte Josephine schärfer auf, und machte Cambacérès ein Zeichen, aufmerksam zu sein. —

„Ich behauptete," fuhr Frau von Staël fort, „Bonaparte sei in der That ein großer Mann; glauben Sie mir das," fuhr sie im Ton der Ueberzeugung gegen Herrn von Zeltner fort, „ich betrachte ihn in dem Lichte. Ohne Zweifel sieht Barras das so gut wie ich; aber er mag es mir nicht laut einräumen. — Man denke nur an jene, auf dem afrikanischen Gestade so glorreich erfochtenen Siege — diesen fremden, von der brennenden Sonne versengten Boden, den die Laune des Schicksals ihm und seiner Armee an dem Tage, da seine Flotte von Nelson vernichtet ward, und ihm jedes Mittel zur Rückkehr abgeschnitten war, zum neuen Vaterlande aufdrang; und troß dieser Unglücksfälle, troß aller von der List der Egypter und der erstickenden Gluth eines brennenden Himmels ihm entgegengestellter Hindernisse, den Menschen und der Natur zum Troß, die sich im teuflischen Bunde gegen ihn vereinigten, weiß dieser Mann sich Triumphe zu erringen. Er bleibt Sieger bei den Pyramiden, wie er es auf dem Schlachtfelde war, wo Hannibal seinen Ruhm so blutig erkaufte. — Ja, ich wiederhole es, dieser Bonaparte ist ein großer Mann. Welch ein Ge-

schick wird ihm noch beschieden sein? Wer kann das voraussagen? wer sagen, wo ihm sein Ziel gesetzt wird?

„Aber was darf er noch weiter hoffen?" fragte Herr von Zeltner mit dem ihm eigenen schlauen Diplomatenblick, „ihm ist bereits seine Laufbahn abgemessen; es ist die eines Türenne, eines Condé, eines Hannibal, wenn Sie wollen."

Frau von Staël lächelte; doch mit dem ernsten, sinnenden Ausdruck, den man manchmal an ihr gewahrte, wenn ein großer Gedanke ihren Geist beschäftigte. Sie vertiefte sich in die Zukunft, und errieth, wenn auch vielleicht nur dunkel, mit dem Ahnungsvermögen großer Geister einen ganz andern Orakelspruch seines unergründlichen Schicksals, als Herr von Zeltner anzudeuten beliebte.

Mit ächt weiblichem Zartgefühl las Josephine ihre Gedanken auf den geistreichen Zügen. Man kann sich denken, was sie empfand, das Lob, die Größe und die Ahnung von künftigen Geschicken aus einem Munde von solcher Bedeutung zu hören.

„Ich liebe sie nicht," flüsterte sie Cambacérès zu, „aber ich möchte ihr um den Hals fallen für solche Gesinnung."

„Uebereilen Sie sich nicht, Bürgerin," entgegnete der Minister, „ehe ein Jahr vergeht, wird sie ganz anders reden. Ein überlegener Geist, wie der ihrige ist, er=

trägt keine Erhebung Anderer über sich selbst. Und hörten Sie nicht, wie sie schon jetzt gleich Petrus ihren Herrn und Meister verleugnete, um nur mit diesem Schwachkopf von Regenten in Frieden zu leben? Wäre er bedeutender, wie es einst Bonaparte sein wird, sein Sie überzeugt: Frau von Staël würde es vorziehen, ihm Sarkasmen zu sagen."

Dieses leise geführte Gespräch wurde unterbrochen durch ein anderes Paar, das so eben den intimen Salon des Directors betrat. Josephine barg sich hinter Cambacérès, um von dem vorübergehenden Paare nicht sogleich bemerkt zu werden. Man sah einen großen jungen Mann, der eine Brille trug, neben einer ebenfalls jungen Frau, die, ohne eben schön zu sein, doch höchst angenehm und niedlich war. Das waren ihr Schwager Lucian Bonaparte und dessen Gemahlin.

Der Abbé Sièyes hatte in der Nähe gestanden, und Josephinens Versteckenspiel gesehen. Lächelnd trat er hinter sie und sagte: „Madame Bonaparte scheint mit Ihrem Schwager nicht auf dem besten Fuß zu stehen."

„Er hat sich um dieser Frau und seiner Etourderie willen mit der ganzen Familie meines Gemahls überworfen."

„O, erzählen Sie, schöne Frau, wir haben noch

Zeit, ehe an uns die Reihe zur Präsentation kommen wird; ich habe davon gehört, doch die Fama bläset oft falsche Töne aus ihrer Tuba."

„Es ist bekannt genug geworden," erzählte Josephine, „daß die Familie meines Gemahls, aus Corsica vertrieben, in Marseille in beschränkten Umständen lebte. Lucian, damals noch sehr jung, war Lehrer in einer Pensionsanstalt; Joseph war nach seiner Rückkehr von Parma, als Schreiber bei einem Notar in Dienst getreten; Jérôme ging noch in die Schule und Louis machte Verse."

„In dieser Zeit hätte Lucian ohne seine Etourderie ein großes Glück machen können. Dem Fenster seines kleinen Zimmers gegenüber wohnte ein alter Rentier, der sich von den Geschäften als Kaufmann zurückgezogen hatte, mit seiner einzigen Tochter, die seine ganze Freude war. Mademoiselle Sophie L * * * war neunzehn Jahre alt, hatte einen herrlichen Wuchs und feine Gesichtszüge. Der Zwischenraum zwischen beiden Fenstern betrug kaum mehr als drei Fuß. So nahe sich gegen einander über zu sehen, ohne Bekanntschaft zu machen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Man grüßte hin und her, wechselte einige Worte, die bald zu längern Unterredungen führten, und endlich wurde jeder Augenblick des Alleinseins benutzt, um die anziehendste Unterhaltung anzuknüpfen."

„Aber diese platonische Liebe aus der Entfernung genügte nicht dem lebhaften Temperament Lucian's. Er beschloß Alles anzuwenden, um sich in das Haus seiner Angebeteten einzuführen. Eines Tages, als der alte Herr auf dem ebenfalls nahen Balkon seines Hauses an der Seite seiner Tochter Luft schöpfte, wagte es der junge Herr, ihn zu grüßen und anzureden."

„Der alte Kaufmann bemerkte bald, daß dieser junge Mensch Geist und Erziehung hatte, und nach zwei oder drei ähnlichen Unterhaltungen gab er ihm die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Wer war glücklicher, als Lucian und Sophie? Schon die nächste Unterhaltung am Fenster brachte ihr die vollständigste Liebeserklärung von ihrem jungen Anbeter, wie sie ein schwärmerisches junges Mädchen nur immer wünschen kann, und Sophie, die auf die Liebe ihres Vaters vertraute, von dem sie versichert sein durfte, daß er nie ihren Wünschen in Hinsicht der Wahl eines Gatten entgegen sein würde, gab sich mit Begeisterung dem eine Mädchenseele so tief ergreifenden Gedanken hin, eine glückliche Wahl für das ganze Leben getroffen zu haben. Nur der Zwischenraum von drei Fuß Entfernung hinderte die jungen Leute, einander in die Arme zu sinken und den Bund der Herzen durch glühende Küsse zu besiegeln. Indeß unterrichtete Sophie ihren jungen Verlobten, daß ihr Vater der Revolution herzlich satt sei,

und daß ihn nichts mehr aufbringen könne, als demokratische Grundsätze zu verrathen. Lucian gelobte sich selbst, sein politisches Glaubensbekenntniß, wenn auch nur zum Schein, seiner Liebe zu opfern."

„Bei dem Alten machte Lucian Glück. Er wußte sich bei dem gutherzigen Alten so einzuschmeicheln, daß die funfzig tausend Livres Renten, die er besaß, bald kein Hinderniß mehr waren, um dem mittellosen jungen Manne die Hand seiner Tochter zuzusagen. Alles wäre gut gegangen, die Liebe hätte ihn in glänzende Glücksumstände gebracht, sechzig tausend Franken Mitgift und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft würde ihn der Dürftigkeit überhoben haben, die ihn jetzt nöthigte, eine Heerde kleiner Knaben im Lesen zu unterrichten; da machte ihm sein ungezügeltes Temperament einen Querstrich, und eine Trivialität endigte das so viel versprechende Verhältniß. Lucian hatte sich mit seinen Zuneigungen an die colossale Köchin des Hauses gewendet; diese hatte keinen andern Reiz als die frische Gesundheit grober Züge und massiver Formen, und war indiscret genug, sich bei ihrer jungen Gebieterin über die Unarten ihres Verlobten zu beschweren. Man kann denken, welche Scenen folgten; welche Thränen, welcher Kummer; — mit einem Wort: Lucian durfte das Haus mit einer Braut von 60,000 Livres Mitgift nicht wieder betreten. Der alte Herr mit seiner Tochter bezogen

ein andres Quartier, und die colossale Köchin heirathete einen Gensdarmen, der sie weniger spröde gefunden hatte, als der feine junge Herr, welcher sich jetzt doppelt geprellt sah zur gerechten Strafe für seine Etourderie."

„Indeß ein Charakter, wie der meines Herrn Schwagers, läßt sich durch Unglück in der Liebe weder belehren noch niederschlagen. Er tröstete sich damit, daß sich der vacante Platz in seinem Herzen leicht würde ersetzen lassen; indeß ärgerlicher waren ihm die ewigen Vorwürfe seiner Mutter und seiner Schwestern. Es kam noch dazu, daß der Inhaber der Erziehungsanstalt Anstoß genommen hatte an dieser bekannt gewordenen Geschichte, und ihm die Lehrerstelle aufgekündigt hatte; so doppelt und dreifach gepeinigt, ohne Aussicht und ohne Mittel machte er Spaziergänge in der Stadt, um seinen Aerger und seinen Hunger zu verlaufen."

„In dieser desperaten Lage machte er die Bekanntschaft eines gewissen Boyer, eines kleinen Bürgers, der ein Speisehaus hielt, wo man für wenige Sous zu Mittag essen konnte. Diesem Manne entdeckte Lucian seine üble Lage und Boyer bot ihm den Tisch in seinem Hause an und Credit für die Zahlung. Das war nicht übel und Lucian befand sich in der Lage, dieses Mittel zu subsistiren noch als ein Geschenk des Himmels anerkennen zu müssen, obgleich dieses Speisehaus auch von Gästen besucht wurde, die in Hinsicht des Ranges und

der Bildung weit unter ihm standen. Um Beschämungen und Verlegenheiten dieser Art aus dem Wege zu gehen, bat er Herrn Boyer um Erlaubniß, mit ihm en famille soupiren zu dürfen, was ihm auch gern gewährt wurde."

„Nun aber hatte Vater Boyer eine hübsche Tochter und unser junger Etourdi bekanntlich die Passion, wovon er heute noch nicht ablassen kann, jedem hübschen Mädchen die Cour zu machen. Theils aus diesem Grunde, theils aber auch um sich bei dem alten Herrn beliebt zu machen, erwies er dem jungen Mädchen alle nur mögliche Aufmerksamkeit. So ein unschuldiges armes Kind ist leicht bethört und Louise zweifelte bald keinen Augenblick, daß der höfliche junge Mann ernstliche Absichten hege. Vater Boyer aber war ein schlichter Bürger von strengen Sitten, der eine andre Absicht bei einer so geflissentlichen Bewerbung um die Gunst seiner Tochter unmöglich voraussetzen konnte. Doch dauerten ihm die Präliminarien zu lange und er fürchtete, daß der Ruf seiner Tochter darunter leiden werde; er trug also kein Bedenken, den galanten jungen Herrn zur Erklärung zu drängen, indem er ihn geradezu fragte, was er denn eigentlich für Absichten habe, indem er seiner Louise so geflissentlich den Hof mache?"

„Lucian gerieth bei dieser Frage in eine nicht geringe Verlegenheit. Es war ihm nicht im entferntesten

eingefallen, hier eine ernstliche Verbindung anzuknüpfen; allein auf der andern Seite stand sein Mittagstisch auf dem Spiele und dieser war, seitdem er den Anbeter spielte, durch manche Delikatesse, von Louisens Hand bereitet, schmackhafter und reichlicher geworden. Er fürchtete die Rückkehr jenes Wolfshungers, den er sich einige Tage durch Spazierengehen zu vertreiben gesucht hatte und trug kein Bedenken, die Erklärung abzugeben: „Wie können Sie zweifeln, Vater Boyer, daß meine Absichten auf Louisens Hand und Liebe die rechtlichsten sind."

„Eh bien!" rief Vater Boyer heiter, „feiern wir die Verlobung. Louise, ziere Dich nicht, umarme Deinen Bräutigam; mein Segen sei Euch hiermit ertheilt und Marion," so hieß die aufwartende Magd, „wird sogleich eine Flasche Champagner holen, um auf die Gesundheit des Bräutigams trinken zu können." — So wurden denn auch die Ringe gewechselt, Hausgenossen und Nachbarn herbeigerufen und ihnen die Verlobten vorgestellt und Lucian, der glückliche Bräutigam wünschte sich tausend Meilen von hier, dahin, wo der Pfeffer wächst."

„Allein die Sache war einmal geschehen, und nicht mehr zu redressiren. Il faut faire bonne mine à mauvais jeu, dachte er, sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male, daß seine junge Braut sehr hübsch und reizend

war in ihrer unschuldigen Hingebung, im bräutlichen Erröthen und mit den schönen Augen, die in schwärmerischer Liebe in die seinigen sich versenkten. In der That Lucian wurde seit diesem Augenblick ernstlich verliebt in seine Braut; doch immer hielt er es für eine Unmöglichkeit, eine Person ihres Standes, noch dazu ohne Vermögen zu heirathen, und rechnete auf die Zeit, die schon öfter in seinem Leben solche Verhältnisse gelöset hatte. Dabei aber nahm er sich vor, den Vortheil dieser Stellung und Berechtigung zu benutzen, so viel als nur immer möglich, das heißt das liebliche Mädchen zu küssen, so viel es nur dem ungenügsamsten Liebhaber belieben konnte und nebenbei sich von ihr mit seinen Lieblingsspeisen bewirthen zu lassen; dem Vater Boyer aber eine Flasche Champagner nach der andern abzuschmeicheln."

„Indeß vermied er sorglich jeden Schritt, der zum Abschluß der Verbindung führen konnte. Vater Boyer hatte ihm wieder eine Lehrerstelle verschafft, die bei bescheidenen Ansprüchen wohl eine kleine Familie hätte ernähren können; allein Lucian war unerschöpflich in Ausflüchten, die Sache nur noch hinzuziehen, da sie sich nicht so plötzlich abbrechen ließ."

„Der alte Boyer aber hatte bei allem Mangel an Bildung doch seinen practischen Hausverstand. Er durchschaute die Absichten des jungen Windbeutels sehr gut, wollte ihn aber doch nicht aus den Scheeren lassen, um

seine Tochter nicht ins Gerede zu bringen und benutzt endlich eine Gelegenheit, wo man sie am wenigsten erwartete, um die Sache zur Entscheidung zu bringen."

„Lucian war ein trefflicher Redner; als solcher besuchte er die Volksversammlungen, um sich dadurch vielleicht zu einer republikanischen Stelle empor zu schwingen. Eines Abends hatte er im Jacobinerklubb eine Rede gehalten „über die Gleichheit der Stände," die alle Anwesenden begeisterte. Man spendete ihm rauschenden Beifall und mitten im Getümmel erhob sich ein alter Mann und forderte das Wort, indem er die Rednerbühne bestieg."

„Das war Vater Boyer, was Lucian nicht wenig überraschte. Doch eine größere Ueberraschung war ihm noch vorbehalten."

„Bürger Lucian Bonaparte," rief er mit einer Stentorstimme, die den ganzen Saal durchdrang, „Du hast geredet wie ein Engel; aber um die Wahrheit von dem zu beweisen, was Du sprachest, zeige es, daß Du selbst Dich über das Vorurtheil der Stände erhaben fühlst. Meine Tochter hat Deine Schwüre empfangen; beginne damit, mein Schwiegersohn zu werden."

„Diese Aufforderung war dringend genug. Ohne die Popularität zu verlieren, die ihm den Weg zum Glück bahnen sollte, durfte er jetzt nicht zurücktreten. Er erklärte sich also bereit, Louisens Hand zu empfangen. „Bon,' rief der Alte, „was zögern wir noch, begeben wir uns

auf die Mairie! meine Freunde und Nachbarn sind als Zeugen eingeladen und meine Tochter wird geholt werden."

„Ihr macht mich glücklich," rief Lucian, in der höchsten Angst nach einem Vorwande suchend, um noch Frist zu erlangen, „indeß wißt Ihr selbst, bedarf ich dazu meines Taufscheins, und einige Tage werden vergehen, ehe ich ihn mir verschaffen kann."

„Nun wohl, also in drei Tagen werden wir Hochzeit haben."

„Ganz bestimmt, indeß ...."

„Keine Ausflucht, entweder Du erscheinst vor dieser achtbaren Bürgerversammlung als ein ehrloser Heuchler, der anders redet als er denkt; oder Du schwörst hier vor allen Zeugen, am dritten Tage von heute an die Heirathsacte mit meiner Tochter zu unterzeichnen."

„Ich schwöre!" rief Lucian, „um durch einen schnellen Entschluß den ungünstigen Eindruck dieser Rede wieder auszulöschen."

„Am dritten Tage wurde die Heirath geschlossen, die er bis dahin seiner Familie möglichst geheim gehalten hatte. Desto größer aber war deren Entrüstung, als sie erfuhren, was unabänderlich geschehen war. Seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern überhäuften ihn mit den bittersten Vorwürfen. Lucian setzte ihnen festen Gleichmuth entgegen. „Ich habe geheirathet," sprach er, „für mich und nicht für Andre." „Aber sie darf uns nicht vor

die Augen treten," drohte Madame Lätitia. „Um desto schöner wird sie vor den Augen ihres Gatten sein," versetzte Lucian."

„Indeß muß es ihr der größeste Widerwillen gegen diese Parthie zugestehen, daß diese junge Frau sich wunderbar schnell für die große Welt ausgebildet hat. Durch ihren Gatten unterrichtet, hat sie seltene Kenntnisse erworben und in ihrem Benehmen ist sie allerliebst. Sie würde sehr glücklich mit ihm leben, wenn nicht seine unglückliche Flatterhaftigkeit ihn oft in irgend eine andre Liebesintrigue verwickelte. Eine solche war es auch, die in Italien eine völlige Zerwürfniß der beiden Brüder herbeiführte. Napoleon hatte ihm eine Entführte entrissen und Lucian, der damals den einträglichen Posten eines Armee-Commissairs bekleidete, warf ihm sein Patent vor die Füße. Später versöhnte er sich wieder mit meinem Gemahl; mir aber konnte er es nie verzeihen, daß ich es war, der Napoleon Anzeige gemacht hatte von seinem Frevel und ihn dadurch hinderte, eine Abscheulichkeit gegen eine schöne unschuldige Person zu begehen."

Wir müssen hier, der Zeit vorgreifend, berichten, daß Louise ihren Gatten aufrichtig liebte, mit der vollen Hingebung eines unschuldigen, jugendlichen Gemüths; allein der Gram über seinen Wankelmuth verzehrte ihre Lebenskeime, noch ehe das Glück ihrem Gatten die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte.

„Inzwischen," nahm Siéyes das Wort, „ist es zu beklagen, daß diese Spannung zwischen Ihnen und Lucian eingetreten ist; ich bin überzeugt, daß Sie Beide an demselben großen Werke arbeiten und es würde sehr gut sein, wenn Sie sich darüber verständigten."

„Ich mich versöhnen mit ihm?" rief Josephine; „niemals, ich verachte ihn, schon seiner Aufführung wegen gegen diese allerliebste Frau, die ich gern als Schwester aufnehmen würde."

„Bei alle dem," sprach Cambacérès mit Nachdruck, „hat dieser Lucian trotz seines Leichtsinns und seiner Verirrungen in der Liebe einen sehr edlen Charakter. Er ist human und gefühlvoll. Man erzählt sich treffliche Züge von seiner Menschlichkeit und Wohlthätigkeit. Er ist ein trefflicher Redner, denn durch feurige Beredtsamkeit weiß er oft die ganze Versammlung hinzureißen. Er ist ein Patriot von großer Strenge und als solcher dem Directorium eben so bedeutend und noch gefährlicher als Napoleon Bonaparte. Sie sehen da, mit welcher Aufmerksamkeit ihn Barras empfangen hat und mit welcher Freundlichkeit er ihn zu gewinnen sucht; das ist aber Alles Maske, ich wette, der Director wünscht ihn in dem Augenblick, da er ihm die Hand drückt, zehn tausend Meilen unter die Erde."

„Auch gegen meinen Gemahl ist er nicht günstig gestimmt," versetzte Josephine. „Er hat ihm öfter frei-

müthig ins Gesicht gesagt, wie er es für unmöglich halte, daß er noch höher steigen könne, und daß er jeden Schritt, der dahin führen würde, als unsinnig verdamme."

„Und dennoch wette ich," nahm Siéyes das Wort, „daß, wenn der entscheidende Augenblick kommen sollte, er der Erste sein würde, der sein Leben wagte, sich in Gefahr stürzte und für die Erhebung seines Bruders mit aller Energie seines Charakters kämpfte. Doch still! jetzt wendet sich Lucian gegen Frau von Staël."

„Guten Abend, mein junger Tribun," redete sie ihn mit einem ihrer anmuthigsten Blicke an, denn sie schätzte sehr sein Rednertalent, da seine öffentlichen Reden voll Feuer und Seele waren. „Nun wie gehen die Geschäfte? ich muß mich wohl an Sie wenden, denn Barras, der meine Frage fürchtet, hat sich von Madame Tallien und Frau von Chateau-Regnault eine doppelte Scheidewand errichtet, eine Art von Verschanzung."

„Entschuldigen Sie," versetzte Lucian, um ihre Aufmerksamkeit von der Frage, die sie beabsichtigen mochte, abzulenken, „ich dächte, das wäre eher ein Mittel anzuziehen, als abzuschrecken; in der That, ich finde, Madame Tallien ist heute Abend schöner als jemals."

„Sie wollen ausweichen, Bürger Tribun," entgegnete Frau von Staël und leiser fuhr sie fort: „Ich habe mich schon bei Barras erkundigen wollen nach Neuigkeiten aus Egypten; aber man erfährt nichts, als was

es dem Directorium beliebt, de Welt im Moniteur zur Befriedigung der Neugier hinzuwerfen."

„Und ich, Madame, habe die Ehre Sie zu versichern, daß ein guter Bürger nichts weiß und nichts glaubt, als eben was ihn der Moniteur befiehlt und erlaubt zu wissen und glauben."

„Eh bien, changeons de manière," entgegnete Frau von Staël lächelnd, und führte ihn in eine Fenstervertiefung, wo sie leiser fortfuhr: „Es giebt Könige ohne Kopf; aber die Republik hat einen König mit fünf Häuptern."

„Aber auch ohne einen einzigen Kopf unter Allen," fiel Lucian ein.

„Wenn der gute Kopf, der ihnen noch zur Verfügung steht, so denke ich, aus Afrika zurückkehren wird, so werden sie mindestens die Krone der Republik von ihren Häuptern verlieren."

„Sie erinnern sich," nahm Lucian das Wort, als wollte er ablenken, „des beißenden Calembourgs, das auf das Directorium gemünzt erschien. Es war nichts, als die Abbildung einer Lanzette, eines Lattich und einer Ratte (lancette, laitue, rat), und das Volk las: „l'an sept les tuera!" (das Jahr sieben wird sie tödten).

Mit diesen Worten zog sich Lucian zurück und vermied damit jede Erläuterung dieses Calembourgs.

Als er mit seiner Gemahlin durch eine andre Thür sich entfernt hatte, trat Josephine mit klopfendem Herzen ein, denn es war ihr unangenehm mit Barras zu sprechen, der über ihren Gemahl so hart geurtheilt hatte. Gauthier, der wieder an ihre Seite getreten war, hatte ihr den Arm geboten. Indeß kaum erblickte sie Barras, so stand er auf vom Spieltisch, eilte ihr entgegen und indem er ihre Hand ergriff, führte er sie mit vielen Freundschaftsversicherungen zu einem Lehnstuhle; Madame Tallien, nachdem sie ihren Einsatz verloren hatte, hörte auf zu spielen und setzte sich an ihre Seite unter Versicherungen ihrer Freude, sie endlich einmal wieder hier zu sehen. Schnell folgte auch Madame Chateau-Regnault ihrem Beispiele und bald sah sich Josephine von ihren liebsten Freundinnen umringt. Auch Barras trat zu ihnen.

„Haben Sie Nachrichten von auswärts?" fragte ihn Josephine.

„Nein," entgegnete er; „und nichts berechtigt zu glauben, daß England willens sei uns Nachrichten zukommen zu lassen," fügte er leiser hinzu, indem er sich näher zu ihr neigte. „Aber reden wir hier nicht von dergleichen. Kommen Sie. Nehmen Sie gefälligst meinen Arm. Wir wollen Bourdon aufsuchen und mit ihm überlegen was wohl in der Hinsicht zu thun steht."

„Wie, meine Schöne?" rief die Tallien, „Sie hätten den Muth, ihm den Arm zu reichen in diesem gräß

lichen Kostüm? warum fordern Sie nicht, daß er es erst ablegt? An Ihrer Stelle stände ich nicht vom Stuhle auf, bis er so menschlich aussähe, wie alle Andern. Ich glaube gewiß, einzig weil ich den fatalen rothen Rock den ganzen Abend vor Augen haben mußte, habe ich mein Geld verloren."

„Weshalb haben Sie mir das nicht früher gesagt?" entgegnete Barras, indem er sie mit dem Ausdruck eines zärtlichen Vorwufs anblickte. „Ihre Befehle sind mir Gesetze, denen ich niemals den Gehorsam verweigern darf."

„Sagte ich Ihnen nicht gleich Anfangs, daß es etwas Schreckliches ist mit diesem geschmacklosen Kostüm?"

Barras entfernte sich schleunig; binnen wenigen Minuten kam er in seiner einfachen alltäglichen Kleidung zurück.

„Einen so zuvorkommenden und überaus artigen Gehorsam lobe ich mir," entgegnete Madame Bonaparte verbindlichst. „Nun aber, liebe Therese, erlauben Sie mir seinen Arm in Anspruch zu nehmen, um Bourdon aufzusuchen; oder besser, Sie kommen selbst mit uns; denn sind nicht meine Geheimnisse stets die Ihrigen?"

Damit ergriff sie Madame Talliens Arm und Beide folgten Barras durch das Getümmel eines so eng gedrängten Menschenschwarms, sämmtlich in den glanzvollsten Anzügen, daß sie ohne seine Hülfe nicht hindurch gelangt wären; doch Barras erfüllte hier persönlich das

Amt eines Kammerherrn und rief unablässig: „Platz Platz, meine Herrn, für diese Damen!"

Allein überall in Anspruch genommen theilte Barras nach allen Seiten gleich einem Fürsten, der die Cour empfängt, die höflichsten Redensarten aus.

„Ah, Bürger Savary," rief er diesem zu, der damals einer der einflußreichsten Deputirten bei dem Rath der 500 war, „ich bin innig erfreut, Sie hier zu sehen. Erweisen Sie mir die Ehre, morgen bei mir zu frühstücken; ich hätte etwas mit Ihnen zu besprechen." — „Wie gehts, mein lieber Reubel?" mit diesen Worten drückte er seinem ehemaligen Collegen im Directorium die Hand, dessen offene aber ernste Physiognomie den Nichtfranzosen verrieth. „Weshalb sehe ich Sie denn nicht mehr? seitdem das Schicksal uns getrennt hat, wissen Sie nicht mehr den Weg zum Palast Luxemburg zu finden."

Jetzt erblickte er den ihm schon früher angemeldet gewesenen Justizminister.

„Bürger Cambacérès, diesen Morgen habe ich eine Stunde lang auf Sie gewartet; ich hatte gewünscht, in Betreff des unglücklichen Schleier mit Ihnen zu reden, der der abscheulichsten Unterschlagungen angeklagt ist. Alles donnert gegen ihn los. Was thun wir?"

„Bürger Director," entgegnete Cambacérès, ernst und gemessen, „ich hatte schon früher die Ehre Ihnen

anzudeuten, daß die Sache des Generals von Schleier keineswegs in mein Departement gehört. Es kostet Mühe genug, alle die öffentlichen Diebe vom Civilstande zu bestrafen; ich brauche mir nicht die Geschäfte des Kriegsministers noch aufzubürden."

„Aber, mein theurer Minister, wie könnte ich je Ihrer Einsicht in die Jurisprudenz entbehren? Sie sind meine Fackel, mein Leitstern in dieser dunklen Nacht der Staatsgeschäfte, die mich fast zu Boden drücken."

„Nun wohl, weil Sie es wünschen, so stehe ich in diesem Augenblick zu Befehl; ich habe ohnehin noch eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit und Eile ...."

„Ah! verschieben wir die Geschäfte auf morgen!" rief Barras mit seiner leichtsinnigen Heiterkeit; „Sie sehen mich in zu angenehmer Gesellschaft," fuhr er fort, mit einer verbindlichen Verneigung auf die Damen deutend, „um jetzt Vergnügen daran zu finden, mich mit Galgenvögeln zu befassen."

„Nun wohl, weil Sie denn so wollen, Bürger Director, werde ich morgen früh zu Ihren Diensten sein, um sieben Uhr zum Beispiel."

„Um sieben Uhr," rief Barras aus, „ist das Ihr Ernst?"

„Um sieben Uhr?" fragte Madame Tallien mit dem Ausdruck des Erstaunens, „aber, Bürger Minister, wollen Sie uns denn unsern Barras morden?"

„Und ohne dem eines so schrecklichen Todes, an der Schlaflosigkeit,“ fiel Josephine ein.

„Schon gut,“ entgegnete Cambacérès, der Mühe hatte, seinen Unwillen zu verbergen, „schon gut, ich werde warten, bis es Ihnen gefällig sein wird, mich rufen zu lassen, und wenn Sie gütigst erlauben, ziehe ich mich jetzt aus dem Getümmel in meine Häuslichkeit zurück; denn meine Dienstpflicht erheischt streng, daß ich Punkt sieben Uhr auf dem Platze bin. Ich darf die Stunde nicht versäumen, wie unbequem sie auch ist; die Arbeit ruft den Fleißigen.“

Mit einer ceremoniellen Verbeugung zog er sich zurück. Der Schluß seiner Rede war so markirt gesprochen, daß Barras ihm mit einem Gefühl von Beschämung nachblickte. Madame Tallien hatte die kleine Malice dieses noch zu erhöhen durch die neckende Bemerkung: „Ich glaube wahrhaftig, diese Stichelrede sollte als gute Lehre einen wunden Fleck bei Ihnen treffen.“

„Ich glaube es selbst, gewiß ich glaube es recht gern,“ entgegnete Barras verstimmt.

Josephine freute sich innerlich, darin einen Beweis zu finden, daß Cambacérès sicher nicht die Parthei des Directoriums ergreifen würde, wenn es zum Kampf kommen sollte, und um diese Spannung noch zu erhöhen, fügte sie hinzu: „Ja wohl, denn mit dem heimlich flam-

menden Blick sprach er noch viel vorlauter zu Ihnen, als mit dem unbescheidenen Worte."

„Wenn ich das glaubte, wenn ich es ahnete," rief Barras aufflammend.

„Nun wohl, was thäten Sie dann?" spöttelte Madame Tallien; „kommen Sie, sein Sie weder böse noch verdrießlich! wir sind heute Abend fröhlich gelaunt, und so wollen wir es bis zum hellen Tage bleiben. Sein Sie hübsch artig und suchen Sie Bourdon!"

Madame Tallien traf auf Gohier, den damaligen Präsidenten des Directoriums, dessen einflußreichstes Mitglied jedoch immer noch Barras war, und dieser knüpfte mit ihr eine Unterredung an, die ein Wettstreit von Artigkeiten und Flatterien zu sein schien. Indeß hatte sich Barras mit Madame Bonaparte entfernt und bald kehrten sie zurück.

„Aber Apropos," unterbrach Madame Tallien ihre Unterredung, indem sie sich zu Josephinen wendete.

„Mein Gott, ja," entgegnete diese, „und er weiß nichts, ganz und gar nichts. Eine solche ängstliche Unruhe ist eine gräßliche Marter. Lucian und Joseph, meine Schwäger, sind hier, aber wie soll ich mich an Sie wenden? Sie würden mir den Rücken, oder ein taubes Ohr zukehren."

„Hören Sie mich, meine theure Josephine! Bewirthen Sie mich morgen um zwei Uhr mit einer Tasse

Chokolade in Ihrem allerliebsten kleinen Boudoir auf der Straße la Chanteraine, dabei wollen wir zusammen von Geschäften plaudern, so lange es Ihnen beliebt. Aber sein Sie versichert, für den Lauf dieses Abends gebiete ich mit unerbittlicher Strenge: keine Geschäfte, keine ernsten Gedanken mehr! Wohlan, kommen Sie! Barras, wird das Soupé nicht bald aufgetragen?"

„Aber wollen Sie denn mit der ganzen Menge da zu Abend speisen? War es nicht unsre Verabredung, unter uns im kleinen Salon zu soupiren. Ich ertheilte bereits die nöthigen Befehle dazu und habe nicht mehr als zwölf Couverts bestellt."

„Ihre Einrichtung verdient Lob," entgegnete Madame Tallien; wer jedoch soll dabei sein?"

„Sind Sie nicht die souveraine Herrin hier? Ihnen steht es zu, die Auserkorenen zu bezeichnen."

Nun, wen beglücken wir? — die Wahl ist schwer, theuerste Josephine! aber bedenken Sie sich ja, ehe Sie reden."

„Schon gut, also Frau von Staël....."

„Ah, mein Gott!" rief Barras.

Die Wahl der Theilnehmer am kleinen Soupé kam zu Stande; zuvor aber wurde noch das Gerücht eines royalistischen Complots besprochen; Barras beschuldigt Frau von Staël, Talleyrand, Fouché und Petiet, auch den „Dummkopf Mouquet" einer royalistischen Verschwörun

um die Bourbons zurückzuführen, und äußerte die Besorgniß, daß er sich compromittiren würde, indem er diese Personen in seine intime Gesellschaft ziehe. Die schöne Madame Tallien suchte ihn indeß auf eine etwas boshafte Weise zu beruhigen, indem sie ihm sagte, daß das Gerücht ihn selbst solcher Absicht bezüchtige, und daß man allgemein behaupte, er habe mit den Bourbons durch geheime Agenten wegen ihrer Rückkehr unterhandelt und sich gewisse Vortheile und Geldsummen ausbedungen.

„Eine schändliche Lüge," rief Barras entrüstet, und indem er einen Seitenblick auf Madame Bonaparte warf, fuhr er fort: „aber ich weiß wohl, dergleichen Albernheiten werden ausgesprengt von Leuten, die am Sturz der Regierung arbeiten; aber beim höchsten Wesen, man ist ihnen auf der Spur, und ich werde Samson (dem Scharfrichter, der auch Ludwig XVI. hingerichtet hatte) sagen lassen, daß er aus dem Fallbeil der Guillotinen die Scharten auswetzen lasse, die ihnen das Genick der Aristokraten unter Robespierre geschlagen. Ha, es wird Zeit sein, dieser Maschine wieder neue Arbeit zu geben!"

„Gräßliche Gedanken, hinweg damit," rief Madame Tallien, „alles zur Tafel!"

Josephine war von dem Gehörten durch und durch erschüttert. Sie fürchtete für das Leben ihres Gemahls und wußte doch nicht, wie er zu retten sei. In dieser

Betroffenheit stand sie noch einige Augenblicke auf. derselben Stelle, welche die Uebrigen schon verlassen hatten; da flüsterte ihr plötzlich eine bekannte Stimme ins Ohr:

„Fürchten Sie nichts, angebetete Frau. Siéyes hat Ihren Gemahl heimlich zurückgerufen. Er wird hier sein, ehe es sich das Directorium versehen wird. Dann wehe ihnen. Bonaparte's Genie wird Alles zerschmettern, was ihm entgegentritt. Frankreich ist jetzt von allen Seiten durch eine neue Coalition bedroht; das Directorium ist rathlos. Suchen Sie nur so viel Freunde zu gewinnen, als nur immer möglich, und das kann Ihrer Liebenswürdigkeit nicht entgehen. Leben Sie wohl, gute Nacht!"

„Ah Sie, Bourdon!" rief Josephine, wie neu auflebend, dem ihr befreundeten Generalsecretair des Directoriums zu, „wie haben Sie mich beruhigt! wie soll ich Ihnen danken für das, was Sie für das Leben und Glück meines Gatten thun!"

„Nicht für ihn, Madame," entgegnete er ungewöhnlich ernst, „nicht um Menschengunst würde ich meine Dienstpflicht verrathen; aber ich habe die feste Ueberzeugung, und viele Patrioten theilen sie mit mir daß Bonaparte der einzige Mensch ist, der Frankreich retten kann."

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

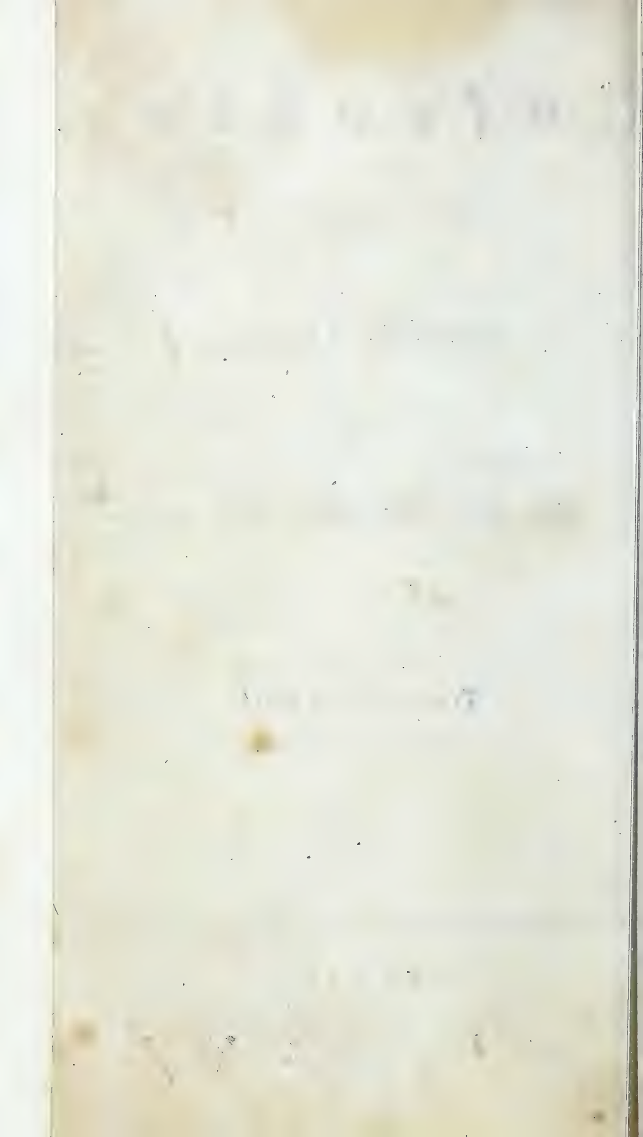
H. E. R. Belani.

Dritter Theil.

Leipzig.

Verlag von C. L. Fritzsche.

1844.



Dreizehnter Abschnitt.

Josephinens Promenade. — Sieyes Ankunft und Mittheilung. — Josephinens rascher Entschluß. — Ihre vergebliche Reise. — Intriguen. — Häuslicher Zwist. — Versöhnung. — Die große politische Intrigue. — Josephinens kluge Thätigkeit. — Scenen auf Malmaison. — Ihre Reise nach Paris. — Zusammentreffen mit Massena. — Das Directorium. — Ihr Gespräch mit Barras. — Sieyes Schlauheit. — Unsicherheit des Directoriums. — Absicht Bonaparte zu verhaften. — Flucht des Angebers. — Josephinens Mitwirkung. — Bonaparte auf Malmaison. — Thätigkeit seiner Freunde. — Josephine und Joseph Bonaparte. — Murat. — Josephine empfängt das Truppendetachement. — Bonaparte und Bourienne. — Bouriennes Besuch bei Barras. — Stimmung im Rath der Alten und im Rath der 500. — Der 18te Brumaire. — Versammlung der Generale bei Bonaparte in der Rue de la Victoire. — Bernadotte. — Decret des Raths der Alten. — Bonaparte mit der Generalität begiebt sich zu den Truppen. — Josephine interessirt sich für den Ex-Präsident Gohier. — General Jubé und Gohier. — Truppen im Garten der Tuillerien. — Anrede Bonapartes. — Moreau. — Bonapartes Aeußerung über den Rath der Alten. — Die Directoren im Luxemburg. — Madame Tallien und Barras. — Dessen Abdankung. — Bonapartes Verwirrung im Rath der

Alten. — Bouriennes Aeußerung. — Der 19te Brůmaire. Stůrmische Scene im Rath der 500. — Lucians Entschlossenheit. — Sturz der Regierung. — Das Consulat. — Luxemburg.

Josephine liebte es, wenn sie sich in ihrem reizenden Lustschloß Malmaison aufhielt, außerhalb des schönen Parks an der hohen Mauer hinzuwandeln, die mit der Chaussee von Paris her parallel lief. Es ergötzte sie mehr das rege Leben auf dieser Landstraße als die anmuthige Idylle des stillen Gartens, der noch von der ersten Zeit seines Entstehens an den melancholischen Charakter des altfranzösischen Geschmacks mit geraden dickbelaubten Alleen und geschnörkelten, in Figuren geschnittenen Taxushecken nebst weißen Marmorstatůen und kleinen Fontainen trug.

Auf solchen Promenaden pflegte sie sich von ihrer geliebten Hortensia begleiten zu lassen, und in einiger Entfernung folgte ihr, mit dem Shawl oder Sonnenschirm im Arm ihr ergebener Kammerdiener Constant, der später als Napoleons erster Kammerdiener und Memorialist eine gewisse Celebrität erlangt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit war es, als ihre Aufmerksamkeit von einer Courierchaise angezogen wurde, die mit rasender Schnelligkeit im aufwirbelnden Staube daher gerollt kam. —

Eine süße und bange Ahnung durchbebte ihr Herz und in der hohen Erregbarkeit, womit sich jedes Gefühl

bei ihr aussprach, rief sie: „Wetten wir Hortense, es ist Bonaparte, der von Egypten zurückkehrt."

„Ah Maman," rief das liebliche junge Mädchen, „wie freue ich mich den guten Papa wieder zu sehen! wird er mir vielleicht eine Mumie mitgebracht haben, um mich zu schrecken? o fi donc! er liebt es, seine kleine Hortense zu necken!" —

Mit diesen Worten war sie ihrer Mutter nachgeeilt, die schon mit klopfendem Herzen an die Landstraße getreten war.

In der That, die Courierchaise hielt an und ein Bediente, der vom Coupé herab sprang, öffnete den Schlag.

„Ah, Bürger Sieyes!" rief Josephine im Tone der getäuschten Erwartung, und das schöne Oval ihres Gesichtes verlängerte sich in dem Maße, daß es fast einige Sympathie zu gewinnen schien mit den langen blassen Zügen des Mannes, der aus dem Cabriolet sich herausbeugend Madame Bonaparte begrüßte und um Erlaubniß bat, sich ihr vorstellen zu dürfen, da er eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit ihr mitzutheilen habe.

Josephine lud ihn ein, sie auf ihrem Spaziergang zu begleiten. Kaum befand er sich an der Seite der Madame Bonaparte in einiger Entfernung von der Postchaise, die auf seine Rückkehr warten mußte, so begann Sieyes mit gepreßter Stimme:

„Wissen Sie, Bürgerin, der entscheidende Augenblick nahet. Das Directorium, dessen Mitglied zu sein ich das Unglück habe, ist durch Barras unpopulair geworden. Man spricht allgemein davon, daß dieser große Repräsentant der Eitelkeit der Franzosen, damit umgehe, Frankreich an die Bourbons zu verrathen. Man hat gewisse Briefe von ihm aufgefangen, die .... indeß still davon, reden wir jetzt vom Bürgergeneral Bonaparte. Er ist der Held, ja man kann sagen, der Gott des Tages. Ganz Frankreich blickt auf ihn, als den Retter aus der Noth, und ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, Bürgerin, daß ich es unter diesen Umständen für eine Pflicht gegen mein Vaterland gehalten habe, ihn zurückzurufen. — Sie erstaunen, Sie wechseln die Farbe? — aber was werden Sie sagen, wenn ich mir die Ehre gebe Ihnen anzuzeigen, daß Bonaparte in Ajaccio gelandet ist und in diesem Augenblick sich auf dem Wege nach Paris befinden wird." —

„Ich erstaune — ich zittre," rief Josephine; „und wie wird man ihn aufnehmen von Seiten des Directoriums?" —

Mit der Maske der Ehrenbezeugungen und dem Dolch des Banditen unter dem Mantel!"

„O Gott, was wird ihm geschehen?"

„Bürgerin, es läßt sich nicht leugnen, der General wird ein hohes Spiel zu beginnen haben. Ent-

weder gelangt er zur höchsten Macht in Frankreich, oder die Directoren lassen ihn arretiren und im Gefängniß heimlich erdrosseln."

„Himmel — welche Alternative!"

„Sorgen Sie nicht, Bürgerin, Napoleons Glück hat ihn mitten durch die kreuzenden Flotten der Engländer nach Afrika gebracht; sein Glück hat ihn zurückgeführt, und sein Glück wird ihn auch in diesem Kampfe nicht verlassen."

„Sagen Sie, sein Genie, Bürger Sieyes; indeß was wird mir geschehen? werde ich daran Theil nehmen können? gebe der Himmel, daß er das unglückliche Project mit der Scheidung nicht erfährt!"

„Es wissen zwar nur wenig Personen um das Geheimniß," entgegnete Sieyes mit bedenklichem Ernst; „allein das genügt schon, um den Verräther zu finden. Sie wissen, Bürgerin, Lucian ist Ihr persönlicher Feind; er wird seinem Bruder entgegen eilen und ihn gegen Sie einzunehmen wissen. Sie kennen Bonapartes Energie; aber auch seine Liebe. — Ob Sie zu fürchten oder zu hoffen haben, muß ich Ihrem eignen Ermessen anheim stellen." —

„Ich werde schneller reisen, als dieser Judas Ischariot," rief Josephine in leidenschaftlicher Aufregung, „ich werde ihm voraneilen und ihn früher erreichen; denn schneller als der Haß segelt die Liebe." —

„Verirrt sich aber auch leichter," versetzte Sieyes mit starker Betonung; „ich rathe der Bürgerin Beauharnais in Malmaison zu bleiben, und der Vermittelung ihrer Freunde zu vertrauen."

„Nein, nein!" rief Josephine lebhaft, „ich allein kenne die Zaubermacht, die meine Persönlichkeit über ihn übt. Ein Blick aus meinen Augen; ein zärtliches Wort schmilzt seinen Zorn und vereitelt die Erfolge meiner Feinde — eilen wir, ihnen zuvorzukommen!"

Sieyes eilte wieder mit derselben Postchaise nach Paris und Josephine kehrte mit ihrer Hortense nach Malmaison zurück.

Josephine hatte indeß überlegt, daß dieses Erscheinen vor ihrem Gemahl, wenn er durch dienstfertige Verwandte gegen sie eingenommen sein sollte, nicht unbedenklich sein würde. Sie hielt es daher für angemessen, das erstemal nicht ohne einen Begleiter sich ihm zu zeigen, dessen Ansehen bei dem Gemahl ihr gleichsam zum Schutz dienen könne. In dieser Verlegenheit dachte sie an den Herrn von Canteleu, der allgemein geschätzt war und dessen ganzes Wesen schon so viel Achtung einflößte, daß es ihr unmöglich schien, in seiner Gegenwart in rohen Zorn auszubrechen gegen eine Frau, die unter seinem Schutze stand.

Sogleich fuhr sie nach Paris und bat ihn auf das

dringendste, sie auf dieser bedenklichen Expedition zu begleiten. Canteleu war einer der Verbündeten gegen das Directorium und einer der Freunde ihres Hauses, allein bei alle dem ein vorsichtiger Mann.

„Ich weiß nicht," entgegnete er, „ob es der General gern sehen würde, wenn sich ein Dritter in seine Familienverhältnisse mischte; ich bitte daher um die Gewogenheit, mich von dieser übrigens so angenehmen Begleitung zu dispensiren. — Zudem, Bürgerin, wissen Sie ja auch nicht, welchen Weg Ihr Gemahl eingeschlagen haben wird und ihn verfehlen, heißt nur Ihre Sache noch verschlimmern."

Josephine erschrak einen Augenblick über diese Möglichkeit; indeß zu lebhaft, um in einem solchen Moment der Ueberlegung Raum zu geben, und zu sehr von Angst und Leidenschaftlichkeit bestürmt, warf sie sich in eine Postchaise, die Constant indeß besorgt hatte, und fuhr mit Courierpferden auf dem ersten besten Weg in der Richtung nach Frejus, dem französischen Hafen, der Corsica gegenüber lag. Indeß schon unterweges erfuhr sie, daß der General vor wenigen Stunden nach Paris durchpassirt sei. — Sie hatte ihn verfehlt, da Bonaparte im Hafen von Cannes gelandet und auf einer andern Straße mit der Schnelligkeit, womit er zu reisen pflegte, auf Paris zu gefahren war. — Augenblicklich kehrte sie um und vernahm schon an der Barrière von Paris, daß

Bonaparte einpassirt sei. Josephine hatte ihn verfehlt, und fuhr nun rasch nach ihrem Hôtel in der Rue la Chanteraine, der man Bonaparte zu Ehren den Namen: die „Straße de la Victoire“ gegeben hatte.

Es war ihr, als habe sie, so viel es das rasche Vorfahren gestattete, oben am Fenster ihren Gemahl mit Lucian gesehen. Aufgeregt durch die Nähe des Moments eines solchen Wiedersehens, stieg sie aus, und das Erste, was sie erblickte, war im Vestibül vor der Loge des Portiers eine Anhäufung von Sachen aller Art, in denen sie mit nicht geringem Schreck die ihrigen erkannte. Nichts Gutes ahnend, war sie im Begriff, die breite Treppe hinaufzusteigen, als ihr der Portier entgegen trat und ihr mit ehrerbietiger Festigkeit erklärte, er habe den gemessensten Befehl vom General, sie nicht hinauf zu lassen und ihr alle ihre Effecten auszuhändigen.

„Ha!“ rief sie aus, „der Verräther glaubt zu triumphiren; aber ich werde ihm alle seine höllischen Anschläge zu Schanden machen!“ Mit diesen Worten stieß sie den greisen Thürsteher zur Seite, und warf sich im nächsten Augenblicke vor Napoleons Füßen nieder.

„Grausamer!“ rief sie, „Du verstößest Deine Gattin, in der Stunde, wo sie Dir die größesten Beweise von Liebe gegeben hat, indem sie Dir entgegen fuhr, um das Glück zu haben, Dich einige Stunden früher zu umarmen? ist es meine Schuld, wenn ich Dich verfehlte? —

Nenne es ein Unglück, Bonaparte, und vermehre es nicht noch durch Deinen Zorn."

Napoleon stand da mit untergeschlagenen Armen und betrachtete seine Gattin mit den unbeweglichen, marmorkalten Zügen, die nichts von dem verriethen, was in seinem Innern vorging.

„Gehörte die versuchte Ehescheidung," fragte er endlich nach einer Pause, „auch zu den Beweisen von ehelicher Liebe, deren Du Dich rühmst?"

„Ja, Bonaparte," sprach sie, „denn wenn ich Dich nicht über Alles unaussprechlich liebte, so würde mir Dein Schweigen nicht so schmerzlich gewesen sein, mich nicht zu dem Grade der Verzweiflung getrieben haben, der mein inneres Gefühl zwang, Deinen Glücksstern zu verlassen, der mir keine Glückseligkeit mehr zu bieten hatte."

Napoleon war bewegt; im Herzen hatte er ihr längst vergeben. Allein er schämte sich seiner Uebereilung. Seinem Stolz widerstrebte die Demüthigung, dieses einzugestehen, sei es durch Wort oder That. Der starke Wille nahm die Natur des Eigensinns an; er wollte sich nicht beugen dem besseren Gefühl gegenüber, und so stand er noch immer vor der knieenden Josephine, mit untergeschlagenen Armen, mit unbeweglichen Gesichtszügen und finstern Blicken; aber er fand auch keine Worte mehr, um seine Barbarei zu rechtfertigen und schwieg. Lucian blickte mit boshaftem Lächeln auf Josephine. Er genoß mit vollen

Zügen das Gefühl, die Frau, die er haßte und die er für seine Feindin hielt, welche Napoleon so oft gegen ihn eingenommen hatte, in diesem Grade gedemüthigt zu haben. Allein eben dieser boshafte Blick, den Josephine bemerkte, erhob ihr Selbstgefühl. So stand sie auf und sprach mit imponirender Hoheit:

„Nicht Dir, sondern mir ist ein hohes Geschick verkündet. So wisse denn, Dein Gestirn wird untergehen, so es sich von demmeinigen trennt!“ —

Dieses Wort machte ihn betroffen. Sein Genie hatte immer noch nicht vermocht, ihn über die Vorurtheile zu erheben, die unter den Bewohnern der Insel Corsica fast allgemein waren; ohne es sich eingestehen zu wollen, daß er an Weissagungen glaubte, rief er mit geöffneten Armen: „An mein Herz, Josephine, ich bin längst versöhnt und bitte Dich um Vergebung, wenn ich einen Augenblick an Deiner Liebe und Treue zweifelte.“

Josephine umschloß ihn mit Innigkeit, sie weinte die süßesten Entzückungsthränen an seiner Brust. Keine Spur von Bitterkeit war in ihrer edlen Seele zurückgeblieben. Es waren schöne Versöhnungsmomente, die beide Gatten feierten. Beschämt hatte sich Lucian zurückgezogen.

Indeß bald sollten Beide Hand in Hand an derselben großen Unternehmung arbeiten.

Bonaparte hätte nie unter günstigern Umständen in

Frankreich ankommen können, als eben jetzt. Das Directorium hatte die öffentliche Meinung gegen sich. So verschieden auch die Meinungen sein mochten, über einen Punkt war man einig: daß die Regierung verändert werden müsse. Die verschiedenen politischen Partheien machten sich nur die Ehre streitig, wer den ersten Schlag thun solle.

Von allen Franzosen, aber nur nicht von der Regierung, war Bonaparte wie ein Halbgott verehrt. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Von früh Morgens bis spät Abends sah man tausende von Menschen auf der Straße des Sieges stehen und nach den Fenstern seines Hôtels hinauf starren, um das Glück zu haben den berühmten General, von dem man alles Heil für Frankreich hoffte, zu sehen. — Alle Partheien zitterten. Niemand wagte, diesem Heros gegenüber den ersten Schlag zu thun und Bonaparte, je mehr er Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, um so mehr entzog er sich derselben. Er wollte das Directorium, das noch am Ruder der Gewalt war, nicht aufs äußerste reizen, und beschloß die Umstände für sich zu benutzen, aber ihnen Zeit zu lassen sich zu entwickeln. — Schon vor seiner Ankunft in Frankreich war ein großer Schritt damit geschehen, daß zwei Männer in das Directorium eingetreten waren, welche Feinde des immer sorgloser werdenden Barras waren und zu Bonapartes eifrigsten Beschützern gehörten, das waren: Sieyes, der einflußreichste, und Royer-Duclos. Das

so in seinem Innern zerspaltene Directorium verwickelte sich in Widersprüche, und machte sich zuletzt noch durch das berüchtigte ungerechte Gesetz über die Geiseln verhaßt, wonach alle Verwandten von Ausgewanderten, die als Theilnehmer an bewaffneten Zusammenrottirungen bekannt waren, solidarisch für den Schaden haften mußten, der durch Räuberei oder Diebstahl irgend einer Art im Departement verübt worden. Auch Bonapartes Parthei, war nicht müßig gewesen. Schon seit langer Zeit hatte Lucian im Interesse einer Umwälzung der Regierung im Stillen vorgearbeitet. In einem Landhause, welches die wegen ihrer Schönheit und griechischen Nudität berühmte Madame Reconnier bewohnte, beredete er sich fleißig mit Sieyes und einigen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers. Lucian war noch dazu Präsident des Raths der 500, also ein Mann von bedeutendem Einfluß. Auf gleiche Weise wurden auch Anhänger in der Armee von Italien geworben. Die meisten Offiziere und Unteroffiziere zeigten sich bereit, für ihren Obergeneral, der sie zu Ruhm und Sieg geführt hatte, Alles zu unternehmen. Nur Augereau widerstrebte als eifriger Republikaner. Er haßte die Aristokraten, mithin auch Bonaparte, weil dieser ein corsischer Edelmann war und sich mit einer Vicomtesse verheirathet hatte. Augereau kannte und fürchtete Bonapartes Ehrgeiz. Josephine äußerte darüber einst Besorgnisse. — „Sei nur ruhig," tröstete sie Napoleon. „Dieser Fructidoria-

ner, den Du heute fürchtest, wird morgen zu den Unsrigen gehören. Er muß seit meiner Rückkehr von Egypten endlich bemerkt haben, daß die Birn reif ist."

Man hatte, kurz vor Bonapartes Rückkehr aus Egypten, die Nachricht zu verbreiten gewußt, daß das Schiff, auf welchem er befindlich gewesen, von den Engländern genommen sei. Sieyes und seine Anhänger hatten deshalb Augereau kommen lassen, um ihm die Ausführung der Pläne anzuvertrauen, wodurch das Directorium gestürzt werden sollte. Wie nun endlich die Nachricht einlief, daß der Obergeneral auf Frankreichs Küste wirklich gelandet sei, da rief Sieyes unvorsichtig aus: „das Vaterland ist gerettet!" Diese Unbesonnenheit lenkte die Aufmerksamkeit des Directoriums auf Bonaparte und hätte diesem leicht gefährlich werden können, wenn das Directorium mehr Klugheit und Energie besessen hätte. Als er aber wirklich erschien, legte Augereau seine Vollmacht in Sieyes Hände nieder und erklärte mit der ächten Genügsamkeit eines Republikaners: „Wohlan, meine Freunde, der rechte Mann ist gefunden. Ihr habt meiner nicht mehr nöthig," und zog sich damit in das Privatleben zurück.

Bonaparte trug eine scheinbare Ruhe zur Schau, die in seinem Innern nicht herrschte. Er wollte es mit keiner Parthei verderben, indem er im Stillen sich vorbehielt, wenn Alle für seine Zwecke mitgewirkt haben würden, Alle zu vernichten und seinen eigenen Weg zu gehen. Stets hielt

er sich zu Hause, entweder in Paris oder in Malmaison, während seine Freunde für ihn thätig waren und ihn mit allen Nachrichten versahen, die ihm nützlich waren, um seine Dispositionen zu machen. Nur Abends fuhr er ins Theater, zeigte sich aber selten an der Brüstung der Loge um den Applaus zu vermeiden, der das Mißtrauen der Directoren noch erhöhen mußte. — Eine Unterredung mit Barras und eine zweite mit Sieyes überzeugten ihn bald, daß beide an der Rückkehr der Monarchie arbeiteten, nur Jeder auf seine eigene Weise. Barras, um sich die 12 Millionen Francs zu sichern, welche ihm die französischen Prinzen so freigebig verwilligt hatten, und Sieyes an einem Consulat, das mit republikanischen Formen die Monarchie vertreten sollte.

Josephine war immer thätig, um durch ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit ihrem Gemahl neue Erfolge zu sichern. Sie ertheilte Bonaparte den Rath, einflußreiche Männer zu gewinnen, was ihm auch vollkommen gelang und gab eine glänzende Fête auf Malmaison, wobei die wichtigsten Personen aus allen Classen der Gesellschaft erschienen. Auch Murat und Lucian Bonaparte befanden sich unter der Zahl der Gäste. Während Bonaparte bei solchen Gelegenheiten sorglich es vermied, über Politik zu reden, übernahm es Josephine, im Stillen diesen oder jenen Mann von Bedeutung durch vernünftige Vorstellungen und glänzende Verheißungen für die Sache ihres Ge-

mahls zu interessiren. Die Meisten waren verstimmt über die Albernheit der Regierung und verhießen ihren Beistand. Endlich vereinigte ihre Klugheit und Besonnenheit alle die angeworbenen Personen und alle schwo-ren, die schwache Autorität des Directoriums zu vernichten. Dazu hatte ihnen Sieyes einen trefflichen Plan vorgelegt, der allgemein Anerkennung fand.

Es war aber auch wirklich die höchste Zeit, daß das unglückliche Frankreich unter eine starke Hand kam, wenn es nicht seinen innern und äußern Feinden erliegen sollte.

Es nahte eine unruhige Zeit. Am 17. Brümaire (9. Nov. 1799) kam in aller Eile ein General in Malmaison an, dessen unruhige Züge Josephinen um so mehr auffielen, da sie ihn als einen Mann von unerschütterlicher Entschlossenheit und raschem Unternehmungsgeist kannte; ohne zu grüßen, flog er an ihr vorbei und eilte zu Bonaparte. — Ein Zweiter folgte ihm bald nach, dessen Gesicht die nämlichen Eindrücke der Furcht trug. —

Bis jetzt war Bonaparte kaltblütig und unbewegt geblieben; als er aber aus seinem Cabinet trat, und diese bestürzten Gesichter erblickend rief: „Nun? was giebt es denn?" hatte Niemand den Muth, ihn zu fragen, was das Alles bedeuten wolle.

Auch Lucian Bonaparte war hinzugekommen. Jo-

sephine drang mit steigender Aengstlichkeit in die Anwesenden, ihr zu sagen, welch ein Uglnück sich ereignet habe.

„Napoleon,“ erklärte Lucian, „ist der größesten Gefahr ausgesetzt. Alle seine Entwürfe sind fast entdeckt. Die Directoren haben seine Absicht durchschaut. Man beobachtet jeden seiner Schritte; er kann ihre Schlingen nicht mehr vermeiden. Wenn sie erst alle Fäden seiner Anzettelung in der Hand haben, werden sie eine außerordentliche Sitzung halten und ihn zwingen sich zu ergeben.“ —

Nun ging Josephine mit sich selbst zu Rathe; forteilend aus dem Kreise der bestürzten Männer, überlegte sie für sich allein, was hier zu thun sei. In edlen Frauengemüthern herrscht oft eine wunderbare Entschlossenheit. Ueber Unbedeutendes in Verzweiflung gerathend, haben sie in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens eine Seelenstärke, welche die der Männer übertrifft. — Während Napoleon selbst, zum erstenmal in seinem Leben zaghaft und unschlüssig wurde, war Josephine wie von einer höheren Inspiration zu seinem Schutzgeist berufen, augenblicklich entschlossen, nach Paris zu eilen und zum erstenmal wieder ihren alten Einfluß auf Barras zu benutzen, um ihren Gemahl zu retten. — Während die Männer noch überlegten und beriethen, was in dieser verzweifelten Lage zu thun sei, befand sich Josephine

schon auf dem Pont=Neuf zu Paris. Dort begegnete ihr der General Massena. Sie gab ihm einen Wink, den er verstand. In Folge dessen begaben sie sich Beide in das Haus eines Freundes von Beiden, wo sie sich schnell verständigten über die Maßregeln, die zur Rettung Bonaparte's ergriffen werden mußten. — Es wurde beschlossen, ihm eine Sicherheitswache zu schicken, welche durch ihre drohende Haltung die Absichten seiner Feinde vereiteln sollte.

Von Massena erfuhr Josephine über diese Angelegenheit folgende nähere Umstände: Der Kriegsminister Dubois=Crancé hatte vom Directorium einen Befehl zur Festnahme von Bonaparte, Murat, Talleyrand, Fouché und Andren, selbst von Barras verlangt. Gohier war Präsident des Directoriums; dieser so wie der Director Moulins hatten sich dazu bereit finden lassen; allein der Secretair Lagarde hatte mit Bestimmtheit erklärt: „Ich werde nicht unterzeichnen, weil zur Gültigkeit eines Beschlusses, die Mehrheit der Stimmen nöthig sein würde.“ — „Allerdings,“ hatte der Präsident Gohier, indem er sich eines Bessern besonnen hatte, hinzugefügt; „wozu wäre auch dieser Skandal nothwendig? — eine Revolution kann überhaupt nicht statt finden, weil ich allein die Siegel verwahre.“ —

„Das genügt mir,“ sprach Josephine beruhigt. „Ich sehe daraus, daß noch nichts fest beschlossen ist

gegen meinen Gemahl. Geben wir noch nicht Alles verloren. Der Präsident Gohier schwankt noch. Er war mir stets gewogen; ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß es mir gelingen wird ihn zu gewinnen oder zu täuschen." —

„Und dennoch besorge ich, Bürgerin, daß es zu spät sein wird," bemerkte der ungenannte Freund von Beiden, der bei dieser Unterredung gegenwärtig war; denn ich kann aus guter Quelle die Nachricht mittheilen, daß in diesem Augenblick sämmtliche Mitglieder des Directoriums zu einer außerordentlichen Sitzung vereinigt sich im Sitzungssaal befinden, ohne Zweifel in der Absicht, über die Maßregeln zu berathen, welche zu ergreifen sein würden, um den General Bonaparte zu verhaften."

„Um desto mehr werde ich Ursache haben zu eilen," rief Josephine mit jener Entschlossenheit, die sich mit der Höhe der Gefahr steigert; „ich werde eine Nothlüge sagen müssen, die meinem Herzen wehe thun wird, weil ich dadurch einen Mann blosstellen muß, den ich als den größesten Wohlthäter meines Lebens verehre." —

Mit diesen Worten fuhr sie unmittelbar nach dem Luxemburg.

Einer der Huissiers, der Madame Bonaparte persönlich kannte, sagte ihr: die Sitzung habe schon lange

gedauert — es scheine stürmisch darin herzugehen, da man Gezänk und Geschrei bis hierher hören könne.

Josephine entschloß sich im Vorsaal zu warten, bis die Sitzung beendet sein würde.

Das war bald der Fall.

In einer Gemüthsbewegung, die sie vergeblich bemühet war zu verbergen, sah sie nach einander die Directoren Lareveillère, Rewbel, Moulins und Gohier vorüber gehen. Sie grüßten auf eine Weise, die ihr das Blut zum Erstarren brachte. Es waren die Blicke eines Schakals mit der Glätte einer Schlange.

Jetzt erst erkannte Josephine, in welche Gefahr sie sich begeben hatte. War ihr Gemahl verurtheilt, so befand sie sich jetzt in der Gewalt ihrer Feinde und man würde sie als Geisel für dessen Sicherheit in den Kerker geworfen haben. Ihre letzte Hoffnung war auf Barras gerichtet, der so eben aus dem Sitzungssaal trat. Er trug, wie die übrigen die theatralische Directorialkleidung, welche seine Erscheinung um so feierlicher machte. Josephine hatte ihn ohnehin schon, aus Gefälligkeit für Bonaparte, seit einigen Monaten vernachlässigt. Das Alles hinderte sie jedoch nicht, ihn anzureden.

„Um Vergebung," sprach sie, „ich erlaube mir zu fragen: was ist das für ein einfältiges Gerede, das übelgesinnte Menschen verbreitet haben, als ob der General der egyptischen Armee nach der höchsten Gewalt

strebe? — Sie können versichert sein, Barras, es ist durchaus nichts daran." —

Diese Worte sprach Josephine mit einem so zuversichtlichen Tone, der um so mehr geeignet war, den Director zu überzeugen, als ihm Josephinens Wahrheitsliebe aus zahllosen kleinen Ereignissen bekannt geworden war. In der That kostete ihr auch diese Nothlüge bedeutende Ueberwindung; indeß was thut eine Frau nicht, um ihren Gatten vom Tode zu retten? Unter andern Umständen hätte sie es sich nie vergeben, ihren Wohlthäter so mit Undank belohnt zu haben, und Barras konnte sich bei seinem noblen Charakter die Möglichkeit davon nicht denken. Deshalb, nachdem er sie einige Augenblicke angestarrt hatte, klärten sich seine Züge auf, und er entgegnete milder, als es seine immer noch etwas schwankende Ueberzeugung von Bonaparte's Schuld zulassen zu wollen schien:

„In der That, Bürgerin, wir hätten wohl Gründe an das Gegentheil zu glauben. Wir wollen daher auf allen Fall den Kampfplatz so lange behaupten, bis Ihr Gemahl die Feindseligkeiten beginnt und uns damit zwingen wird, sein Ankläger zu werden. Was macht der General in diesem Augenblick? beschäftigt er sich nicht mit seiner Verschwörung?" —

— „Leider ist er seit einigen Tagen so unwohl, daß er das Zimmer nicht verlassen kann. Seine Gesundheit

flößt mir in der That Besorgniß ein. Auf mein Wort: man hat auf Malmaison, wie in der Rue de la Victoire nicht Zeit an Verschwörungen zu denken."

„Nun gut, ich verlasse mich auf Ihr gegebenes Wort. Ich werde mich daher nach besten Kräften dem Anklagedecret widersetzen, welches meine Collegen gegen ihn zu schleudern im Begriff stehen. — Das Beste wird sein, die Sitzung, die sich in einer Stunde wieder eröffnen soll, bis zu dem Augenblick zu vertagen, wo wir gewissere Aufschlüsse erhalten werden. — Glauben Sie Madame," schloß Barras, „daß der glückliche Corse meine wohlwollende Protection nicht verachten darf; es könnte sonst leicht kommen, daß er sich genöthigt sehen würde, sie einmal wieder in Anspruch zu nehmen, wenn es zu spät sein wird." —

Mit diesen Worten zog sich Barras, eine freundliche Handbewegung machend, zurück und da Josephine in Paris keine Besorgniß erregende Symptome des politischen Lebens wahrnahm, kehrte sie schnell nach Malmaison zurück, um den Mann zu beruhigen, der um so mehr Gegenstand ihrer Liebe wurde, je mehr er Gegenstand ihrer Sorge geworden war.

Was auf Barras noch mehr eingewirkt hatte, um ihn über die wahre Lage der Dinge zu verblenden, war durch die Schlauheit und feine Verstellungskunst seines

Collegen, des Abbé Sieyes, bewirkt. Während Barras selbst von der Unvermeidlichkeit einer Umwälzung überzeugt, die Wiederherstellung der Monarchie als das einzige Rettungsmittel erkannte, und deshalb im höhern Patriotismus, doch nicht ohne seine Privatinteressen zu versäumen, sich mit den Bourbons in Unterhandlungen eingelassen hatte: wünschte Lareveillère-Lepaux die Erhaltung der Republik und Theophilanthropie; Mertin und Treilhard träumten von nichts als von den Republiken des Alterthums, nur Sieyes benutzte mit Klugheit die Umstände, um sich in Barras Vertrauen einzuschleichen und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seinen Plänen desto sicherer entgegen zu arbeiten. —

Wir wollen indeß nicht hier die politische Intrigue weiter verfolgen, aus Besorgniß unsre Leser zu ermüden. Es ging übrigens Alles durch Sieyes doppelten Einfluß auf das Directorium, durch Barras und auf den Rath der Alten, durch Bonaparte's Freunde nach den vorausberechneten Plänen der Verbündeten. Es wurden Männer in den Rath der Fünfhundert und in andre einflußreiche Stellen gebracht, auf die man rechnen konnte. So war unter Andern Fouché zum Polizeiminister ernannt, der Bonaparte's Glücksstern früh erkannt hatte und daher aus eignem Interesse sein Anhänger war.

In der Fortsetzung der Sitzung des 17. Brümaire erklärte sich auch Gohier für beruhigt. „Es ist unmög=

lich," sprach er, „daß Bonaparte gegen uns etwas im Sinne hat; er hat mir versprochen, morgen Mittag mein Gast zu sein." —

Dieses Schwanken des Präsidenten Gohier in Verbindung mit einem glücklichen Zufall hatte Bonaparte gerettet. Das Directorium war in der That damit umgegangen, ihn verhaften zu lassen. Der Director Gohier hatte nämlich im Geheim Nachricht erhalten, daß Bonaparte die Regierungsform zu ändern suchte. Gohier, der diese Anzeige für wichtig hielt, ließ daher sogleich seinen Collegen Moulins ersuchen zu ihm zu kommen; dieser war indeß nicht zu Hause und begab sich daher erst am folgenden Tage, gerade am Morgen des 17. Brůmaire, als Josephine Barras beruhigt hatte, zu ihm. Gohier setzte seinen Collegen von der erhaltenen Anzeige in Kenntniß. — „Ich erstaune," rief Moulins aus, „Bonaparte ist mein Jugendfreund — indeß, freilich, in Italien hat er mich auf das empfindlichste beleidigt. Doch das soll uns nicht hindern, gerecht zu sein. Reden wir selbst mit dem Ankläger und lassen wir uns erst bestimmen zu jener extremen Maßregel, wenn genügende Beweise seiner hochverrätherischen Absichten vorliegen."

„Genügende Beweise liegen allerdings nicht vor," sprach Gohier nachdenkend; „am besten wir sprechen mit Barras darüber."

Das geschah. Barras aber konnte sich noch immer

nicht von dem Dasein einer Verschwörung gegen die Staatsgewalten überzeugen, und suchte daher jenen Beiden die Sache auszureden; doch diese faßten endlich nach vielem Hin- und Herreden den Beschluß, den General auf dem Wege nach Malmaison fest nehmen zu lassen. Es war der Tag, an welchem Josephine dort das schon erwähnte große Dîner gab, wozu Bonaparte nothwendig nach Malmaison hinausfahren mußte. Indeß hatten Beide den Angeber in ein Zimmer eingeschlossen, damit nicht Bonaparte irgend einen Wink von der über seinem Haupte schwebenden Gefahr erhalte. — Der Präsident Gohier wollte sogleich seine Collegen von diesem Beschluß in Kenntniß setzen, damit Alle übereinstimmend handelten; allein Moulins widersetzte sich.

„Nein," rief er, „einer unserer Collegen ist abwesend, der andere ist Bonaparte's Freund, und Barras ist sein Beschützer, ohne welchen jener Mensch, der uns jetzt so viel zu schaffen macht, ganz unbekannt geblieben wäre. Wir haben Niemanden nöthig, sind von Allem unterrichtet und haben die Verpflichtung zu handeln, wie es die Wohlfahrt des Staats erfordert. — Also — frisch auf! — alle Formen bei Seite gesetzt! nichts ist leichter, als diesen Menschen festzunehmen. Ich kenne in der hohen Polizei zwei Männer von Kopf, die mit einem Dutzend Soldaten recht gern diesen Auftrag übernehmen werden; üble Folgen sind nicht zu fürchten.

Haben wir erst den General in unsern Händen, so wird seine Parthei sich von selbst auflösen."

Nun gingen die beiden Directoren fort, um für die Ausführung ihres Projects die geeigneten Personen aufzusuchen. Anfangs ging Alles gut; allein nach ihrer Zurückkunft in Gohier's Wohnung fanden sie den Gefangenen nicht mehr in dem Zimmer, worin sie ihn eingeschlossen hatten. Das offen stehende Fenster zeigte den Fluchtweg, den er genommen hatte.

„Wir sind verloren!" rief Moulins erschreckend; „dieser Angeber ist ein von unsren Feinden erkaufter Schurke. Die ganze Verschwörung ist nichts als Erdichtung, um uns zu Maßregeln zu verleiten, die durch Aufregung des Volkes unsern Sturz nur beschleunigen würden."

„Eilen wir zu widerrufen, so lange es noch Zeit ist," rief Gohier und Beide eilten, die gegebenen Befehle zurückzunehmen.

So war Bonaparte gerettet. Allein der Vorfall kam dennoch zu seiner Kenntniß und beschleunigte die Katastrophe.

Eben jener Angeber hatte sich, ängstlich geworden durch das Mißtrauen, welches ihm die Directoren bewiesen, in das Haus einer Familie gerettet, welche der Madame Bonaparte sehr befreundet war, und hatte Alles dort erzählt. Man säumte nicht, Josephinen davon in

Kenntniß zu setzen. Dieser aber war schon auf andrem Wege eine Warnung zugegangen, die ihr jetzt erst klar wurde. So schnell auch die Directoren den erwähnten Befehl zurückgenommen hatten, so war doch einer der zur Gefangennehmung des Generals commandirt gewesenen Polizeipersonen so unvorsichtig gewesen, einem Bekannten, der ihn bat, ihn diesen Abend mit ins Theater zu nehmen, zu entgegnen: „Ich kann nicht; denn ich ich muß diesen Abend bei einer wichtigen Expedition sein. Wie ich glaube, ist es auf die Gefangennehmung einer ausgezeichneten Person abgesehen?"

Wer konnte das anders sein, als Bonaparte? — Josephine hatte Freunde genug, um von dieser Aeußerung sogleich Nachricht zu erhalten. Als kluge Frau nahm sie ihre Maßregeln darnach — die Garde des gesetzgebenden Körpers wurde gewonnen; doch erfuhren selbst die Offiziere nicht, wozu sie gebraucht werden sollten.

Es ist bekannt, daß dieser Entschluß, Bonaparte zu verhaften, schon 14 Tage vor dem entscheidenden 18. Brümaire gefaßt und vereitelt war. Ohne die politische Thätigkeit, Klugheit und Geistesgegenwart Josephinens hätte vielleicht Napoleon niemals diesen denkwürdigen Tag erlebt und Frankreich hätte damals schon eine ganz andre Gestalt angenommen.

Doch kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, der jener großen Bewegung unmittelbar vorherging, und werfen

wir einen Blick auf Napoleon und seine Umgebungen inmitten dieser gefährlichen Intriguen und drohenden Gefahren.

Bonaparte und seine Freunde waren nicht unthätig gewesen. Schon seit drei Tagen war Jeder auf seinem Posten. Lucian betrieb mit eben so viel Thätigkeit als Klugheit die Verschwörung im Rath der 500, und in dem der Alten. Sieyes handelte Namens des Directoriums. Real unter Fouché's Einfluß verhandelte mit den Departements, um das Directorium zu stürzen. Schon am 14. Januar hatte Fouché gegen den bekannten Bourienne, Privatsecretair Napoleon's geäußert: „Sagen Sie Ihrem General, daß er eilen muß, sonst ist Alles verloren."

Bonaparte verfolgte den Plan, die Regierung in die Hände von drei Consuln zu legen. Er selbst wollte Einer derselben werden, und rechnete darauf, daß er durch überlegene Geistes- und Willenskraft bald das Obergewicht in diesem Triumvirat gewinnen werde. — Regnault de St. Jean d'Angely hatte von ihm den Auftrag erhalten Cambacérès und Lebrün den Antrag zu machen, in dieses Consulat einzutreten; allein Beide lehnten denselben ab. Als Regnault ihm dieses am 17. Brûmaire verkündigte, entgegnete er mit Lebhaftigkeit: „Ich will von keinen Ausflüchten etwas wissen. Beide müssen

nicht denken, daß ich ihrer bedarf. Noch heute müssen sie sich erklären; wo nicht, so ist es morgen zu spät. Ich fühle mich stark genug, um Alles allein zu vollbringen."

Aber troß dieser entschiedenen Sprache war Bonaparte nicht ohne Unruhe. Ungewißheit und Zögerung sind die entschiedensten Feinde des wahren Muthes. In der Schlacht, im wüthendsten Kanonendonner, wenn Leichen auf Leichen um ihn her sich häuften, war er ein Mann von kalter Entschlossenheit und unerschütterlicher Ruhe, denn hier befand sich sein Genie auf dem Felde, wo er alles übersehen und beherrschen konnte; anders war es im Felde der Intrigue, das ihm noch so völlig neu war und so wenig sichtbare Anhaltpunkte und genügende Combinationen gewährte. Auch mochte sich in seiner Seele wohl das politische Gewissen regen. Er war sich selbst bewußt, daß er in der Tiefe der Seele nach der Alleinherrschaft strebte; gleichwohl war er ein so eifriger Republikaner gewesen, daß er den Tadel der öffentlichen Meinung eben so sehr fürchtete, als seine eigene, ihm angeborene Herrschsucht.

In diesem Wogen der widerstrebendsten Gefühle und Betrachtungen suchte Napoleon häufig die Einsamkeit, um durch Nachdenken mit sich selbst mehr ins Klare zu kommen. Man sah ihn häufig mit untergeschlagenen Armen zwischen den dunklen Taxushecken des Gartens

von Malmaison auf und nieder wandeln. Seine unstät umherirrenden Augen gaben ihm oft das Ansehen eines Mannes, der in jedem Augenblick fürchtet umringt und seiner Freiheit beraubt zu werden. — Als Josephine von Paris zurückgekehrt war, hörte er ihren Bericht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an. Er fand in ihren Mittheilungen die Beruhigung nicht, die sie selbst darin gefunden hatte. Er war unfähig, etwas darauf zu erwiedern. Das Wort erstarb ihm auf der Zunge, und er zog sich wieder schweigend in sein Asyl, die einsamsten Parthien der Gärten von Malmaison zurück.

Im Schlosse selbst waren viele seiner Anhänger versammelt. Ein Courier brachte die Nachricht, daß man Truppenbewegungen in der Nähe von Neully bemerke. Schreck und Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern. Viele wollten fliehen; Andre erklärten laut: sie sagten sich los von der Sache eines Verräthers am Vaterlande. Nur Josephine allein behielt ihre Geistesgegenwart. Obgleich sie selbst noch nicht wußte, ob es nicht vielleicht Truppen der Regierung waren, die das Directorium ausgesendet hatte, um ihren Gemahl und dessen Anhänger zu verhaften, so sah sie doch ein, daß Alles verloren sei, wenn der Muth verloren gehe und mit jener Divinationsgabe, die ausgezeichneten Frauen oft in so hohem Grade eigen ist, faßte sie die Idee auf, daß es die erwartete militairische Schutzwache sein würde. Mit dieser Ueberzeugung rief sie den

Schwankenden zu: „Was fürchten Sie, meine Herrn? Die Soldaten, die im Anmarsch sind, dürfen Sie als die Frucht meiner Bemühungen betrachten!" —

Sie erzählte ihnen, was sie mit Massena besprochen hatte und daß ihr namentlich der Obrist Perrin zugesichert habe, eine Compagnie Grenadiere nach Malmaison zu führen, falls sie es übernehmen wolle, ihm dazu nachträglich die Einwilligung von Augereau zu verschaffen — und diese Verantwortung habe sie übernommen. Sie fügte hinzu, daß man auf die Generale Macdonald, Moreau, Lefèbre, Augereau und A. mit Bestimmtheit rechnen könne.

Von diesem Augenblick an folgte Ruhe auf den Sturm. Die Anhänger Bonaparte's erwarteten mit Vertrauen die Entwickelung der Angelegenheiten, deren Ziel, Zweck und Mittel sie noch nicht kannten. —

Josephine war nicht so ruhig. Sie sprach abwechselnd mit den beiden Brüdern Bonaparte's, mit Lucian und Joseph, die sich ebenfalls in Malmaison eingefunden hatten.

„Wir stehen auf einem Vulkan," bemerkte sie, „und haben Alles von seinem Ausbruche zu besorgen."

In der That wuchs die Gefahr mit jedem Augenblick und hätte damals das Directorium oder eine der beiden politischen Corporationen Bonaparte's Vernichtung einstimmig beschlossen gehabt, so würde die kleine Schutzwache nicht hingereicht haben, den Obergeneral zu schützen. —

Nicht selten nimmt die Furcht die Miene der Klugheit an; eine verzweifelte Lage unterstützt den Muth; so auch bei Josephinen. Als Bonaparte mit dem Ausdruck der Niedergeschlagenheit in den Kreis seiner Anhänger getreten war, rief sie ihm zu: „Muth gefaßt, mein Freund! der Mensch muß Alles versuchen, um sich dem Unglück zu entziehen und das Lächeln des Glücks auf seine Seite zu bringen."

Bonaparte erwachte bei diesen Worten wie aus einem tiefen Traum. Indem er sie zärtlich anblickte, antwortete er: „Nicht umsonst, liebe Freundin, sollst Du mich an meine Schuldigkeit erinnert haben!"

Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer.

Mürat schien mit finstern Betrachtungen beschäftigt, noch immer unschlüssig zu sein.

„Wie, General!" rief sie ihm zu, „noch hier? — denken Sie nicht daran, daß man Sie schon seit zwei Stunden vielleicht im kleinen Ausschuß zu Paris erwartet?"

Dieser Ausschuß der Verbündeten zum Sturz des Directoriums bestand aus: Sieyes, Cambacérès, Roger-Duclos, Lucian Bonaparte, Fouché u. A. —

„Ihre Geistesgegenwart, holde Frau," rief der galante Mürat, indem er ihr die Hand küßte, „verdient alle Anerkennung, und ich werde eilen für den Gemahl ei-

ner so liebenswürdigen Dame mein Leben und meine Ehre zu wagen."

„Schmeichler," entgegnete Josephine, „allein ich vertraue Ihnen dennoch; Sie sind ein Mann von Ehre und erprobtem Muth."

Nach wenigen Minuten sah man Mürat in seiner prächtig gestickten Uniform, mit dem wallenden Federhut, worauf die drei Farben der Republik prangten, mit verhängten Zügeln nach Paris eilen. Josephine machte mit ihrem aus Egypten zurückgekehrten Sohn Eugen eine Promenade in den mit Orangerie besetzten Schloßhof. Beide sprachen über die Angelegenheiten des Tages, als ganz in der Nähe Trommelschlag erschallte. Eugen erschrak. Josephine erbleichte, indeß augenblicklich sammelte sie sich wieder. — „Was wird es sein, mein Sohn," entgegnete sie, „Perrin's Grenadiere, die ich erwarte." —

Und sie waren es. Kaum waren die Truppen aufmarschirt, so ging Josephine auf den Obristen zu und überhäufte ihn mit Complimenten. „Sie sind ungemein liebenswürdig," redete sie ihn an mit dem reizenden Lächeln ihrer unwiderstehlichen Anmuth, „daß Sie fast eben so früh hier angekommen sind, als ich selbst."

Bald darauf zeigten sich auch Bonaparte und Lucian, umgeben von den Offizieren dieses kleinen Commandos, die ihm erklärten, daß sie geschworen hätten'

ihm als Bollwerk mit ihren Leibern zu dienen, und wenn es sein müßte, bei seiner Vertheidigung für ihn zu sterben.

Bonaparte hatte eine eigene, nicht zu beschreibende Gabe, die Liebe und die Begeisterung der Soldaten für sich zu gewinnen. Er sprach mit Einigen, drückte Andern die Hand, erkannte Kameraden aus den heißesten Schlachttagen wieder, die er mit Namen nannte. Viele der bärtigen Männer weinten vor Bewegung. Josephine übernahm es, persönlich für die Verpflegung dieser Braven zu sorgen. Ihre unendliche Liebenswürdigkeit vollendete den Sieg. Es war kein Mann in dieser bewaffneten Schaar, der nicht augenblicklich seine letzten Blutstropfen für den Helden von Italien und Egypten vergossen hätte. Ein: „Vive le général Bonaparte!" hallte am alten Gemäuer des Schloßhofes von Malmaison zurück.

Die Offiziere wurden zur Tafel gezogen. Auch Bourienne war anwesend. Während des Essens war das Gespräch sehr belebt. — Die Verschiedenheit der Ansprüche unter den Verschwornen hatte kleine Zwistigkeiten veranlaßt. Josephine verstand es mit seltenem Tact die Gemüther zu vereinigen, ohne das ehrgeizige Geheimniß ihres Gemahls durchschauen zu lassen, das der ganzen Bewegung im Hintergrunde lag.

Nach der Tafel gab Bonaparte seinem vertrauten

Secretair einen Wink und Beide traten in eine Fenstervertiefung.

„Bourienne," sprach er zu seinem Jugendfreunde von der Militair-Schule von Brienne, „ich habe versprochen, morgen bei Gohier zu speisen, was ich freilich nun unterlassen werde. Doch bin ich ärgerlich über seine Halsstarrigkeit. Um ihn indeß noch mehr zu beruhigen, wird ihn meine Frau morgen zum Frühstück einladen. Es ist nicht möglich, daß er gegen mich Argwohn haben kann. Ich habe Barras diesen Morgen gesehen, er war in einer höchst unruhigen Stimmung. Er hat mich gebeten, ihn diese Nacht zu besuchen. Das habe ich versprochen; aber ich werde nicht hingehen. Morgen wird die Sache abgemacht werden. Es wird wenig Zeit durch Barras Ergebung in sein Geschick gewonnen. Er erwartet mich um eilf Uhr Abends. Alles wird zu meiner Aufnahme bereit sein. Nehmen Sie indeß meinen Wagen. Barras wird Sie sogleich vorlassen. Entschuldigen Sie mich mit einem heftigen Kopfschmerz, der mich befallen habe. Versichern Sie ihm, daß ich ihn morgen unfehlbar sehen würde, daß er ruhig sein könne und daß bestimmt alles gut gehen würde. Bleiben Sie nicht lange aus, und statten Sie mir sogleich nach Ihrer Rückkehr Bericht über den Erfolg Ihrer Sendung ab." —

Um eilf Uhr Abends erschien Bourienne, Napoleon's

Privatsecretair, im Luxemburg. Es herrschte dort eine Stille, als sei das ganze ungeheuere, unheimliche Gebäude ausgestorben. Dieselbe Einsamkeit und dasselbe Stillschweigen herrschte in der nur schwach erhellten langen Zimmerreihe, die der Geheimschreiber zu durchwandeln hatte, um in das Cabinet des einst so mächtig gewesenen Directors zu gelangen. Der Thürsteher meldete einen Herrn, der den Bürger Barras zu sprechen wünsche. Dieser erwartete mit der größten Bestimmtheit keinen Andern als Bonaparte. Als er dessen Privatsecretair erblickte, sah er ihn mit der größesten Betroffenheit an. Dem Anscheine nach war er sehr niedergeschlagen. Bourienne sah, daß er sich für einen verlorenen Mann hielt, und wollte sich sogleich wieder entfernen, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte. Als er aufstand, um sich zu empfehlen, begleitete Barras ihn eine Strecke und blieb dann stehen, ihn bei der Hand festhaltend.

„Ich sehe," sprach der unglückliche Director mit gepreßter Stimme, „daß Bonaparte mich betrügt; er wird nicht zu mir kommen. Es ist mit mir aus, und dennoch verdankt er mir Alles."

Vergebens wiederholte ihm Bourienne die Zusicherung, daß der General gewiß morgen kommen werde. Sein Kopfschütteln bewies, daß er nicht daran glaubte. Man wird sehen, was weiter geschah.

Bonaparte war mit dem Erfolge dieser Sendung sehr zufrieden.

„Joseph," äußerte er, „wird Bernadotte sagen, daß er morgen früh zu mir kommen möge."

„Nach Allem, was ich weiß," entgegnete Bourienne, „wird er Ihnen von keinem Nutzen sein."

„Davon bin ich selbst überzeugt," rief Bonaparte lebhaft, „aber schaden kann er mir nicht mehr! das versichere ich Ihnen und mir genügt es vollkommen. Gute Nacht! sein Sie morgen um sieben Uhr wieder hier."

Es war ein Uhr Morgens, als der Obergeneral sich zurückzog.

Die darauf folgende Nacht war voll Unruhe.

Josephine hatte ihren Gemahl bewogen, diese Nacht in der Wohnung eines vertrauten Freundes hinzubringen, aus Besorgniß, daß das Directorium, endlich durch die Noth gedrungen, zu energischen Maßregeln greifen und ihn in dieser Nacht verhaften lassen würde. — In der That war es auch schon ein öffentliches Geheimniß geworden, daß das Directorium am folgenden Tage durch Bonaparte gestürzt werden würde, so daß dieser sich selbst wunderte, daß die Regierung ihn noch nicht hatte festnehmen lassen; indeß befolgte er den Rath seiner Gattin und war dadurch gegen einen möglichen Ueberfall gesichert.

In St. Cloud hatten sich noch in derselben Nacht die Saalaufseher im Rath der Alten versammelt. Sie beriethen die Angelegenheit der Zusammenberufung der sämmtlichen Mitglieder, auf den nächsten Morgen um sechs Uhr; also noch in der Dunkelheit, da es der 9. November war. In dem Berufungsschreiben des Präsidenten hieß es: „um über eine wichtige Angelegenheit des Staats einen Beschluß zu fassen."

Lucian Bonaparte und seine Anhänger hatten dafür gesorgt, daß 60—80 Mitglieder, denen sie nicht Nachgiebigkeit genug zutrauten, die Aufforderung zum Erscheinen erst am folgenden Morgen erhielten, wenn es zu spät war zu erscheinen.

Der Rath der Alten hatte im Allgemeinen dieselben Interessen wie Napoleon, eine Regierung zu stürzen, der keine Wahl mehr geblieben war, als entweder nach Alleinherrschaft zu streben oder sich den Bourbons in die Arme zu werfen. Man erkannte, daß derselbe Schlag, der Bonaparte treffen würde, auch diesem politischen Körper ein Ende machen mußte. Es hatte daher vorläufig schon die Commission der Inspectoren des Raths der Alten den Beschluß gefaßt, daß der gesetzgebende Körper, bestehend aus dem Rath der 500 und dem Rath der Alten, im Schlosse von St. Cloud seine Sitzungen halten solle, und hatte Bonaparte zum Befehlshaber der 17. Militair-Division, der Garde des gesetzgebenden Kör-

pers, der seßhaften Nationalgarde und der Linientruppen, die in Paris standen, ernannt, um die Unabhängigkeit ihrer Sitzungen zu beschützen.

Das war es eben, was Bonaparte wünschte. Er war dadurch unangreifbar und Herr der Bewegung geworden, vorausgesetzt, daß die Truppen und die Nationalgarde ihm treu und ergeben blieben.

Am Morgen des achtzehnten Brůmaire (9. Novembers), schon vor sieben Uhr, begab sich Bourienne, der erhaltenen Weisung gemäß, wieder in Bonaparte's Wohnung in der Straße de la Victoire in Paris. Bei seiner Ankunft fand er dort schon eine große Anzahl von Generälen und Offizieren versammelt, die also schon früher sich dort eingefunden haben mußten.

Bonaparte war wider Gewohnheit schon aufgestanden und in voller Generalsuniform, die jedoch bekanntlich sehr einfach war. Er war so ruhig, wie vor dem Anfange einer Schlacht. Die Haupthandlung sollte morgen erst stattfinden. Bald kam auch Joseph mit Bernadotte an. Am Abend vorher hatte Joseph ihn nicht gefunden, und ihn daher heute früh schon aus dem Bett geholt, um ihn zu Napoleon zu führen. Bourienne war so erstaunt, ihn in bürgerlicher Kleidung zu sehen, daß er ihm leise ins Ohr sagte: „Mein General, Jedermann, außer Ihnen, erscheint hier in Uniform.“

„Warum sollte ich so erscheinen?" entgegnete Bernadotte laut im brüsquen Tone. — Bonaparte machte in diesem Augenblick die nämliche Bemerkung, wie früher sein Secretair.

„Halt!" rief er ihm zu, „Sie sind nicht in Uniform!"

„So kleide ich mich des Morgens, wenn ich außer Dienst bin."

„Im Augenblick wird Ihr Dienst verlangt werden."

„Davon habe ich nichts erfahren. Man hätte es früher befehlen müssen!" —

Bonaparte erkannte daraus Bernadotte's Abneigung, in diesem Drama eine Rolle zu spielen. Er führte ihn in sein Kabinet. Er sprach nur kurze Zeit und lebhaft mit ihm.

„Ein General ohne Uniform," bemerkte er, „kann eben so gut in Pantoffeln erscheinen. Ihr Directorium, das Sie so sehr in Schutz nehmen, ist allgemein verhaßt. Die Verfassung kann nicht bleiben, wie sie ist. Man muß reines Haus machen und der Regierung eine andere Leitung geben. — Ziehen Sie nun Ihre Uniform an. Ich kann nicht länger auf Sie warten. Sie treffen mich in den Tuilerien, mitten unter meinen Waffengefährten. — Bernadotte, zählen Sie weder auf Moreau noch auf Beurnonville oder auf die Generäle unter ihnen. Kennten Sie die Menschen besser,

so würden Sie einsehen, daß sie viel versprechen und wenig halten. Verlassen Sie sich nicht auf solche Leute."

„Ich werde nicht an einer Rebellion Theil nehmen," entgegnete Bernadotte trocken.

„Rebellion?" rief Bonaparte, „das nennen Sie eine Rebellion? — da sitzt ein Haufen schwacher Köpfe am Ruder des Staats. Sie treiben Advokaten-Schlendrian vom Morgen bis Abend in ihrer Barrière und Sie nennen das Rebellion, solche Unfähige zu verjagen?"

Alles Zureden war vergebens. Bernadotte schien einen eisernen Kopf zu haben. Endlich verlangte Bonaparte sein Wort, daß er nichts gegen ihn unternehmen wollte.

„Ich werde mich als Bürger ruhig verhalten," entgegnete Bernadotte mit Festigkeit; „wenn mir aber das Directorium Befehl dazu ertheilt, so marschire ich gegen jeden Störer der öffentlichen Ruhe, wer es auch sei." —

„Ihre Bedenklichkeiten, General Bernadotte, sind in der That lächerlich," rief Bonaparte mit seinem sardonischen Lächeln, das so stechend sein konnte. „Meine Maßregeln sind übrigens so wohl genommen, daß Sie keinen Oberbefehl ohne meinen Vorschlag erhalten werden. Wegen der Folgen könnten Sie jedenfalls unbesorgt sein." —

„Ich habe ihn völlig verdummt," schloß Bonaparte seine Erzählung dieses Vorfalls an Josephine, „indem

ich ihm von den Annehmlichkeiten des Privatlebens, den Reizen des Landlebens und dem Vergnügen, in Malmaison zu leben, vorgeschwatzt habe. Ich las ihm den Text und ging fort. Im Ganzen ist alles gut gegangen. Morgen sehen wir weiter."

Während dieser Zeit wartete vielleicht Barras noch auf Bonaparte's Besuch, und Madame Bonaparte auf Gohier mit dem Frühstück.

Bei Bonaparte waren bald alle ihm ergebene Generale versammelt. Noch niemals hat man so viele derselben auf der Straße des Sieges gesehen. Alle waren in den reichgestickten Gallauniformen. Auch sah man dort ein halbes Dutzend andrer Personen, denen die Geheimnisse des Tages bekannt waren. Das Haus des Siegers von Italien war viel zu klein für so viele Anhänger und Freunde. Daher verweilten Viele im Hofe und in den Alleen.

Bonaparte kannte das Decret des Raths der Alten und wartete nur auf dessen amtliche Mittheilung, um sein Pferd zu besteigen. Endlich trafen zwei Staatsboten vom gesetzgebenden Körper, in dem theatralischen Kostüm jener Zeit, ein. Sie überbrachten ihm seine Ernennung zum Anführer der bewaffneten Macht, welche Bonaparte sogleich durch Bourienne den versammelten Offizieren vorlesen ließ.

„Allons, meine Herrn!" rief Bonaparte, „wer

Frankreich liebt und es durch mich glücklich zu machen wünscht, folge mir."

Da entstand ein Summen und Murren in der versammelten Menge; die Mehrzahl schloß sich ihm an, doch ein kleiner Haufen sonderte sich ab und entfernte sich in einer andern Richtung hin.

„Ich bleibe bei Ihnen," sprach Bernadotte zu Bourienne in diesem entscheidenden Augenblick, wo sich die Partheien sonderten. In seinem ganzen Wesen schien ein Zug von Eifersucht zu liegen, und Bonaparte zweifelte nicht, daß dieses das einzige Motiv sei, das ihn bewogen hatte, sich von jeder Mitwirkung loszusagen.

Ehe Bonaparte die Treppe hinabstieg, welche aus dem kleinen runden Speisezimmer, das zugleich zum Vorzimmer diente, nach dem Hofe führte, kehrte er um und kündigte Bernadotte an, ihm zu folgen. Abermals weigerte sich dieser Mann von so entschiedenem Charakter. Bonaparte wandte ihm nun den Rücken und sprach im Vorbeigehen zu Bourienne nur die Worte: „Gohier ist nicht gekommen!" — dann stieg er zu Pferde und Bernadotte verließ das Hôtel, um nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Josephine befand sich in der höchsten Aufregung. Bourienne, der nun mit ihr allein geblieben war, suchte sie zu beruhigen. Sie hegte viel Freundschaft für Ma=

dame Gohier, und diese erstreckte sich auf ihren Gemahl.

„Kennen Sie den Präsident Gohier genau?" fragte sie.

„Sie wissen Madame," entgegnete der Privatsecretair Bonaparte's, „daß wir erst seit zwanzig Tagen hier sind. Ich gehe nicht weiter aus, als in die Straße Martell, wo ich wohne. Ich habe Gohier mehrmals in Ihrem Zirkel gesehen, wenn er den General besuchte und sprach dann mit ihm über unsre Angelegenheiten in der Schweiz, Holland u. s. w. — von dem, was hier vorgeht, war niemals die Rede. Weiter kenne ich ihn nicht."

„Das thut mir leid," versetzte Josephine mit ihrer bekannten Herzensgüte, „ich hätte Sie sonst gebeten, ihm zu schreiben, daß er keine auffallende Schritte thun möge, und ihm zu rathen, daß er Sieyes und Roger-Dûclos nachahme, die freiwillig ihre Entlassung als Directoren nahmen; möchte er sich doch nicht an Barras ketten, der wahrscheinlich die seinige gezwungen nehmen wird. — Bonaparte hat mir gesagt, daß er alsdann alles Mögliche für Gohier thun würde. — Nun aber, da Sie ihm nicht rathen können, will ich ein andres Mittel anwenden."

Josephine dachte dabei an ihre Freundin, Madame Gohier, die sie zu bewegen hoffte, mit ihrem Gemahl, dem Präsidenten des Directoriums, zu reden. Sie sorgte

damit für diesen sowohl, als für Bonaparte; denn Gohier's Rücktritt mußte entscheidend zu seinen Gunsten wirken.

Die Truppenbewegungen, die jetzt erfolgten, waren dem Directorium so neu und fremd, daß, als der General Jubé im Hofe des Luxemburg die Directorialgarde, die er befehligte, aufmarschiren ließ, der Präsident Gohier den Kopf zum Fenster hinaussteckte und ihm zurief:

„Bürger General, was haben Sie vor?" —

— „Wie Sie sehen, Bürger Präsident, ich stelle die Garde auf."

„Ich sehe schon, Bürger General; aber zu welchem Zweck?" —

„Bürger Präsident," rief Jubé, „ich will sie inspiciren und ein großes Manoeuvre anordnen. Vorwärts — marsch!" —

Damit zog der General mit der Garde, die zum Schutz des Directoriums bestimmt war, ab vom Luxemburg nach den Tuilerien, um sie unter Bonaparte's Befehl zu stellen.

Im Garten der Tuilerien waren nach und nach an 10,000 Mann zusammengezogen. Bonaparte erschien vor ihrer Fronte an der Spitze einer zahlreichen und glänzenden Generalität. In seinem Gefolge bemerkte man be-

rühmte und gefeierte Namen, als: Beurnonville, Moreau, Macdonald u. A. — Seine Erscheinung war imposant. Er wurde aber als Sieger von Italien mit der Stille der Achtung empfangen.

Napoleon Bonaparte las den Soldaten das Decret des Raths der Alten vor, das ihn zum Oberbefehl über die Truppen des 17. Militairbezirks, der Nationalgarden von Paris und der Garde des Directoriums ernannte.

Noch erschallte kein Ruf der Begeisterung. Die Soldaten damaliger Zeit waren nicht blos Exerziermaschinen — sie hatten auch eine politische Meinung, als Bürger Frankreichs und noch war unentschieden, wohin sie sich neigten.

Darauf hielt Bonaparte eine Anrede an die Truppen, mit den Worten:

„Soldaten! das außerordentliche Decret des Raths der Alten ist den Artikeln 102. und 103. der Verfassungsacte gemäß. Dieser Rath der Alten hat mir den Befehl über die Stadt und die Armee anvertraut."

„Ich habe ihn angenommen, um die von ihm ergriffenen Maßregeln zu unterstützen, welche durchaus das Volk begünstigen werden."

„Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht regiert gewesen. Der Feind ist nicht jenseits der Alpen oder an der Donau, sondern im Palast Luxemburg zu suchen. — Kameraden, Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr das

Ziel vieler Leiden werde, und diese mit einer Einigkeit gefeiert, welche mir Pflichten auflegt, die ich erfülle. Ihr werdet die Eurigen auch erfüllen und Euren General mit Energie, Standhaftigkeit und Zutrauen unterstützen, wie ich stets bei Euch gefunden habe."

„Die Freiheit, der Sieg und der Frieden werden der französischen Republik den Rang wieder geben, welchen sie in Europa einnahm und den sie blos verlor durch unverständige Leitung und Verrätherei."

Ein allgemeines: Vive le général Bonaparte! folgte zehntausendstimmig diesen, mit Kraft und Begeisterung gesprochenen Worten.

Indeß hatte auch der Rath der Alten eine Adresse an die Franzosen erlassen, die in zahllosen Exemplaren verbreitet, mit den Worten schloß: „Es lebe das Volk, durch welches und worin die Republik besteht." Und an demselben Tage erließ auch Bonaparte eine Proclamation an die Bewohner von Paris.

Bonaparte kehrte erst gegen Abend in seine Wohnung zurück, sehr zufrieden mit den Erfolgen des heutigen Tages. Besonders freute er sich, daß er Moreau so nachgebend und zuverlässig gefunden hatte. — Dieser berühmte Feldherr hatte sich früher durch Bonaparte's Benehmen gegen ihn gekränkt gefühlt und billigte durchaus nicht Bonaparte's Pläne. Bonaparte aber kannte seine hohen Begriffe von militärischer Subordination und des-

halb trug er ihm vertrauungsvoll den Oberbefehl an über die Truppen, die die Posten zu Luxemburg besetzen sollten, wo vorläufig die Directoren Arrest erhielten und als Gefangene bewacht wurden.

Es war eine merkwürdige Erscheinung. Der strenge Republikaner hielt die Häupter der Republik gefangen.

Ueber den Rath der Alten äußerte sich Bonaparte an demselben Abend zu Josephine:

„Ich weiß gewiß, daß man in diesem Augenblicke in der Commission der Saal-Inspectoren beschließt, was morgen in St. Cloud geschehen soll. Mir ist lieber, daß diese Herrn das selbst bestimmen, was ihrem Ehrgeiz schmeichelt. Ich werde den Befehlen gehorchen, welche ich selbst eingeleitet habe."

Diese Commission aber stand unter dem Einfluß der Hauptverschwornen.

Auf diesen ruhigen Abend dieses ersten Tages der Bewegung sollten noch zwei stürmische Tage folgen.

Die Directoren im Luxemburg befanden sich indeß in der peinlichsten Lage. Von der bewaffneten Macht verlassen, sahen sie dieselbe nur wieder, um als Gefangene in der Wohnung ihres Glanzes bewacht zu werden.

In dieser Lage blieben sie am 18. und 19. Brûmaire. Alle Communication nach Außen war abgeschnitten; indeß heimlich drang eine Frau, eine Engelsgestalt, die stets

den Unglücklichen treu blieb, sei es durch Bestechung oder auf andre Weise, bis an den Ort, wo Barras, von den Soldaten Moreau's bewacht, einsam und traurig den düstersten Grillen nachhing. Diese Frau war Madame Tallien.

„Nun wohl," sprach sie zu ihm, „was machst Du? — Bonaparte ist Sieger und das Volk, das Dich vergötterte, als Du ihm noch republikanische Feste geben konntest, begehrt heut mit wildem Geschrei Deinen Kopf, während sogar Bonaparte Dich gegen die Wüthenden beschützt. — Was willst Du thun? — — Nachdem Du Deine Macht verloren hast, hüte Dich wenigstens, Deinen Ruhm aufs Spiel zu setzen."

Barras zuckte die Achseln.

„Und was sollte ich thun?" entgegnete er; „dem Sieger die Hand zum Frieden bieten und Bonaparte um Erlaubniß bitten, ruhig in Paris fortleben zu dürfen? Künftig gehe ich in die Oper und mische mich nicht mehr in öffentliche Angelegenheiten; ich lasse mich von meinen Freunden besuchen und trösten, bis mein letzter Tag herabricht. Ich habe mir das Ganze seit einigen Stunden reiflich überlegt und mein Entschluß steht fest."

Im ersten Augenblick schwebte seiner schönen Freundin ein bitteres Wort auf den reizenden Lippen, ein herber Vorwurf wegen eines so entehrenden Mangels an Geisteserhabenheit; dann bezwang sie sich und schwieg, und

den Gedrückten nicht noch mehr zu demüthigen. War er doch doppelt unglücklich, weil er ohne Ruhm unterlag. Ein Unglück, das so mit Kleinmuth ertragen kaum unser Mitleid erregen kann, drückte ihn zu Boden — völlig in den Staub.

Man weiß, daß er unmittelbar nach diesem Besuche einen Brief an den gesetzgebenden Körper schrieb, worin er erklärte, daß er seine Stelle niedergelegt habe. Er erschien im Moniteur und von allen Zeitungen wiederholt, machte er nur den ungünstigen Eindruck, Barras Schwäche blos zu stellen, die, eine Folge seines verwöhnten, üppigen Lebens, die nächste Ursache seines Sturzes gewesen war. Der Brief zeigt keine Spur von Seelengröße in diesem wichtigen Moment. Barras erniedrigte sich darin, Bonaparte's Schmeichler zu werden, den er jetzt auf das tiefste haßte. Er heuchelte einen Patriotismus, den seine Versuche zur Wiederherstellung der Bourbons Lügen straften. — Dieses ganz feige, servile Benehmen in der Stunde der Noth empörte sogar seine ihm bis dahin treu gebliebenen Freunde. — Nun stürmten von allen Seiten Anklagen auf ihn ein; man beschuldigte ihn zugleich, die Revolutionsmänner begünstigt und mit den Bourbons wegen ihrer Rückkehr Unterhandlungen gepflogen zu haben. — Barras war ein verlorner Mann. — Bonaparte hatte die Beweise dieses Verraths am Vaterlande — den in Genf aufge-

fangenen Brief — in Händen; allein er schwieg und mindestens der Kopf des Exdirectors war gerettet.

Am 18. Brůmaire verfügte sich Bonaparte an der Spitze seines glänzenden Generalstabes in die Sitzung des Raths der Alten, die um ein Uhr Nachmittags in St. Cloud gehalten wurde.

Es ist schwer, in so bewegten Zeiten die historische Wahrheit zu ermitteln. Wo die Partheimeinung nur Extreme kennt — Haß oder Vergötterung — da nehmen alle geschichtliche Ueberlieferungen deren Farbe an. Während der jedem Machthaber schmeichelnde Moniteur die durchdachtesten und glänzendsten Reden Bonaparte's publicirte, behaupten Andre, daß er in einer höchst befangenen und völlig rathlosen Stimmung gewesen sei. Folgen wir bei der Schilderung der Scenen des 18. Brůmaire den Berichten eines unverdächtigen Augenzeugen, seines Privatsecretairs Bourienne, die von der emphatischen Schilderung in Josephinens Memoiren bedeutend abweichen. Die Vergötterer Napoleon's werden ihn dabei als Mensch sehen, nicht als Halbgott. — Die Sitzung im Rath der Alten, dessen Präsident damals Lemercier, war eröffnet. Man debattirte lebhaft über die Abdankung der Mitglieder des Directoriums und über die Wiederbesetzung ihrer erledigten Stellen. Die Gemüther erhitzten sich. Die Sitzung wurde stürmisch. Im Augen=

blick der höchsten Spannung trat der General Bonaparte mit Gefolge in den Saal.

Sein Erscheinen wirkte im ersten Augenblick erstarrend auf die belebte Scene. Wie ein zürnender Gott trat er auf. Bonaparte war kein politischer Redner. Die im Moniteur mitgetheilten Reden, welche man ihm in den Mund gelegt hat, sind erst später verfaßt. Man hörte nur einzelne Schlagworte in seiner im Gedränge fast unverständlichen Rede, als: „Waffenbrüder," — „Soldaten, Freiheit," — und dergl. m. Der Präsident legte ihm rasch einige Fragen vor. Nichts war aber unklarer als seine Antworten. — Er sprach durcheinander von Vulkanen, heimlichen Bewegungen, von Siegen, von einer verletzten Verfassung, behauptete von der jetzigen Revolution nichts gewußt zu haben, bis ihn der Rath der Alten zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen habe; nannte Cäsar und Cromwell Tyrannen und wiederholte mehrmals: ich habe nur dies zu sagen — und sagte nichts. —

Kurz, seine Stelle war eher vor der Batterie, als vor dem Lehnstuhl des Präsidenten einer das Volk repräsentirenden Versammlung.

Bourienne stand ihm nahe. Er bemerkte den ungünstigen Eindruck, den seine verworrene Rede auf die Versammlung machte. Er sah, wie Bonaparte, der diesen Eindruck bemerkte, immer mehr außer Fassung kam.

In Allem, was er stotterte, war zuletzt kein Zusammenhang mehr. Bourienne zupfte ihn endlich am Rock, und sagte ihm leise ins Ohr: „Gehen Sie hinaus, General, Sie wissen nicht mehr, was Sie reden.“ — Bonaparte fühlte das Gewicht der Wahrheit dieser Worte und rasch sich umwendend rief er: „Wer mich liebt, der folge mir!“

Die Schildwache an der Thür machte keine Schwierigkeit ihn hinauszulassen. Wie anders, wenn in diesem Augenblick der Präsident gerufen hätte: „Grenadiere, laßt Niemanden hinausgehen!“ —

In diesem Fall würde Bonaparte anstatt im Luxemburg zu schlafen, auf dem Revolutionsplatz geendigt haben.

Kaum war Bonaparte wieder im Hofe angekommen, wo Truppen aufgestellt waren, und hatte sein Pferd bestiegen, so erschallte ihm ein: „Lebehoch!“ von allen Seiten aus tausend Kehlen entgegen.

Doch das war nur ein Sonnenstrahl zwischen zwei Gewittern. Noch mußte dem Rath der Fünfhundert die Spitze geboten werden und dieser war noch weit höher für die republikanische Freiheit exaltirt, als der Rath der Alten.

Alles vereinigte sich, eine schreckliche Ungewißheit zu erhalten; aber jetzt ließ sich kein Schritt mehr zurückthun. Man war schon zu weit gegangen und mußte das Aeußerste wagen.

Der folgende Tag sollte Alles entscheiden, denn auf diesen, den 19. Brůmaire, war die Sitzung des Raths der 500 im Saale der Orangerie des Schlosses St. Cloud zusammenberufen.

Am Morgen desselben Tages fuhr Bourienne mit einem seiner Freunde, dem Staatssecretair Lavalette über den Platz Ludwigs XV., der später nach Ludwig XVI. den Namen erhielt.

„Morgen," sprach er bedeutungsvoll, „schlafen wir entweder im Luxemburg, oder hier, wo man uns den Kopf nehmen wird, wenn Alles mißlingt."

Wer konnte auch damals voraussagen, welches von beiden Extremen in dieser auf die äußerste Spitze getriebenen Angelegenheit eintreten werde? Bei Revolutionen adelt der glückliche Ausgang die That, die unter andern Umständen Verbrechen genannt werden würde.

Am neunzehnten Brůmaire (10. November) hatte sich der Rath der Fünfhundert in der Orangerie des Schlosses von St. Cloud versammelt. Lucian Bonaparte war der Präsident dieses gesetzgebenden Körpers, aber das genügte noch nicht, um die republikanische Freiheitsliebe dieser zahlreichen Volksrepräsentanten mit Napoleon's entschiedenem Auftreten zu versöhnen.

Die Besorgnisse seiner Freunde über die Stimmung

dieses Raths der Fünfhundert waren daher nicht ohne Grund gewesen. Es herrschte dort die heftigste Bewegung. Die größeste Aufregung zeigte sich in den Berathungen. Man beschloß eine Meldung an das Directorium; aber es gab kein Directorium mehr. Sieyes und Roger-Dúclos hatten sich Bonaparte's Parthei angeschlossen; Gohier, Moulins und Barras waren Gefangene im Luxemburg unter der Wache des General Moreau, der zwar mit der ganzen Bewegung nicht zufrieden war, aber als guter Soldat den Befehlen Bonaparte's unbedingt gehorchte, weil ihm der gesetzgebende Körper den Oberbefehl übertragen hatte. — In dem Augenblick, als aus dem Rath der Fünfhundert eine Botschaft an das Directorium abgehen sollte, übersandte der Rath der Alten den Brief, worin Barras abdankte. — Nun entstand ein großer Tumult. Alles schrie durcheinander. Eine zweite Verlesung wurde verlangt, alsdann die Frage aufgeworfen, ob die Abdankung gesetzlich, oder eine Folge von Umtrieben und des Einflusses von Bonaparte's Agenten sei; ob man Barras glauben dürfe, der in seinem servilen Schreiben erklärte: „die Gefahren der Freiheit sind überstanden!“ — —

Im Augenblick der lebhaftesten Debatten über diesen Gegenstand trat Bonaparte ein. Ihm folgte ein Commando Grenadiere, die am Eingange des Saals sich aufstellten.

Jetzt aber erhob sich ein wahrer Sturm des Tumults. Man hörte das Geschrei: „Das Heiligthum der Gesetze ist verletzt!" „Nieder mit dem Tyrannen!" — „Nieder mit Cromwell!" — „Nieder mit dem Dictator!" — „Was will der Verwegene?" — und ähnliche Ausrufungen. Bonaparte versuchte einige Worte zu reden, aber das tumultuarische Geschrei erstickte seine Worte. — „Es lebe die Republik," hieß es, „es lebe die Verfassung," — „der Dictator werde außer dem Gesetze erklärt." Mit diesen Worten wurde Bonaparte von allen Seiten umdrängt. Es ist schwer, in einem großen Tumulte die Wahrheit einer Thatsache zu ermitteln; indeß wurde erzählt, die Grenadiere wären inmitten dieses Getümmels plötzlich vorgedrungen, mit dem Ausruf: „Wir wollen unsern General retten!" — dieser aber habe sich in ihre Arme geworfen und gerufen: „Man hat mich meuchelmorden wollen!" — — Man fügte hinzu, es hätten Dolche geblitzt! — Wir sind aber geneigt, diese Excesse für eine jener Uebertreibungen zu halten, welche ungewöhnliche Ereignisse im Munde des Volks so leicht annehmen. Bonaparte hat nie später diese Angriffe auf sein Leben weder gegen Josephine, noch gegen Bourienne, noch in seinen Memoiren erwähnt. Das Wahre an der Sache scheint zu sein, daß er allerdings hart bedrängt und bestürmt, unter dem Schutz der Grenadiere den Saal verlassen mußte.

Noch war also in diesem gesetzgebenden Körper kein Erfolg für ihn gewonnen. Im Gegentheil schien Alles für Bonaparte verloren zu sein. Allein sein Bruder Lucian trat als Präsident der Versammlung mit großer Entschiedenheit auf. Er war ein Mann von Beredtsamkeit und Besonnenheit, der alles Mögliche that, den Tumult zu beruhigen. Aber das war so schnell nicht möglich; erst einige Zeit nachher hörte man auf den Ton seiner Glocke.

„Die Bewegung," rief er, als man seine Stimme vernehmen konnte, „welche im Schooß der Versammlung statt gefunden hat, beweiset, daß Jedermann mit mir eine Gesinnung hegt."

„Hört, hört!" rief die Menge und deutlicher wurde seine Stimme vernommen.

„Man muß glauben," fuhr er fort, „daß der Schritt des Generals blos den Zweck hatte, vom Zustande der Angelegenheiten in Betreff eines sehr wichtigen Gegenstandes Bericht zu erstatten. Ich bin überzeugt, daß in keinem Fall irgend Jemand Pläne von ihm erwarten kann, welche der Freiheit tödtlich sind."

Jede Phrase, die Lucian mit seiner volltönenden Stimme in das murrende Durcheinanderreden der Menge hineinrief, wurde durch das Geschrei unterbrochen: „Bonaparte hat seinen Ruhm befleckt!" — „er ist ein Schand-

fleck der Republik!" — „weihen wir ihn dem öffentlichen Abscheu!"

Lucian versuchte aufs neue sich verständlich zu machen. Er wollte als bloßes Mitglied den Rednerstuhl betreten und übergab so lange den Vorsitz an Chaptal. Alsdann verlangte er, daß der General aufs neue hereingeführt und mit Ruhe angehört werde. Aber schon Bonaparte's Namen wirkte aufregend auf die Versammlung.

„Bonaparte, außer dem Gesetz!" schrie die Menge. Das war die einzige Antwort, die er erhielt. Aufs neue bestieg Lucian den Präsidentenstuhl; doch mußte er ihn abermals verlassen, um nicht genöthigt zu werden, die Umfrage zu halten, ob sein Bruder außer dem Gesetz zu stellen sei.

Endlich mußte er der Wuth der Versammlung weichen. Er bestieg noch einmal den Rednerstuhl und dankte ab als Deputirter und Präsident, indem er seine Ehrenzeichen auf die Barre des Hauses niederlegte.

Unter dem Schutz der Grenadiere seines Bruders verließ er den Sitzungssaal. Seine bleiche Gesichtsfarbe verrieth eine Bestürzung, die keine Hoffnung mehr hegte. Die Soldaten murrten. Es war ihnen der Ruf aus dem Sitzungssaal bekannt geworden, und dergleichen ist ansteckend.

Bonaparte dagegen hatte mit der äußersten Höhe

der Gefahr die Ruhe und Besonnenheit des Feldherrn wieder gewonnen.

„Beruhige Dich, Bruder," sprach er zu Lucian, „die Sache ist gewonnen. Wir haben den Präsidenten des Raths der 500 unter uns und die Versammlung, indem sie sich gegen ihren Vorsitzenden auflehnte, besteht nur aus Rebellen, die man mit dem Bajonet auseinander treiben wird."

„Gut," entgegnete Lucian, der augenblicklich seine Fassung wieder gewann, „so trete ich wieder in die Function des Präsidenten, aber zu Pferde und trete an die Spitze der Soldaten, um sie zu gewinnen."

Nun stieg er zu Pferde und begeistert durch die Gefahr, sprach er mit dem Nachdruck der Leidenschaft Worte aus, die zeigen, was ein Mann wagte und vermochte, welcher Alles, was er war, dem Glanze verdankte, den sein Bruder über ihn verbreitete.

„Bürger, Soldaten!" rief er mit seiner volltönenden und weithin schallenden Stimme, „der Präsident des Raths der Fünfhundert erklärt Euch, daß die bei weitem größere Zahl der Mitglieder dieses Raths in diesem Augenblicke sich unter dem Schrecken einiger, zum Meuchelmorde bewaffneter Repräsentanten des Volks befindet, welche die Rednerbühne belagern, ihren Collegen den Tod drohen und die schrecklichsten Berathungen einleiten."

„Ich e[illegible] Euch, daß diese kühnen Verbrecher,

welche ohne Zweifel im englischen Solde stehen, wider den Rath der Alten in Aufruhr begriffen sind und gewagt haben, den General, der mit Vollziehung des Decrets jenes Raths der Alten beschäftigt war, außer dem Gesetze erklären zu lassen; als wenn wir uns noch in der Schreckenszeit ihrer Regierung befänden, wo dieser Ausspruch genügte, um dem Vaterlande die theuersten Köpfe rauben zu lassen."

„Ich erkläre Euch, daß diese kleine Zahl von Wüthenden, durch ihre Schritte wider die Freiheit des Raths, sich selbst außer dem Gesetze gestellt hat. Im Namen dieses Volks, welches seit so vielen Jahren der Spielball dieser elenden Söhne des Schreckens ist, vertraue ich den Kriegern die Sorge an, die Mehrheit ihrer Repräsentanten zu befreien, damit sie, wenn die Bajonette sie von den Banditen in ihrer Mitte befreit haben, sie wieder ungehindert über die Angelegenheiten der Republik sich berathen können."

„Erkennet, General, Soldaten und französische Bürger nur diejenigen als französische Gesetzgeber an, welche sich um mich — ihren Präsidenten — wieder versammeln werden. Diejenigen aber, die in der Orangerie bleiben werden, vertreibe das Bajonet. Diese Verbrecher sind nicht mehr Repräsentanten des Volks, sondern des Dolches. Dieser Titel mag ihnen bleiben und folge ihnen überall. Wagen sie sich, dem Volke zu zeigen, so

mögen alle Finger sie bezeichnen als: Repräsentanten des Dolches!"

„Es lebe die Republik!"

Diese Anrede hatte Viele unter den Truppen begeistert. Der Ruf: „Hoch lebe Bonaparte!" rollte durch die Reihen. Indeß der Geist der Insubordination und politischen Aufregung war zu sehr eingerissen, um so schnell sich bannen zu lassen. Das Murren und Raisonniren dauerte fort. Einzelne Stimmen riefen: „wir wollen und dürfen der Nationalrepräsentation nicht Gewalt anthun. — Da zog Lucian seinen Degen, wendete die Spitze desselben gegen Napoleon's Brust und rief aus:

„Ich schwöre, die Brust meines eigenen Bruders zu durchbohren, wenn er jemals die Freiheit der Franzosen verletzen sollte."

Dieser theatralische Moment hatte vollen Effect. Jede Bedenklichkeit verschwand; und auf ein von Bonaparte an Mürat gegebenes Zeichen, stürzte dieser an der Spitze der Grenadiere in den Saal und vertrieb die Repräsentanten. Mit Wuthgeschrei wichen sie alle den Bajonetten.

Darauf beschränkte sich für diesen Tag die Anwendung der bewaffneten Macht.

Die Directorialregierung mit den gesetzgebenden Gewalten war gestürzt. Es blieb nun noch übrig, eine

neue Regierung zu begründen, und das war das Werk der folgenden Nacht.

Um zehn Uhr Abends herrschte im Palast von St. Cloud die größeste Ruhe. Alle Deputirten waren dort geblieben. Man bemerkte sie im Hauptsaal, in den Gärten und den Höfen umherirren. Die Meisten sahen höchst bestürzt aus; Andre heuchelten Zufriedenheit mit dem, was geschehen war; aber Alle wünschten die Rückkehr nach Paris; doch das war nicht möglich, ehe nicht der Befehl zur Versetzung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud zurückgenommen war.

Bonaparte hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Die geistige Aufregung hatte jedes physische Bedürfniß unterdrückt. — „Wohlan, Bourienne," rief er in dieser Stunde, „schreiben Sie, — ich muß diesen Abend noch eine Proclamation an die Einwohner von Paris erlassen. Morgen früh, wenn man dort aufsteht, werde ich die ganze Hauptstadt beschäftigen."

Diese Proclamation war auf eine große Wirkung berechnet. Sie sprach von Uneinigkeit unter den Staatsgewalten, und erzählte die Vorgänge des vorigen Tages so aufregend wie möglich. Er sprach darin von 20 Dolchen, die gegen ihn gerichtet gewesen, von dem Vertrauen, das ihn zum Schutz der Freiheit berufen habe, und schloß mit den Worten:

„Franzosen, ihr erkennet gewiß den Eifer eines Soldaten der Freiheit und eines der Republik treuen Bürgers, die erhaltenden und schützenden liberalen Ideen sind durch die Zerstreuung der allgemein gehaßten und zugleich verächtlichen Aufrührer, welche die Räthe unterdrückten, in ihre Rechte wieder eingesetzt."

In St. Cloud befanden sich noch von Talleyrand, Rüderer und Sieyes — Männer, die sich mit Gewandtheit der neuen Richtung, die Bonaparte's Einfluß geltend gemacht, angeschlossen hatten.

Der ihm günstige Rath der Alten versammelte sich wieder unter dem Schutz der Nacht und Lucian suchte einige Mitglieder des Raths der Fünfhundert auf. Er brachte deren etwa einige Dreißig zusammen, lauter ihm ergebene Männer. Und dieses Scheinbild der Repräsentation sollte dazu dienen, der neuen Verfassung, die Bonaparte dictirt hatte, den Schein der Gesetzlichkeit zu geben.

Nun gab dieser Rath der Fünfhundert, der factisch nur aus einigen dreißig Deputirten bestand, unter Lucian's Vorsitz das Decret, worin es hieß: „Es giebt kein Directorium mehr; auch sollen wegen Ausschreitung und widerrechtlichen Verfahrens, wozu sie stets geneigt gewesen und dessen sie sich namentlich in der heutigen Sitzung schuldig gemacht haben, von der Nationalrepräsentation nachstehende Personen ausgeschlossen werden ꝛc."

Damit wurde die große Majorität der ächten Republikaner, die einer Consularregierung abgeneigt waren, ausgeschlossen und zum Schweigen gebracht.

Durch einen andern Artikel dieses Decrets schuf dieser so verstümmelte Rath der Fünfhundert eine provisorische Regierungs-Commission, wie solche der Rath der Alten hatte einsetzen wollen. Er entschied, daß sie aus drei Mitgliedern bestehen solle, welche den Titel: Consuls führen werden, und ernannte zu solchen: Sieyes, Roger-Duclos und Napoleon Bonaparte.

Der Rath der Alten bestätigte dieses Decret und genehmigte den Beschluß, wodurch Napoleon von seinen Collegen zum ersten Consul ernannt war.

So waren die ehrgeizigen Wünsche dieses siegreichen Feldherrn erfüllt.

Um drei Uhr Morgens war Alles beendet. Bonaparte kehrte nach seiner stillen Wohnung in der Straße des Sieges zurück, nachdem er dem Rath der Alten seinen Eid auf die Verfassung geleistet hatte.

Eine halbe Stunde später herrschte in St. Cloud, das Tags vorher so stürmische Scenen gesehen hatte, die tiefste Ruhe und Einsamkeit wieder.

Bonaparte war höchst angegriffen, als er mit Bourienne nach Hause fuhr. Die beispiellose Aufregung und Anstrengung hatten seine physische Kraft erschöpft. Er war

so in seine Gedanken vertieft, daß er kein Wort sprach. Kaum in seinem Hause angekommen, eilte er in das Schlafzimmer seiner Frau.

Josephine war noch nicht zu Bett gegangen. Während der vier und zwanzig Stunden seiner Abwesenheit hatte sie die peinlichste Unruhe fast getödtet. Neben den beruhigenden Nachrichten, die ihr Bonaparte von Zeit zu Zeit sandte, waren ihr die übertriebensten, beängstigenden Gerüchte zugegangen. Die Nachricht, daß ihr Gemahl im Rathe der Fünfhundert für vogelfrei erklärt sei, erschütterte sie so, daß sie schon im Geiste die Blutbühne aufgerichtet sah, die seinen Namen für immer mit Schande bedecken sollte.

Als sie ihn endlich nach drei Uhr Morgens wieder sah, in ihrem Schlafzimmer vor ihr stehend, stand sie selbst da, wie vom Donner gerührt. Auch Bonaparte war im ersten Augenblick eben so wenig eines Wortes mächtig. Ein tiefes Schweigen herrschte lange Zeit unter Gefühlen, die keine Feder beschreiben könnte.

„Consul," rief sie endlich in einer Fülle der Begeisterung, die aus der Tiefe des Gemüths herauf quoll, „Sie sind einer mächtigen, drohenden Gefahr entgangen. Ein glücklicher Erfolg hat Ihre Unternehmung gekrönt; aber welches ungeheure Feld haben Sie nun zu bearbeiten?" —

„Du allein, Bonaparte," fuhr sie fort, indem sie

ihn mit bewegter Seele ans Herz drückte, „Du allein, mein Freund, kannst der Retter unsres schönen Vaterlandes werden. Mit sterbender Stimme ruft es einen Helden zu Hülfe; sei dieser Held! sammle die schwachen Reste seines Lebens, um ihm ein neues Dasein zu geben. Verjüngt an Ruhm und Glück, möge es aus Deinen Händen hervorgehen! Sei ihm ein neuer Prometheus! baue seine Altäre wieder auf; richte seine Institutionen wieder empor, reinige die Gerichte, ergänze die Gesetze; nur so kannst Du der Zügellosigkeit und dem Verbrechen Einhalt thun, welche aus dem Schooße der Revolution hervorgingen, — nur so vermagst Du Frankreich von den Wunden zu heilen, die ihm die Revolution geschlagen hat." —

Nach dieser ergreifenden Scene des Wiedersehens verfügten sich Beide zu Bett. Bourienne, der im Vorzimmer geblieben war, wurde noch einmal hereingerufen. Bonaparte war noch zu aufgeregt, um bei aller Abspannung schon schlafen zu können. Es schien ihn etwas zu beunruhigen.

„Bourienne," sprach er nach einer Pause, im Beisein seiner Gattin, „ich habe wohl viel Dummes geschwatzt?"

„Ja freilich, General!" —

„Ich rede auch lieber zu Soldaten, als zu Advoka-

ten. Mir fehlt die Routine, in einer Volksversammlung zu reden; doch es wird schon gehen!" —

Darauf wurde noch über die Tagesbegebenheiten gesprochen. Josephine nahm die Gelegenheit wahr, sich für Gohier zu verwenden.

„Was willst Du, meine liebe Freundin," antwortete Bonaparte, „es ist ja nicht meine Schuld. — Warum hat er nicht gewollt! — Er ist ein ehrlicher Mann, aber albern. — Er begreift mich nicht! — Ich sollte ihn vielleicht deportiren lassen. — Er hat wider mich an den Rath der Alten geschrieben; dieser aber weiß nichts davon; ich habe seinen Brief behalten. — Der arme Mensch! — Gestern sollte ich bei ihm zu Mittag speisen. — So einer hält sich für einen Staatsmann! — — reden wir nicht weiter davon." —

Dann kam er auf Bernadotte.

„Haben Sie ihn gesehen, Bourienne?"

„Nein, General!"

„Ich eben so wenig; ich habe nichts von ihm gehört. Begreifen Sie ihn? — Ich habe heute erfahren, daß viele Umtriebe bei ihm angewendet sind. Sollte man es glauben; er verlangte nichts weniger, als zu meinem Collegen im Commando ernannt zu werden, und sprach davon, sich zu Pferde zu setzen, um mit den von ihm befehligten Truppen die Verfassung aufrecht zu erhalten. — Noch mehr: man hat mich versichert, er habe

die Dreistigkeit gehabt, hinzuzufügen, daß, wenn es für nöthig befunden werden würde, mich außer dem Gesetze zu stellen, man ihn finden und Soldaten haben würde, um das Decret zu vollziehen."

„Das Alles, General," entgegnete Bourienne, „beweiset noch nichts, als daß er streng seinen Grundsätzen folgt."

„Ja, ich verstehe es wohl; es ist so etwas. — — Er ist ein ehrliches Blut; denn wäre er nicht so halsstarrig, so würden ihn meine Brüder herum gebracht haben; sie sind mit ihm verwandt. Seine Frau, Joseph's Schwägerin, vermag viel über ihn; — ich selbst ...... — Endlich frage ich Sie: bin ich ihm nicht genug entgegen gekommen? — Sie sind Zeuge davon gewesen. Moreau, der einen ganz andern militärischen Ruf hat, als er, ist gleich gekommen. — Am Ende verdrießt es mich, Bernadotte ein wenig zu viel gute Worte gegeben zu haben. Auch werde ich daran denken, ihn aus allen seinen Geschäften zu entfernen, ohne daß man es tadeln kann. — Ich kann mich auf keine andere Art rächen. — Joseph liebt ihn. Ich werde Alles gegen mich haben. — Ach, die Familienrücksichten sind eine dumme Sache. — — — Guten Abend, Bourienne. — — Morgen schlafen wir im Luxemburg."

Vierzehnter Abschnitt.

Josephinens Verwendung für Gohier. — Barras Geschick und Ende. — Josephinens und Napoleon's Privatleben. — Napoleon mit Bourienne im Cabinet arbeitend. — Napoleon's Frühstück bei Josephinen. — Sein Benehmen gegen Hortense und gegen die Hofdamen. — Mürat und Caroline Bonaparte. — Entwendung eines Schmuckes. — Ersatz durch den Kriegsminister. — Das Leben zu Malmaison. — Spiele, Spazierritte, Liebhabertheater. — Josephinens Verwendung für die Bourbons. — Der Brief des Grafen von Lille. — Napoleon's Gedanken darüber. — Die schöne Abgesandtin des Grafen von Artois und deren Intriguen. — Fouché und Josephine. — Vorstellung der Herzogin von Guiché bei Napoleon. — Einzug der Consuln in die Tuilerien. — Einfachheit der Etikette. — Das Cabinet Bonaparte's und dessen Umgebungen. — Düroc und sein Verhältniß zu Hortense. — Erscheinung der Herzogin von Guiché. — Tête-à-Tête derselben mit Napoleon. — Abschied. — Ende des Romans zwischen Düroc und Hortense. — Deren Vermählung mit Louis Bonaparte. —

Gohier wurde seiner Haft entlassen, um Platz zu gewinnen im Luxemburg.

Der erste Consul richtete sich bescheiden ein im klei=

nen Luxemburg, wo der Präsident Gohier gewohnt hatte. Barras wurde noch im großen Luxemburg als Gefangener bewacht.

Das war für den Mann, der ihm seine Erhebung zu verdanken hatte, eine unangenehme Nachbarschaft. Für Josephine eben so sehr. Sie benutzte diese Stimmung, um sich für dessen Freilassung bei ihrem Gemahl zu verwenden; allein vergebens.

„Was will dieser Mensch?" rief Bonaparte mit tiefster Bitterkeit. „Nichts kann mich mehr mit ihm in Berührung bringen."

„Daß Sie dem Verdachte seiner Collegen, Moulins und Gohier, nicht unterliegen mußten," sprach Josephine, welche die Vertheidigung ihres früheren Freundes nicht aufgeben wollte, „verdanken Sie allein dem Director; denn ohne seine kräftige Einwirkung würden Sie arretirt worden sein. Sie würden sehr Unrecht haben, die von Barras geleisteten wichtigen Dienste zu vergessen; denn wie groß auch Ihre Verdienste gewesen sind, so würden Sie doch ohne einen Beschützer, der Sie zu protégiren verstand, nicht Gelegenheit gehabt haben, sie geltend zu machen."

„Was verlangen Sie von mir?" entgegnete Bonaparte ungeduldig.

„— Sie zur Ausübung der schönen Tugend der Dankbarkeit zu veranlassen." —

„Was würde das Volk dazu sagen," rief er, „wenn ich diesen Exdirector Theil an meinem Ruhm nehmen ließe? — Die Zeiten sind nicht mehr, Madame, wo ich mir eine Ehre daraus machte, unter seinen Befehlen zu stehen. Ich muß, um Frankreich zu beschwichtigen, öffentlich mit ihm brechen. Ich will, daß man in mir den Helden des Vendemière vergesse. Ich will die Pariser überzeugen, daß ich weit entfernt, ihre Stadt zu zerstören, damals nur auf Gelegenheit wartete, sie mit Denkmälern zu schmücken."

Josephine fühlte, daß diese Phrase nichts sagen wollte. Sie bestritt vergebens diese Aeußerung; aber Bonaparte ließ sich durch die edlern Gefühle seiner Gattin nicht aufhalten in den Forderungen seines Ehrgeizes. Indeß beschränkte er sich doch darauf, Barras von Paris zu verbannen, und ihm den Aufenthalt auf seinem prächtigen Landsitz Grosbois zu gestatten; doch wurde er dort unter Wache gestellt.

Obgleich ihm später Bonaparte die Wahl ließ, entweder einen Gesandtschaftsposten in Wien anzunehmen, oder fern von Frankreich in Europa zu reisen, oder zu der Armee nach Italien zu gehen, so schlug doch der Exdirector alle diese Alternativen dem gewandten Unterhändler Talleyrand ab und jener erhielt Befehl, sich auf vierzig Lieues von Paris fern zu halten. — Barras ging darauf nach Brüssel, wo er seiner Gewohnheit nach ein

fürstlich glänzendes Haus machte. Unter der Kaiserzeit bat er um Erlaubniß zur Rückkehr; allein Napoleon würdigte ihn keiner Antwort. Erst 1814 kehrte Barras mit den Bourbons, die er einst protégirt hatte, nach Paris zurück, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit als einer der erbittersten Feinde Napoleon's.

Damals wohnte er in der Straße Chatillon. Seine politische Laufbahn war zu Ende. Von der Welt, wie von den Bourbons verachtet, wünschte er unbemerkt zu bleiben; doch sein Reichthum gestattete ihm immer noch, seinen lieben Gewohnheiten, ein glänzendes Gesellschaftsleben zu führen, nachzuhängen. Sein Salon stand immer den Freunden offen, die er sich durch persönliche Liebenswürdigkeit zu erhalten gewußt hatte; allein der großen Gesellschaft blieb er verschlossen. Seinen vertrauten Zirkeln fehlte es auch jetzt nicht an geistreicher Unterhaltung. Die ihn besuchten, waren übrigens keine Personen von Bedeutung — einige Habitué's und einige Damen, die mehr Geist als Schönheit und Jugend besaßen. Er hatte indeß täglich zwölf Couverts für Freunde, selten mehr.

So seine eigne politische Unbedeutendheit vergessend umspann er sich mit einem Gesellschaftskreis, der seine Person in einem Lüstre strahlen ließ, der ihm das Gefühl der Bedeutung gab und ihn in jenes behagliche, gedankenlose Wohlsein einwiegte, wodurch er noch am

Abend seines Lebens eine Zufriedenheit des Daseins gewann, welche er nie zuvor unter den Sorgen des Directoriums empfunden hatte.

Er starb am 29. Juni 1829, von Niemandem beklagt, als von seinen Tischfreunden.

So endigte ein Mann, der die edelsten Gesinnungen, Geist und Kenntnisse besaß, aber auch eine bedeutende Charakterlosigkeit und ungeheuer viel Eitelkeit, an der er zuletzt zu Grunde ging.

Nichts ist origineller und oft liebenswürdiger, oft aber auch sonderbarer, als Napoleon's und Josephinens Privatleben in jener bewegten Zeit.

Als erster Consul bewohnte Bonaparte damals das Erdgeschoß des kleinen Luxemburg auf der rechten Seite, wenn man durch die Straße Vaugirard hineintritt. Seine Einrichtung war ohne allen Luxus, einfach und bescheiden. Josephine logirte im ersten Stock. Von dem Cabinet, worin der erste Consul arbeitete, konnte er auf einer geheimen Treppe hinaufsteigen in die Gemächer der Dame, die er mit bürgerlicher Einfachheit nicht anders als: „meine Frau" nannte.

Während der zwei oder drei Monate, welche das Haupt der Consular-Regierung in diesem mehr als bescheidenen Aufenthalt zubrachte, ließ er nichts dort verändern oder ausbessern. Scherzend pflegte er zu sagen:

„Ich habe mich vorläufig in das ungemachte Bett des Directoriums niedergelegt, so unsauber wie ich es gefunden habe; aber ich werde aufstehen und mir in den Tuilerien ein besseres Lager zurecht machen lassen." —

In seinem sehr wenig und fast ärmlich meublirten Cabinet, wo die Fetzen der zerrissenen Tapeten von den Wänden herabhingen, stand ein einfaches Schreibbüreau, belastet mit Broschüren, Journalen und Landcharten, nebst andern Papieren. Jeden Morgen schien eine unsichtbare Hand Alles aufs beste geordnet zu haben, eine Stunde später aber hatte eine andre Hand schon Alles durcheinander geworfen. Jene war die seines Secretairs Bourienne; diese, die des ersten Consuls.

Dann sah man ihn wieder schweigend und in Gedanken vertieft, auf seinen Lehnsessel hingeworfen, halb liegen und halb sitzen, wo er die Gewohnheit hatte, die unschuldige Armlehne desselben mit einem Federmesser zu zerfleischen, ohne das Geringste davon zu wissen.

Treten wir ihm einen Augenblick näher und betrachten seine breite Stirn, diesen Sitz hoher Gedanken, über welche einige straffe schwarze Haare herabhängen; sehen wir diese marmorkalten Züge von blasser gelblicher Farbe, diese Physiognomie, die in Augenblicken der Aufregung zwanzigmal in einer Minute den Ausdruck verändert; denn dieses blaugraue Auge ist eben so siegreich, wenn es zürnt, als wenn es liebt.

Und wohin fliegen vielleicht in diesem Augenblick die Ideen dieses Mannes, der gestern noch ein einfacher General war? — Wer kann wissen, ob es der Glanz einer Krone, die Eroberung der Welt oder ein Lächeln Josephinens war, das seine Seele eben beschäftigt? —

Niemand war eingeweihter in den Zustand seines Innern, Niemand vertrauter mit seinen hochfliegenden Plänen; aber auch verschwiegener und discreter, unermüdeter und thätiger, als der geplagteste von allen Geheimschreibern — der arme Bourienne — sein Mitschüler aus der Militairschule von Brienne, der Freund seiner zartesten Jugend, der gewandteste Mensch, den jemals die Erde getragen hat. Er war der Satellit, der jenen leuchtenden Planeten begleitete. —

Keine Stunde, weder bei Tage noch bei Nacht, war er Herr seiner Zeit, stets bei seinem Herrn oder auf dem Sprunge, auf jeden Klang der Glocke sich zu ihm zu begeben, ist er mehr belastet als jeder Kammerdiener, der doch wenigstens einige Ruhestunden hat, oder von andern Kameraden abgelöset wird, — für Bourienne gab es keine Ablösung.

Plötzlich steigt in Napoleon eine kühne Idee auf; er ergreift die Feder, um sie mit flüchtigen Zügen auf das Papier hinzuwerfen. — Bourienne zittert schon; denn er weiß, daß ihm die Sorge obliegt, diese Schrift

ins Reine zu bringen, von der jedes Wort eine Hieroglyphe ist und jede Phrase eine elliptische Construction.

Dann erhebt sich der erste Consul, um mit untergeschlagenen Armen eine jener Promenaden anzutreten, deren große Schritte den Tisch erschüttern, an welchem Bourienne die Dictate aufzuschreiben sich bemühet, die der General in kurzen abgerissenen Sätzen ihm gleichsam hinschleudert, um sie mit der Schnelligkeit des Blitzes zu ergänzen und zu Papier zu bringen. Er hat dabei störende Gewohnheiten. Bald zuckt er mit der rechten Achsel, während sein Mund sich verzieht, — bald singt er einige Mißtöne, die noch nie aus einer menschlichen Stimme abschreckender hervorgedrungen sind, — oder er setzt sich, während er dictirt, mit einem Schenkel an die Ecke des Bureaus, woran Bourienne schreibt und erschüttert ihn durch das Lauten mit den Beinen so, daß die Feder unwillkührlich jedem Buchstaben einige Krähenfüße hinzufügt.

Dann unterbricht er plötzlich das Dictat einer Proclamation, oder eines Briefes, durch ein aufbrausendes Gespräch, worin er kurz, heftig, abgerissen, so daß es schwer ist, nur den Ideegang zu verfolgen, sich nicht ohne Geist über dieses oder jenes ausspricht, und dabei unwillkührlich dem klugen aushorchenden Geheimschreiber das tiefste Geheimniß seiner Ideen und noch fern liegende Pläne verräth. Plötzlich fährt er wieder fort zu dictiren.

Er hat den angefangenen Periodenbau vergessen und vollendet den Satz unpassend. Sache des Secretairs ist es dann, diesen Fehler unbemerkt auszugleichen.

Wenn man Bonaparte so schweigsam und nachdenkend sah, so hätte man glauben sollen, er sei geheimnißvoll und verschlossen, wie das Grab; allein nichts war weniger der Fall. Mit dem ersten Schritt, den der Consul in das Luxemburg setzte, ließ er schon seinem Vertrauten den künftigen Kaiser durchblicken. Jeden Tag unterhielt er seinen Jugendfreund und ergebensten Diener mit Plänen künftiger Größe, ohne ihm nur die mindeste Verschwiegenheit aufzulegen und ohne alle Zurückhaltung. Bourienne sprach dann wohl von den Schwierigkeiten, welche die alten regierenden Häuser machen würden, ihn als Regenten von Frankreich anzuerkennen.

„Ist es nichts weiter," entgegnete Bonaparte in seinem übermüthigen Kraftgefühl, „so werde ich sie sämmtlich entthronen, und dann wird meine Dynastie die älteste in Europa sein!"

Um zehn Uhr Morgens öffnete ein Haushofmeister, mit der Serviette über dem Arm, die Thüre des Cabinets des ersten Consuls und sprach: „dem General ist servirt!" — dann begab sich die erste Magistratsperson von Frankreich mit Bourienne in den Speisesaal.

Dort befanden sich bereits Josephine und Hortense, die er mit einem Kuß auf die Stirn begrüßte; die übri-

gen Anwesenden erhielten ein gemeinschaftliches: „Guten Morgen!"

Diese waren gewöhnlich seine Brüder Joseph und Lucian; außerdem Gelehrte und Künstler aller Art, seltener der zweite Consul Cambacérès, der es nicht billigen konnte, daß man im Luxemburg so geschwind speisete. Noch seltener erschien der Consul Lebrün, der besorgt war, daß man noch viel geschwinder, als man aß, auf die Macht als Souverain losmarschirte.

Nach dem Frühstück, das meistens durch lebhafte Gespräche sehr animirt war, stieg Bonaparte für einige Augenblicke die verborgene Treppe hinauf in das Cabinet Josephinens, die sich gewöhnlich schon vor dem Ende des Dejeûners dorthin zurückgezogen hatte.

Dort befand sich denn auch die reizende junge Hortense, mit ihren schönen blonden Haaren und blauen Augen, mit dem zarten Teint, der nur leicht angehaucht war von einer feinen Röthe. Der Consul liebte es, ihre wunderfeine Taille auf einige Augenblicke mit den Händen zu umspannen; dann neckte er sie mit ihren großen Füßen, die zu den kleinsten in der Welt gehören, nennt die kleinste und weißeste aller Hände, mit den Rosengrübchen und schmalen Fingern, braun wie Leder und mager, und sagt ihr dann scherzend, aber mit dem ernsthaftesten Gesicht: „Du, Hortense, so schön und sanft, so mit dem feinsten Geist begabt; die Seele jeder geistrei=

chen Unterhaltung; Du, so leicht im Tanz wie eine Sylphide und musikalisch wie der erste Virtuose — so nennt Dich die Welt — der Schmeichler. Ich nenne das Lügen — Du bist gerade das Gegentheil von dem Allen."

Während Hortense über dieses pikante Compliment lachte und ihm irgend eine witzige Antwort wieder hinwarf, wendete sich Bonaparte zu Josephinen, die er eigentlich hatte necken wollen, weil er wußte, daß sie durchaus nicht das Lob der Schönheit und Anmuth einer andern Frau, und wenn es auch ihre eigene Tochter war, ertragen konnte, und die jetzt ein schmollendes Gesichtchen zog, das ihr allerliebst stand. —

„So schön, wie Du bist," sprach er, indem er sich ihr schmeichelnd näherte, „konntest Du nicht anders als Deine Tochter so reich ausstatten mit Schönheit."

„Ohne Zweifel," antwortete Madame Bonaparte; „aber ich hoffe, ich werde mich dadurch noch nicht ruinirt haben."

Der erste Consul antwortete nichts auf diesen kleinen Ausbruch von Eifersucht, der eigentlich ein zweites Compliment beabsichtigt hatte, lachte und rief Bourienne zu: „Allons, zur Arbeit!" —

Lassen wir bei Seite den Mann der Repräsentation, der Revüen, der Ministerial- und Staatsrathssitzungen und den Regenten von Frankreich — treten wir mit Bonaparte in sein Cabinet zurück. Eine Opernarie

mit den falschesten Tönen summend, untersucht er mit rapider Schnelligkeit die indeß in den Büreaus und Ministerien vollendeten Arbeiten. Die er für gut findet, unterzeichnet er; auch eine Unzahl von eingelaufenen Bittschriften durchläuft er schnell wie der Blitz; sein Genie läßt ihn augenblicklich in das tiefste Dunkel der Verhältnisse blicken. Wo ihm diese klar sind, giebt er sogleich eine bestimmte Entscheidung; andre schiebt er mit der verkehrten Hand zur Seite, — das will sagen: Bourienne, da ist Arbeit für Dich. — Dann wirft er sich in einen Sessel, durchläuft Journale, Broschüren und Zeitungen — giebt hier eine Erklärung, verbessert dort — tadelt fast Alles — dann wieder verfällt er in jenes stille Hinbrüten der Gedanken, wobei ihm nur selten ein hingeworfenes Wort entschlüpft, das seinen Ideengang bezeichnet; immer aber befindet er sich bei diesen Träumereien im offenbaren Kriege mit der Armlehne seines Sessels, die er nicht aufhört mit seinem Federmesser zu zerhacken. —

Plötzlich erweckt ihn ein harmonischer Ton aus seinem Nachdenken. Ist es Hortensens Spiel auf dem Flügel, auf dessen Töne er lauscht? — nein, es sind die Kirchenglocken von St.-Sülpice, die während der Schreckenszeit und unter dem Directorium geschwiegen haben, die aber jetzt die Ehre des Mannes verkündeten, der kaum zur Gewalt gelangt, Freiheit der Gottesverehrung decretirt hatte.

Keine Melodie bewegte Bonaparte's Seele so tief, als diese.

„Wissen Sie, Bourienne," sprach er mit einem fast elegischen Anflug, „warum diese Klänge mir so viel Vergnügen machen? — sie erinnern mich an die ersten Jahre, die ich auf der Militairschule in Brienne zugebracht habe. — Ach — damals war ich noch glücklich!" —

So ließ die Gegenwart ihn stets unbefriedigt, weil ein zehrendes Feuer in seinem Innern ihn immer zu einer noch größern Zukunft trieb.

Um fünf Uhr öffnete der Maitre d'hôtel abermals die Thür des Cabinets. Sein Arm trug wieder die Serviette, als Zeichen, daß die Tafel servirt war, welches er noch dazu mit lauter Stimme verkündete.

Bonaparte verläßt alsdann sein Cabinet zum zweitenmal, um an diesem Tage nicht wieder dorthin zurückzukehren; und sein unharmonisches Summen einer bekannten Arie verkündet den im Speisesaal anwesenden Gästen, daß der erste Consul herannahe.

Nach dem schnell und schweigend eingenommenen Dîner stieg er gewöhnlich zu Josephine hinauf, in deren Zimmer er die Minister und andere hohe Staatsbeamte, so wie die Generale und Gesandten zu empfangen pflegte.

In der Regel bekümmerte er sich wenig um die Gesellschaftsdamen seiner Gemahlin; war er aber nicht bei Laune, so sagte er ihnen Sottisen, die bewiesen, daß

er Lust hatte, das ganze Hauswesen seiner Gemahlin zu tyrannisiren.

„Ah, mein Gott,“ rief er der Einen zu, „wie roth sind Ihre Arme!“ — — „Welche abscheuliche Frisur!“ erhielt die Andre. — Eine Dritte mußte sich sagen lassen: „Wer hat Ihnen denn diese Reisigbündel von Haaren gemacht?“ — „Ihr Kleid ist aber schon malpropre,“ sagte er einer Vierten. — Der Fünften machte er die Bemerkung: „Haben Sie denn keine andre Robe? in dieser habe ich Sie schon zwanzigmal gesehen.“ — „Sonderbar,“ bemerkte er gegen die Sechste, „was Sie für ein röthliches Haar haben.“

Diese mehr als spartanischen Rohheiten sind historisch wahr; er ließ sich überhaupt in seinem Hause zu sehr gehen, und der Uebermuth des Kraftgefühls hatte ihn dahin gebracht, den Pascha zu spielen, der an die Stelle der fehlenden Etikette seinen eignen absoluten Willen setzen zu müssen glaubt, um den Glanz seines Hauses aufrecht zu erhalten. Wir werden später sehen, wie selbst Josephine unter dem Druck dieses energischen Willens zu leiden hatte.

Obgleich seine Mutter noch lebte, Madame Lätitia, so betrachtete sich Napoleon doch nach corsischer Sitte als das Haupt der Familie, ohne dessen Zustimmung keine Heirath in derselben geschlossen werden durfte. — Seine Schwester Caroline und Mürat sollten die erste

Erfahrung machen, was das sagen wollte, von dem Willen eines so strengen Familienhauptes abhängig zu sein.

Wir wissen, daß Mürat schon unter dem Directorium zum Brigade-General ernannt war, in Folge der Gnade, die sein einnehmendes Wesen vor den Augen gewisser Damen gefunden hatte, die man gewohnt war, im intimern Zirkel des damaligen Präsidenten Barras zu finden. Indeß wurde Mürat damals bei seiner Rückkehr nach Italien vom Obergeneral nicht besonders gut empfangen, der vermuthlich der Meinung war, daß dieser Offizier während seiner Bewerbung bessere Dienste im Hauptquartier, als in den Boudoirs der Chaussée d'Antin geleistet haben würde. Aber ein Schmollen über einen solchen Gegenstand hätte dem Schatten eines eifersüchtigen Ehemannes im Molière geglichen. Vor der Welt mußte diese unverkennbare Ungnade einen andern Grund haben. Zum ersten und letzten Male in seinem Leben hatte dieser Ritter ohne Furcht und Tadel sich geweigert, mit seiner Reiterei einen Angriff auf die feindlichen Batterien vor Mantua zu machen, — er hatte sich für verwundet ausgegeben, — und alle Welt sagte, er habe Furcht gehabt.

Von diesem Augenblick an behandelte Bonaparte ihn mit Kälte. Mürat verlor sich unbemerkt unter der Menge von Generälen, welche sich in der Suite des Obergene-

rals befanden und jede Gelegenheit, sich den Rittersporn wieder zu verdienen, wurde ihm entzogen, bis die Schlacht von Abukir seine Tapferkeit ins hellste Licht stellte.

Diese Ungnade und besonders der Vorwand derselben war natürlich dem durch Muth- und Gesinnung so rit- terlichen Mann höchst unangenehm. Dieses Gefühl sollte sich aber noch erhöhen durch ein bald darauf entstehen- des zärtliches Verhältniß.

Mürat hatte vor seiner Abreise nach Egypten einen Theil der Division befehligt, die damals nach Rom mar- schirte. Bei dieser Gelegenheit hatte er bei Joseph Bo- naparte, der damals Gesandter der französischen Republik am heiligen Stuhl war, ein reizendes junges Mädchen kennen gelernt, das Alle entzückte, die das Glück hatten, in ihrer Nähe zu leben, — es war Caroline Bonaparte, die jüngste Schwester des damaligen Obergenerals.

Marie Annunciate Caroline Bonaparte war da- mals kaum sechzehn Jahre alt, und frisch wie eine auf- brechende Rosenknospe. Mürat aber war ein schöner und insinuanter Mann, der den Damen zu gefallen wußte. Eroberungen dieser Art schmeichelten seiner Eitelkeit und Caroline, voll Leben und Feuer des Südens, hatte schon Empfänglichkeit für zärtliche Gefühle. Kurz der Ge- neral Mürat in seiner reich gestickten Uniform wurde bald der glückliche Nebenbuhler eines jungen Prinzen von

Santa-Cruce, der dem Fräulein Bonaparte sehr bedeutend den Hof machte. Ihr Herz gab Mürat den Vorzug.

Gegen Ende des, für den Ruhm der französischen Waffen so glänzenden italienischen Feldzuges begab sich Madame Bonaparte mit den Schwestern ihres Gemahls: Pauline und Caroline auf einige Zeit nach Mailand. Dort, bei Josephine, traf Mürat wieder zusammen mit seiner liebenswürdigen Bekanntschaft aus Rom. In Mailand wurde der Palast Serberoni Zeuge von der immer inniger werdenden Zuneigung und Vertraulichkeit zwischen den beiden Liebenden. Der Krieg im Orient unterbrach dieses Verhältniß, ohne es auszulöschen. Die Heirath zwischen Beiden war indeß, wie Bourienne sagte, sehr wünschenswerth geworden. Man wagte es, im Vertrauen auf die Dienste, die Mürat in militairischer Hinsicht dem Obergeneral geleistet hatte, gegen ihn zu äußern, daß es gerathen sei, seine jüngere Schwester zu verheirathen, und daß sein ehemaliger Adjutant Mürat sich um ihre Gunst bewerbe; allein der Sieger von Abukir zeigte sich nicht sehr eifrig, Carolinen zu verheirathen. Josephine selbst interessirte sich dafür. Sie redete dem glänzend uniformirten General zu, sich bei ihrem Gemahl um die Hand seiner Schwester zu bewerben, da kein Grund vorliege, ihm diese Bitte abzuschlagen.

Neben dem Wunsch, Beide zu beglücken, hatte Josephine noch die Absicht, sich eine Stütze in der Familie ihres Gemahls zu erwerben, denn man weiß, daß sie mit

den Brüdern desselben nicht auf dem besten Fuß stand. — Auch in dieser Hinsicht täuschte sich Josephine. Mürat war durch ihren Antrag in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Er liebte die Liebe, aber nicht ihre Fesseln, und die Idee der Heirath kam ihm allerdings ein wenig überraschend. — Im Süden giebt es keine sentimentale Liebe. Die Leidenschaft hat dort volle Freiheit auch ohne des Priesters Segen; heirathen aber betrachtet man allgemein als Convenienz, — als das Grab der Liebe. Auch Caroline hatte noch nicht im Ernst daran gedacht, daß eine Vermählung den Schlußstein ihres Glücks bilden werde.

Mürat suchte auszuweichen. Um Zeit zu erlangen, entgegnete er der Madame Bonaparte, daß er erst mit seinem Banquier Collet reden müsse; dieser war, wie man sagte, eingeweihet in alle Verhältnisse und Geheimnisse der Familie Bonaparte. Josephine verfehlte nicht, diesen Rathgeber Mürat's für die von ihr genährte Idee einer Parthie zwischen Mürat und Caroline zu gewinnen, und auf ihre Veranlassung rieth ihm der Banquier, sich sogleich in das kleine Luxemburg zu begeben und bei dem ersten Consul um die Hand seiner jüngern Schwester anzuhalten.

Nun konnte Mürat nicht mehr ausweichen. Er that den Schritt, bei aller Liebe für Caroline, nicht ohne inneres Widerstreben seines Freiheitsgefühls. Auch fürchtete er wohl Verletzung seines Stolzes durch eine abschläg-

liche Antwort. Eine solche erhielt er nicht; aber der erste Consul nahm Mürat's Bewerbung auf mehr nach der Art und Weise eines regierenden Fürsten, als mit kameradschaftlicher Offenheit. Er warf dem Bewerber ein: „Ich werde daran denken!" hin und entschied nichts.

An demselben Abend wurde die Werbung Mürat's im geheimen Familienrath des Luxemburg besprochen, der unter dem Vorsitz des ersten Consuls durch Josephine, Eugen Beauharnais, Hortense und Bourienne gebildet war. — Madame Bonaparte entfaltete bei dieser Gelegenheit alle ihre Liebenswürdigkeit, die so gewandt, so einschmeichelnd, so überredend war, wenn sie ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte; allein sie schien ein unerreichbares Ziel zu verfolgen.

„Mürat," sagte Bonaparte unter Andern, „ist der Sohn eines Gastwirths. Auf der Höhe, wohin mich das Glück und der Ruhm gestellt haben, kann ich mein Blut nicht mit dem seinigen mischen."

„General," entgegnete Bourienne im gemessensten Ton, womit er bisweilen schlagende Wahrheiten zu sagen pflegte, „dieser Beweggrund ist einer von denen, die sich mit Ihrem eignen Interesse nicht wohl vereinigen lassen werden. Ich bin so frei, bemerklich zu machen, daß republikanische Gleichheit sich noch in den Urkunden unserer Institutionen befindet." —

„Zudem lieben sich die jungen Leute gegenseitig,"

fügte Josephine hinzu, mit einem schmeichelnden Ton der Stimme und zärtlichen Lächeln, dem Napoleon fast niemals widerstehen konnte.

„Ohne Zweifel," entgegnete Bonaparte, „und dieser Umstand könnte leicht gefährlich werden."

Bei dieser Bemerkung ließ Hortense die Blicke ihrer schönen Augen auf ihr seidenes Schürzchen niedersinken, mit dessen Zipfeln ihre kleine weißen Hände ein verlegenes Spiel trieben.

Eugen lächelte mit einem spöttelnden Ausdruck. —

„Gefährlich?" entgegnete Josephine, indem ihre Stimme wenig Zuversicht ausdrückte, „daran kann ich unmöglich glauben. Indeß denken Sie nicht daran, mein Freund, daß Niemand Ihrer Person sich ergebener gezeigt hat, als Mürat?"

„Wer," ergänzte Bourienne, „hat es Ihnen mehr bewiesen, General, als Mürat am 18. Brümaire? —

„Das ist wahr, das ist wahr," versetzte Bonaparte erschüttert.

„Und daß sein muthvolles Benehmen in der Schlacht von Abukir," fuhr Eugen fort, „in unsre Hände den letzten Lorbeer legte, den es in Egypten noch zu pflücken gab — und die Fahnen der Türken eroberte, die wir erst kürzlich im Tempel des Mars aufgehängt haben."

„Ja, ja, — ich gestehe es zu, und erkenne es an,"

rief Bonaparte mit flammenden Blicken, „daß Mürat sich trefflich genommen hat bei Abukir."

„Sie sehen also, mein Freund," fuhr Josephine mit ihrer liebenswürdigen Sanftmuth fort, „daß er wohl eine Belohnung verdient hätte, die Seiner, wie Ihrer selbst würdig ist." —

„Allerdings; ich weiß es," erwiederte Bonaparte, der immer mehr in die Enge getrieben wurde, „daß ich selbst mich beeilen muß, ihm die Anerkennung zu Theil werden zu lassen, die er als Militair so sehr verdient hat."

Und während der erste Consul, zu dieser Erklärung gedrängt, für einen Augenblick die Stirn in finstere Falten zog, fügte er hinzu: „Indeß, habe ich ihn nicht schon ausgezeichnet durch Ernennung zur Consular-garde?"

„Dieser Posten des Vertrauens," bemerkte die junge Hortense mit anmuthiger Schüchternheit, „würde Niemandem besser geziemen, als dem Schwager des ersten Consuls."

So weit waren die Unterhandlungen gediehen, als Bonaparte nicht mehr ausweichen konnte und seine Unsicherheit verrieth, daß ihm Vernunftgründe fehlten, um seine Weigerung länger zu motiviren. Sie meinten, jetzt sei der günstige Augenblick gekommen, durch gemeinschaftliche Bitten gleichsam Sturm zu laufen auf den un-

beugsamen Mann; und der Erfolg krönte ihre Beharrlichkeit.

„Genug, genug," rief er endlich, „Eure Wünsche sollen erfüllt werden. Laßt Mürat morgen früh zu mir kommen und ich werde ihm eine zufriedenstellende Antwort geben."

„Nun aber, Bourienne," fuhr er fort, „steigen wir einen Augenblick in mein Cabinet hinab. — Plaudern wir ein wenig über die Mittel — — denn mit meiner Zustimmung ist noch nicht Alles abgemacht. — Mürat hat nicht einen Sou im Vermögen; ich aber bin nicht reich und dieser Commandant der Consulargarde ist nicht der Mann darnach, um wie der Liebhaber in dem Stück: „„verliebte Thorheiten,"" zu sprechen: „„die Liebe wird schon dafür sorgen.""

„Nun Bourienne," rief Napoleon lachend, nachdem er sein Cabinet betreten hatte, „Ihr Alle könnt mit mir zufrieden sein, der Sieg ist Euer geblieben."

— „General, diese Heirath ist anständig und den Verhältnissen angemessen."

„Den Henker auch — sie wird vielleicht durch Rücksichten auf den Anstand geboten, wollen Sie sagen."

Bourienne beobachtete ein tiefes Stillschweigen und Bonaparte fuhr lebhaft fort:

„Ich, wenn ich mir die Sache wohl überlege, kann

auch damit zufrieden sein, Mürat gefällt meiner Schwester, und dann wird man auch nicht sagen, daß ich hochmüthig bin und nur große Verbindungen suche. — Hätte ich Caroline an einen Edelmann verheirathet, an einen solchen Ci-devant, wie die Jacobiner sie nennen: so würden sie geschrien haben, daß man es in allen Häusern gehört hätte. Sie hätten darin eine völlige Gegenrevolution gefunden. — Haben Sie gesehen, Bourienne, wie sehr meine Frau sich für diese Parthie interessirte? —

— „Ja General — sie, wie wir Alle."

— „O — von ihrer Seite macht mir das Vergnügen; Sie errathen vielleicht weshalb." —

Es bezog sich diese Bemerkung auf ein dunkles Gefühl von Eifersucht, das vielleicht unbewußt Mürat's Ungnade mit veranlaßt haben konnte.

„General," entgegnete Bourienne, „Sie haben vielleicht ein wenig zu viel gehört auf die Stimme der Verläumdung, und diese wird vollkommen Lügen gestraft durch das, was Madame heute gethan hat."

— „Sie sind völlig in meine eignen Ideen über diesen Gegenstand eingegangen, Bourienne, und ich bin darüber sehr zufrieden — aber die Mitgift, mein Lieber — die Mitgift! — — wie steht's mit den Finanzen für solche Zwecke? —

„Sie können über dreißigtausend Francs verfügen."

— Jeder Pastetenbäcker giebt mehr seiner Schwe-

ster .... Und dann das Hochzeitsgeschenk? — denn in der That werde ich nicht umhin können, der Neuvermählten ein Cadeau zu machen."

„Auf Ehre, General, wenn Sie darauf beharren wollen, keine Schulden zu machen ....."

— „Ach keine Schulden, Bourienne — keine Schulden — davon will ich nichts hören .... ich habe genug an den Schulden meiner Frau .... — Ei sieh da! jetzt habe ich's," unterbrach sich Bonaparte, indem er seinem Privatsecretair winkte, näher heranzutreten und dann mit leiser Stimme fortfuhr:

„Morgen früh, ehe Josephine aufsteht, werde ich auf den Spitzen der Füße mich in ihr Toiletten-Cabinet schleichen und ihr ein Collier von Diamanten entnehmen — es wird sich ja später einmal durch ein noch schöneres ersetzen lassen." —

Diese Entwendung des Schmucks seiner Gemahlin führte Bonaparte aus mit der Geschicklichkeit eines routinirten Diebes. Er rühmte sich dessen im vollen Lachen, als er damit am folgenden Morgen in sein Cabinet zurückkehrte.

„Wahr ist es, Bourienne," sprach er, „ich glaube dabei ein Geschick bewiesen zu haben, das jeder Tabatière und jedem Taschentuch gefährlich werden könnte."

— „Indeß, General, verstehen Sie sich doch noch

besser darauf, Eroberungen zu machen und die Souverainität zu erbeuten."

Bald darauf wurde die Hochzeit ohne Prunk und Geräusch gefeiert im kleinen Luxemburg. Caroline wollte sich bei dieser Gelegenheit schmücken mit dem fürstlichen Geschenk ihres Bruders. Sie ahnete nicht den Ursprung dieses Schmucks, trug daher, ohne den mindesten Verdacht zu hegen, die Diamanten, welche Josephinen entwendet waren, und machte diese selbst auf die Schönheit derselben aufmerksam.

Madame Bonaparte erkannte augenblicklich ihr Eigenthum. Es war keine geringe Prüfung, der sie sich unterwerfen mußte, ohne Neid eine andre schöne Frau mit diesem Collier geschmückt zu sehen, worauf sie selbst so eitel war. Indeß mit völliger Selbstbeherrschung ließ sie auf ihren edlen Zügen nicht das geringste Zeichen von Verdruß bemerken, und die freundliche Lebensgefährtin des ersten Consuls hatte Tact und Herzensgüte genug, ihren Gemahl auf keine Weise merken zu lassen, daß sie den Dieb ihrer Diamanten kannte, oder daß sie den Verlust derselben nur bemerkt habe.

Bonaparte fühlte die Zartheit ihres Benehmens und war ihr sehr dankbar dafür, indem er sich der kleinen List gegen eine so edle Frau fast zu schämen anfing. Josephine aber konnte im Innern den Verlust dieses reichen Colliers nicht verschmerzen; sie hielt den Besitz gerade die-

ses Kleinods für völlig unentbehrlich. Von diesem Augenblick an richtete sie ihren ganzen Scharfsinn und alle weibliche List darauf, sich Ersatz zu verschaffen. Da fiel ihr ein, sich deshalb an Berthier zu wenden, der damals Kriegsminister war. — In ihrem Kopfe waren Erinnerungen aus den Zeiten des Directoriums aufgestiegen und sie wollte versuchen, ob sie noch denselben Einfluß auf Staatsmänner habe, wie damals.

Niemand pflegte mehr Mitgefühl zu zeigen bei den Leiden der Schönheit, als dieser General, und in der That war es für Madame Bonaparte kein geringer Kummer, eines Colliers von Diamanten beraubt zu sein, da sie nicht mehr besaß, als höchstens noch acht bis zehn andere von bedeutender Schönheit.

Berthier, nach seiner Gewohnheit an den Nägeln kauend, hörte Josephinens Klagen mit großer Aufmerksamkeit an, und da er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie durchaus nicht leben konnte, ohne als Entschädigung einen Perlenschmuck von wenigstens zweihundert und funfzig tausend Francs zu besitzen, der damals bei dem Juwelier Foncier zu verkaufen war, und schon das ganze elegante Paris entzückt hatte: so klingelte er alle seine Büreauchefs, einen nach dem andern.

Man muß gestehen, daß das Resultat aller dieser Nachforschungen sehr moralisch war für einen so hoch gestellten Staatsmann; man hatte nämlich ermittelt,

daß man eine starke Summe für die Militair-Lazarethe in Italien liquidiren könne, und daß man leicht die 250,000 Frcs. erhalten könne durch die Dankbarkeit der Unternehmer dieser Lieferungen.

Josephine kehrte zurück in das Luxemburg, entzückt über die Gefälligkeit eines Ministers und die gewandte Schlauheit eines Expedienten, die Beide Napoleon hätte hängen lassen, wenn er von dieser Geschichte etwas gewußt hätte.

Dieser Perlenschmuck ging nun aus dem Uhrenmagazin von Foncier über in das Schmuckkästchen Josephinens, ohne daß sie die mindeste Beunruhigung empfunden hätte wegen der Art seiner Erwerbung.

Keine Frau hatte so viel Herzensgüte, so viel Wohlwollen, edle Gesinnung, und war in jeder ihrer Handlungen so erhaben über niedrige oder kleinliche Neigungen, als Josephine; aber keine trieb den Leichtsinn, die Unbedachtsamkeit, das Hinwegsetzen über Bedenklichkeiten weiter, wenn es sich darum handelte, irgend ein Gelüst der Eitelkeit zu befriedigen. — Josephine hatte eine Engelsseele, aber im übrigen die liebenswürdigsten Schwächen interessanter Frauen.

Napoleon und Josephine brachten einen großen Theil ihrer Zeit in Malmaison zu. Von dort fuhren sie fast täglich in das Theater nach Paris und besuchten entweder

die italienische Oper oder das Théâtre français. Napoleon liebte die Oper, weil sich bei dem Wohlklang der Musik der Sturmdrang in seinem Innern legte und dabei so träumerisch nachdenken ließ; er liebte das Trauerspiel, weil es ihm wieder eine Spannung und Aufregung und Wärme der Seele gab, die im Geschäftstreiben des täglichen Lebens kalt und theilnahmlos geworden war.

Malmaison war damals lange noch nicht der prächtige Aufenthalt, wie später unter der Kaiserzeit. Die ganze Besitzung bestand aus dem Schlosse, welches Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Egypten in einem ziemlich schlechten Zustande gefunden hatte, einem recht hübschen Park und einem Pachtgute, das höchstens 12,000 Frcs. Rente eintrug. Josephine hatte dort einige Einrichtungen getroffen, die viel Geschmack verriethen. Besonders liebte sie, gleich der unglücklichen Königin Antoinette, die Botanik und der Blumenschmuck von Malmaison umhüllte Alles mit dem Zauber der Anmuth, der überhaupt stets Josephinens Umgebungen so anziehend machte.

Dort schien das Familienleben Napoleon's und seiner Gemahlin ein äußerst glückliches zu sein; er schlief mit seiner Frau, wie ein schlechter Bürger von Paris, in einem Bett. — Man sah dort nur heitere Gesichter. Eugen war sehr lebenslustig, Hortense das lieblichste junge Mädchen, das mehr die Phantasie eines orienta-

lischen Dichters als die oft prosaische Natur erschaffen zu haben schien.

Im Gesellschaftssalon bei Madame Bonaparte war keine Spur von jener gesuchten Etikette zu finden, die später in den Tuilerien, in St. Cloud und in den übrigen Palästen des Kaisers beobachtet wurde. Die Gesellschaft trüg den Charakter der einfachen Eleganz, eben so fern von republikanischer Unzartheit, als vom kaiserlichen Luxus. — Herr von Talleyrand gehörte zu denen, die am öftersten herauskamen. Mitunter war er dort zu Tische; meistens aber kam er erst Abends zwischen acht und neun Uhr und kehrte um ein, zwei oder auch wohl drei Uhr Morgens nach Paris zurück. Madame Bonaparte nahm jeden Besuch mit derselben Artigkeit und Gleichstellung auf. Eben so vertraulich wie Talleyrand, kamen Mürat, Düroc, Berthier und andere Personen dorthin, die später unter der Kaiserzeit hohe Würden bekleideten. — Häufig waren auch die Glieder der Familie Bonaparte's zugegen; aber man merkte deutlich, daß Josephine nicht von ihnen geliebt wurde. — Die reizende Hortensia sah man stets an der Seite ihrer Mutter; Beide liebten einander auf das zärtlichste. — Die Gesellschaft in Malmaison war aus den verschiedensten Elementen zusammengemischt. Außer den Angestellten sah man dort die bedeutendsten Personen der Republik aus der Revolutionszeit. — Wunderlich war es, alle diese verschiedenen

politischen Charaktere sich so leicht und ungezwungen neben einander bewegen zu sehen, daß nie eine Reibung unter ihnen entstand wegen politischer Meinungsverschiedenheit. — Der Franzose ist ein geborener Gesellschaftsmensch und dieser Eigenschaft weiß er alle andern Rücksichten, Neigungen und Leidenschaften unterzuordnen. Man sah dort auch Männer der Kunst und Wissenschaft, unter denn wir hier nur Denon, berühmt durch sein Werk über Egypten, und den berühmten Maler Isabay nennen wollen. Es war dieselbe geistreiche Gesellschaft, die den Salon der Madame de Montesson so interessant machte.

Madame Bonaparte und ihre Tochter Hortense ritten oft und mit Vergnügen im Park oder in den reizenden Umgebungen von Malmaison spazieren. Ihre angenehmsten Begleiter dabei waren der Fürst von Poix und die Herrn von L'Aigle. — Hortense ritt trefflich und mit eben so viel Grazie als Kühnheit. Eines Abends aber, als sie auf den Schloßhof von Malmaison zurückkehrten, wurde ihr Pferd scheu und ging durch. Gewandt wie sie war, wollte sie auf den weichen Rasen herabspringen; da aber ihr Reitkleid am Sattel hängen blieb, wurde sie einige Schritte mit fortgeschleift, bis es gelang, das scheu gewordene Thier aufzufangen. Josephine war außer sich vor Schreck; Hortense aber lachte zuerst über den Unfall; bei ihrer sylphidenartigen Leichtigkeit hatte

sie nicht den geringsten Schaden genommen. Noch lange diente dieser kleine Unfall zur Belustigung in den Abendzirkeln auf Malmaison.

Die Gesellschaft Eugen's und Hortensens bestand meistens aus muntern liebenswürdigen jungen Leuten, deren Spiel und Scherz sich die ältern Personen gern anschlossen.

Nach Tische pflegten sich Bonaparte, die Herrn von Lauriston, Didelot, von Lucay, Bourienne, Eugen, Rapp, Isabay, Josephine und Hortense in zwei Lager zu theilen, um eine Art Kriegsspiel durch Haschen zu spielen, das Bonaparte sehr amüsirte, weil es eine kleine Parodie seiner Hauptleidenschaft war. Die Gefangenen wurden gegen einander ausgewechselt. Eugen, Isabay und Hortense waren die besten Läufer. Napoleon nahm sich dabei etwas ungeschickt und fiel oft hin, aber laut lachend stand er wieder auf. Keine Spur von dem kalten, verschlossenen Staatsmann, welcher die Physiognomie Napoleon's in seinem öffentlichen Leben gleichsam versteinert zu haben schien, war hier zu sehen in diesem glücklichen Familienleben. Wenn auch mitunter etwas schroff in seinem Wesen, war er doch dort der liebenswürdigste Gesellschafter.

Eine der liebsten Unterhaltungen auf Malmaison war ein Liebhaber-Theater, das in der ersten Zeit des Consulats die dortige Gesellschaft amüsirte. Bonaparte liebte diese Zer-

streuung, doch spielte er nie mit, obgleich er sich in die Anordnungen mischte. Die Schauspielertruppe von Malmaison bestand gewöhnlich aus den Herren: Eugen v. Beauharnais, Hieronymus und Lucian Bonaparte, Lauriston, Bourienne, Isabay, Leroy und Didelot, so wie aus den Damen: Hortensia, Madame Caroline Mürat (Napoleon's Schwester) und den beiden Demoiselles Auguié, von denen später die eine den Marschall Ney und die andre einen Herrn von Broc geheirathet hat.

Diese Damen waren jung und liebenswürdig und wenige Theater zu Paris möchten vier solche elegante Schauspielerinnen für die ersten Rollen aufzuweisen gehabt haben, als die Bühne zu Malmaison. Sie spielten sämmtlich mit Geist, Wahrheit und Leben. Das Spiel war ihnen nichts als eine Reproduction des eleganten feinen Salonlebens, worin sie sich täglich mit so viel Anmuth und Lebendigkeit zu bewegen wußten und in dieser Hinsicht übertrafen sie alle Schauspieler, die nicht gewohnt waren in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu leben. Das Repertoir war nicht sehr reich in Hinsicht der Abwechselung, aber stets gut gewählt. Die erste Vorstellung war der Barbier von Sevilla, worin Isabay den Figaro und Hortense die Rosine meisterhaft spielten und sangen. Ein andermal führten sie „le dépit amoureux“ von Molière auf; dann die „unvorhergesehene Wette“ und „die falschen Berathschlagungen.“ In

letzterem Stück spielte Hortense und Eugen ganz ausgezeichnet und lange nachher erinnerte sich die zur Aushülfe oder zum Zuschauen zugelassene Dienerschaft noch mit Vergnügen daran, wie wunder- allerliebst sich die engelschöne kleine Hortense in der altmodigen Kleidung, mit gepudertem Haar in der Parthie der Madame Leblanc ausnahm. Eugen gab den Herrn Lenois, Lauriston den Charlatan mit Auszeichnung. Der erste Consul war, wie gesagt, nur Zuschauer bei diesem Familientheater, doch lachte er und applaudirte nach Herzenslust, oder corrigirte und tadelte wohl auch Manches, selbst während des Spiels.

Madame Bonaparte konnte auf das Spiel ihrer Kinder stolz sein. Aber auch schon deshalb hätte es ihr Vergnügen gemacht, weil diese Unterhaltung ihren Gemahl sehr erheiterte. Ihre Hauptbemühungen gingen stets dahin, den Gatten, den sie immer mehr liebte, je mehr sie seine Größe bewundern mußte und auf seinen Ruhm stolz sein durfte, so glücklich als möglich zu machen. War einmal eine Vorstellung angesetzt, so fiel sie niemals aus; wohl aber mußten andere Stücke gewählt werden, nicht etwa wegen Unwohlsein dieser oder jener Theaterprinzessin, was in Paris täglich geschah, sondern wegen dienstlicher Verhinderung dieses oder jenes Mitspielenden. Oft mußte Herr von Etienne plötzlich zu seinem Regiment zurück, oder Graf Almaviva irgend eine wichtige

Sendung übernehmen. Nur Rosine und Figaro blieben immer auf dem Platze. Die Stellvertreter aus den übrigen Umgebungen des ersten Consuls waren dann immer so gewandt und gefällig, daß wegen Abwesenheit einer oder mehrerer Personen niemals ein Stück mißlang.

Der Schauspieler Michaud von der Comédie française war der Lehrmeister der Gesellschaft, der, wenn man nach seiner Meinung zu kalt spielte, mit großer Lebendigkeit ausrief: Warm — warm — Mesdames und Messieurs! — plus chaud! plus chaud! —

Warm konnte aber auch Josephine werden, wenn es sich um die Herstellung der Bourbons handelte. War es Aengstlichkeit für das vielleicht zu kühne Wagniß ihres Gatten, der alle legitimen Throne von Europa gegen sich aufbrachte; war es Gutmüthigkeit und Gerechtigkeit, oder war es noch das dunkle Gefühl ihrer eignen aristokratischen Abstammung, die sie den Legitimisten zuwendete — genug sie sprach nicht selten mit Wärme für diese unglückliche Familie.

„Frankreich," bemerkte sie eines Tages gegen ihren Gemahl, „scheint eine großmüthige Handlung von Dir zu erwarten. Wenn Du die Bourbons wieder auf den Thron setzen wolltest, so würdest Du nur den allgemeinen Wunsch der Nation erfüllen. — Der Titel eines ersten Consuls," fuhr sie fort, „übt eben durch die

Erinnerungen an die Republik eine magische Gewalt auf alle Gemüther. Sollte aber Dein Ehrgeiz jemals daran denken, auf den Trümmern der consularischen Macht dereinst einen Thron für Dich selbst zu errichten, so werden alle Fürsten sich gegen Dich verbinden und Deine Enkel noch werden erliegen unter den Streichen des gegen Deine Dynastie vereinigten Europa."

Bonaparte hatte einen Brief vom Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) erhalten. Mit der ihm eignen Artigkeit und Klugheit hatte der vertriebene Erbe seines enthaupteten Bruders geschrieben:

„Welches auch das Benehmen von Männern Ihrer Bedeutung sein mag, niemals werden sie mir ernstliche Besorgnisse einflößen. Sie nehmen einen erhabenen Platz ein und ich bin Ihnen dankbar dafür. Besser als irgend Jemand wissen Sie, daß es der Kraft und der Macht bedarf, um das Glück einer großen Nation zu begründen. — Retten Sie Frankreich vor der Wuth der Partheien in ihrem Innern. Wenn Sie aber diese höchsten Wünsche meines Herzens erfüllt haben werden — o! so geben Sie Frankreich seinen König wieder und künftige Generationen werden noch ihr Andenken segnen. Sie werden stets meinen Staaten zu unentbehrlich sein, um Ihrer Dienste jemals entbehren zu können, in der hohen Stelle, die Sie gegenwärtig bekleiden.

unterz. Louis."

Bonaparte hatte diesen Brief in seinem Cabinet empfangen; „aber," sprach er zu Bourienne, „ich werde den Abendzirkel bei Josephinen damit erheitern." —

An demselben Abend warf er sich bei Madame Bonaparte auf das Sopha und sprach zu ihr und zu Eugen und Hortense, so wie zu allen denen, die sich bei Josephinen im gelben Zimmer gleich im Erdgeschoß versammelt hatten:

„Hört, ein Curiosum!" — damit las er den Brief des Exkönigs laut vor und als er geendigt hatte, rief er mit Heiterkeit: „Nun, was denkt Ihr Alle da von dieser Geschichte?" —

Eugen und Hortense beobachteten ein tiefes Schweigen. In Josephine aber erwachte die vormalige Vicomtesse.

„Mein Freund," sprach sie, „ich möchte Dir rathen, dem Grafen von Lille zu antworten und ihm einige Hoffnungen zu geben."

— „Du meinst also im Ernst, Josephine . . . ?"

„Ei wohl, mein Freund; das würde Dich noch zu nichts verpflichten und dir Zeit lassen, darüber nachzudenken, ob Du nicht noch eine weit schönere Rolle spielen könntest, als der General Monk (der bekanntlich als Statthalter von Schottland im Jahr 1600 Carl II., den Sohn des enthaupteten Carls I. auf den englischen Thron gesetzt hatte).

In diesem Augenblick trat Dúroc mit Bourienne ein.

„Ah, ah, ah! kommen Sie doch, mein liebster Bou-

rienne," rief Bonaparte, strahlend von Heiterkeit. Kommen Sie her, um mit mir zu lachen über meine gute Josephine, die sich zum Schutzengel der Royalisten aufwirft. —"

„Ich kann wenigstens nicht glauben," antwortete Bourienne, „daß diese Bourbons es der Madame Bonaparte sehr Dank wissen werden, sich für sie verwendet zu haben."

„Pots Wetter, nein," entgegnete Bonaparte lebhaft; „aber diese närrischen Weiber sind ganz des Teufels. Die Vorstadt St. Germain verdreht ihnen ganz den Kopf .... im übrigen das wird mich nicht geniren; ich will von ihnen nichts .... Und Sie, Hortense, Sie sind ohne Zweifel unbedingt der Meinung Ihrer Mutter? —"

„Aber, General," anwortete Mademoiselle de Beauharnais mit aller Freimüthigkeit der unbedachtsamen Jugend, „vielleicht, wenn Ihre Antwort an den Grafen von Lille sich darauf beschränkte, ihn gleichsam schwebend zu erhalten zwischen Zweifel und Hoffnung — so würde doch die öffentliche Meinung nicht glauben können, daß Sie darauf denken, für sich selbst einen Thron von Frankreich zu errichten ...."

„Nun und welche Wichtigkeit, mein Kind," entgegnete der erste Consul mit mehr Sanftmuth, als man von ihm erwartet hätte, „glauben Sie, daß die öffent-

liche Meinung dieser Idee beilegen würde? — Was die Franzosen verlangen, ist besonders, von einem Manne regiert zu werden, der ihren Ruhm begreift und ihn zu heben weiß. — Uebrigens würde man sehr irren, wenn man jemals glauben könnte, ich hätte nur im Traume die Idee aufgefaßt, mich selbst zum König von Frankreich zu machen. — Dieses Wort ist sehr unbedeutend, geschmacklos; Frankreich ist groß geworden .... Es bedarf eines Hauptes, dessen Ruhm besser seiner hohen Bestimmung entspricht, als diese armseligen Bourbons."

„Ah," rief Josephine mit einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die verrieth, daß eine tiefere Idee sie aufgeregt hatte, „das ist um so besser!" —

In der That fuhr Josephinen durch den Sinn, daß einst Mademoiselle Lenormand, die berühmteste Wahrsagerin ihrer Zeit, ihr gesagt hatte: „Sie sind die Gattin eines großen Generals, der noch viel größer werden wird. — Sie werden einst den ersten Platz in Frankreich einnehmen — — Sie werden regieren; aber das wird nur kurze Zeit dauern." —

Josephine glaubte an Weissagungen. Sie konnte sich seitdem nie an diesen Ausspruch erinnern, ohne mit der Idee der höchsten Macht für ihren Gemahl die eines Sturzes zu verbinden, dem sein Geschick sich nicht entziehen konnte. Die Weltgeschichte hat bewiesen, wie sehr der Erfo[illegible] Besorgnisse rechtfertigte.

„Das will nicht sagen, Madame Vicomtesse," antwortete Bonaparte lachend, „daß ich daran denke, Ihnen den guten König wieder zuzuführen .... „Nun und Du, Eugen — Deine Meinung?" fuhr er fort, indem er sich gegen seinen Stiefsohn wendete.

„Hier ist sie, mein General," antwortete Eugen freimüthig; „ich glaube, daß die Macht demjenigen gehört, der sie zu behaupten weiß, und der sein Vaterland beschützt; nicht aber denjenigen, die Frankreich einst in der Reihe seiner Feinde gesehen hat."

„Aber die Legitimität, mein Sohn," warf die royalistische Josephine ein, „diese ehrwürdige Erbschaft, die seit so vielen Jahrhunderten die Krone auf den Häuptern der Prinzen desselben Bluts verewigt hat."

Während Madame Bonaparte diese Worte mit einer gewissen Feierlichkeit aussprach, ergriff Bonaparte die Feuerzange und schlug damit auf ein brennendes Holzstück, so daß ein wahrer Wirbel von sprühenden Funken entstand und rief dann mit Lebhaftigkeit:

„Was? — Erbschaft? — Sie führen nichts, als dieses Wort im Munde. — Nun wohl, das ist was — — es ist gleichsam ein Pachtcontract, mit Nation geschlossen auf eine unbestimmte Zeit. — dann, wenn der Pächter nach Belieben diesen Contr icht, oder die Nation einen andern Contract schließt, ihr mehr Garantien darbietet .... seht da Eure Legit ."

Bourienne machte die Bemerkung, das sei der Begriff, den man schon längst damit verbunden habe.

„Uebrigens," fuhr Bonaparte fort, „was Euren Ludwig XVIII. betrifft, hört meine Meinung. Wie, wenn man ihn auf den Thron setzte, würde er alle die Volksrechte und Freiheiten garantiren können, welche die Revolution erobert hat? — wie soll man einem Souverain, der mit 24,000 fanatischen und einflußreichen Emigranten zurückkehrt, in Vergessenheit bringen, was hier geschehen ist zur Schmälerung seiner königlichen Rechte? wie sollen diejenigen, die dabei compromittirt sind, gegen den Fanatismus und den Haß dieser Ci-devants geschützt werden? — Was würde z. B. aus denen werden, die für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt haben — aus der exaltirten Revolutionairs — aus den Domainen-Käufern? — Sagt selbst, wird es möglich sein, voraus zu sehen, wie weit diese Reactionen gehen werden?" —

Niemand wagte solchen Gründen etwas entgegen zu setzen und der Graf von Lille erhielt keine Antwort. Aber die Bourbons und namentlich der Graf von Artois, der später unter dem Namen Carl X. König von Frankreich — und noch später wieder vertrieben wurde, versuchte es andre Hebel in Bewegung zu setzen. Er wußte es aus Erfahrung am besten, welchen Einfluß kluge und schöne Frauen auf Männer zu gewinnen wissen und

schickte eine seiner schönen Freundinnen als Ambassade nach Paris.

Eines Abends in Malmaison ließ sich der Madame Bonaparte eine Dame vorstellen, deren Schönheit, Grazie und Eleganz allgemeines Aufsehen erregte. Es war eine Herzogin von Guiché, die als Emigrantin am Hofe der verbannten Königsfamilie gelebt und nun aus reiner Anhänglichkeit an die Legitimität den delicaten Auftrag übernommen hatte, die Angelegenheit ihrer Restauration am Hofe des ersten Consuls zu betreiben. Der Graf von Artois hatte bei dieser Wahl Geschmack gezeigt. Es war unmöglich etwas Reizenderes, Verführerisches zu sehen, als diese schöne Frau. — Eine köstliche Taille, classische Formen, die jeder Kenner der Antike tadellos gefunden haben würde, entzückende Gesichtszüge, eine geistvolle Feinheit und Anmuth, eine überaus wohlklingende Stimme, die Beredtsamkeit einer Sirene — das waren die ausgezeichneten Eigenschaften dieser Herzogin von Guiché, die noch in der frischesten Lebensblüthe stand.

Alles, was unter den Emigranten an gefühlvollen Herzen existirte, war besiegt durch einen Blick ihrer schönen Augen. Selbst Erzbischöfe verloren ihre Besonnenheit bei dem Anblick dieser so höchst interessanten Frau, die das seltene Glück hatte, eben so sehr die Männer, als die Frauen für sich zu gewinnen.

Bei ihren Verbindungen in Paris war es ihr möglich geworden, von der Emigrantenliste ausgestrichen zu werden und nach Paris zurückzukehren. Es war allen Emigranten bekannt, daß Josephine die Erinnerungen an den Hof der schönen unglücklichen Maria Antoinette liebte. Darauf stützte sie ihre Operationen und bald gelang es ihrer Liebenswürdigkeit, Josephinen unbedingt für sich und ihre Mission zu gewinnen.

Diese reizende Abgesandtin des Grafen von Artois hatte mit Madame Bonaparte mehrere Zusammenkünfte in Malmaison, ohne daß Bonaparte etwas davon erfuhr. Die gewandte Frau verschwendete an Josephinen eine Menge Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre Grazie und Güte — sie gab ihr sogar den Titel eines Schutzengels des Nachkommen Heinrich's IV., so daß das Herz der lebhaft empfindenden Creolin sich erweichen ließ durch die Schilderungen der tausendfältigen Entbehrungen dieser erlauchten Unglücklichen. Ihre Theilnahme hätte gefährlich werden können, wenn sie sich nicht durch den ersten verunglückten Erfolg zu dem Bekenntnisse gegen ihre neue Freundin gedrängt gefühlt hätte, daß sie in dieser Beziehung auch nicht den geringsten Einfluß auf ihren Gemahl habe.

Madame de Guiché stutzte. Es war ihr jetzt erst auffallend, daß Josephine unter mancherlei Vorwänden ihre Vorstellung bei dem ersten Consul verzögert hatte.

Sie erinnerte sich zu spät daran, daß Madame Bonaparte für etwas eifersüchtig gelte, und beschloß, ihr Heil bei dem ersten Consul unmittelbar zu versuchen.

So stand diese Angelegenheit, als Fouché, der Polizeiminister, unerwartet eintrat in das Cabinet Josephinens.

Er warf ihr mit Schonung vor, daß sie ihn ohne Kenntniß der Umtriebe der Herzogin von Guiché gelassen habe; „obgleich ich nicht ohne Kenntniß von Ihrem Treiben geblieben bin," fügte er lächend hinzu. „Dem ersten Consul habe ich noch nichts darüber gemeldet, um ihn nicht gegen Sie aufzubringen, Madame! Indeß werde ich mich länger meiner Pflicht nicht entziehen können; ein längeres Stillschweigen würde mich compromittiren. Mein Rath wäre, daß Sie sich beeilen, morgen schon die Herzogin dem ersten Consul vorzustellen; damit die Unterhandlung, womit sie beauftragt ist, ein Ende erreiche, oder vielmehr plötzlich abgebrochen werde; denn dieses Letztere kann nicht ausbleiben."

„Wenn Sie die Gewogenheit haben wollen, Madame," fuhr Fouché in einem sanftern Tone fort, „so würde ich mich hinreichend für belohnt halten für die gewissenhafte Sorge, die ich übernommen habe, daß der Gegenstand Ihrer Unterredungen mit Frau von Guiché noch geheim bleibe."

— „Warum handelt es sich, Herr Minister?"

— „Um eine Kleinigkeit, Madame, eine Bagatelle in der That; allein ich darf gestehen, daß ich einigen Werth darauf lege; es betrifft nämlich nicht mehr, als mich täglich in Kenntniß zu setzen von den Conferenzen des ersten Consuls mit dieser Abgesandtin der Bourbons."

„Das würde übrigens," fuhr den nachmalige Herzog von Otranto fort im Tone eines Mannes, der mit Bestimmtheit wußte, daß sich Madame Bonaparte noch täglich der reellen Vortheile einer einflußreichen Stellung unter dem Directorium erinnerte, „die tägliche Anstellung einer sichern und verschwiegenen Person nothwendig machen, die reichlich entschädigt werden würde durch Ihre Vermittelung."

Josephine versprach, den Wünschen Fouché's zu genügen, und wünschte heimlich, daß diese Conferenzen sechs Monate dauern möchten. Sie wußte, daß in diesem Antrage das Erbieten versteckt lag, bedeutende Mittel zu ihrer Verfügung zu stellen, und der Andrang ihrer Schulden verleitete sie, jedes Mittel zu ergreifen, um sich davon los zu machen. Die Sorge darüber raubte ihr jede Nacht drei Stunden Schlaf.

Man kam überein, daß die Herzogin am folgenden Morgen zum Déjeuner bei Madame Bonaparte eingeladen werden solle; und der erste Consul traf sie um diese Zeit im Cabinet seiner Gemahlin.

Frau von Guiché war dort erschienen mit dem vollen Vertrauen auf den Zauber ihrer Reize und die Macht ihrer Beredtsamkeit. — Als Bonaparte eingetreten war, machte allerdings diese unwiderstehlich liebenswürdige Frau auf ihn einen überraschend lebhaften Eindruck; denn so ganz hatte sich der Graf von Artois nicht getäuscht, indem er dieses Mittel für geeignet hielt, einige Erfolge zu gewinnen.

Der erste Consul erkannte sehr bald, daß sie eine höchst angenehme Gesellschafterin sei und lud sie zur Mittagstafel ein. Der Beweggrund ihres Erscheinens in Malmaison war ihm ebenfalls kein Geheimniß geblieben.

„Madame," sprach er zu ihr mit einem Lächeln, dem er einen zärtlichen Ausdruck zu geben wußte, „Sie müssen sich die Sache derer, die Sie senden, sehr zu Herzen genommen haben, um Sie zu bewegen nach Frankreich zu kommen, mitten unter diese wilden Republikaner, die man auf der andern Seite der Meerenge für wahre Wehrwölfe hält."

— „Nicht im Geringsten, General," antwortete die schöne Abgesandte, indem sie sich mit den Blicken der verführerischsten Grazie bewaffnete; „was mich wenigstens betrifft, so werde ich nie die Gunst verkennen, die man mir in diesem Augenblick erweiset, indem man mir erlaubt zu sehen, hören und bewundern den größesten

Mann seines Jahrhunderts, einen wahren Halbgott aus der Heroenzeit." —

Das war mit einem Ausdruck der Blicke ihrer schönen Augen gesprochen, der noch weit mehr sagte, als ihre Worte. — Der erste Consul verneigte sich; später äußerte er darüber leise gegen Eugen, der sich gerade anwesend befand: „Ich glaube, daß die Bourbons mich in Versuchung führen wollen, auf die Manier wie den heiligen Antonius, indem sie mir eine Teufelin in Falbalas senden." —

Nach dem Frühstück bot Bonaparte der Frau von Guiché die Hand, um ihr den Park von Malmaison zu zeigen. Im Freien angekommen nahm die Herzogin den Arm des ersten Consuls, als habe sie Sorge, daß er ihr entweiche. Josephine und die übrigen Gäste folgten aus einiger Entfernung dem unterhandelnden Paare; doch sah man auf Josephinens Gesicht einen allerliebsten Ausdruck von Schmollen. Vielleicht bereute sie es in diesem Augenblick, eine Bekanntschaft begünstigt zu haben, die leicht zu intim werden konnte.

Während dieser Promenade kam Fouché dazu.

„Bürger Minister," sprach der erste Consul mit einem etwas boshaften Lächeln zu ihm, „ich stelle Ihnen hiermit die Herzogin von Guiché vor. Sie ist gestern von London gekommen. Das konnten Sie allerdings wohl nicht wissen. Eine Venus pflegt durch die Luft zu

reisen, auf einem Muschelwagen von Tauben gezogen, und Ihre Polizei-Agenten haben bekanntlich keine Flügel — was sie indeß nicht hindert de voler" (Wortspiel, heißt: zu fliegen, auch zu stehlen.)

„Sieh da die Geheimnisse, die man Ihnen verbergen will," entgegnete der Polizeiminister lachend; „für dieses Mal wenigstens hat Madame Cythere sich herabgelassen, in einer irdischen Postkutsche zu reisen und ist nicht erst gestern, sondern schon vor fünf Tagen angekommen." Damit wendete sich Fouché gegen die Gesellschaft, die den Beiden folgte und überließ dem ersten Consul die Fortsetzung seiner Unterhaltung mit der Abgeordneten der Bourbons.

Man hat nie genau erfahren, welches der Gegenstand und die Wendung ihrer Unterhaltung gewesen ist; allein der tiefe Ernst auf den Zügen der Herzogin von Guiché, als sie Malmaison verließ, mußte voraussetzen lassen, daß der Erfolg sich darauf beschränkt hatte, eine Bewunderung ihrer Reize zu erregen, von denen man sich ganz andere Erfolge für die Sache der Bourbons versprochen hatte. Wenn eine Hoffnung dieser Art sich in der Seele einer Frau festsetzt, so giebt es immer wieder andere Frauen, deren Scharfblick dieses bemerkt. Es läßt sich glauben, daß Josephine erkannt hatte, die Frau von Guiché, um den Erfolg ihrer Sendung sichern, kein Bedenken tragen werde, jede Gränzlinie

überschreiten. Wenigstens ist so viel gewiß, daß in dem Augenblick, als die schöne Gesandtin sich beurlaubte, Josephine sie mit einer höflichen Kälte entließ, um ihr dadurch zu beweisen, daß, wenn ihr Wohlwollen auch die Absichten der royalistischen Abgeordneten befördert hatte, doch ihre Eifersucht sich nicht eben so bereitwillig dazu hergeben wollte, den Einfluß einer hübschen Frau auf ihren Gemahl zu protégiren. Der erste Consul dagegen nahm mit großer Artigkeit von ihr Abschied.

„Bei alle dem, Madame," sprach er, indem er ihr die Hand reichte, um sie zum Wagen zu führen, „bin ich entzückt darüber, eine Gelegenheit gehabt zu haben, die Bekanntschaft mit den Verdiensten und der Schönheit der liebenswürdigsten Dame der Emigration gemacht zu haben."

Bonaparte blieb mit unbedecktem Haupte stehen, bis die Equipage der Herzogin abgefahren war; aber nach dem ersten Umdrehen der Räder sagte er zu Fouché:

„Diese Frau wird Paris noch vor Mitternacht verlassen." —

Damals residirte der erste Consul bereits im Schlosse der Tuilerien.

Schon am 19. Febr. 1800 um ein Uhr Nachmittags war er im prachtvollen Aufzuge dort eingezogen, um mit seiner Familie in dieser alten Residenz der Kö-

nige zu wohnen. Die Tuilerien hießen damals der Regierungspalast. Bonaparte's beide Amtsgenossen ließen sich dort im Flora-Pavillon nieder. Die Consuln fuhren in einer Staatscarosse von sechs weißen Pferden gezogen, welche der deutsche Kaiser dem Besieger Italiens, nach dem Friedensabschlusse von Campo-Formio zum Geschenk gemacht hatte. Auch einen prachtvollen Ehrensäbel, der ein Geschenk vom Kaiser war, trug Bonaparte bei Gelegenheit dieses feierlichen Einzuges. — —

Ein unaufhörliches Beifallrufen der unermeßlichen Volksmenge, welche die Straße Thionville und den Quai Voltaire füllte, und der Menge angesehener Personen und reichgeschmückter Frauen und Jungfrauen, die sich an den Fenstern der festlich geschmückten Häuser zeigten, um den Zug der Consuln zu begrüßen, galt nur dem ersten Consul und seiner kriegerischen Escorte, welche die Sonne der Pyramiden oder Italiens gebräunt hatte. — Voran zog der nachmalige Marschall Lannes, auf einem schönen Schlachtroß reitend, der an seinem kühnen Blick und ächt militärischer Haltung leicht zu erkennen war; dann folgte Mürat, der eben so sehr durch sein reiches phantastisches, aber mit Geschmack gewähltes Kostüm, wie als Schwager des ersten Consuls, alle Blicke auf sich zog. Es war so viel zu sehen, daß nur die Hauptpersonen des Zuges besonders bemerkt wurden. Unter diesen befand sich der gute, eben so tapfere als bescheidene

nachmalige Prinz Eugen, Josephinens geliebter Sohn, der schon den Feldzug in Egypten mitgemacht hatte.

In den Tuilerien bezog der erste Consul die auch später von ihm bewohnten Zimmer, welche zu der frühern königl. Wohnung gehörten. Sie bestanden aus einem Schlafzimmer, einem Badegemach, einem Cabinet, dem Salon, worin er Morgens Audienz gab, einem zweiten Salon für die diensthabenden Generaladjutanten, der auch als Speisesaal gebraucht wurde und einem großen Vorzimmer. — Madame Bonaparte wohnte besonders im Erdgeschoß, wo sie auch später als Kaiserin blieb. Ueber den Zimmern des ersten Consuls logirte Bourienne, sein Cabinetssecretair, der durch eine geheime Treppe zu ihm herunter kommen konnte.

Obgleich es zu der Zeit schon Hofleute gab, so existirte doch noch kein Hof des ersten Consuls. Die Etikette war sehr einfach. Bonaparte schlief noch ganz bürgerlich mit seiner Frau zusammen. Sie wohnten bald in den Tuilerien, bald in Malmaison. Man sah damals noch weder einen Großmarschall, noch Kammerherrn, weder Palastpräfecte noch Ehrendamen, Anmeldedamen, Kammerdamen oder Pagen. Das Hausgesinde des ersten Consuls bestand aus dem Haushofmeister, dem Oberkoch, den beiden Rechnungsführern, dem Küchenmeister, dem Bibliothekar und dem Stallmeister; außerdem hatte er drei Kammerdiener, unter denen sich der aus

Egypten mitgebrachte Mameluk Rustan durch die Pracht seiner orientalischen Kleidung und durch die imponirende Haltung, bei einer unbestechlichen Treue und Anhänglichkeit, auszeichnete. Auch der feine gewandte Constant, dessen Mémoiren bekannt sind, der seinem Herrn die kleinsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens abgelauscht hat, befand sich unter dieser nähern Bedienung seiner Person. Außerdem hatte der Hausstand Bonaparte's noch funfzehn geringere Diener. —

In dieser Zeit und unter solchen Verhältnissen war es, als sich der erste Consul an demselben Abend, wo er die Herzogin von Guiché in Malmaison so artig, aber bestimmt verabschiedet hatte, in der großen Oper befand, und Dûroc, sein Generaladjutant, noch um eilf Uhr Abends im Zimmer der Adjutantur mit dem zierlichen Schreiben von gewissen Depeschen, für welche Cupido das feinste, duftende Rosapapier mit Goldschnitt erfunden hat, eifrig beschäftigt war.

Wir müssen hier einen kleinen Situationsplan vom Cabinet Bonaparte's mit seinen nächsten Umgebungen entwerfen.

Es war das Cabinet des ersten Consuls dasselbe des Kaisers, so wie der Könige der Restauration. Zur Zeit der Restauration war dieses Cabinet noch höchst einfach eingerichtet. Napoleon förderte den Luxus aus Berechnung, aber er liebte ihn nicht. Das Büreau d'

ses Regenten des Staats war in der Mitte des Zimmers aufgepflanzt. Es hätte für ein schönes Meuble von Mahagoni gelten können; aber Politur und Vergoldung waren bald verschwunden unter den Ergüssen seines Tintenfasses und den zahllosen Flecken, die das Ausspritzen seiner Feder veranlaßte.

Wenn der erste Consul arbeitete, wandte er seinen Rücken dem Kamin zu, indem er das Fenster zur rechten Seite hatte. Der Schatten seiner Hand fiel daher im Schreiben auf seine Schrift, was ihn jedoch wenig zu belästigen schien. Von seinem Fauteuil und den Verwüstungen seines Federmessers haben wir schon gesprochen. Sie wurden in den Tuilerien fortgesetzt, wie im Luxemburg. Ein bescheidener Tisch unter dem Fenster war für den Secretair bestimmt. Dort arbeiteten damals Bourienne, später Fain und Andere. Dem Büreau des ersten Consuls gegenüber war ein Actenrepositorium aufgestellt, das nach französischer Sitte, die keine gehefteten Acten kennt, von oben bis unten mit Cartons von Pappe angefüllt war, worin die wichtigsten Staatspapiere wohl geordnet aufbewahrt wurden.

Neben diesem Cabinet diente ein damit in Verbindung stehendes kleines Gemach dem Adjutanten, der den Dienst hatte, als Geschäftsbüreau. Zur Zeit des Consulats hielt sich gewöhnlich Düroc dort auf, der zu den geheimsten Geschäften gebraucht wurde. Ein andrer

Adjutant, z. B. Rapp oder Lavalette, ersetzte ihn nicht anders, als wenn Dûroc vom ersten Consul verschickt war, um sich etwa nach Berlin oder Petersburg zu begeben. Außerdem blieb dieser intime Adjutant in seinem Bûreau, wenn auch Napoleon abwesend, namentlich im Theater war; selbst wenn ihn Josephine und Hortense nicht dorthin begleitet hatten.

Der arme Dûroc trug daher wahre Sclavenfesseln seines Dienstes; kein Wunder, wenn er suchte dafür Amors Rosenfesseln zu gewinnen, um sich jene zu erleichtern.

Auch hier in den Tuilerien, wie im Luxemburg, führte eine geheime Treppe aus dem Cabinet des ersten Consuls in die Gemächer Josephinens, wovon die reizende junge Hortense einige Zimmer bewohnte. Während seines Alleinseins in den langweiligen Abendstunden schrieb Dûroc viel auf jenem feinen duftenden Papier von Rosenfarbe, mit Goldschnitt und in einem so kleinen Format, wie es für Depeschen im Dienst nicht üblich ist. Oder er las auch wohl mit dem lebhaftesten Interesse und glänzenden Augen ein Briefchen, das an Zierlichkeit und Zartheit der Handschrift alles übertraf, was sonst an Armeeberichten und Tagesbefehlen unter die Hände eines Generaladjutanten zu kommen pflegt.

Vielleicht errathen wir, wer der Gegenstand dieser zierlichen Correspondenz war, wenn wir wissen, daß ein

Kammermädchen, jung, geschmeidig, behende und schweigsam, zwei oder dreimal an solchen Abenden aus den Gemächern oben in die Gemächer unten stieg, und eben so wieder zurückkehrte, indem sie das kleine Betzimmer der Marie von Medicis und die geheime kleine Treppe passirte, und wenn wir hinzufügen, daß die behende Botin sich niemals aufhielt in den Zimmern der Madame Bonaparte.

Das war denn auch an jenem Abend der Fall, als die Herzogin von Guiché hatte abreisen sollen und der erste Consul sich in der Oper befand. Dûroc war auf das eifrigste mit dem Expediren einer wichtigen Depesche jener Art beschäftigt, die weder für den preußischen Hof noch für das Cabinet von Petersburg bestimmt war, als das Rauschen eines seidnen Kleides hinter ihm von ihm unbemerkt blieb, bis endlich das leise: „Hum!" einer Dame ihn aus seinen süßen Träumereien, worin er versunken war, weckte. Er hob die Augen, wandte den Kopf und war nicht wenig überrascht, die Herzogin von Guiché zu erkennen, jene reizende Abgesandtin, die sich in derselben nächtlichen Stunde, nach dem Befehl des ersten Consuls, schon fern von Paris auf der Straße nach England hin befinden sollte. — —

Wie man wissen will, war Frau von Guiché durch Mûrat heimlich eingeführt und ihre Absicht war wohl keine andre, als den Versuch zu machen, ob sich Bona-

parte unter vier Augen in einem verführerischen Tête-à-tête leichter gewinnen lasse, als im Garten von Malmaison, wo er sich von der Eifersucht seiner Frau bewacht sah.

„Sie, Madame?" rief Düroc im höchsten Grade der Ueberraschung, „wie haben Sie sich hier einführen können?"

„Das ist mein Geheimniß, mein Herr Colonel, und ich werde es Niemandem enthüllen, als dem ersten Consul selbst."

„Aber Sie haben den ausdrücklichen Befehl erhalten, Paris noch vor Mitternacht zu verlassen ..... und ich besorge mit Grund, daß der General einen Ungehorsam sehr übel aufnehmen wird, der für Sie die unangenehmsten Folgen haben kann."

„Daran kann ich nicht glauben, mein Herr Colonel. Der erste Consul wird mir leicht verzeihen, daß ich seinem Minister der Polizei ungehorsam geworden bin, um Gelegenheit zu erhalten, mit ihm ein Wort unter vier Augen zu reden. Ich bin gekommen, um ihn hier zu erwarten."

„Ich will es Ihnen wünschen, Madame," entgegnete Düroc, indem er den Kopf schüttelte; „indeß, in Wahrheit, ich fürchte sehr, daß Ihre Hoffnung ....."

„Mich nicht täuschen wird, wollen Sie sagen, mein Herr," ergänzte seine zögernde Rede die gewandte

Abgeordnete, „ich kann daran nicht glauben; die französische Revolution hat nicht so sehr die Sitten meiner Landsleute verändert, daß sie die Gesetze der Höflichkeit und der Galanterie abgeschworen haben sollten. — Im übrigen," fuhr sie mit einem reizenden Lächeln fort, „wird ein General, der mit einem kleinen Heer große Armeen zu schlagen weiß, eine schwache Frau nicht fürchten, die ganz allein zu ihm kommt ...."

— „Wäre es Ihnen gefällig sich nieder zu lassen, Madame? — es ist eilf Uhr und der erste Consul wird erst in einer Stunde zurückkehren. Die Zeit wird Ihnen lange dauern."

„Thut nichts, Colonel, ich habe Geduld .... nehmen Sie, wenn ich bitten darf, Ihre Arbeit wieder vor. Vergessen Sie, daß ich hier bin."

„Das wird sehr schwer sein, Madame."

In der That, die Abgesandte des Grafen von Artois war an diesem Abend von einer hinreißenden Schönheit. Nie waren die Geheimnisse der Toilette tiefer studirt und mit mehr Kunst und Erfolg angewendet, um die Reize einer Frau zu erhöhen, als an diesem Abend die der Frau von Guiché. Es hatte der Herzogin angemessen geschienen, aus Politik ein Reisekleid anzulegen; nichts war deshalb unwahrer, als ihr Ungehorsam gegen die Befehle des ersten Consuls Schuld [illegible]en; die Herzogin war in der That schon seit ein[illegible]unde abgereiset,

um Paris zu verlassen; sie befand sich also nur auf der Durchreise im Regierungspalast.

Während diese Helena der Emigration wartete, nahm Dúroc seine Schreiberei wieder vor. Es läßt sich denken, daß es ganz andre Depeschen waren als die, womit er bei ihrem Eintritt beschäftigt gewesen war.

Indeß er aber zu arbeiten schien, dachte er darüber nach, wer wohl die Kühnheit gehabt haben könne, diese Dame hier einzuführen. Er kannte alle Verhältnisse im Schlosse und war fest überzeugt, daß weder Madame Bonaparte, noch irgend einer von der Dienerschaft dergleichen gewagt haben würde. Plötzlich erinnerte er sich an einen Bericht der geheimen Polizei, der im Laufe dieses Tages eingegangen war. Er riß einen Carton aus dem Rayon, öffnete ihn, nahm ein Papier heraus und las: „Gestern sah man eine Dame von großer Schönheit und mit Sorgfalt gekleidet, in der Abenddämmerung aus dem Hôtel des General Mürat, Commandanten der Consulargarde, hervortreten. — Man wußte, daß Madame Mürat sich in Malmaison befand — der General hat sie bis an den Wagen geführt. Die Equipage war unbekannt. Der Unterzeichnete hat sie früher nirgends gesehen."

„Sieh da das Geheimniß, das jene Dame mir verbergen wollte," sprach Dúroc in Gedanken. „Der Unsinnige! — was hat er gewagt? —

In diesem Augenblick erschien Bonaparte und trat zwei Schritte zurück, als er die Herzogin von Guiché erblickte. Napoleon gestand später, daß er in diesem Augenblick weniger Erstaunen, als Bewunderung gefühlt habe. — „Die Herzogin," fügte er mit angenehmer Erinnerung hinzu, „war bis zum Tollwerden schön — und wenn sie sich unter der Herrschaft dieses Eindrucks," gestand er dann, „allein mit mir befunden hätte, und sie hätte mir gesagt: alle diese Reize sind Dein für den Thron Ludwig's XVIII. — wer weiß, ob ich ihr nicht geantwortet hätte: Zauberin! — der Handel ist geschlossen! — Allein Dúroc war da, und meine Zukunft stellte sich in bestimmten Umrissen vor meine Seele."

„Ich glaube, Madame, mich zu erinnern," sprach Bonaparte mit einem mühsam gewonnenen Ernst, „daß eine Einladung zur Abreise ......"

„Ich bin bereits abgereiset, General, meine Postchaise erwartet mich am Gitter des Schloßplatzes; aber unsre Unterhandlung in Malmaison mußte zu irgend einem Ende führen."

— „Das war schon der Fall gewesen, Madame, ehe sie begonnen hatte. Es ist schon einige Zeit her, daß der Herr Hyde von Neuville im Luxemburg meine letzte und bestimmte Erklärung über diesen Gegenstand empfangen hat. Ich habe Ihnen alles wiederholt, Madame, was ich ihm damals mit der Freimüthigkeit gesagt hatte,

die ein Mann dem andern schuldig ist. Ich kann nichts daran ändern, selbst nicht zu Gunsten der schönsten Frau der Welt." —

„Ich bitte um die Gnade, Bürger Consul," sprach Frau von Guiché mit der unwiderstehlichen Anmuth eines bezaubernden Lächelns, „derjenigen einiges Wohlwollen zu erweisen, die, ohne dieses Compliment auf sich beziehen zu können, doch nicht verzweifelt, noch einige überzeugende Gründe denen hinzufügen zu können, welche sie die Ehre hatte, heute Morgen in Malmaison vorzutragen — wenn nur Sie ihr die Gewogenheit erweisen wollten, ihr eine kurze Privataudienz zu gewähren." —

„Sehr gern, Madame," entgegnete der erste Consul, der sich jetzt für hinreichend gestählt hielt gegen die Verführungen dieser Zauberin.

Bonaparte führte Frau von Guiché durch das Staats-Schlafgemach, und blieb stehen im großen Empfangsaal, wo republikanischer Eifer dem Bilde Ludwig's XIV. am Plafond, da er keinen Hut trug, eine große dreifarbige Kokarde mitten auf die Stirn gemalt hatte. Dorthin hatte Düroc, mit zwei silbernen Armleuchtern in der Hand, ihnen vorangeleuchtet. Nachdem er diese Lichter auf einen Marmortisch unter einem der großen Spiegel niedergesetzt hatte, zog er sich zurück.

„Wissen Sie, Frau Herzogin," sprach Bonaparte, indem er ihr mit einer Bewegung der Hand einen Platz

auf dem Sopha anwies, „daß, wenn meine Frau von diesem beinahe mysteriösen Zusammentreffen unterrichtet wäre, sie sich darüber beunruhigen könnte ....“

„Und das mit so wenig Grund,“ sprach sie mit einem so bezaubernden Lächeln, als hätte sie es darauf angelegt, einem Ludwig XV. den Kopf zu verrücken.

„Um Verzeihung, Madame, es würde viel vernünftiger Grund zu einer solchen Besorgniß vorhanden gewesen sein, ... wenn nicht glücklicher Weise,“ fügte der erste Consul mit einem nicht zu beschreibenden Lächeln hinzu, „noch mehr Grund vorhanden wäre, Besorgniß zu hegen wegen der Entschließungen des Oberhaupts der Republik.“ —

„Ah, wenn ich nur mit dem Haupt der Republik zu thun hätte, um ihn zu bestimmen ....“

„Was wollen Sie damit sagen, Madame,“ fragte Bonaparte lebhaft.“

„Sie haben mich sehr gut verstanden, General ....“ dann näherte sie sich dem Ohre Bonaparte's und als ihn der warme Hauch ihres schönen Mundes berührte, fügte sie hinzu: „Es ist schwer, eine neue Krone hervorsteigen zu lassen mitten aus den Fasces einer Republik; leicht aber ist es eine ältere Krone wieder herzustellen, wenn man einen starken Arm besitzt! Dem Wiederhersteller unserer alten Monarchie würde eine Triumphsäule von hundert Fuß Höhe errichtet werden.“

„Eine Säule, der man als Basis die Leichen von fünfmalhunderttausend Franzosen geben müßte.“

„Sie befinden sich im Irrthum, General; wir haben andre Berichte.“

„Welche Sie täuschen ....!“

„Im übrigen wird ein Oelzweig,“ fuhr die Herzogin mit Extase fort, indem sie das dunkle Haar Bonaparte's fast berührte, „diese edle Stirn schmücken, die den wohlverdienten Lorbeerkranz hundertmal schon getragen hat; dann noch eine andre Krone, die von Corsica, mit dem Titel eines Connetable von Frankreich .... Ah, der schöne Tag für mich, General, wenn ich stolz auf meine Mission .... ach dann — ja dann würde ich mir vorbehalten, dieses Haupt, das von der goldnen Glorie des Nachruhms strahlt, selbst zu krönen. — Ach, wenn Sie wüßten, General, wie eine solche Idee meinen Stolz, mein Selbstgefühl erhöhet — in welche Bewegung .....“

Bei diesen Worten hatte die schöne Kokette eine der Hände Bonaparte's ergriffen und drückte sie in leidenschaftlicher Exaltation an ihr klopfendes Herz. —

Da bewegten sich allerdings die Lichtflammen vor seinen Augen, und ein Hammer schien in seinem Kopfe zu schlagen. Indeß ermannte sich Bonaparte, stand auf und rief mit lauter Stimme: „Düroc!“

„Hier, mein General," antwortete der Adjutant, indem er augenblicklich erschien.

„Führen Sie Madame," sprach Bonaparte mit der Marmorkälte, die seinen Zügen, wenn er zu repräsentiren hatte, eigen war, „zu ihrem Wagen, indem Sie mit ihr die Gemächer, die nach dem Schloßplatz hin liegen, durchgehen. Und morgen werden Sie mich in Kenntniß setzen von dem Wege, den Madame genommen hat bis zur dritten Poststation von hier."

Alsdann wandte er sich mit Artigkeit gegen die Herzogin und sprach auf die verbindlichste Weise, indem er ihr die Hand küßte:

„Wenn ich Colonel gewesen wäre, hätte ich in mir nicht die Willenskraft gefunden, Ihren Wünschen zu widerstehen; aber selbst Armiden, deren Liebesbrände nicht einmal die Ihrigen erreichen, würde Renaud besiegt haben, wenn er verantwortlich gewesen wäre für das Geschick von zwanzig Millionen Seelen."

„— Und sich in den Kopf gesetzt hätte, selbst König zu werden," entgegnete die Herzogin mit einer ironisch höflichen Verneigung.

Bonaparte antwortete nichts und verlor sich in der Dunkelheit des nächsten Salons. Wenige Minuten später hörte er aus dem geöffneten Fenster das Rollen einer Postchaise, die sich im vollen Galopp der Pferde entfernte.

„Teufel von einer Frau," sprach der erste Consul bei sich selbst; „wäre Dûroc nicht in der Nähe gewesen, wer weiß, vielleicht hätte sie jetzt meine kaiserliche Krone davon getragen."

Wir haben hier im Vorstehenden ein sich anspinnendes zartes Verhältniß, zwischen dem Generaladjutant Dûroc und der lieblichen jungen Hortense, durchblicken lassen. Wir beklagen, unsern Lesern, die vielleicht schon erregte Erwartung, daß diese Neigung ächt romantisch zu dem so oft trügerischen, paradiesischen Glück einer Heirath geführt haben werde, wieder rauben zu müssen.

Leider war es die unerfahrene junge Hortense, die im ersten Gefühlsdrange ihres erwachenden Herzens den schönen, gewandten und liebenswürdigen Dûroc mehr liebte, als dieser sie. Dûroc war, als der Liebling des ersten Consuls, täglicher Gesellschafter der Madame Bonaparte und ihrer Tochter in den intimen Abendzirkeln zu Malmaison. Er war im blühendsten Mannesalter von dreißig Jahren; aber er hatte das Leben schon genossen, und die zarte Poesie einer ersten Liebe voll reiner idyllischer Gefühle war nicht geeignet, ein Herz zu erwärmen, das ein solches Verhältniß nur als eine amüsante Tändelei zu betrachten gewohnt war.

Josephine hatte diese aufkeimende Neigung in dem klaren Spiegel der Seele ihrer abgöttisch geliebten Tochter

nicht ohne Theilnahme bemerkt. Zärtliche Mütter haben immer Sympathien mit den ersten Herzensgefühlen einer noch so jugendlich unschuldigen Tochter. Auch Josephine, indem sie sich der ersten Liebe ihrer eignen Jugend erinnerte, empfand mit der jungen Hortensia ganz das Glück, sich von einem so schönen und tapfern klugen Mann geliebt zu sehen. In ihrem Kopfe bildete sich die Idee, daß Dûroc ein trefflicher Gatte für die kleine Hortensie sein würde und ihr Verstand überredete sie leicht, daß diese Parthie auch die vortheilhafteste für ihr eigenes Interesse sein würde. Man weiß, daß sie mit den Brüdern ihres Gemahls nicht auf dem besten Fuß stand; an Dûroc aber, der sie stets mit der größesten Auszeichnung behandelte, glaubte sie einen Schwiegersohn gewinnen zu können, der ihr in vorkommenden Fällen zu einer kräftigen Stütze dienen konnte. — Sie wußte zunächst ihren Gemahl für diese Verbindung zu gewinnen. Bonaparte sah in Dûroc's Genie den Keim künftiger Größe, und in seiner Ergebenheit die beste Garantie für sein eignes Emporsteigen, und wenn er im Geiste in die Zukunft blickend Königreiche vertheilte, so wurde dabei Dûroc sicher nie vergessen.

Mit soldatischem Freimuth trug darauf Bonaparte selbst ihm die Hand seiner Stieftochter an, und mit demselben soldatischen Freimuth gestand Dûroc, daß er mit dem lieblichen Kinde eine kleine Plaisanterie gehabt habe,

daß es aber weder ihm, noch ihr jemals eingefallen sei, daß dieser amüsante Scherz zu einer dauernden Verbindung führen solle. Er liebe seine Freiheit und wolle sich noch nicht vermählen. — Er sei überzeugt, daß diese Parthie allein in dem Kopfe der Madame Bonaparte entstanden sei und könne sich nicht entschließen, sich zum Gegenstand von Frauenintriguen herzugeben. —

Bonaparte fühlte sich dadurch nicht beleidigt, wohl aber Josephine, die nun in höchst gereizter Stimmung beschloß, den stolzen Generaladjutanten, der vielleicht hochfliegendere Pläne hegte, damit zu bestrafen, daß sie ihre Tochter so schnell als möglich verheirathete. Unter den Brüdern des ersten Consuls hatte sich ihr Louis Bonaparte neuerlich noch am meisten genähert; er schien besonders die junge Hortense auszuzeichnen. Schnell bildete sich damit in Josephinens intriguirenden Kopf der Plan, diesen wenigstens für sich zu gewinnen, indem sie die Vermählung ihrer Tochter mit diesem ihrem Schwager betrieb. Sie hoffte dadurch ein bedeutendes Gegengewicht gegen die unablässigen Versuche ihrer übrigen Schwäger, ihr die Liebe ihres Gatten zu rauben, zu gewinnen. Louis hatte sich gerade nicht sehr in die reizende Stieftochter seines Bruders verliebt; doch ging er aus Politik auf die ihm gemachten Anträge ein. Hortense dagegen auf das tiefste gereizt durch die Täuschung ihrer ersten Liebe, hätte jetzt Jedem die Hand gereicht, nur um sich an

dem kaltherzigen Mann zu rächen, der mit ihren ersten heiligen Gefühlen ein so frevelhaftes Spiel getrieben hatte. So kam diese Verbindung zu Stande. Hortense liebte den Bruder ihres Stiefvaters durchaus nicht; aber sie gab ihm auch ohne Widerwillen die reizendste kleine Hand, die Frankreich jemals gesehen hatte — der kleine Rausch einer jugendlichen Passion war eben so schnell verflogen als entstanden. —

Dŭroc war gleich nach der Ablehnung des Antrages auf eine Mission nach Petersburg gesendet. Diesmal hatten die Couriere hin und her, außer den diplomatischen Depeschen nicht auch noch — wie früher der Fall zu sein pflegte — die, der Liebe zu transportiren. Eines Tages fand Dŭroc in einer Depesche aus dem Cabinet des ersten Consuls eine Karte eingeschlossen, wo ein Louis Bonaparte und Hortense von Beauharnais ihre Vermählung anzeigten.

Dŭroc verfärbte sich einen Augenblick, zuckte die Achseln, pfiff eine Marseillaise und hatte die Sache vergessen.

Später bedauerte er gewiß seine übereilte Weigerung, sich mit einer Familie zu verbinden, die den Zauberstab hatte, Kronen regnen zu lassen. Als die Throne von Neapel, Spanien, Westphalen, Oberitalien, Parma, Lucca und Holland von den Nepoten des mächtigen Weltbeherrschers besetzt wurden, wie selbst sein früherer Ka-

merad als Adjutant des General Bonaparte, der glänzende Mürat, die Krone von Neapel erhielt, da mag er sich wohl unwillig vor den Kopf geschlagen und seine Kurzsichtigkeit angeklagt haben, besonders da ihm kein Glück aus seiner eigenen Ehe blühte.

Düroc hatte bald darauf, mehr um des Geldes willen, als aus Neigung ein Fräulin Hervas von Almenara geheirathet, die Tochter des spanischen Hofbanquiers. Sie war eine kleine, braune, magere, unliebliche Frau, die dabei nichts als Stolz, Grillen und Ansprüche zeigte. Da sie eine ungeheure Mitgift hatte, so forderte sie der erste Consul selbst für seinen ersten Generaladjutanten und solcher Werbung konnte nichts widerstehen.

Es gereicht gewissermaßen zu einiger Genugthuung, wenigstens bleibt es eine poetische Gerechtigkeit, wenn wir hören, daß der Mann, der mit dem Allerheiligsten der ersten Liebesgefühle in einer jungfräulichen Brust ein so frevelhaftes Spiel getrieben hatte, dafür sich an eine wahre Xantippe gekettet sah, deren Furiennatür sich von Zeit zu Zeit Luft machte, indem sie ihre Domestiken prügelte oder kostbare Uhren zertrat.

Düroc war bestraft; aber auch die arme Hortense wurde nicht glücklich. Es traf die Schuldlose das Unglück, an den fehlgeschlagenen Berechnungen einer zu zärtlichen Mutter ihres Lebens schönste Blüthe verdorren zu sehen.

Am 7. Januar 1801 fand ihre Hochzeit in der Straße la Victoire statt, wo Louis das von Bonaparte verlassene Hôtel bewohnte. An demselben Tage ließen Mürat und Bonaparte's Schwester, Caroline, ihre Verbindung priesterlich einsegnen, da sie bisher nur in einer Civilehe, vor Magistratspersonen geschlossen, gelebt hatten. — Am Tage dieser Doppelhochzeit war das jüngere Ehepaar, Ludwig und Hortense, sehr traurig gestimmt. Sie weinte schon während der Trauung, und ihre Thränen versiegten auch später nicht. Aus Pflichtgefühl suchte sie die Liebe ihres Gatten zu erwerben, allein dessen stolze Kälte, die jedes Entgegenkommen vermied, schüchterte sie jedesmal wieder ein. — Es läßt sich denken, daß auch die so gemüthreiche Mutter der armen Hortense alles Mögliche that, um die beiden Gatten einander zu nähern; allein alle Bemühungen und Bitten fruchteten nichts, und Josephine behielt den Kummer einer Selbstpeinigung darüber, daß sie aus selbstsüchtigen Berechnungen ihr Lieblingskind unglücklich gemacht habe. Es war herzzerreißend, zu sehen, wie die sonst so blühende und heitere Hortense, die sich mit gratiöser Leichtigkeit so oft über jede steife Etikette hinweggesetzt hatte, um die ganze Gesellschaft zu belustigen, jetzt mit ihren Freundinnen nicht allein sein konnte, ohne ihren Kummer an deren Busen auszuweinen, oder wie sie keinen Gesellschaftskreis betrat, ohne sich bald in irgend eine Fenstervertiefung zurückzuziehen,

wo sie dann leise und mit Thränen in ihren schönen Augen irgend einer lieben Vertrauten einen neuen Zug von Louis herzloser Kälte erzählte.

Ihre feine blasse Gesichtsfarbe und die interessanten Züge, die den Ausdruck eines tiefen Seelenleidens malten, nahmen die allgemeinste Theilnahme in Anspruch.

Die arme zarte, innige Hortense — auch sie war eins der zahllosen Opfer einer Liebestäuschung und einer Convenienzheirath geworden, welcher so viele jugendliche Lebensblüthen erliegen.

Sie wurde später wohl Königin der Niederlande; aber Kronen haben noch niemals die Wunden der Herzen geheilt.

Fünfzehnter Abschnitt.

Eugen's Lob, aus dem Munde Napoleon's. — Politische Umtriebe und Angeberei. — Verschwörung. — Arena. — Josephinens Traum. — Explosion der Höllenmaschine. — Napoleon's Glück dabei. — Josephinens Rettung durch Eitelkeit. — Napoleon's Ruhe. — Das Schlachtfeld. — Josephinens Rührung beim Wiedersehen ihres geretteten Gatten. — Der Kutscher Cäsar. — Napoleon's Empfang in den Tuilerien. — Folgen. — Josephinens Perlenschmuck. — Talleyrand's Fest dem Könige von Etrurien zu Ehren. — Verlegenheiten wegen des Schmucks. — Scene zwischen Josephine und Bonaparte deshalb. — Napoleon überrascht seine Gemahlin beim Ankleiden. — Er verlangt das Verzeichniß ihrer Schulden. — Ungeheure Verlegenheit. — Familienrath. — Napoleon wird hinter's Licht geführt. — Er ermahnt sie zur Sparsamkeit. — Josephinens seltsame Oekonomie. — Neue Verlegenheiten. — Fouché's schlaue Vermittelung. — Josephine als Polizeispion.

Die höchsten Wipfel erreicht der Sturm am ersten. Auch Gefahren bedrohten Bonaparte's Leben und erfüllten Josephine mit Sorgen und Ahnungen.

Eines Morgens hatte die Glocke der prachtvoll ausgelegten Uhr aus den Zeiten der Pompadour zwei geschlagen. Ein erfrischender Schlaf hatte kaum Josephinens Augen geschlossen, als sie durch eine freundliche

Stimme geweckt wurde. Es war die, ihres Gemahls. Er war unerwartet aus einem ruhmvollen Feldzuge zurückgekehrt.

„Madame," sprach er mit der Feierlichkeit, womit er ihr große Ideen, die seine Seele bewegten, anzukündigen pflegte, „sein Sie so glücklich als ich es bin über Ihre Mutterfreuden. Ihr Sohn eilt der Bewunderung der Nachwelt entgegen; er wird gewiß einer der größesten Feldherrn Europa's werden."

Josephine war begeistert über dieses Lob aus dem Munde eines Gatten, der selbst der größeste Held seines Jahrhunderts war.

„Du, mein Eugen," rief sie aus, „Du wirst, hoffe ich, in den Fußstapfen Deines berühmten Vaters fortwandeln und von einem so ausgezeichneten General geleitet, als Bonaparte ist, den edlen General Beauharnais vielleicht noch übertreffen."

Josephine war stolz auf die Siege ihres Gemahls. Sie hoffte, daß derjenige, der die Heere der großen Mächte Europa's bezwungen hatte, auch Kraft genug besitzen werde, die Umtriebe der Partheien in Frankreich, die sein Leben bedrohten, nieder zu drücken.

Aus diesem Bestreben aber war eine Art von Despotimus entstanden, der die Unzufriedenheit noch erhöhte. Da man den Urhebern der gefährlichsten Projecte nicht auf die Spur kommen konnte, so geriethen eine Menge

unschuldiger, zurückgekehrter Emigranten in Verdacht; die geheimen Emissaire der Polizei erhöhten diesen noch durch falsche Angaben, und mancher Unschuldige mußte damals sein edles Haupt unter das Blutbeil legen. — Josephinens Kummer darüber war ohne Gränzen. Sie ließ sich die Familien der unglücklichen Schlachtopfer einer politischen Verdächtigung vorstellen und hörte nicht auf, ihren Gemahl täglich mit Bitten zu bestürmen; allein nur selten erreichte sie ihr Ziel; sie suchte zu retten, was zu retten war, aber gegen Napoleon's unbeugsamen Willen verlor nicht selten der Zauber von Josephinens Herzensgüte jede Macht.

Bei diesen steten Gemüthsbewegungen war es kein Wunder, daß Josephine von bösen Ahnungen und ängstigenden Träumen gequält wurde, und das um so mehr, je stärker sie an die Deutung und Erfüllung derselben glaubte.

Schon glaubte man eine Verschwörung entdeckt zu haben, die damals alle Gemüther beschäftigte, als schon wieder eine neue Schreckensscene heranrückte — die, der bekannten Höllenmaschine.

Am 9. October 1800 wollte die Polizei eine Anzahl Verschworener entdeckt haben, die mit langen Messern unter den Kleidern bewaffnet sich in dem Corridor im Opernhause aufgestellt hatten, um den ersten Consul bei

seiner Rückkehr zu ermorden. An der Spitze dieses schrecklichen Complotts sollte ein gewisser Arena stehen, der ein Bruder jenes Arena war, von dem es hieß, daß er im Rath der 500 den Dolch gegen Bonaparte gezückt habe. Beide Brüder waren leidenschaftliche Republikaner und Corsicaner von Geburt, deren Verwandtschaft mit der Familie des ersten Consuls sie nicht hinderte, ihn überall durch offen geführte Reden im Volke anzufeinden und des Despotismus zu beschuldigen. Man behauptete allgemein, die ganze Sache sei eine Anzettelung der Polizei, allein die ganze Untersuchung gegen Arena und fünf vermeintliche Mitverschworene wurde mit großem Eifer fortgesetzt. Es ist bekannt, daß Fouché durch einen Polizeispion, Namens Harel, unerlaubte Mittel anwendete, um sie zu falschen Schritten oder Zugeständnissen zu verleiten — genug, trotz dem, daß sie nicht überführt waren und in der Vertheidigung behaupteten, ihre Aussagen wären verdreht, wurden sie sämmtlich am 30. Januar 1801 guillotinirt.

Zur Beschleunigung dieses blutigen Ereignisses hatte freilich auch der Schreckenstag des dritten Nivose (24. December 1800) mit beigetragen.

Schon in der Nacht, die diesem Tage vorher ging, war Josephinen im Traum der Schatten des Herrn von Beauharnais, in ein Leichentuch gehüllt, erschienen. Unbeweglich lag er da, hingestreckt in seinem offnen Sarg,

mit unbedecktem Gesicht und halb geschlossenen Augen. Plötzlich zog er einen großen Dolch aus seinem Busen, auf dessen großer Klinge sie ganz deutlich die Zahlen 21, 24 und 28 zu erkennen glaubte. Auf der Rückseite war eine Hieroglyphe in griechischen Charakteren ausgedrückt, deren Deutung er ihr als: neunmal neun erklärte. Gott weiß, welche cabbalistische Auslegung in Josephinens verwirrten Sinnen sich herauf drängte; immer sah sie das entsetzliche Bild ihres todten ersten Gemahls vor Augen; und in' schrecklichster Angst aus dem Traum auffahrend, schrie sie: „Wach' auf, Bonaparte, wach' auf, wir sind Beide von der größesten Lebensgefahr bedrohet."

Napoleon wußte nicht, was er denken sollte von der entsetzlichen Aufregung, die ein Weinen und heftiges Zittern am ganzen Leibe zur Folge hatte; das Wort erstarb ihr dabei auf der Zunge. Als sie endlich aber sich so weit erholt hatte, um ihm mit wenig Worten ihren Traum erzählen zu können, lachte er laut auf und suchte sie über solche Einbildungen zu beruhigen, die auf ihn nicht den geringsten Eindruck machten.

Indeß noch an demselben Tage, der dieser ahnungsvollen Nacht folgte, sollte er die Erfahrung machen, daß die Vorahnungen sensibler Frauen tiefere Seelenkräfte in Bewegung setzen, als Freigeister zugestehen wollen.

Am Abend des 21. Decembers 1800 sollte im Opernhause auf Befehl die Schöpfung von Haydn aufgeführt werden. Der erste Consul hatte geäußert, daß er mit seiner ganzen Familie dieses herrliche Oratorium anhören wollte. Er speisete an diesem Tage mit seiner Frau, seiner Tochter und den Generälen Rapp, Lauriston, Lannes und Berthier. Nach dem Essen, das der erste Consul mit gewohnter Schnelle abfertigte, stand er mit seinen Offizieren auf, ausgenommen Rapp, der bei Madame Bonaparte und Hortense noch einige Augenblicke sitzen blieb. Ungefähr um 7 Uhr stieg der erste Consul mit Lannes, Berthier und Lauriston in den Wagen, um in die Oper zu fahren.

Mitten auf der ziemlich engen Straße St. Nicaise fanden die Gardisten, die vor dem Wagen des ersten Consuls herritten, den Weg durch einen Karren ohne Führer, der mit einem Pferde bespannt war, versperrt. Auf diesem Karren lag eine Tonne mit langen Seilen festgebunden. Der Anführer des Reiterdetaschements ließ den Karren so schnell als möglich dicht an die Häuser auf der rechten Seite der Straße führen, um den Weg frei zu machen; und darauf trieb der Kutscher, der den ersten Consul und seine Begleiter fuhr, um die kurze Versäumniß nachzuholen, die Pferde mit aller Macht an, so daß sie im vollen Galopp davon eilten.

Kaum zwei Secunden war Napoleon vorüber, so

sprang die Tonne mit einem furchtbaren Krachen in die Luft.

Keiner von den Begleitern oder dem Gefolge des ersten Consuls war getödtet; wohl aber wurden mehrere verwundet. Am unglücklichsten war das Loos derjenigen, die zufällig in der Nähe dieser schrecklichen Höllenmaschine verweilt hatten oder vorübergegangen waren. Mehr als zwanzig waren getödtet, über sechzig schwer verwundet; unter Andern war dem Baumeister Trepsat das Bein zerschlagen, weshalb ihm das Bein amputirt werden mußte. Napoleon ertheilte ihm dafür später den Orden der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Baumeister des Hôtels der Invaliden mit der Bemerkung, er sei lange genug Invalide unter den Baumeistern gewesen und solle nun Baumeister unter den Invaliden werden. — Die furchtbare Explosion hatte übrigens mehrere Häuser zerstört und selbst die Glasfenster in den doch ziemlich entfernt liegenden Tuilerien eingeworfen, auch alle Fenster in der Straße St. Nicaise und in allen benachbarten Straßen zerstört. Die Fenster aus dem Wagen Napoleon's fielen stückweise heraus. Einige Splitter waren selbst in die Wohnung des Consuls Cambacérès gedrungen.

Wären, wie gewöhnlich, die Equipagen von Madame Bonaparte und ihrer Damen der, des ersten Consuls unmittelbar gefolgt, so würden diese mit ihrem ganzen Gefolge getödtet sein; allein ein glücklicher Zufall rettete ihr

Leben, eigentlich einer jener Scherze, zu welchen Josephinens Neigung zum Putz die Veranlassung gegeben hatte.

Gleich nach Tische, als der erste Consul aufbrach, um in die Oper zu fahren, hatte sich Josephine einen ihrer Shawls von auffallender Farbe bringen lassen, die sie so sehr liebte. General Rapp tadelte im scherzhaften Ton diese Farbe und bat sie dann ganz ernsthaft, doch einen andern Shawl von einer vortheilhaft kleidenden Farbe zu wählen. Darüber entspann sich ein freundschaftlicher Streit. Madame Bonaparte vertheidigte ihren Geschmack, indem sie rief: „Sie, General, können eben so wenig eine Toilette, als ich eine Redoute angreifen.“ In diesem Tone ging es noch einige Zeit fort, bis Napoleon, der niemals wartete, abgefahren war.

Es ist entsetzlich, wie des Menschen Leben oft nur an einem Haar des blinden Zufalls hängt. Hätte Bonaparte's Kutscher nur etwas weniger geeilt oder der von Josephinen rascher gefahren, so wären im ersten Falle der erste Consul, im letztern Josephine mit ihrer Tochter Hortense, und ihre Schwägerin, Madame Caroline Murat, ein Opfer der boshaften Anzünder der Höllenmaschine geworden.

Kaum waren sie durch das Gitterthor der Tuilerien hinausgefahren, als sich der Donner jener fürchterlichen Explosion hören ließ.

Hortense wurde von einer Glasscheibe leicht im

Gesicht verwundet, aber Madame Caroline Mürat, die in wenigen Tagen Mutterfreuden zu hoffen hatte, war so erschrocken, daß sie einer Ohnmacht nahe ins Schloß zurück gebracht werden mußte. Auch Josephine war heftig vom Schreck und von der Angst um das Leben ihres Gemahls erschüttert. „Ach!" rief sie aus, eingedenk ihres Traumes, „so war denn doch das Leben Bonaparte's bedrohet, — warum habe ich die Gefahr nicht theilen können?" —

Nicht achtend der Warnungen ihrer Umgebungen, ließ sie sich sogleich auf den Platz führen, wo der Mordschlag erfolgt war.

Schon von weitem sah sie eine Ordonnanz zu Pferde auf sich zueilen, die sie über das Geschick ihres Gemahls, dessen Tod sie schon beweinte, beruhigen sollte. — Sie forschte nun weiter und erfuhr endlich mit einiger Mühe das furchtbare Verbrechen, über dessen zerstörende Wirkung tausend Klagen und Verwünschungen die Luft erfüllten.

Hier sah sie eine Frau aus den höhern Ständen, die unter einer Unzahl von Schlachtopfern die Ueberreste ihres Gatten suchte, dessen blutige Leiche sie kaum an den zerrissenen Zügen wieder erkennen konnte; dort bleiche, zitternde Kinder, die sich mit Zetergeschrei über den zerstückelten Körper ihrer Mutter warfen, von der sie erst vor wenigen Minuten zärtlich umarmt waren; da zur

Seite eine andre Mutter, die zwar durch Zufall am Leben verschont, aber um so unglücklicher war, indem sie sah, daß der einzige geliebte Sohn aus ihrer Nähe durch die Gewalt der Explosion in die Luft geschleudert war, und dessen zerstückelte Glieder auf das Straßenpflaster nieder geschmettert waren. Weit entfernt stand ein gebeugter Greis, der mit seinen Thränen das bleiche leblose Antlitz einer eben getödteten Tochter befeuchtete, in welcher er einst die Stütze seines Alters geliebt hatte. So sah Josephine nach allen Seiten hin Väter, Mütter, Gatten, Freunde, Kinder, die den schrecklichen Verlust ihrer liebsten und nächsten Angehörigen schmerzhaft beweinten. Die Trümmer von 46 mehr oder weniger beschädigten Häusern zeigten den zerstörten Wohlstand und Frieden zahlloser Familien — und das Alles war das Werk der herzlosesten Bosheit zweier Verbrecher, die Hunderte geopfert hatten, ohne den Einen zu treffen, der noch unter dem Schutz einer höhern Macht zu stehen schien, die ihn zur Wiedergeburt der Völker und Staaten aufbewahrt zu haben schien.

Nachdem Josephine mit zerrissenem Herzen diese Blutbadscenen durchlaufen hatte, eilte sie zu ihrem Gemahl, der sich in der Oper befand.

Dort war er mit dem unbeschreiblichsten Jubel der Theilnahme und Verehrung empfangen und jetzt stachen seine marmorkalten ruhigen Gesichtszüge ab gegen die Blässe und

Unruhe seiner Gattin, die sich sprachlos und mit Thränen in seine Arme geworfen hatte.

„Du wirst doch ein andermal," sprach sie nach einigen Augenblicken, „Deiner Josephine glauben?" —

Ein heftiges Weinen, wodurch sie ihrem gepreßten Herzen Luft machen mußte, erstickte ihre Stimme.

Bonaparte blieb nicht ungerührt bei diesen Beweisen von Liebe und Theilnahme, doch erzählte er lächelnd den Offizieren seiner Umgebung die Vorahnung Josephinens und fügte hinzu: „Ich habe unmöglich daran glauben können, weil mir solcher Aberglauben als eine Schwäche erscheint, die eines Mannes unwürdig ist."

Dem ungeachtet war er selbst nicht ganz frei von solchen in der Kindheit eingesogenen Vorurtheilen, und der Umstand, daß er öfter auf die Prophezeiungen seiner Frau zurückkam, bewies, daß sie nicht geringen Eindruck auf ihn gemacht hatten. —

Der Kutscher, der den ersten Consul so glücklich gefahren hatte, hieß Germain. Er war mit in Egypten gewesen, und hatte dort vor den Augen Bonaparte's einen kühnen jungen Araber, der sich bis in seine Nähe durchgeschlagen hatte, getödtet. Damals hatte der Oberbefehlshaber ausgerufen: „Wetter, das ist ein Tapferer, ein Cäsar!" und seit diesem Tage hieß Germain immer Cäsar. Napoleon nahm ihn als Leibkutscher in seinen Dienst. Die Behauptung, daß Cäsar betrunken gewesen

sei, als er durch schnelles Fahren den ersten Consul gerettet hatte, ist sehr bestritten. Am folgenden Tage hatte Cäsar die Ehre, daß ihm 4 bis 500 Lohnkutscher von Paris ein Gastmal gaben, wozu jeder derselben 24 Frcs. beitrug.

Als der erste Consul ins Schloß der Tuilerien zurückkehrte, ward er sogleich von seinem gesammten Dienstpersonal umringt. Jeder eilte in der größesten Bestürzung herbei. Bonaparte aber rieb sich vergnügt die Hände: „Fürwahr, meine Herrn," rief er, „wir sind glücklich davon gekommen."

Dann trat er in den großen Saal des Erdgeschosses, wo bereits viele Staatsräthe und hohe Beamte versammelt waren. Kaum hatten sie ihm ihre Glückwünsche angebracht, als der erste Consul mit lauter Stimme dem Polizeiminister Fouché heftige Vorwürfe machte, weil er nichts von der Verschwörung gewußt habe, worauf er erklärte: es lasse sich nicht bezweifeln, daß die Jacobiner Anstifter derselben gewesen wären, die schon genug Schandthaten auf sich geladen hätten. Fouché dagegen hatte die Royalisten in Verdacht. —

Eine strenge Untersuchung wurde jetzt eröffnet. Ein hundert und dreißig der eifrigsten ehemaligen Jacobiner, die wohl alle an dieser Höllenmaschine unschuldig sein mochten, wurden auf bloßen Verdacht hin, ohne gerichtliches Verfahren, deportirt; indeß führte doch endlich die

Untersuchung auf die wahren Urheber jenes entsetzlichen Verbrechens. Es waren allerdings eifrige Royalisten, wie der Polizeiminister behauptet hatte, ein gewisser St. Regent und Carbon, Beide vormals Anführer in der Vendée. — Sie fielen Beide unter dem Blutbeil und Bonaparte gewann durch dieses schreckliche Ereigniß die Theilnahme von ganz Frankreich, die Ergebenheit der Armee und die Bewunderung von Europa, welches schon anfing, den Unverletzbaren für ein höheres Werkzeug in der Hand der Vorsehung zu halten, um die Menschheit vom Druck vergangener Jahrhunderte zu befreien.

Und die Geschichte hat diese Meinung bekräftigt.

Man wird sich jenes prachtvollen Perlenschmucks erinnern, den Berthier der Madame Bonaparte auf eine Weise verschafft hatte, welche ihr Gemahl nur erfahren durfte, um ihn in Ungnade zu bringen. —

Allein welcher Kummer, welche Quelle von Schmerzen für Josephine, daß sie diesen Schmuck, der ganz Paris entzücken mußte, der ihr zu gewählter Toilette so wundervoll kleidete, gleichsam wie unter Salamonis sieben Planetensiegeln bewahren mußte, ohne ihn irgend einer theilnehmenden, oder — noch größerer Triumph! — irgend einer neidischen Seele zeigen zu dürfen. — Nichts war anstrengender, als die Geistesarbeit Josephinens, um nur irgend einen wahrscheinlichen Vorwand zu finden,

unter welchem sich diese kostbaren Juwelen bei Bonaparte einführen ließen.

Alles war umsonst. Josephine wußte, daß ihr Gemahl ihre Juwelen nur mehr als zu gut kannte. Er hatte nicht nur jedes Stück nach langer Wahl selbst gekauft, sondern auch eine Generalvisitation derselben vorgenommen bei der Gelegenheit, als er für Carolinens Ausstattung eine Zwangs-Anleihe bei ihrem Schmuckkästchen gemacht hatte.

Endlich gegen das Frühjahr 1801 bot sich der Eitelkeit Josephinens eine zu verführerische Gelegenheit dar, mit diesem noch ungetragenen, gleichsam noch jungfräulichen Schmuck zu glänzen, um der Versuchung dazu widerstehen zu können, was auch immer die Folge davon sein würde.

Talleyrand gab nämlich eine glänzende Fête dem neuen Könige und der Königin von Etrurien, welche gekommen waren, um den Zepter des Porsenna aus den Händen des ersten Consuls zu empfangen. —

Ein merkwürdiges Ereigniß, Don Louis, ein Nachkomme Ludwigs XIV., verdankte seinen Thron einem vormaligen Unterlieutenant der Artillerie, den freilich das Glück auf jene Höhe gehoben hatte, worauf sich am Abend im Théâtre français der mit donnerndem Applaus aufgenommene Vers bezog:

„Zwar weiß er Könige aus Nichts zu machen,
Doch für sich selbst verschmäht er jede Krone.“

Bei dem lebhaften Beifall, den diese Stelle erhielt, neigte sich indeß Bonaparte zu Bourienne's Ohr und sprach leise und lächelnd:

„Gute Pariser! — wir werden sehen, wir werden sehen!“ —

Paris hatte lange nichts Glänzenderes erlebt, als das Fest jenes gewandtesten aller Chamäleonnaturen unter den Diplomaten, in dessen prachtvollem Landsitz zu Neully, einem ehemaligen Besitzthum der Familie Orleans und jetzt wieder Sommerresidenz des Königs der Franzosen.

Schloß und Park waren mit einer Unzahl farbiger Lampen erleuchtet. Das Fest wurde mit einem Concert eröffnet, bei dessen Beendigung der Hintergrund des Saals wie ein Theatervorhang aufgezogen wurde; damit öffnete sich ein reizender Durchblick auf den Marktplatz von Florenz, auf das herzogl. Schloß und den Springbrunnen. Tanzende Toskaner erschienen; toskanische Volkschöre sangen Lieder zu Ehren ihres anwesenden Herrscherpaars. Talleyrand ersuchte die Majestäten, sich unter ihre Unterthanen mischen zu wollen. Kaum aber hatten der König und die Königin den Fuß in den Garten gesetzt, der diese Decorationen enthielt, so befanden sie sich in einem wahren Feenorte: Leuchtkugeln, Raketen und bengalisches

Feuer glänzte ringsum unter allen Gestalten und mit den sinnreichsten Anspielungen. Säulengänge, Triumphbogen und Feuerpaläste erhoben sich, verlöschten und entstanden immer wieder aufs neue. In den Gallerien und Gärten waren mehrere Tische gedeckt, woran Zuschauer und Gäste wechselnd Platz nehmen konnten. Endlich schloß ein herrlicher Ball diesen zauberischen Abend. Er wurde vom Könige von Etrurien mit der Gemahlin des ersten Consuls eröffnet. —

Bei dieser Gelegenheit war es, als Josephine ihre Schnur von orientalischen Perlen glänzen ließ, deren ungemeine Größe und seltene Reinheit die Augen aller Kenner auf sich zog.

Auch Berthier hatte sie bemerkt und erkannt, als er so eben mit Josephinen eine Anglaise eröffnen wollte.

„Wie?" rief er erbleichend, „diese Perlenschnur ...."

„Schöner Damen, wollen sie sagen," ergänzte lachend Madame Bonaparte; „gewiß," fügte sie mit dem anmuthigsten Lächeln hinzu, „auch mit solchen Schnüren lassen sich Männer fesseln!"

„Ich werde verloren sein," flüsterte Berthier, indem er sich ihr in einer andern Tour näherte. — „Allons, dos à dos, meine Dame!" —

„Sein Sie ruhig," antwortete Madame Bonaparte bei der nächsten Tour, die Gelegenheit zur Annäherung darbot, „ich werde schon ein Mittel finden ...."

„Ah, desto besser," antwortete der Kriegsminister, Athem schöpfend, er dachte an nichts, als an die Liquidation der Hospitäler und an die Bilance. —

Als der Tanz beendigt war, hatten sich Berthier und Josephine beruhigt. Es gab noch viel zu lachen über ein komisches Mißgeschick des Don Louis, Königs von Etrurien, der so forcirte Entrechats gemacht hatte, um seine Tanzkunst bewundern zu lassen, daß sich ihm eine der goldenen Schuhschnallen lösete, die seiner Tänzerin Hortense ins Gesicht sprang. Endlich um Mitternacht sprach Bonaparte zu Josephinen sein bekanntes: „Allons, couchons!" und Beide fuhren nach den Tuilerien zurück.

Wer war froher als Josephine, in der Meinung, daß Bonaparte die famösen Perlen nicht bemerkt habe. Allein sie hatte sich geirrt.

Die Kammerfrau, welche die Nachttoilette vorbereitete, hörte, ohne zu horchen, eine Scene mit an, bei welcher Eugen und Bourienne als später auftretende Acteurs mitspielen mußten.

Josephine und Napoleon hatten so eben sich über den Don Louis und sein Mißgeschick im Tanz unterhalten, als Bonaparte das Gespräch mit einem: „Apropos" abbrach, welches ziemlich mal-apropos kam, denn ein Blick verrieth der erbleichenden Josephine, worauf es jetzt ankam!

„Du hast ja hier," fuhr Bonaparte fort, „Perlen, die ich nicht kenne."

„Und Du hast Lust zu lachen," entgegnete Josephine, die sich schnell gefaßt hatte, mit ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, „oder Du solltest wirklich die Perlenschnur nicht kennen, die ich schon in Italien erhalten habe?" —

„In Italien? — und durch wen?" —

„Wahrhaftig, Du setzest mich in Erstaunen, Du betrübst mich; denn," fuhr die gewandte Josephine fort, „es scheint in der That, daß Du Dich mit mir gar nicht mehr beschäftigst, weil Du Dich nicht einmal entsinnen kannst, daß es die cisalpinische Republik war, die mir diesen Perlenschmuck zu Füßen legte."

Diese Worte hatte Bourienne noch gehört, der so eben eintrat und zu sich selbst sprach:

„Wetter, das war eine dreiste Lüge!" —

„Indeß scheint es mir," nahm der erste Consul wieder das Wort, „daß diese Perlen viel größer sind!" — dann mit Kennerblicken das Collier ganz aus der Nähe betrachtend, fügte er hinzu: „Gewiß, es ist ganz entschieden, ich habe sie noch niemals gesehen."

„Aber, mein Gott," rief Josephine, im Ton des Erstaunens, „Du hast sie schon zehnmal an mir gesehen. — Frage doch Eugen, wenn Du mir nicht glauben willst .... nicht wahr, mein Sohn, das sind doch

die Perlen von Mailand, war es nicht auf dem Ball der Präsidentin Melsi? ...."

"— Bei der Präsidentin Melsi .... in der That, ich erinnere mich .....," entgegnete Eugen und betroffen durch einen forschenden Blick Bonaparte's, fuhr er fort: — "ich glaube — ja — es war so, liebe Mutter!" —

"Allons, Du weißt nichts, Du Eugen," nahm der erste Consul das Wort.

"Nun wohl, dann frage Bourienne," rief die in die Enge getriebene Josephine, indem sie sich gegen den geheimen Secretair wendete.

"Ja, ja," entgegnete dieser, der gewohnt war, mit Josephinen durchzustechen in den kleinen Intriguen und Nothlügen ihrer Toilette, so wie in den ungeheuren Nothlügen ihrer colossalen Schulden, "ich erinnere mich sehr wohl, diese Perlen schon gesehen zu haben."

Damit hatte der Mann des Cabinets in der That keine Lüge gesagt; er hatte allerdings bei Josephinen jenen Schmuck gesehen, der seit beinahe drei Monaten Gegenstand einer viel schwierigern Frage gewesen war, als die Erfindung einer Katastrophe in einer Tragödie.

"Das ist denn doch sonderbar," entgegnete Bonaparte mit nachdenkender Miene; "indeß hätte ich doch darauf geschworen .... Nun, man kann sich irren .... nach dem Allen wäre es doch möglich ...."

Der erste Consul schien übrigens noch durchaus nicht

überzeugt zu sein. Mit dem Gedanken im Hintergrunde der Seele, daß dieser Perlenschmuck doch eine neue Erwerbung sei, legte er sich nieder.

Hatte Napoleon einmal einen Gedanken aufgefaßt, so blieb derselbe wie eine fixe Idee bei ihm haften, die selbst die Ueberzeugung vom Gegentheil nicht völlig zerstören konnte. Indeß mußte er auf seinen Zweifel verzicht leisten. „Ich müßte," sprach er bei sich selbst, „wohl eigentlich recht haben; indeß hier verliert selbst die Wahrheit ihre Macht; das ist eben die schwache Seite aller höhern Intelligenz daß sie sich dem gemeinen Menschenverstande unterordnen muß."

Am andern Morgen war indeß der erste Consul, ungeachtet alles dessen, was ihm Josephine Abends vorher gesagt hatte, ungeachtet der Versicherungen von Bourienne, dessen Ergebenheit für Madame Bonaparte er kannte, dennoch überzeugt, daß sich über diese Perlen noch irgend eine unberichtigte Rechnung finden werde. Er wollte darüber ins Klare kommen. Nun erinnerte er sich, daß er schon vor längerer Zeit von seiner Frau das Verzeichniß ihrer Schulden gefordert hatte, und daß diese Bilance bis jetzt noch nicht auf Bourienne's Tisch erschienen war.

Und dieser Umstand führte zu neuen Erörterungen und Verlegenheiten, die sich Josephine durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn und gedankenlosen Hang zum

Putz und für eine maßlose Verschwendung zugezogen hatte.

Plötzlich, am Morgen nach jenem Ball, erhebt sich der erste Consul von seinem Schreibtisch, steigt die verborgene kleine Treppe, die zu Josephinens Wohnung führte, hinunter, durchschreitet die Garderobe, die in frühern Zeiten das Betzimmer der Köniyin gewesen war und tritt in Josephinens Schlafzimmer in dem Augenblick, als ihre erste Kammerfrau beschäftigt war, ihr — das Corset zuzuschnüren.

„Ah! Du bist es, mein Freund," rief Josephine, indem sie leicht zusammenschreckte und sich zu verhüllen suchte; „aber Du fällst mir da wie eine Bombe in mein Schlafzimmer, zu einer Zeit, wo ich mich anzukleiden pflege — das ist denn doch unangenehm!"

„Allons, allons, das Unglück ist so groß noch nicht; für Leute, die gewohnt sind miteinander zu schlafen, giebt es keine Geheimnisse der Toilette."

Diese etwas unzarte Bemerkung war ohnehin hier nicht einmal so ganz richtig; indeß wer wird sich erlauben, indiscret zu sein?

„Du hast mir also etwas Dringendes zu sagen?" nahm Josephine wieder das Wort, nicht ohne einiges Schmollen über die ungelegene Zeit des Besuchs ihres Gatten.

„Dir zu sagen — nein, aber Dich um etwas zu fragen," entgegnete Bonaparte; „ich wünschte noch heute ein Verzeichniß der Forderungen Deiner Kaufleute und Putzhändlerinnen zu haben. Ich hatte Bourienne damit beauftragt; aber da er wahrscheinlich von Dir noch nicht die nöthigen Mittheilungen erhalten konnte, so bin ich selbst gekommen, um sie mir zu holen. — Vergiß das nicht, Josephine," fügte Bonaparte trocken hinzu, „ich will durchaus wissen, was man bei mir ausgiebt und diesen Verschwendungen ein Ziel setzen ..... Vor allen Dingen aber keine Schulden mehr! — fordere Geld von mir und ich werde es Dir nie verweigern, weil es nothwendig ist, daß Du repräsentirst und selbst ein wenig brillirst. — Sage selbst, bin ich nicht raisonnable genug? aber Du mußt es auch Deinerseits sein, Josephine. Verschwendungen erschöpfen nicht nur die Börse, sie ruiniren auch den guten Ruf und das ist noch schlimmer. — Vergessen wir nicht, daß ganz Frankreich die Augen auf uns richtet; ersparen wir ihm ein Schauspiel und uns einen Scandal, dessen Kosten es tragen müßte. Das Volk auspressen, um thörichte Ausgaben zu bestreiten, das heißt, es den Königen von Versailles nachmachen. Heut zu Tage muß das Cabinet der Tuilerien sich selbst beobachten und diejenigen beobachten, die es umgeben. — — Also — heute Abend — nein, morgen ganz bestimmt das

Schuldenverzeichniß — aber keine Zögerung mehr; oder ich werde böse." —

Große Bewegung, große Aufregung! Noch an demselben Vormittag wurde eine vertrauliche Rathssitzung gehalten zwischen Josephine, Hortense und Bourienne .....

Man hatte es allerdings dieses unglückliche Schuldenverzeichniß, das so dringend vom ersten Consul verlangt war; allein wie sollte man ihm eine Totalsumme vorführen, die eine Million und zweimal hundert tausend Francs noch überschritt? —

„Niemals werde ich darein willigen können!" rief Josephine aus, „ich glaube, er würde mich tödten."

„Der Sturm wird weniger heftig sein," entgegnete der gefällige Rathgeber, der ein wahrer Hofmann war; „wie oft hat der General mir wiederholt: ich erwarte eine ungeheuere Schuldenlast; denn ich kenne sie, sie weiß sich nicht zurück zu halten ...."

„Bonaparte ist auch ungerecht," unterbrach ihn Josephine, „er will auch gar nichts in Betracht ziehen — — da steht Hortense, die während seines Feldzuges in Egypten in die große Welt eingeführt werden mußte; das kostet Geld, ich versichere Sie, Bourienne, ein heilloses Geld!"

„Das ist wahr, Mutter; aber ....."

Dieses Aber, womit sie abbrach, hatte schon genug gesagt. Es zog eine große Menge von Gedanken hin-

ter sich her; z. B. — aber .... wenn man die Taille einer Wespe, den Fuß eines Kindes, die Figur von den gefälligsten Verhältnissen, eine elegante Tournüre, einen leichten graziösen Gang besitzt; wenn man gut singt und zum Entzücken tanzt, mit einem Wort: wenn man von der Natur so viel einnehmende und fesselnde Gaben empfangen hat, so bedarf es nur eines geringen Aufwandes, um in der großen Welt zu reussiren. — Ein weißes Kleidchen von feinem Gewebe, aber einfach garnirt; das Haar mit einer einfachen Blume geschmückt, ein paar kleine Schuhe von Satin, die zweimal auf einem Ball dienen müssen, das ist Alles! — mehr bedarf es nicht; glänzendere Umgebungen würden nur die neue Erscheinung im Glanz der Salons verschwinden lassen. — Wie anders aber, fuhr Hortense fort zu denken, mit einem Seitenblick auf ihre Mutter, wenn mehr als vierzig Frühlinge über die Schönheit einer Frau hinweggezogen sind, so wird sie vergebens sich bemühen, die letzten sechs oder sieben in Vergessenheit zu bringen. Ihre Spuren sind auf der Stirn eingegraben, in die Augenhöhlen geschrieben oder auf die Wangen gezeichnet. Die grausamen Züge der Jahre sind dort gleichsam ausgesäet; dann freilich kostet es ein wenig viel, sich in der Welt noch geltend zu machen, wo man schon seit so vielen Jahren gekannt ist. — So etwa hätte sich das „Aber ...“ der jungen Hortense commentiren lassen, und es läßt sich

nicht behaupten, daß sie damit so unrecht gehabt haben würde.

Bourienne nahm wieder das Wort:

„Ich sagte Ihnen doch, Madame, daß der General auf eine enorme Summe gefaßt ist und wenn Sie mir glauben wollen, Madame, so würden Sie ihm die Wahrheit sagen .... Freilich der erste Ausbruch wird etwas rauh sein, möglich wenigstens; indeß dann wären Sie doch alle Ihre Sorgen auf einmal los."

„Unmöglich! Sie werden mich nie überreden, ihm 1,200,000 Frcs. Schulden zuzugestehen; wir werden Lärm genug haben schon wegen der Hälfte."

„Und Sie wollen dem ersten Consul noch für eine Million und zweimal hundert tausend Francs Aerger hinterlassen, der früher oder später doch einmal losbrechen wird; denn am Ende, der Credit, den man Ihnen giebt, wird nicht ewig währen."

„Ja, ja, Mutter, Herr von Bourienne giebt Ihnen den besten Rath. Es ist besser, mit einem Schlage die ganze Geschichte zu beendigen."

„Aber zwölfmal hundert tausend Livres .... o! nein, nein, ich wäre des Todes, mir bliebe nichts übrig, als ins Wasser zu springen. Allein, die Zeit wird kommen, — Bonaparte wünscht so sehr einen Sohn — — ich habe Hoffnungen — — dann erst werde ich es wagen, ihm zu bekennen, daß ...."

Arme Josephine! sie glaubte, daß die Natur ihr solche Rechnung machen würde, wie sie es wünschte. Nur eine Französin kann auf so etwas speculiren, um die Bezahlung ihrer Schulden zu erschmeicheln.

„Weil Sie sich nicht entschließen können, Madame," nahm Bourienne wieder das Wort, „dem General den unverkürzten Etat Ihrer Schulden vorzulegen, so setzen Sie mich wenigstens in den Stand, die beabsichtigte Verstümmelung desselben vorzunehmen."

„Ja, ja, wir werden ihm darin schon genug thun, und dann später .... übrigens, wir wollen sehen! — Ich habe eine Idee ...."

Dabei aber blieb es, und am andern Morgen hatte Bourienne dem ersten Consul einen Schuldenetat seiner Gemahlin von 600,000 Frcs. vorzulegen.

Der Ausbruch der üblen Laune des ersten Consuls war stürmisch. Bonaparte sprang von seinem Sessel empor wie ein junger Hirsch.

Josephine, obgleich sie nur 50 Procent von ihrer colossalen Schuldenmasse zugestanden hatte, erwartete eine heftige Scene. Sie hatte nicht gezweifelt, daß ihr gestrenger Herr Gemahl, die geheime Treppe herabsteigend, von Zorn zu Zorn sich treibend ihr die heftigsten Vorwürfe machen würde, und um diesen zu entgehen, hatte sie die Flucht nach Malmaison ergriffen. Allein als Napoleon am Abend dort hinkam, war sein Zorn verflogen.

Er hatte Anweisung zur Zahlung ohne Schwierigkeit gegeben; der Sturm, der am Morgen furchtbar gewüthet hätte, hatte sich am Abend in ruhige und milde Vorwürfe verwandelt. Ueberhaupt hatte Josephine schon öfter Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Aufenthalt in Malmaison immer einen beschwichtigenden Eindruck auf Bonaparte's Aerger zu machen pflegte; dorthin floh sie bei jeder Veranlassung dazu.

Noch an demselben Abend erhielt Bonaparte von ihr Versprechungen der Besserung, Versprechungen, die schon so oft gegeben, so oft gebrochen waren.

„Dieses Mal," sprach Bonaparte mit einer ernsten Kälte, „rechne ich indeß darauf, daß Du in solche Unordnungen nicht zurückfallen wirst. Du hast Geist genug, um zu begreifen, daß Alles, was Dich compromittirt, auch mich treffen muß."

„Du sollst sehen, Du sollst sehen," antwortete Josephine, indem sie mit ihrer kleinen Hand die Wangen des ersten Consuls streichelte, „wie ich von Morgen an die größeste Oekonomie einführen werde. Jetzt darf ich es Dir gestehen, daß ich für eins meiner Staatsgemächer in Paris ein prächtiges Meuble bei Jacob und Boulard bestellt hatte; ich ließ sie bereits kommen, um ihnen zu sagen, daß sie es auf das einfachste einrichten sollten."

„Wohlan, ich verlasse mich auf Dein Wort."

„Und was meine Toilette betrifft, so wirst Du große

Reformen darin sehen. Für unsern nächsten Zirkel bedarf ich freilich eines neuen Schmucks; indeß will ich, daß er von der höchsten Einfachheit sei."

„Du wirst dadurch nur gewinnen, Josephine; ich habe bemerkt, daß nichts Dich besser kleidet als ein nicht zu gewählter Anzug, und wenn alle Welt nur auf Schaustellung des größesten Reichthums sieht, so bleibt es sehr distinguirt, sich dessen zu enthalten."

Napoleon hatte gesprochen wie ein Kriegesheld, der sich nur mit Lorbeeren zu schmücken braucht, um alles Kleiderschmucks entbehren zu können. Aber ein solches Raisonnement konnte Josephinen nicht überzeugen; hätte sie auch ignoriren wollen, daß in der gesuchten Einfachheit ihres Gemahls vielleicht mehr Koketterie lag, als in allen den reichgestickten Uniformen der glänzenden Generalität, die ihn umgab.

Josephine arbeitete in der That von jetzt an mit großem Ernst an ihrer Besserung; ob mit Erfolg, werden wir sehen.

Schon am folgenden Morgen erschienen auf Befehl die Meubleshändler Boulard und Jacob in den Tuilerien.

Madame Bonaparte erklärte ihnen, daß sie in Hinsicht auf das bestellte Meuble ihre Meinung geändert habe; daß sie in Hinsicht der Wahl des Holzes, der

Stoffe, der Garnituren und alles dessen, was nur hindeute auf die Absicht zu glänzen, Verzicht geleistet habe.

„Ich will," fügte Josephine hinzu, „daß das Alles so einfach sei, als nur immer möglich ist."

„Indeß wird Madame nicht auf Schönheit Verzicht geleistet haben," fragte Jacob.

„Nein, ohne Zweifel; ich halte auf eine einfache Schönheit, eine sehr einfache."

„Das wird schwierig sein auszuführen," bemerkte Boulard.

„Ich beabsichtige große Einschränkungen," nahm die Dame der Tuilerien das Wort, „eine Oekonomie, die dem ersten Consul sogleich ins Auge fällt .... Im übrigen will ich lieber, daß es mir ein wenig mehr kostet, als daß die Sache nicht ganz einfach erscheint."

„Gut, Madame, so werden wir eine kostbare Einfachheit in Mode bringen."

„Ah, das ist excellent, das wird Europa in Erstaunen setzen und man wird nicht wissen, daß es ein Brummen Bonaparte's gewesen ist, welches die Weltordnung der Mode umgekehrt hat."

Man sieht, daß Josephine sich trefflich auf die Form verstand und daß es ihr mehr darauf ankam, Bonaparte zu befriedigen, als sich wirklich einzuschränken.

Wie sie nun einmal im Zuge war mit solchen schein-

baren Einschränkungen, ließ sie alle ihre Fournisseurs kommen.

Man sah zu gleicher Zeit in den Tuilerien erscheinen: Mademoiselle Despeaux, Modehändlerin, deren Lumpereien sehr dauerhaft waren — nach ihren Reden nämlich; sodann Madame Germont, ihre Nähterin, die ihre Roben sehr nachlässig, ihre Rechnungen aber sehr sorgfältig behandelte; die Leroi, eine Händlerin, die geschickter war, allerliebste Complimente zu sagen, als gute Zuthaten; Coop, der Fußbekleidungskünstler, der en vogue war und excellente Schuhe verfertigte, vorausgesetzt, daß man es sich nicht einfallen ließ, darauf gehen zu wollen.

Alle diese berühmten Industriellen waren auf Josephinens Ruf herbeigeeilt, um mit einigem Zweifel das neueste Manifest der Oekonomie anzuhören, das ihnen Josephine bekannt machte. Jede dieser Damen aber sagte zu sich selbst: „wenn sie dieses Project ausführt und die Hälfte weniger bei mir bestellt, so werde ich schon zu meiner Rechnung kommen, indem ich sie für jeden Gegenstand dieser Hälfte noch einmal so viel bezahlen lasse, als früher für die Gegenstände der größern Aufträge."

In einer anhaltenden geheimen Sitzung beauftragte sie Leroi und Madame Germont ihren Erfindungsgeist zu vereinigen, um für sie einen Anzug von der höchsten und geschmackvollsten Einfachheit zu erfinden.

„Eine weiße Robe zum Beispiel — lassen Sie

sehen, Leroi, wie wählen wir die Garnitur dafür, um ein Ideal von Einfachheit zu schaffen."

„Aber, Madame, Blumen sind das Einfachste was wir haben," entgegnete der Modeschneider, indem er seine Cravatte mit seiner gewöhnlichen Ziererei zurecht rückte; „ich habe die Ehre Sie zu versichern," fuhr er im näselnden Tone fort, „daß Madame Prevost Rosen herstellt, Dolizinus! das Stück kostet auf Ehre nicht mehr als 50 Francs; aber die Natur, Madame — die Natur ist gar nichts dagegen; wenn man noch eine Rosenknospe hinzufügt, so beträgt das nur 25 Francs mehr. Ich sage Ihnen: Aurorens Zähren sind das non plus ultra in der Kunst."

„Nein, nein," rief Josephine, „ich will keine Rosen; das ist zu sehr in die Augen fallend, zu prätentiös — — es ist nothwendig, daß für mich etwas Einfacheres erfunden werde."

„Ich habe es," rief Leroi, indem er sich vor die Stirn schlug, „eine Garnitur von Farrenkraut, unten um das Kleid, um den Gürtel und um den Kopf. — Gott wie ist das so nymphenhaft, so ätherisch — so .... ich weiß es nicht auszudrücken! — so spirituel! — und alle Welt in den Salons wird trällern:

„„Wie schön bin ich, mit Farrenkraut geschmückt!""

„Schweigen Sie, Meister Narr!" gebot Josephine im vollen Lachen, indem sie die Thorheiten und selbst

Impertinenzen einem so berühmten Kleiderkünstler nachzusehen pflegte, dem die eleganten Damen es sogar gestatteten, wenn er beim Anprobiren neuer Kleider es sich erlaubte, ihre Schultern oder ihren schönen Nacken zu loben.

„Ich liebe solche Garnituren," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „ich nehme sie an; aber wählen Sie das Schönste, was es giebt im Genre des Farrenkrauts."

„Verlassen Sie sich auf mich, Madame."

Am nächsten Abend, als wieder Zirkel bei Madame Bonaparte in den Tuilerien war, erschien Josephine in einem solchen ländlichen Schmuck, der von sehr guter Wirkung war. Der erste Consul war entzückt darüber.

„Sehen Sie," rief er, „wie Ihnen das herrlich steht — wie diese grüne Umgebung Ihrer Stirn die dunkle Farbe Ihres Haars und den Glanz Ihrer Augen so reizend hervorhebt — — das ist unendlich schöner, als alle jene Diamanten, die Sie ruiniren. — — Josephine, ich bin mit Dir zufrieden!" —

Das war das höchste Lob, was die Gattin des ersten Consuls bis jetzt erhalten hatte; Josephine war darüber entzückt und nannte die Einfachheit des Geschmacks den Schutzengel ihres Glücks.

Bourienne näherte sich ihr, um seine Glückwünsche denen der eleganten Welt hinzu zu fügen.

„Der erste Consul,“ sprach der geheime Secretair, „befindet sich im dritten Himmel. — Man muß indeß gestehen, daß diese Garnitur zum Bewundern gearbeitet ist. Wovon ist sie gemacht?“

„Mein Gott,“ antwortete Madame Bonaparte, „nichts ist einfacher; es ist alles gutes Gold, aber emaillirt.“

„Wahrhaftig,“ rief Bourienne; „aber das ist eine römische Arbeit — Ihr Schmuck von Farrenkraut, Madame, wird immer seine dreißig tausend Francs kosten.“

„Ah, was sie mir da sagen?“ entgegnete Josephine, der es noch nicht eingefallen war nach dem Preise zu fragen, erstaunt und dann fügte sie mit ihrer liebenswürdigen Naivetät hinzu: „da sehen Sie selbst, Bourienne, wie kostbar es ist, sich einfach zu kleiden!“ —

Sechs Monate später waren die 600,000 Frcs. Schulden, die Josephine dem ersten Consul, ihrem Gemahl zugestanden hatte, bezahlt; allein abgesehen von den neuen Schulden, welche die große Oekonomie, wovon die Garnitur von Farrenkraut nur ein kleines Beispiel gab, herbeigeführt hatte, blieb doch immer noch der Schuldenrest von zweimal hundert tausend Thaler, wovon man Bonaparte ein Geheimniß gemacht hatte, kein geringer Plagegeist für die arme Josephine.

Madame Bonaparte war aus den Bädern zurück-

gekehrt, ohne daß die Natur ihre Hoffnung auf neue Mutterfreuden, worauf sie zu Gunsten der Liquidation dieser Schulden gerechnet hatte, erfüllen zu wollen schien.

Indeß wurden ihre Gläubiger unruhig; es war zu besorgen, daß sie sich an den ersten Consul wendeten, und dann würde sicher der Sturm noch zweimal so stark gewesen sein, als hätte man früher die volle Wahrheit zugestanden.

In dieser verzweifelten Lage wurde der gewandteste aller Geheimschreiber nicht selten von Josephinen angegangen, ihr zu Hülfe zu kommen. Jeden Morgen nach dem Frühstück hielt sie ihn am Rockzipfel zurück, um ihm von der Ungeduld ihrer Gläubiger zu erzählen. Aber der arme Secretair mochte sich noch so viel die kluge Stirn reiben, für diesen verzweifelten Fall kam kein gescheidter Einfall zu Tage — am wenigsten eine Hülfsquelle für die sechsmal hundert tausend Francs an Passivis.

Die Sache war übrigens am ganzen Hofe nur Einem ein Geheimniß geblieben, das war Bonaparte selbst. Niemand aber, außer Bourienne, sah sich schon durch seine amtliche Stellung besser davon unterrichtet, als der Polizeiminister Fouché. Einigemal schon hatte er aus geheimen Fonds der Polizei die dringendsten Anforderungen befriedigt; jetzt hatte sich Josephine in ihrer an Verzweiflung gränzenden Lage abermals an ihn gewendet.

Der schlaue Polizeiminister suchte sogleich Nutzen aus dieser Mittheilung zu ziehen.

„In Wahrheit, Madame,“ entgegnete er, „Ihre Lage rührt mich ungemein; ich kenne die Strenge der Grundsätze des ersten Consuls über Alles, was Schulden heißt. Ich könnte Ihnen sogar einen neuen Beweis davon liefern; denn Ihr Gemahl hat mich ausdrücklich beauftragt, unter der Hand allen Ihren Kaufleuten und Banquiers von Paris den Rath zu geben, den Anweisungen seines eignen Bruders Joseph allen Credit zu versagen, denn er hatte schon einigemal auf die Tuilerien Wechsel gezogen. Sehen Sie hier die Copie eines Briefes, den der erste Consul an seinen Bruder geschrieben hat. Sie sehen daraus, wie ungnädig Ihr Gemahl alles Schuldenmachen aufnimmt.“ —

Jedes dieser wohlberechneten Worte erhöhten Josephinens Aengstlichkeit und Unruhe.

„Alles das,“ fuhr Fouché fort, „beweiset, daß in Sachen der Schulden der erste Consul sich gar nicht behandeln läßt.“

„Sie lassen mich zittern, mein Herr!“ rief Josephine beinahe aufgelöset vom Schreck.

Das war es eben, was der schlaue Fouché beabsichtigt hatte.

„Wenn die Fonds meines Ministeriums weniger beschränkt wären,“ nahm er mit erheuchelter Theilnahme

das Wort, „so würde ich im Stande sein, Madame ein wenig zu Hülfe zu kommen in dieser schwierigen Lage, und das würde ich für ein großes Glück für mich halten .... aber leider sind die Anweisungen für die geheime Polizei, die einzige Parthie, die gut dotirt ist, durch die Ausgaben für die Tuilerien erschöpft, wo ohnehin die Ungeschicklichkeit der damit beauftragten Vertrauten noch eine zweite geheime Ueberwachung ihrer Mittheilungen nothwendig macht. — Der erste Consul läßt mir übrigens die Gerechtigkeit widerfahren, daß Niemand besser, als ich geeignet sei, für seine Sicherheit zu wachen. Ich wiederhole es Ihnen, Madame, die Mittel, die ich für solche Zwecke verwenden muß, sind sehr kostbar — sehr kostbar ...."

In diesem Augenblick machte Bourienne, der hinter Josephinen stand, dem Minister der Polizei ausdrucksvolle Zeichen, die dieser gar wohl verstand. Fouché aber that, als hätte er nichts davon bemerkt und fuhr fort:

„Ich sagte Ihnen doch, Madame, daß die Summen sehr beträchtlich sind, die ich an meinen geheimen Agenten der Polizei bezahle, der ein Mann ist, nicht weniger habgierig, als einsichtsvoll ...."

Zeichen der wahren Verzweiflung von Seiten des Secretairs folgten dieser Einleitung.

„Und diese Summen," fuhr Fouché fort, „nehmen meine Fonds so sehr in Anspruch, daß es unmöglich

erscheint, noch eine zweite geheime Polizei zu Malmaison zu begründen. Und doch muß ich wissen, was dort passirt, auf die zuverlässigste Weise; denn ich lebe in einer steten Unruhe, so oft der erste Consul sich nach diesem Lustschlößchen begiebt. — Nicht alle Verschworne der Höllenmaschine haben bis jetzt ermittelt und ergriffen werden können."

— „Mein Gott, Bürger Minister, wenn das Leben Bonaparte's noch bedroht wäre ...."

„Zu Paris stehe ich mit meinem Kopfe ein für dessen Erhaltung .... indeß in Malmaison kann ich es nicht mit gleicher Sicherheit .... Ich bedürfte dazu irgend Jemanden im Schlosse, der in die geheimsten Verhältnisse eingeweiht ist — eine Person, der weder der Salon, noch das Boudoir, weder die herrschaftlichen Zimmer, noch die Mansarde, wo die Dienerschaft sich drängt, ein Geheimniß verschließt .... ich bedürfte einer Person, deren Blick zugleich das Innere, wie die Gärten bewacht ... wenn zum Beispiel Abends, in der Dämmerung ein gelbes Cabriolet an der kleinen Thür des Parks ......"

„Ein gelbes Cabriolet, Bürger Minister!" wiederholte Josephine mit einer nicht zu verbergenden Aufregung.

„Gelb oder grün, was thuts .... das war nur eine Voraussetzung .... und wer etwa heraussteigt, in

der Absicht vielleicht, irgend einer Intrigue in der Mansarde — ein junger Mann, brünet ....“

„Ein junger Mensch, brünet ....?“ wiederholte Madame Bonaparte, die nicht begreifen konnte, wohin das führen sollte.

„Brünet oder blond .... das ist nur ein Beispiel aus der Luft gegriffen, weil die Verschwörer alle Gestalten annehmen; und jedes Vorwandes sich bedienen so in Malmaison, wie in Paris ist es unerläßlich, daß ich trefflich bedient werde durch irgend Jemand, der so gestellt ist, um Alles sehr genau beobachten zu können. Es hängt davon vielleicht die Wohlfahrt der ersten Magistratsperson von Frankreich ab. Ich stehe dafür ein, daß eine solche Surveillance, die ohnehin ohne alle Mühwaltung durch einen Beauftragten mir ihre Mittheilungen machen könnte, reichlich bezahlt würde. Ich würde mit Vergnügen 1000 Frcs. täglich darauf verwenden.“

„Tausend Francs täglich! — Ei das ist ein schönes Honorar,“ rief Josephine mit einer Bewegung von Lüsternheit darnach.

„Man könnte allerdings für viel weniger einen täglichen Bericht erhalten. Das System der Unterhändler existirt auch in meinem Personal. Bedenken Sie, Madame, daß Sie in den Tuilerien täglich die General

unternehmer der Polizei empfangen werden, die eben nicht gewohnt sind, ihre Hand auf die Tasche zu legen .... die haben Unterschleife gemacht — fragen Sie Bourienne."

„Gewiß, Madame," versicherte der geheime Secretair .... „es sind die Directoren der Bezirke — die Reals mit dem kleinen Fuß und andere. Diese Leute wachen für das Heil der Republik in einer Loge der Oper, im Concertsaal, wo Garat singt, indem sie die Trüffeln von Cambacérès verschlingen — charmante Functionen, wornach jeder begierig ist, aber sie passen nicht für Jedermann. In Malmaison, wo jeder sie bemerken würde, bedarf ich höher gestellter Personen, einer Person, die für die Sicherheit des ersten Consuls wacht, nicht blos mit den Augen uud Ohren, sondern auch mit dem Herzen; dort ist es eine Mission der Einsamkeit und Zärtlichkeit, deren fast einziges Ziel die Sicherheit Bonaparte's ist."

„Ah, was sagen Sie da, Bürger Minister?"

„Die Wahrheit, Madame!"

— „Nun wohl, ich werde Jemand suchen von meinem innern Dienst, zwei oder drei Personen, wenn es sein muß."

„Ich hatte nicht gewagt, Ihnen dergleichen zu proponiren, Madame, denn Sie würden sich dadurch mit einer großen Sorge belastet haben, mit der Sorge, auf

Alles zu achten, was mir jeden Abend mitgetheilt werden könnte."

„Zählen Sie auf mich, Bürger Minister. Wie Sie es sagten, ich werde mit dem Herzen wachen."

— „Nun wohl, Madame, dann werde ich Anweisung ertheilen, daß Sie jeden Tag über 1000 Frcs. verfügen können .... im Interesse Ihrer Wachsamkeit und der meinigen für das Heil des Vaterlandes."

„Ein Project voll Weisheit und voll Liebe!" rief Bourienne; „und damit die Ausführung ohne Hinderniß erfolge, so wird der Herr Minister schon die Mittel finden, für einen Monat voraus zu bezahlen, diese Honorare, die erst gegen Ende des Jahres in Rechnung gebracht werden können."

„Ohne Zweifel, Bürger Bourienne, ohne Zweifel und Sie werden mir beistehen, um die Genehmigung des ersten Consuls zu einer Ausgabe von 1000 Frcs. täglich für die Sicherheit von Malmaison zu erlangen."

„Ja, Bourienne," rief Josephine lebhaft, „helfen Sie dem Bürger Minister."

Am folgenden Tage war Bourienne beauftragt, die versprochenen 30,000 Frcs. zu heben. —

So war es dem mächtigen Beherrscher von Frankreich leichter geworden, Italien zu besiegen, Republiken und Königreiche zu schaffen, als Ordnung in seinem Haushalt herzustellen und eine kleine Frau zu regieren, di

mit seinem Geheim-Secretair und seinem Polizeiminister im Bunde stand.

Bald sollten indeß noch glänzendere Verhältnisse Josephinen dieser kleinen Sorgen und Intriguen überheben, um sie an größere zu gewöhnen.

Sechzehnter Abschnitt.

Napoleon's hochfliegende Pläne. — Die Creolin von Isle de France wird Kaiserin. — Der Zwang der Etikette macht sie nicht glücklich. — Voraussagung. — Josephine in Mailand erfährt eine Zurücksetzung von Seiten Napoleon's. — Getäuschte Eifersucht. — Napoleon tyrannisirt die Toilette. — Der Kaiser und die Modehändlerinnen in den Tuilerien. — Napoleon, Josephine und der Dichter. — Der Großstallmeister. — Dessen Dienst. — Geheimniß bei der Abreise des Kaisers. — Das Mitreisen der Damen. — Das Mitreisen der Kaiserin unter seltsamen Umständen. — Der eitle Modehändler. — Die ihren Vater rettende Tochter. — Josephine und ihr Arzt. — Ihr Leben auf Malmaison. — Höhe des Glücks. — Und dennoch ......

Bonaparte erhielt unausgesetzt die sprechendsten Beweise von Ergebenheit. Der siegreiche Militairstaat, den er begründet hatte, erforderte eine starke und feste Stellung. Zum ersten Consul hatte er sich erhoben durch die Gunst des Glücks, und das Gefühl seiner Kraft, verbunden mit einem unbegränzten Ehrgeiz, gab ihm den Wunsch, den Plan und die Hoffnung, noch höher zu steigen.

„Madame," sprach er einst im feierlichsten Tone zu Josephinen, „schon lange sind die Republikaner mit mir einverstanden; und bald wird Ihr Gemahl auf den schönsten Thron der Welt sich setzen."

Verfolgen wir hier nicht weiter die Intriguen, wodurch das geschah; übergehen wir die Verschwörung von Moreau, Pichegrü und Cadoudal — sie trug nur dazu bei, für ihn noch mehr Sympathien im Volke zu erwecken und ihm den Weg zum Thron zu erleichtern. Die Brücke dorthin war erst das zehnjährige, dann das lebenslängliche Consulat gewesen — das Ziel: eine Kaiserkrone. —

Die kleine Creolin von Isle de France war jetzt Kaiserin der Franzosen.

Ein glänzender Hofstaat umgab sie, alle Welt hielt sie für die glücklichste Frau auf Erden; allein von der Strenge der Etikette erdrückt, ahnete ihr Geist, daß diese angemaßte Herrlichkeit nicht von langer Dauer sein werde.

Bonaparte gestand ihr zu, daß der schlummernde Haß vielleicht nur auf eine günstige Gelegenheit warte, um in offene Empörung auszubrechen.

„Aber," fügte er hinzu, „ich werde Gerechtigkeit regieren lassen und meine Völker beschützen, damit sie mir selbst wieder Schutz gewähren; besonders aber will ich mich nicht auf meine Hofleute verlassen, wenn ich die Wahrheit zu ergründen wünsche."

Als Napoleon vom Pabst im December 1804 die heilige Salbung als Kaiser empfangen hatte, sah sich Josephine genöthigt, die feierlichen Glückwünsche des Hofes und aller Behörden anzunehmen. Die Gleichförmigkeit und gesuchte Schmeichelei der Complimente ermüdeten sie so, daß sich ihren Gedanken nachhängend ihre glänzenden Augen mit Thränen füllten.

„Wie?“ flüsterte ihr Napoleon zu, „Josephine vergießt Thränen; sie allein nimmt nicht Theil an dem Glück desjenigen, worüber sie sich freuen sollte?“ —

„Das Glück,“ entgegnete Josephine, „wenn es in irdischer Größe beruhet, macht nicht allemal glücklich!“ Und im Stillen ihren Gedanken nachhängend, gedachte sie mit Wehmuth der heitern Tage, die sie in Malmaison und in ihrem Hause in der Straße Chantereine verlebt hatte; welche Freiheit und Heiterkeit der geselligen Bewegung damals, welche steife Repräsentation jetzt. Napoleon's eiserner Wille wachte darüber, daß die Strenge der Etikette auch nicht mit einem Schritt überstiegen wurde. Von ihren frühern Freunden und Freundinnen sah sie sich getrennt; Napoleon ernannte die Personen, die allein Zutritt haben durften zu der Kaiserin. Sie befand sich wie in einer Festung, von hundert Augen bewacht. Düroc hielt ein Verzeichniß von allen Personen, die im Schlosse aus- und eingingen, und hatte jeden Abend darüber dem Kaiser Bericht zu erstatten. Dieser duldete nicht die ge-

ringste Zurückhaltung und gab dann weitere Befehle, die Josephinens freie Bewegung immer noch in engere Gränzen einschlossen.

Josephine sollte als Kaiserin repräsentiren, nicht als Weib sich an Herzen anschließen, oder das Leben genießen. Sein eigner Ehrgeiz hatte ihn selbst immer mehr zum finstern kalten Herrscher gemacht, und er forderte von seiner Gemahlin gleiche Isolirung, um mit ihr auf einsamer Höhe über Welt und Menschen zu stehen.

Als Gattin des ersten Consuls war sie glücklich, Wohlthaten spenden zu können, jetzt als Kaiserin war Alles regulirt; nicht sie, sondern ihr Grand-Aumônier vertheilte die Almosen nach vorher angefertigten Listen; die Zugänge zum Throne waren so verbauet, daß kein Unglücklicher sich ihr nahen konnte, um ihr Herz zu rühren.

Ihr Einfluß auf Napoleon minderte sich; denn auf dem Gipfel menschlicher Größe hielt er sich für unverwundbar. Sein Stolz fühlte sich nicht selten durch ihre Freimüthigkeit verletzt. Er wurde böse, wenn sie an der Dauer seiner Regierung Zweifel auszusprechen wagte; und gerieth in Wuth bei der Vergleichung seines Hofes mit dem von Versailles. Kurz, er gab ihr den Rath, ihre Bemerkungen für sich zu behalten und verbot ihr ernstlich, sich um Maßregeln seiner Regierung zu bekümmern.

Josephine versprach ihm, zu gehorchen, doch unter dem Vorbehalt, für seine persönliche Sicherheit zu wachen.

„Meine Macht," bemerkte er bei solchen Aeußerungen, „ist über jeden Angriff erhaben."

„So lange Josephine Deine beste Freundin bleiben wird," entgegnete sie mit Nachdruck.

Die Folgezeit der Geschichte lehrte, wie richtig ihre Voraussagungen waren; indeß Napoleon wollte nichts davon hören. Er wurde ernstlich böse und erwiederte:

„Du hast den Kopf verloren!" —

„Bonaparte," versetzte sie kalt, „ich habe bemerkt, daß Du bei diesen Worten blaß wurdest. Wie? der mächtige Kaiser der Gallier sollte vor seinem Untergange zittern, wenn er jemals sich von seiner Gemahlin zu trennen Lust hätte? — und doch vermuthe ich, daß dieser entsetzliche Gedanke Dich noch oft schaudernd ergreifen wird." —

Ein beobachtender Blick war die Folge dieses dreisten Gesprächs; aber das Schweigen des Kaisers erschütterte ihre Fassung und freiwillig versprach sie, sich nach seinem Willen genau zu richten.

Der Kaiser schickte sich an, seine italienischen Staaten zu bereisen. Josephine mußte ihn nach Mailand begleiten.

Welch ein Unterschied zwischen Damals und Jetzt? —

als Gattin des siegreichen Generals verdankte Josephine die glänzendsten Siege ihrer einnehmenden Persönlichkeit; jetzt, umgeben vom Glanz der Kaiserkrone, sah sie sich nur von kalter Schmeichelei empfangen und im Innern vielfach gekränkt. Magistratspersonen gingen so weit, dem hohen Kaiserpaare einen besondern Eingang durch die Stadtmauern zu öffnen, damit, wie sie sagten, dieser große Mann, dessen erstaunlicher Ruhm ihn über alle Sterblichen erhebt, auf einem Wege seinen Einzug halte, der vor ihm und nach ihm kein Anderer je betreten hat, noch jemals wieder betreten darf.

Dort in Mailand sah Josephine endlich nach langer Trennung ihren Sohn Eugen wieder. Er war zum Vicekönig des neuen Reichs ernannt und dessen Erhebung, bei einer liebevollen Zärtlichkeit für seine Mutter, war ihr einziger Trost in diesen Tagen eines glänzenden Trübsals; denn hier fühlte sie zum ersten Male, daß auch der Purpur seine Schmerzen habe.

Wir wissen, daß die Familie Napoleon's schon längst gegen Josephine eingenommen war. Immer mehr sollte sich deren Einwirkung auf das Gemüth ihres Gemahls geltend machen. Tausend Insinuationen von Seiten seiner Angehörigen brachten ihm nach und nach eine solche bittere Stimmung gegen Josephine bei, daß sie nicht selten sich zur Zielscheibe seines Spottes verdammt sah. — Das engelgleiche Weib ertrug Alles mit einer wahrhaft

himmlischen Geduld und Ergebung, die nicht selten seinen Unmuth entwaffnete; — um desto tiefer litt sie im Stillen.

Sie hatte nichts weniger erwartet, als auch in Italien, wie in Paris, mit ihrem Gemahl gekrönt zu werden. Doch ihr Gemahl sagte ihr kurz vorher, nicht ohne Härte:

„Sie können sich begnügen, Madame, in der Hauptstadt Frankreichs gekrönt zu sein; in Mailand kann es nicht geschehen. Der Titel eines Königs der Lombardei kommt mir allein zu. Ich werde mir selbst die eiserne Krone aufs Haupt setzen. Gott hat sie mir gegeben und wehe dem, der sie anrührt!" —

Indem Josephine eine bloße Zuschauerin der rühmlichen Triumphe ihres Gemahls wurde, fand sie Ersatz für diese und andere Demüthigungen, denen sie ausgesetzt war, in dem Glück und in der Liebe ihres Sohnes.

Noch andre Sorgen kamen hinzu. Napoleon fing an, sie zu vernachlässigen. Beständigkeit und eheliche Treue gehörten nicht zu seinen Lieblingstugenden. Dabei war er sehr eifersüchtig und kränkte Josephine nicht selten durch grundlosen Verdacht.

Wir könnten pikante Anekdoten als Beleg zu dieser Behauptung erzählen; allein vor dem Richterstuhl der Geschichte lassen sich die Fehler der Monarchen nicht verbergen — wozu sollen wir noch ihre Schwächen aufdecken? — in der Geschichte steht Napoleon trotz seiner

bedeutenden Fehler groß und einzig da — beflecken wir nicht das Bild der Phantasie mit seinen Schwächen als Mensch.

Aber auch Josephine war von starker Eifersucht gequält. Sie war zu sehr Weib, um von diesem vielleicht größesten aller Seelenleiden sich frei erhalten zu können.

Eines Abends, schon spät in der Nacht, traf Frau von Remûsat, Gattin des Palastpräfecten, die Kaiserin in Thränen zerfließen.

„Es ist kein Mensch unglücklicher, als ich," klagte sie; „ich bin überzeugt, daß der Kaiser in diesem Augenblick ein Frauenzimmer bei sich hat. Nehmen wir ein Licht und gehen wir, ihn zu überraschen."

Madame de Remûsat machte vergebens Versuche, um sie von dieser Idee abzubringen. Angekommen vor der Thür des Schlafzimmers des Kaisers, hört plötzlich die Dame d'Atour ein starkes tiefes Schnarchen. Voll Schreck darüber ergreift sie die Flucht und läßt Josephine allein im Dunkeln. Diese kehrt zurück mit lautem Lachen. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß es der Mameluck des Kaisers, der furchtbare Rustan war, der, auf der Thürschwelle hingestreckt, so gewaltig schnarchte.

Was hätten aber die beiden Damen gefunden, wenn sie eingetreten gewesen wären? —

Wir fühlen uns nicht berufen, es zu verrathen; doch

seitdem verlegte Napoleon seine Rendezvous außerhalb des Schlosses, und bediente sich dazu vorzugsweise eines kleinen Hauses, das er durch seinen ersten Kammerdiener Constant hatte miethen lassen, in der Allee der Wittwen .. —

Die arme Josephine hatte auch noch andre kleine Leiden zu erdulden. — Napoleon tyrannisirte ihre Toilette, wie sie klagte, und das hieß allerdings, sie in ihren Lieblingsneigungen kränken.

Es ist bekannt, daß der Kaiser ihre Toilette zu revidiren pflegte, ehe er zuließ, daß sie öffentlich erschien. Eines Abends traf er sie, vor dem Trümeau stehend, durch vier Kammerfrauen mit Armleuchtern erhellt, in einer kindischen Freude über ein kostbares Kleid von Rosaseide, reich mit Blumen garnirt, das sie, von den Schmeicheleien ihrer Damen unterstützt, für sehr schön und wohlkleidend hielt.

Napoleon betrachtete sie einige Augenblicke mit untergeschlagenen Armen. Seine Augenbrauen zogen sich indeß immer finsterer und drohender zusammen. Josephine fing an sich zu ängstigen.

„Madame," brach er endlich los, „eine Kaiserin kleidet sich nicht wie eine Balletänzerin; und damit Sie nicht weiter in Versuchung kommen, sich auf solche

Weise zu blamiren, so werde ich Sie an einer Narrheit hindern."

Und damit goß er ihr den ganzen Inhalt eines vollen Tintenfasses über das noch völlig neue Kleid und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, hinaus.

Josephine war außer sich über diesen Affront; indeß nichts blieb ihr übrig, als sich in den Geschmack ihres Gemahls zu ergeben und sich umzukleiden.

Die Damen der Kaiserin glaubten sich zu insinuiren, indem sie über die Tyrannei des Kaisers klagten, in Dingen, die ihm nichts angehen. Josephine aber wurde ernstlich böse; denn als gute Frau nahm sie gegen andre Personen stets die Parthei ihres Gemahls.

„Das verstehn Sie nicht," rief sie; „Napoleon hat in dieser Hinsicht den richtigsten Tact und ich fühle es jetzt selbst, daß diese Toilette für mein Alter viel zu jugendlich — und für meinen Rang viel zu theatralisch ist. — Allons, ein andres Kleid! — —

Eine andre Anekdote, welche Napoleon's Strenge im Hausregiment beweiset:

Die Kaiserin hatte befohlen, daß die Dame Despeaux und Corot, ihre Modehändlerinnen, jedesmal bei ihr eingeführt würden, wenn sie etwas Neues ihr vorzulegen hätten. Der Kaiser dagegen hatte ausdrücklich verboten, sie in die großen Empfangzimmer eintreten zu lassen; er wollte überhaupt nicht, daß sie sich in der Gallerie,

oder in den Salons für den Dienst stationirten (das war sein Ausdruck).

Eines Tages begegnete der Kaiser Mademoiselle Despeaux, begleitet von zwei ihrer Adjutantinnen, sehr niedliche Mädchen, die fast erlagen unter der Masse ihrer Cartons, womit seit einer halben Stunde die Kaiserin erwartet wurde, wenn sie aus dem Bade kommen würde.

Beim Erblicken des Kaisers suchte Demoiselle Despeaux sich hinter andre Personen zu verstecken, die sich in demselben Zimmer befanden. Indeß hatte er sie gesehen.

„Madame," sprach er nachdrücklich, „das ist hier nicht Ihr Platz; Sie sollten das wissen; gehen Sie, die Kammerfrauen der Kaiserin aufzusuchen."

An demselben Morgen beim Frühstück sprach er zu Josephine: „Wenn Du Deinen Kopf darauf setzest, Deine Lumpenhändlerinnen in den Appartements erscheinen zu lassen, wo meine Offiziere sie in die Wangen kneipen und ihnen Polissonnerien sagen, so sage ich Dir, daß ich darüber ernstlich böse werde."

Josephine versprach mit liebenswürdiger Hingebung, daß das nicht wieder vorkommen würde. Sie hatte aber wenigstens schon zum hundertsten Male Besserung versprochen und nie es gehalten. Am folgenden Morgen befanden sich schon wieder die Herrn Modehändler Abro Nurtier und Demoiselle Noel in der großen Gallerie.

Die Zulassung der Modehändlerinnen im Innern der Tuilerien war zudem ein Ruin für die Börsen der Ehemänner. Als Folge davon entstanden tausend Verlegenheiten, Störungen des Familienfriedens oder Schulden. Man klagte die Kaiserin an, die erste Ursache der Verlegenheit ihrer Damen zu sein. Sie versprach, alle Schulden derselben zu bezahlen — ach! sie hatte mehr als genug an ihren eignen Schulden. Hingerissen durch den ausschweifenden Luxus und die Nichtachtung alles Geldes, woran die reichen Creolinnen so sehr gewöhnt sind, war es ihr stets unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, oder sich von Schulden zu befreien. Daher die stete Belästigung des Kaisers mit Beschwerden über die Schulden der Kaiserin, und sein beständiger stets erneuter Unwille darüber, der den Frieden ihrer Ehe zerstörte. Man weiß, daß solche Beschwerden den Kaiser noch nach Elba verfolgten; und dennoch gab es auch wieder, trotz aller Etikette und aller Schulden, sehr gemüthliche Scenen in ihrem häuslichen Leben, die keine Störung ihres häuslichen Friedens ahnen ließen.

Erzählen wir einige dieser Züge.

Ein damals beliebter Dichter, der jetzt noch wenig gekannt ist, Namens Legouvée, hatte ein Trauerspiel: „Heinrichs IV. Tod" vollendet und wünschte es dem Kaiser vorzulegen, ehe er es dem Théâtre français einreichte.

Napoleon erklärte sich bereit dazu und Talma sollte es ihm vorlesen. Zur Audienz für diesen Zweck war die Mittagsstunde eines Tages bestimmt. Der Kaiser befand sich damals in St. Cloud. Talma, in Begleitung des Dichters, stellte sich dort pünktlich ein. Die Schwestern des Kaisers wünschten in Begleitung ihrer Damen der Vorlesung im „blauen Salon" beizuwohnen; denn man hatte sich am Hofe erinnert, daß der Dichter schon ein Werk geschrieben hatte: „Das Verdienst der Frauen", man wußte nicht recht, ob Gedicht, Drama oder Roman, indeß schon der Titel gereichte ihm hinreichend zum Verdienst, um für den Dichter ein persönliches Interesse in den höchsten Kreisen der Damen zu erwecken; doch der Kaiser gab ihnen höflich, aber auf das bestimmteste zu erkennen, daß die Sitzung eine geheime sein solle, bei welcher außer der Kaiserin und dem Großmarschall Niemand zugegen sein dürfe. Auch verriegelte er eigenhändig die zu den übrigen Gemächern führenden Thüren und winkte Legouvée, sich auf einem Stuhl nieder zu lassen. Der Dichter schien zu zaudern.

„Wie?" rief Napoleon, mit der ihm im Privatleben so eigenen Liebenswürdigkeit, „soll ich etwa auch stehen bleiben?"

Der Dichter und der Kaiser setzten sich. Die Kaiserin Josephine saß schon, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, im Fauteuil; ihre erste Hofdame ließ sich auf ihren Wink ebenfalls auf einem Tabouret nieder und der

Marschall Dûroc stellte sich etwas zurück, mit dem Arm auf die Lehne eines Sessels gestützt, um aufmerksam zuzuhören, und Talma, der große Mime, begann die Vorlesung mit jenem Pathos der Declamation, welcher im damaligen Zeitgeschmack schön gefunden wurde.

Während der peinlichen Herzensergießungen Heinrichs IV. gegen Sülly über den Stolz der Medizäerin, lächelte Napoleon seiner Josephine verbindlich zu, als wollte er ihr danken für ihre Milde und Sanftmuth, womit sie nicht selten seine Heftigkeit und Strenge ertrug. Bei der Schilderung von der Freundschaft des Königs für seinen Minister und den Reflexionen über das Glück eines Herrschers, der einen so treuergebenen Freund besitze, winkte ihm der Kaiser freundlich zu. Wie aber Talma zu den ihm durch die Todesahnung eingegebenen Worte des Bearners kam:

„Erzitternd weiß ich nicht, welch schwarzes Vorgefühl ....“ unterbrach ihn der Kaiser lebhaft: „Ein König,“ rief er, „ist zwar auch ein sterblicher Mensch, wie jeder Andre, der daher auch beben kann, aber niemals bekennen wird, daß er gezittert habe.“

Schweigend nahm Legouvée die Handschrift aus den Händen des Vorlesers und änderte die getadelte Stelle in: „Voll Schauder weiß ich nicht ....“

Endlich erreichte die Verschwörung gegen des Königs Leben ihr Ziel und Heinrich fiel unter Ravaillac's

Mordstahl, den fanatische Mönche dem Mörder in die Hände gegeben hatten.

„Armer Mann, trefflicher Mann," rief Napoleon mehreremal mit Bewegung aus, und während die gefühlvolle Josephine in Thränen zerfloß, setzte er hinzu: „Sie haben wohl gethan, Legouvée, die Urheber des Verbrechens zu bezeichnen. Sie können sich indeß auf harte Federkriege gefaßt machen; doch sage ich Ihnen unzweifelhafte Erfolge voraus."

Nach der Vorlesung sprach Napoleon mit Legouvée von seinen übrigen Werken und verhieß, sein Talent noch würdig zu belohnen.

„Mein geringes Verdienst," entgegnete der bescheidene Dichter, „ist schon hinreichend belohnt durch die mir gewordene öffentliche Anerkennung und durch meinen Platz im Institut."

„So wollen Sie also nichts?" fragte der Kaiser mit forschenden Blicken; „würde sie auch ein Jahrgehalt nicht reizen? — ich weiß, Sie sind nicht reich."

„Sire, ich habe die Ehre, Ew. Maj. zu versichern, daß ich zufrieden bin."

„Sie sind ein ächter Mann der Wissenschaft, mein guter Legouvée," entgegnete der Kaiser und erließ den Befehl, das Stück unverzüglich auf die Bühne zu bringen, und fügte hinzu, er selbst würde mit der Kaiserin der Vorstellung beiwohnen.

Nach acht Tagen verkündigten die Theaterzettel die Vorstellung dieses Stücks für den nächsten Abend, und der Beifall war ungeheuer.

Herr von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, bekleidete während der ganzen Kaiserperiode das Amt eines Großstallmeisters. Er war für den Beobachter der wahre Typus eines Grand-Seigneur aus der früheren Zeit. Sein Aeußeres, seine Manieren und der Ton in allen seinen Mittheilungen hatten etwas Adliges, ohne Hochmuth, Beredtsamkeit, Pedanterei oder Trockenheit.

Kein Großwürdenträger erwarb sich das Vertrauen des Kaisers in einem so hohen Grade, als der Herzog von Vicenza. Er dankte dieses einer Eigenschaft, die selten ist an Höfen, nämlich die, seinem Herrn stets nur die reine Wahrheit zu sagen. Die Zuneigung des Kaisers gereichte daher eben so sehr dem Herrn, als dem Diener zur Ehre.

Dieser Großstallmeister hatte die Oberleitung aller Narstallsangelegenheiten; das unter seiner Aufsicht stehende Personal bestand aus Stallmeistern (Cavalcadours), Pagen, Piqueurs, Courieren, verschiedenen Officianten für den Stalldienst und darunter merkwürdiger Weise ein Beamter unter dem Titel Porte-arquebuse (Büchsenträger), dessen ganzes Geschäft in dem Laden und Entladen der Gewehre im kaiserlichen Wagen bestand.

Verließ der Kaiser seine Appartements, um auszureiten, oder zu fahren, so ging der Großstallmeister bis zur nächsten äußern Thür des Palastes unmittelbar vor ihm her. Stieg der Kaiser zu Pferde, so hielt dieser Großwürdenträger Sr. Majestät den Steigbügel, legte ihm dann die Zügel in die Hand und überreichte die Reitpeitsche. Beim Einsteigen in den Wagen stützte der Großstallmeister seine linke Seite. Dieser Großoffizier hatte den Oberbefehl über Alles, was auf die Reisen des Kaisers sich bezog und war, Verhinderungen abgerechnet sein steter Reisegesellschafter. Gleich dem alten Connetable hatte er für die Waffen des Kaisers zu sorgen; al Großwürdenträger mußte er seine Amtsverrichtungen un seinen Platz an der großen Tafel — au grand-couvert — haben. Sein Amt war es, dem Kaiser, wenn er sich zu Tisch setzen wollte, den Sessel unterzuschieben, dann blieb e an der linken Seite des Monarchen stehen, bis die Supp gegessen war.

Der Herzog von Vicenza hatte als oberster Chef de Stalldienstes auch seine geheimen Instructionen und sei geheime Politik. Wollte der Kaiser in die Departemen oder zur Armee reisen, so blieben Tag und Stunde d Aufbruchs Jedem geheim; nur der Oberstallmeister w in das Geheimniß eingeweiht und traf seine Maßrege darnach. Relais, vollständige Kammerdienste und Küche officianten wurden für die Reise bezeichnet und auf v

schiedene Reiserouten verlegt, damit keine Seele errathen könne, wohin zu reisen Sr. Majestät beabsichtige. War dann der Kaiser abgefahren, so zog man die überflüssigen Dienststationen wieder ein.

Dieser Gebrauch hatte für den Kaiser noch andre wesentliche Annehmlichkeiten. Er konnte durch dieses glückliche Incognito der Widerwärtigkeit des feierlichen Empfanges und der Anreden entgehen. Solche Anreden sind in der That eine unaufhörliche Beschwerde für gekrönte Häupter, eine Calamität für reisende Fürsten, eine oratorische Cholera, die in ihrem wiederholten Paroxysmus die Freude der Souverains unbarmherzig tödtet.

Am Tage der Abreise des Kaisers war gewöhnlich Cercle am Hof; oft auch Schauspiel oder Concert. Alles ging übrigens seinen gewöhnlichen Gang. Der Kaiser warf auch wohl hin, er würde am nächsten Tage das Théâtre français oder die Oper besuchen; die Gesellschaft verlief sich ihrer Gewohnheit gemäß um Mitternacht. War dann Alles fort, so sagte der Kaiser plötzlich: „in zwei Stunden reise ich ab." Die kaiserlichen Equipagen standen stets in Bereitschaft, weil der Großstallmeister ins Vertrauen gezogen, ohne einem Dritten Mittheilung gemacht zu haben, Alles hatte vorbereiten können. Kammerherrn, Stallmeister, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere wurden augenblicklich bestimmt und mußten ihr Gepäck in wenigen Minuten geordnet haben. In den Tuile-

rien herrschte ein Leben, eine Bewegung, ein Durcheinander, wovon sich Niemand, der es nicht selbst gesehen hat, einen Begriff machen kann. Nach allen Richtungen durchkreuzten sich Herrn und Diener; überall sah man nichts als wandernde Lichter; und dieses Schauspiel, vom Garten a[illegible] beobachtet, übertraf alle Wunderwerke der chinesischen Schattenspiele von Seraphim.

Aber noch interessanter und bunter wurde dieses Durcheinanderrennen, wenn die Kaiserin mitreisete und alle ihre dienstthuenden Damen eben so schnell und unvermuthet ihre Zurüstungen treffen mußten. Eine ganze Menagerie von Putz und Schmuck in wenigen Augenblicken einzurichten, — welche Zumuthung! — die armen Damen mußten wohl darüber den Kopf verlieren. Guter Gott, das ganze Schloß ertönte von Klagen, Seufzern, leisen Verwünschungen und Reclamationen. Die Eine sagte: „Der Kaiser behandelt seinen Hof gerade wie ein Feldlager;" die Andre: „Der Kaiser läßt die Ehrendamen, die Dames d'atour und die Palastdamen gerade wie seine Voltigeurs manövriren;" die Dritte: „Sollen die Damen mitreisen, so läßt man jetzt im Schloß gleichsam zum Aufsitzen, wie in einer Reitercaserne, blasen, — das ist zum Umbringen!"

Dazu kam noch das Kapitel der plötzlichen und übereilten Abschiede, der unvermuthet unterbrochenen kleinen Soupers, und so weiter. Am unglücklichsten daran wa

ren die eifersüchtigen Ehemänner, die nicht einmal Zeit hatten, sich zuvor Bürgschaften für die Treue ihrer Gattinnen oder Geliebten versichern zu können. Der Kaiser lachte über alle diese Verwirrungen; am lautesten über die Frauen, welche das Gelübde thaten, gegen all' Zerstreuungen der Reise sich als wahre Tigerinnen zu zeigen.

Der Pavillon de l'horloge hatte kaum den letzten Schlag der bezeichneten Stunde ertönen lassen, so saß der Kaiser gewiß schon im Wagen und die Offiziere und Damen mußten fertig oder auch nicht fertig ebenfalls darin sitzen. Es gab eine Menge zarter oder in ihren Gewohnheiten sehr methodischer Schönheiten, welche zur Erhaltung der Frische ihres Teints die Zeit zwischen der Reiseverkündigung und dem ersten Peitschenknall des Postillons dazu benutzten, sich wieder auf ihr Bett zu strecken; wer kann bei solchen Gelegenheiten sich großer Genauigkeit rühmen? Mehr als einmal geschah es, daß eine hübsche Kammerfrau erst im Wagen ihren Schnürleib vollends zuneſtelte oder ihre Strumpfbänder umlegen konnte, indem sie die Uhr verwünschte, die sie so früh und ungelegen überrascht hatte. Wie Manches mußte bei solchem Zwange der Umstände unvollendet bleiben von dem, was nach gewissen Begriffen des schönen Geschlechts niemals sorgfältig genug vollendet werden kann.

Indeß nur selten entschloß sich der Kaiser zu einer Reise mit der Kaiserin. Mit Schauder betrachtete er

einen solchen weiblichen Reisehofstaat, der so oft und vielfach seiner schnellen Bewegung ein Hinderniß in den Weg legen konnte; vorzüglich reclamirte Sr. Majestät gegen die zahllosen Päckchen, Cartons, Reisenecessairs, tragbaren Meubeln, welche nach seinem Ausdruck den Hof den Comödianten eines komischen Romans ähnlich machten.

Zur Unterstützung dieser Angabe vom Widerwillen des Kaisers gegen jede Reise mit dem Hofstaat der Kaiserin möge folgende Anekdote dienen, womit man sich lange im Innern der kaiserlichen Gemächer amüsirte. Sie zeugt zugleich für Josephinens lebhaftes Gemüthsleben, das so leicht und so oft alle Schranken der strengsten Etikette durchbrach.

Im Frühlinge 1806 beschloß Napoleon eine Reis durch das Innere seines Reichs. Er hatte Josephine auf ihre Bitten im ersten Augenblick versprochen, daß si ihn begleiten dürfe. An den folgenden Tagen entwickel die Kaiserin vor dem Kaiser ein Programm so colossal Reisevorbereitungen, daß Napoleon davor im Innerst zurückbebte und augenblicklich beschloß, seine Gemahl in Paris zurückzulassen, um allen augenscheinlichen Be legenheiten eines solchen Luxus zu entgehen. Dem g mäß bestimmte er ihr einen andern Zeitpunkt für sei Abreise, befahl aber seiner ganzen Begleitung, daß sie aller Stille ihr Gepäck in Ordnung bringen und Pur

ein Uhr Morgens die Reisewagen besteigen sollte. Josephine ahnete davon nichts und wünschte dem Kaiser, wie gewöhnlich, gute Nacht, d. h. mit einem: „auf Wiedersehen" begleiteten geheimnißvollen Blinzeln der Augen, welches indeß schon damals nur selten verstanden wurde.

Sie zog sich ohne den geringsten Verdacht in ihre Appartements zurück.

Aber an allen Höfen ist das Ausplaudern, sofern es die Wünsche und Leidenschaften der Herrschaft unterstützt, in der Regel so fruchtbringend, daß es nur selten eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, sich damit geltend zu machen.

Eine der Anmeldungsdamen hatte in den Salons von einer heimlichen Abreise flüstern gehört, und sogleich theilte sie dieses Gerücht durch eine Kammerfrau im Vorzimmer der Kaiserin mit. Josephine lag im tiefsten Schlafe, da wurden plötzlich die Vorhänge aufgezogen und die Kammerfrau meldete ihr den Treuebruch des kaiserlichen Versprechens.

„Ohne mich reist er ab!" rief sie, indem sie ihre Decke auf die Füße hinab schleuderte, mit der Miene der Mißlaune und des Aergers einer jungen Pensionairin, der man einen Spaziergang in die Weinlese versprochen hat und nun die Aufgabe stellt, die ganzen Ferien hindurch in Pension zu bleiben.

„Daraus wird nichts!" fuhr sie heftig fort, indem

ihre Augen sich mit Thränen füllten; „auch gegen seinen Willen werde ich abreisen, wenn es nicht anders geht .... Schnell! — man kleide mich an! ...."

„Sind die Pferde schon angespannt?"

„Madame," antwortete die Kammerfrau sehr schüchtern, „ich fürchte sogar, ja ich glaube davon überzeugt sein zu dürfen, daß der Kaiser schon im Wagen sitzt .... die Absicht Sr. Maj. gelangte gar zu spät zu unserer Kenntniß."

„Es ist abscheulich! Mich so zu verlassen .... sitzen zu lassen .... sein kaiserliches Wort zu brechen! Nein, nein, nichts von Toilette! — ein Nachtgewand — ein Peignoir — was liegt daran?"

„Ew. Majestät wird mir wenigstens gestatten, die Strümpfe anzuziehen?"

„Wir haben keine Zeit dazu ...."

„Aber Ew. Maj. haben kein Corset an, und ...."

„Ha, ja Sie haben recht .... Aber ein großer Shawl .... damit ist's auch gethan!"

Und barfuß, in Pantoffeln, in einen einfachen Linnenrock von Jony gehüllt, flog Josephine mitten durch die Garden und die Dienerschaft, durch alle Appartements hinaus. — Raschen Schrittes eilt sie die Treppe hinab, kommt in die Säulenhalle, welche den Hof der Tuilerien umschließt, und wirft sich laut weinend in die Arme

des Kaisers, in dem Augenblick, als dieser schon den Fuß hebt, um in seinen Wagen zu steigen.

Den Thränen Josephinens vermochte Napoleon nicht zu widerstehen; von ihrem Anblick innigst gerührt, versprach er, sie mitzunehmen, beschwor sie aber, sich zuvor anzukleiden.

„Ich schwöre, Dich zu erwarten," versicherte er mit jenem zärtlichen Accent, der Josephinen in die Rosentage ihrer Liebe nach ihrer Verheirathung zurückversetzte.

„Ich traue Dir nicht mehr," sprach sie, „Du würdest mich betrügen .... Ich reise, wie ich hier bin."

„Wie? mehr als halb nackt?"

Josephine aber schien nicht mehr zu hören. Sie hatte sich schon in die eine Ecke der Berline gedrückt, wie ein kleines Mädchen, das befürchtet vergessen und zu Hause gelassen zu werden.

Der Kaiser bedeckte sie mit seinem Pelz und gab, bevor er sich an ihre Seite setzte, Befehle, daß die Kaiserin auf dem ersten Relai alles noch Fehlende finde.

Zum Hause der Kaiserin gehörte ein eigner erster Stallmeister, welcher in den Fällen, wo sie über Hofequipagen verfügte, ihre unmittelbaren Befehle dem Ecuyer-Commandant überbrachte.

Alles was zum kaiserlichen Dienst gehörte, hatte solche Instructionen empfangen, daß die Offiziere und

Beamte beider Geschlechte, ohne dem ehrfurchtsvollen Gehorsam gegen Josephine im mindesten Eintrag zu thun, alle von der Kaiserin gegebenen Befehle vorerst dem Kaiser mittheilen mußten, indem manche derselben nicht selten den Charakter ihres gewöhnlichen Leichtsinns in der Nichtachtung jeder Etikette trug, wogegen es kein Mittel gab.

Von einer solchen Art war eines Tages ein Befehl der Kaiserin, wogegen der Ecuyer-Commandant, General Fouler, an den Kaiser reclamiren zu müssen glaubte.

Der Modehändler Leroi, der, wie wir wissen, bei der Kaiserin sehr in Gunst stand, erlaubte sich der Kaiserin gegenüber eine Menge kleiner Freiheiten, welche sie duldete, weil das Lächerliche stets auch seine heitere Seiten hat.

Dieses Oracle en vogue ersetzte an der Toilette der Kaiserin vollkommen jene Hofleute der alten Zeit, deren Glück sich auf Harlekinaden gründete. Leroi, der Buffo in gestreifter Halsbinde, benutzte sein Ansehen bei der Souverainin, die er oft zum Lachen brachte, zu manchen ernsten Forderungen, die mehr oder minder sein Eigennutz ihm eingab. Eines Morgens, im Jahre 1806, gewann indeß die Eitelkeit Leroi's die Oberhand über seinen Eigennutz.

Er besaß eine einzige Tochter, Mademoiselle Adele Ronneau, die zwar vor der gesetzlichen Ehe geboren, doch später von ihm adoptirt war. Die Kaiserin, die sich darin

gefiel, Glückliche zu machen, wollte sie verheirathen mit einem gewissen Heinrich Lucas, gesetzlicher Sohn des Rechnungsbeamten beim Institut und Conservateur des Pflanzengartens, der aber eigentlich ein natürlicher Sohn des großen Naturforschers Buffon war, worauf er sich nicht wenig einbildete. Er war wie ein kleiner Weltweiser und Adele an seiner Seite hatte schöne schwarze Augen; sie redete drei Sprachen, tanzte wie ein Engel — Eigenschaften genug, um ihrem Verlobten den Kopf zu verdrehen.

Leroi war über diese Verbindung nicht weniger eitel. Er betrachtete sich ganz ernstlich als zu dem kaiserlichen Hause gehörig, indem er zu sich selbst sagte: ich bin offenbar ein Officiant der Kaiserin, ein Officiant der Toilette. Der Modehändler sollte am andern Morgen seine Tochter in der Kirche trauen lassen, und fand es in seiner Befangenheit ganz natürlich, diese Brautfahrt als Officiant Ihrer Majestät in einer kaiserlichen Equipage zu machen und bat die Kaiserin darum.

Josephine fand in ihrer Herzensgüte daran nichts Unnatürliches und Unschickliches und ließ deshalb ihrem ersten Stallmeister den nöthigen Befehl ertheilen.

General Fouler, ein ernster und bedächtiger Mann, ließ sich diesen Befehl zweimal wiederholen, und antwortete dann ganz ruhig: „sehr wohl!"

Jedoch fand er diese Anmaßung der Modisten so

bedenklich, daß er es nicht wagte, den Befehl der Kaiserin so ohne Weiteres zu vollziehen. Er begab sich daher sogleich zu dem Oberstallmeister, der dem Kaiser davon Vortrag machte.

„Wie? hat denn die Kaiserin den Verstand verloren?“ rief er aus. „Sie haben wohl gethan, mich davon in Kenntniß zu setzen. Und dieser Leroi, was ist das, daß dieser Schlingel sich über mich lustig macht? — möge er doch einen Fiacre nehmen, wenn er nichts Besseres bezahlen kann, was bei einem Lumpenhändler der Kaiserin kaum denkbar bleibt. Auf keinen Fall soll eine Ladenmamsell in einer meiner Hofequipagen fahren. Geschähe das einmal, so würden alle Grisetten, die eine Parthie fine mit ihrem Commis aus der Straße St. Denis nach La Chaumière machen wollten, mich mit solchen Bitten bestürmen.“

Und der Toilettenofficiant der Kaiserin erhielt keine kaiserliche Equipage; seine Damen aus dem Modemagazin spinen Feuer und Flamme gegen den Kaiser, der es gewagt hatte, sie mit gewöhnlichen Ladenmamsells auf eine Rangstufe zu stellen. Josephine aber fühlte jetzt, daß sie die Etikette verletzt hatte und wagte nicht, über die rücksichtslose Strenge ihres Gemahls zu maulen.

Es giebt kein schöneres Zeugniß für den inneren Werth als Mensch, als im glänzenden Glück und auf der

höchsten Stufe des Ranges human, mitleidig, theilnehmend und wohlwollend gegen Unglückliche zu bleiben.

Das aber war die reinste Perle im strahlenden Diadem, welches die Stirn der Kaiserin Josephine bekränzte, daß man noch lange nach ihrem Tode sich so viele Züge schöner Menschlichkeit aus ihrem Leben erzählt. Napoleon war der Stolz Frankreichs; aber Josephine wurde allgemein als der Schutzengel desselben betrachtet.

Man höre:

Es gab eine Zeit, wo Napoleon die Säulen seines unlängst bestiegenen Kaiserthrons durch innere Partheiungen erschüttert glaubte. Drohende Anzeichen von Verschwörungen gegen seinen Thron und sein Leben hatten sich fühlbar gemacht und die Polizei mit ihren Willkührmaßregeln verdoppelte ihre Wachsamkeit. Heimliche Spione drängten sich in alle Kreise der Gesellschaft; sie lauschten auf jedes Gespräch, deuteten es nach ihrer Weise und um die oft bedeutenden Gratificationen für wichtige Anzeigen zu ziehen, verdrehten und erlogen sie Vieles, was so nicht geredet und gemeint war, und stürzten oft die loyalsten und angesehensten Familien in einen Hochverrathsprozeß, der gewöhnlich mit dem Kerker begann und mit Deportation, oder der Guillotine endete.

Ein solches Unglück traf damals auch die Familie Lajolais. Herr von Lajolais war früher General unter Ludwig XVI. gewesen und ein in jeder Beziehung wür-

diger und anspruchsloser Mann, der, obgleich ein warmer Anhänger seines unglücklichen Königs, doch standhaft und mit Ruhe den blutigen Regentenwechsel mit angesehen, und eine seltene Resignation bei seinem Glückswechsel an den Tag gelegt hatte. Jetzt aber war er des Hochverraths gegen den Kaiser angeklagt.

Ohne sich die Mühe zu geben, ihm erst die Gründe zu eröffnen, wurde er plötzlich verhaftet und seiner Familie entrissen, in einen dunklen Kerker geworfen, wo ihm bald darauf sein Todesurtheil eröffnet wurde.

Er klagte nicht über die Ungerechtigkeit einer solchen Behandlung. Mit männlicher Fassung ertrug er sie, da es nicht in seiner Macht lag, sie abzuändern. Sein Gewissen sprach ihn frei. Mit ächtem Soldatenglauben betrachtete er sein Unglück als unabänderliche Schickung Gottes. Was ihn noch am meisten schmerzte, war die Trennung von seiner Gattin und seiner geliebten Tochter und deren Hülflosigkeit, und doch wußte er nicht einmal, daß sie ebenfalls im Gefängnisse schmachteten, ohne noch zu ahnen, welches Geschick ihrem Gatten und Vater bevorstand.

Er hatte zwar nicht versäumt, seinem Richter Beweise seiner Schuldlosigkeit vorzulegen, ja er hatte aus Rücksicht auf seine Familie nicht verschmäht, den Kaiser um Gnade anzuflehen, allein Alles war umsonst; seine Bittschriften blieben unbeachtet; ja man war so grausam,

ihm seine Bitte, vor seinem Tode noch einmal seine Lieben sehen und sprechen zu dürfen, abzuschlagen. — Das war freilich ein harter Schlag für sein gefühlvolles Herz.

„Nun dann," rief er schmerzlich aus, „wenn auch nicht hier, so werde ich sie dort einst wieder sehen."

Bei diesen Worten warf er einen wehmüthigen Blick nach Oben und sank erschöpft in seinen Sessel.

Während Herr von Lajolais mit christlicher Ergebung sich zum Tode vorbereitete, versäumte seine Familie, die man nun von der bevorstehenden Hinrichtung des General Lajolais unterrichtet hatte, nichts, um ihn zu retten.

Aurelie, seine noch sehr junge Tochter, fand Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entkommen. Fast erdrückt vom Schmerz über das Geschick ihres geliebten Vaters, getrieben von der ungeheuersten Seelenangst, durchlief sie die langen Straßen von Paris, bis in die Gegend der Tuilerien. Sie war in ihrer kindischen Unkenntniß der Verhältnisse fest entschlossen, bis in die Zimmer der Kaiserin vorzudringen, die sie stets als eine menschenfreundliche, mitleidsvolle Dame hatte preisen gehört. Allein, zurückgewiesen von den Schildwachen, sah sie sich bald jeder Hoffnung beraubt, jemals die Milde dieser hohen Frau in Anspruch nehmen zu können.

In dieser verzweiflungsvollen Lage, trostlos an der Haupteinfahrt des Schloßhofes stehend, erblickte sie plötzlich die sechsspännige Equipage der Kaiserin daher rollen. Ein

muthiger Entschluß durchdrang augenblicklich ihre Seele. „Du sollst nicht sterben, mein armer Vater," rief sie, „oder ich sterbe mit Dir!"

Mit diesen Worten warf sie sich entschlossen und verzweiflungsvoll auf den Boden nieder vor die Füße der rasch daher trabenden sechs feurigen Rosse vor dem Wagen der Kaiserin, auf die Gefahr hin von den Hufen dieses brausenden Gespanns zermalmt zu werden.

Es gab kein andres Mittel, sich bemerklich zu machen, als indem sie ihr Leben für ihren Vater auf das Spiel setzte. Man hatte Mühe, die raschen Thiere so schnell aufzuhalten, um ein Unglück zu verhindern. Von allen Zuschauern, welche die lebhafte Straße füllten, erfolgte ein Ausruf des Schreckens. Die Kaiserin selbst blickte erschrocken aus dem Wagen. In diesem Augenblick rief Aurelie im Ton der Verzweiflung aus: „Ich muß die Kaiserin sprechen, oder hier sterben."

Josephine winkte, daß man sie aufhebe und herbeiführe. Vor dem Wagenschlage der Monarchin sank das junge Mädchen abermals mit emporgerungenen Händen im flehendsten Ausdruck auf ihre Knie nieder; aber die ungeheure Bewegung des Gemüths erstickte ihr jeden Ton der Stimme.

Aurelie war noch im Alter der ersten zartesten Entfaltung des jungfräulichen Lebens und von einer so rührenden Schönheit, daß Josephine, auf das tiefste bewegt,

befahl, das unglückliche Kind zu ihr in den Wagen zu heben und nach den Tuilerien zurück zu fahren.

Fräulein von Lajolais ließ willenlos mit sich geschehen, was man wollte. Stumm und mit gefalteten Händen, bleich und mit großen Thränen in den schönen Augen, saß sie der Kaiserin und ihrer Tochter, der Königin Hortense, gegenüber. Als der Wagen vor dem Portal des Flügels, den die Kaiserin bewohnte, hielt, mußte Aurelie ihr folgen. Bei dem Eintritt in das prachtvoll drapirte und vergoldete Cabinet der Kaiserin fühlte sich das junge Mädchen so befangen und so überwältigt von erschütternden Eindrücken, daß ihr die Kehle wie zugeschnürt war und sie auf ihre Knie niedersinkend, vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen konnte. Erst die milde freundliche Stimme der erhabenen Frau, und das gütige Zureden der schönen Hortense gab ihr das Bewußtsein wieder, daß der gegenwärtige Augenblick entscheide über Leben und Tod ihres geliebten Vaters. Da kehrte ihr auch die Stimme zurück.

„Gnade," rief sie aus, „Gnade, huldreichste Kaiserin — Gnade für meinen armen Vater!"

„Was ist mit Deinem Vater, armes Kind?" fragte Josephine mit ihrer herzgewinnenden Güte.

„Man hat ihn aus meinen Armen gerissen und will ihn ermorden," rief Aurelie in den Klagetönen eines Alles vernichtenden Schmerzes. „Haben Sie Erbarmen!

ich liebe meinen Vater so sehr und meine Mutter! — ach schenken Sie mir sie wieder!" —

„Wer ist Dein Vater? wer bist Du, liebe Kleine?" fragte Josephine.

„Mein Name ist Aurelie, mein Vater der General Lajolais! — ich will sterben für seine Unschuld." —

Josephine kannte die gegen den General Lajolais erhobene Anklage des Hochverraths; auch die Strenge ihres Gemahls. Aber dieser war abwesend und hatte in ihre Hände einen Theil der Regentschaft niedergelegt. Der Muth und die Unschuld des schönen Kindes hatte ihr Herz bewegt: „Nein," rief sie aus, „es ist unmöglich; der Vater einer so guten Tochter kann kein Schuldiger sein — er sei frei!" —

Der Eindruck dieses kaiserlichen Gnadenworts auf die liebevolle Tochter läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es war ein erhebender, entzückender und niederschmetternder zugleich. Das unglückliche Kind hatte Kraft genug gehabt, den an Verzweiflung gränzenden Schmerz zu tragen, aber die Gewalt der Freude drohte sie zu erdrücken; plötzlich erbleichend sank sie ohnmächtig zu Boden.

Die Kaiserin und Hortense waren erschrocken über diese Wirkung eines Uebermaßes von Glück. Endlich gelang es ihren und Hortensens Bemühungen, mit Hülfe

hrer Damen, die Tochter des Begnadigten wieder ins
Leben zurück zu bringen.

„Vater, mein Vater," rief sie im ersten Augenblick des erwachenden Bewußtseins, „o möchte ich doch
die Erste sein, Dir Deine Begnadigung ankündigen zu
können."

Indem sie sich erhob, wollte sie den Armen entschlüpfen, die sie sorglich umfaßt hielten; aber noch zu
sehr erschüttert von dem Eindruck dieses plötzlichen Glückswechsels, sank sie wieder kraftlos zurück.

„Nichts drückt Sie ja jetzt mehr, liebes Fräulein,"
sprach eine der Damen, „gönnen Sie sich ein wenig Ruhe
und Nahrung und gehen Sie eine Stunde später!"

„Eine Stunde später?" rief Aurelie lebhaft; „wissen
Sie, was es bedeutet, einem Menschen, der zum Tode
verurtheilt ist, seine Begnadigung eine Stunde später anzukündigen — besonders wenn dieser Mann mein Vater
ist? — o Madame," fügte sie, gegen die Kaiserin gewendet, hinzu, „lassen Sie mich gehen! — Gnade! —
bedenken Sie, daß es mein Vater ist, der begnadigt worden — und der noch keine Ahnung hat von seiner Lebensrettung." —

„Es sei, mein Kind, bringen Sie Ihrem Vater die
Nachricht von seiner Begnadigung; aber Sie können
nicht allein ins Gefängniß gehen."

„Bin ich doch allein nach Ihrem Schlosse gekommen," rief sie lebhaft.

„Wollen Ew. Maj. mir erlauben, Fräulein von Lajolais zu begleiten," fragten mehrere anwesende Adjutanten fast zugleich.

„Herr von Lavalette wird mir diesen Dienst erweisen," entgegnete die Kaiserin, indem sie ihn mit ihrer eigenthümlichen Würde anlächelte; „und auch Sie, mein Herr," fügte sie hinzu, auf den diensthabenden Generaladjutant deutend, „Sie werden sich meines Wagens bedienen; ich vertraue Ihnen, mein Herr, Fräulein Lajolais!"

Der Wagen flog nach den Gefängnissen la Force. Während der ganzen Fahrt waren ihre Augen unbeweglich auf den Weg gerichtet, den sie noch zurückzulegen hatte. Ihre Brust wogte, die tiefste Bewegung des Gemüths verrathend; dabei war sie so blaß, daß ihre Begleiter sie einige Mal voll Besorgniß anredeten. Aber Aurelie schien ganz das Vermögen zu hören und zu sehen verloren zu haben; ihre ganze Seele, ja alle Sinne waren schon bei ihrem Vater und mit dem Moment seiner Rettung beschäftigt.

Als der Wagen vor dem Gefängnisse hielt, sprang sie über den Tritt hinweg, ehe Herr von Lavalette noch Zeit hatte, ihr die Hand zum Aussteigen zu reichen. Der Generaladjutant des Kaisers hatte kaum Zeit gehabt,

dem Gefängnißinspector die Begnadigung des General Lajolais anzuzeigen, als auch Aurelie schon mit dem Ausruf: „Geschwind, geschwind!“ in den langen dunklen Gängen dieses klösterlichen Gefangenhauses verschwunden war. Ihre Ungeduld erreichte den höchsten Grad, als Schildwachen oder Schloß und Riegel sich ihrem weitern Vordringen entgegen stellten.

Kaum war die letzte Thür zu dem traurigen Aufenthalt des edlen Lajolais geöffnet, so stürzte seine Tochter wie wahnsinnig hinein und sank fast ohnmächtig in dessen Arme.

„Vater! — die Kaiserin — das Leben — Gna ....“ das war Alles, was sie hervorbringen konnte; ehe sie das Wort zu vollenden vermochte, erstickte ein Thränenstrom ihre Stimme.

Der General Lajolais glaubte in diesem Augenblick, man sei gekommen, um ihn zum Tode zu führen, und seine Tochter habe die Aufmerksamkeit der Wache getäuscht und sich herbeigedrängt, um von ihm ewigen Abschied zu nehmen.

Herr von Lavalette, da er sah, daß die Gemüthsbewegung seine Tochter hindre, dem General seine Rettung anzukündigen, nahm das Wort und sprach:

„Die Kaiserin hat auf eigne Verantwortlichkeit Sie begnadigt, General, und das verdanken Sie dem Muthe und der zärtlichen Liebe Ihrer Tochter.“

Dann erzählte er dem General Lajolais, mit einer Bewegung, die er nicht unterdrücken konnte, Alles, was seine Tochter für ihn gethan hatte.

Während dieser Scene hatte das junge Mädchen ihre Arme fest um den Nacken ihres Vaters gedrückt und küßte ihn mit kindlicher Zärtlichkeit. O, wie glücklich war sie, daß sie seine Freiheit erwirkt und sein Leben gerettet hatte. In diesem Augenblick schien ein Himmel voll Wonne in ihre Brust sich gesenkt zu haben; doch nun gedachte sie auch ihrer Mutter und wollte forteilen, ihr diese Nachricht mitzutheilen — dann nochmals zur Kaiserin sich begeben, um auch die Begnadigung ihrer Mutter auszuwirken; allein Hortense hatte schon dafür gesorgt und durch Verwendung bei ihrer Mutter die Entlassung dieser edlen, eben so schuldlosen Dulderin bewirkt. —

Frau von Lajolais empfing schon den zurückkehrenden Gatten mit seiner Tochter in ihrer gemeinschaftlichen Wohnung.

Man muß wie diese drei edlen Familienglieder gelitten und für einander gezittert haben, um das Glückseligkeitsgefühl einer solchen Wiedervereinigung zu empfinden.

Noch heute segnet diese glückliche Familie das Andenken Josephinens. — Aurelie aber hatte durch ihren Muth und die Wärme und Innigkeit die Bewunderung und Liebe eines Mannes auf sich gezogen, der jetzt ihr Gatte ist. Es war der Generaladjutant Napoleon's,

derselbe, der das Glück gehabt hatte, die junge Heldin zur Ankündigung der Freiheit ihres Vaters zu begleiten.

Es war ein grauer kalter Regenhimmel, einer von jenen unfreundlichen September-Tagen, die selbst in St. Cloud unangenehm sein können.

Das einzige Wesen, das es wagen durfte, einer hohen Monarchin, wie es Josephine damals war, üble Laune zu zeigen, ist der Himmel; dagegen vermag alle Macht der Erde nichts, als Geduld oder selbst üble Laune entgegen zu setzen.

Geduld war Josephinens Sache bekanntlich nicht. Der Kaiser war noch dazu schon vor Tage von ihrer Seite aufgestanden, ehe sie erwachte; er war abgereiset zur Armee, ehe sie es wußte und hatte nicht einmal Abschied von ihr genommen.

Abscheulich!

Josephine wollte sich rächen für diese Lieblosigkeit durch Lieblosigkeit — eine Spazierfahrt nach Malmaison oder Trianon, zu den Merinos auf der Weide oder einen Tanz mit Castagnetten im Freien, Abends Illumination, das neue Collier von Diamanten, die eine halbe Million kosteten und noch nicht bezahlt waren. „Gut, wir wollen recht vergnügt sein, ihm zum Possen, dem Tyrannen!" so rufend klatschte sie fröhlich wie ein Kind in die Hände, und warf einen Blick durch die hohen Spie-

gelscheiben der Balkonfenster, welche fast die ganze eine Wand ihres Boudoirs einnahmen, aber, es regnete! — „Der Himmel grau, das Barometer gefallen, keine Hoffnung! — man fröstelt schon, wenn man diesen entsetzlichen Himmel nur ansieht, armes Europa! auf Isle de France gab es nur einen Himmel, so rein wie Krystall, oder wenn ja einmal die Regenzeit kam, das war noch ein Regen, Tropfen wie Hühnereier so groß und Ströme wie ein Niagarafall vom Himmel, da schwebt noch das Herz zwischen Grauen und Entzücken; aber hier, großer Gott, so ein grau verschleierter Regentag, es ist zum Verzweifeln! man wird krank vor langer Weile! ha, mein Kopf — mein Zahnschmerz! meine Migraine! —"

Indem sich die Kaiserin ihrem Unmuth hingiebt, wirft sie sich fast weinend auf den Divan. Sie springt wieder auf, rührt rasch und heftig die silberne Klingel und im nächsten Augenblick stürzten die Kammerfrauen vom Dienst herein, und die erschreckten Hofdamen wagen es ungerufen in der offnen Thür zu erscheinen und Blicke voll Aengstlichkeit und respectvoller Theilnahme auf die hohe Frau zu werfen, die mit einem weinerlich ausgestoßenen Ach! die kleinen, bekanntlich sehr schönen Hände vor das Gesicht haltend, sich wieder auf das schwellende Ruhebett zurücksinken läßt.

„Der Doctor — Doctor Lacourner!" hauchte Josephine kaum den Nächsten vernehmlich, und — Lacour-

ner! Lacourner — ging es von Mund zu Mund, durch eine Antichambre in die andre und so weiter hinaus, der Doctor — wo ist der Doctor? — — Lacourner soll zur Kaiserin kommen! Ihre Majestät sind unwohl! Lakaien und Fouriere flogen hin und her, ganz St. Cloud befand sich auf der Jagd, um den Doctor zu suchen; da hieß es auf einmal:

„Der Doctor Lacourner ist nach Paris gefahren."

Entsetzliches Ereigniß! man wagte kaum es der Kaiserin zu hinterbringen; man wußte, die ganze Facultät der Sorbonne und alle Leibärzte des Kaisers hätten der Kaiserin ihre Aufwartung machen können, sie würde keinem auch nur die Hand, um ihren Puls zu fühlen, überlassen haben. — Nur Lacourner besaß ihr Vertrauen; er war ihr Alles für innere und chirurgische Hülfe; ein lieber, ernster, freundlicher Mann, der noch dazu die treffliche Eigenschaft eines Damenarztes besaß, daß er ein gefühlvolles Herz hatte und angenehm zu erzählen wußte.

Josephine beruhigte sich einige Augenblicke, doch ihre üble Laune stieg, sie wollte allein sein — selten das rechte Mittel, um an einem grauen Regentage in rosige Stimmung zu gerathen. Doch schon nach einer Viertelstunde hatte sich ihre Ungeduld zum höchsten Gewitter gesteigert. Es bedurfte der Entladung. Die silberne Klingel in ihrer Hand kreischte fast unter der Heftigkeit der Bewegung.

„Noch nicht hier?“ —

„Nachricht!“ —

„Entsetzlich! man wird nicht schlechter bedient, als wenn man Kaiserin ist, auf Isle de France hatte ich nur Negersclaven zu meiner Bedienung, aber ich muß gestehen, man hatte dort Mittel, sie gehorsam zu machen, die man in Paris nicht anzuwenden gewohnt ist.“

Eine Viertel-Stunde später wieder dieselbe Frage, dieselbe Antwort, derselbe Sturm; endlich war es dunkel geworden, zehn Uhr Abends, eilf Uhr; da meldete man der Kaiserin die Rückkehr des Doctors.

„Soll kommen, augenblicklich kommen!“ —

Der Doctor hatte kaum Zeit den Regenmantel abzuwerfen, und trat ein.

Doctor Lacourner war ein Mann von großem Talent und viel Geist, vor Allem aber mit einer tiefen Menschenkenntniß begabt; deren es indessen in diesem Falle kaum bedurft hätte, um die üble Laune und damit den Sitz der ganzen Krankheit der Kaiserin zu erkennen.

Josephine war indeß eine Frau von zu hoher Bildung, um sich auch in der übelsten Stimmung gehen zu lassen, wenn sie einige Rücksichten zu nehmen hatte. Sie sagte daher blos in einem Ton der Milde, der jedoch die nur schwer verhaltene Empfindlichkeit durchblicken ließ: „Seit zwei Stunden, mein Herr, befinde ich mich unwohl.

Man suchte Sie überall. Was fehlt Ihnen hier in Ihrer Stellung, daß Sie sich veranlaßt sehen, andre Besuche zu machen?" —

„Madame," entgegnete der Doctor mit einer Haltung, die eben so ruhig als ehrerbietig war, „ich kenne das Herz Ew. Maj. zu wohl, um zweifeln zu dürfen, daß Sie mir verzeihen würden, wenn Sie wüßten, was mich zurückgehalten hatte."

„Ei, sehen Sie doch, mein Herr," entgegnete Josephine schmollend, „Ihre Geschäfte müssen in der That sehr dringend gewesen sein, daß sie Ihnen nicht einmal Zeit gelassen haben, sich zu beurlauben, oder wenigstens nachzufragen, ob ich nicht vielleicht etwas bedürfte."

„Ich war nur nach Paris gegangen," versetzte der Doctor, „um Geschäfte abzumachen, die mein Amt mit sich führt. Ich hatte mir vorgenommen, sodann ungesäumt zurückzukehren; und wirklich befand ich mich schon um sieben Uhr in der Rue Richelieu, um mein Cabriolet kommen zu lassen, das ich beim Carouſſel gelassen hatte, als eine herzzerreißende Scene meine Blicke traf."

Josephinens bewegliche Züge verriethen augenblicklich die Aufmerksamkeit der Theilnahme, und der Doctor fuhr fort:

„Nahe am Théâtre français lagen drei arme Kinder am Boden, ganz in Lumpen gehüllt. Das älteste von

ihnen, ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren, saß an die Mauer gelehnt und hielt in seinen Armen ein andres kleines Geschöpf von kaum zwei Jahren, das bitterlich weinte und an einer Brodrinde nagte. Zur Seite lag die dritte Elendsgestalt hingestreckt, etwas älter, als dieses jüngste Kind. Sie bettelten nicht; aber vor ihnen, auf der Erde lag ein Papier, das von einem kleinen Lichtstümpfchen erleuchtet war, worauf die einfach rührenden Worte standen: „Wir haben weder Vater noch Mutter mehr."

„Doch," unterbrach sich jetzt Doctor Lacourner, „Ihre Majestät sind leidend; ich kann meinen Bericht zu einer gelegneren Zeit enden."

„Nein, Doctor; nein; fahren Sie fort, ich bitte darum."

„Zu Befehl," entgegnete der Arzt und fuhr fort:

„Ich greife in meine Taschen und bemerke, daß ich alles Geld ausgegeben habe. Während ich noch überlege, wie ich mir am schnellsten Geld verschaffen soll, geht eben ein Soldat vorbei und bleibt stehen; bei der schwachen Beleuchtung jener stummen Klagen dieser armen Wesen sehe ich eine Thräne des Mitleids in seinen Augen glänzen. Er betrachtete die traurige Gruppe einige Augenblicke schweigend; dann griff er in die Tasche und zog einen kleinen Thaler hervor, es war ohne Zweifel Alles, was

er hatte, denn er brauchte ihn nicht zwischen anderm Gelde herauszusuchen."

„Da," sprach er, indem er dem ältesten dieser Kinder das Geldstück gab, „kauf Abendbrod davon für Dich und Deine kleinen Brüder; dann aber geh' mit ihnen nach Hause."

Nun trat ich hinzu.

„Kamerad," redete ich ihn an, indem ich seine Hand ergriff, „ich sehe mit Vergnügen, daß das Kriegshandwerk nicht Ihr Herz verhärtet hat und es würde mich sehr freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ich aber," entgegnete er verstimmt, indem er mir den Rücken zuwendete, „werde mir die Ihrige versagen."

„Kamerad, menschenfreundlich sind Sie; aber höflich nicht." —

„Ich bin wie es mir beliebt, mein Herr!" entgegnete er trotzig; „wer mich übrigens sprechen will, der suche mich. Pierre Capulot, der Corporal vom ersten Garderegiment, steht in jeder Ehrensache Rede."

Mit einem stolzen und mißtrauischen Blick entfernte sich der Soldat.

„Ich begriff, es mochte ihn verletzt haben, daß ich Zeuge seiner Rührung gewesen war. Mein Lob mochte er wohl für Ironie gehalten haben. Ich war verstimmt darüber, und, um doch etwas für die armen Waisen zu thun, begleitete ich sie nach ihrer Wohnung in der Rue

du Chantre. Gerechter Himmel! was fand ich dort, in einem elenden Loche, unter einer baufälligen Treppe, wo sie ihre Schlafstelle hatten, vermodertes Stroh und einige Lumpen! — Ich eilte sogleich zu einem Bekannten, um mir einige Gegenstände zur Abhülfe der äußersten Noth zu verschaffen. Ich brachte sie den Kindern und nun, Madame, habe ich Ew. Maj. Rechenschaft über meine Zeit gegeben. Von nun an werde ich nur mit Ihrer ausdrücklichen Erlaubniß den Palast verlassen."

Josephine war von dieser Erzählung so ergriffen, daß sie das Unwohlbefinden, weshalb sie den Doctor hatte rufen lassen, gänzlich vergaß.

„Doctor," sagte sie, „das darf nicht ohne Folgen bleiben. Wir dürfen nicht zugeben, daß diese unglücklichen Kinder in ihrem elenden Loche bleiben; auch darf der brave Soldat nicht in dem Wahn gelassen werden, daß Sie sich über ihn lustig machen wollten. Ich werde die Sorge für diese armen Waisen selbst übernehmen. Was aber den braven Corporal betrifft, so werden Sie ihn morgen aufsuchen und zu mir führen. Nun aber, Doctor, haben Sie Dank. Ich befinde mich ganz wohl; vielleicht ist gerade ein solche Aufregung mir heilsam gewesen."

Am andern Tage begab sich Doctor Lacourner zu

guter Zeit in die Militairschule und verlangte den Corporal Capulot zu sprechen.

Der brave Corporal zögerte nicht lange, sich ihm vorzustellen.

„Gut, gut," sprach er, indem er den Doctor erkannte; „weiß schon, was das zu bedeuten hat. Sie sind nicht befriedigt — ich auch nicht — das wird sich leicht ausgleichen lassen. Ich will nur zwei Kameraden rufen und dann ...."

„Das ist unnütz, wir Beiden haben nur allein mit einander zu thun. Der Wagen wartet schon und am Ort, wohin ich Sie führe, werden wir das Nöthige finden."

„Wohlan denn, fort! —"

Nun nahm der Corporal Platz im Wagen an der Seite des Doctors, ohne sich nöthigen zu lassen.

Rasch, im schärfsten Trabe ging es davon. Nachdem eine Viertelstunde vergangen war und Capulot sah, daß der Wagen noch immer mit derselben Schnelligkeit weiter fuhr, fing er an wider die Redlichkeit seines Gegners Verdacht zu schöpfen.

„Wo Teufel," rief er sich umsehend, „führen Sie mich hin? es scheint mir in der That, als sei es nicht nöthig so weit zu fahren, um einen Ort zu finden, wo wir unsere Sache ausfechten können."

„Ich bitte nur noch um ein wenig Geduld, mein

braver Freund. Wir werden sogleich zur Stelle sein und ich stehe dafür, daß Sie zufrieden sein sollen."

Der Corporal ließ wieder eine Viertelstunde hingehen; dann zog er sein Seitengewehr halb aus der Scheide und rief:

„Wollen sie mich für einen Narren halten, mein Herr? Ist das eine Manier, einen Corporal von der Garde wie eine Holzpuppe umher zu kutschiren? — Halt! sage ich, augenblicklich werde ich aussteigen."

„Beruhigen Sie sich, Corporal, und sein Sie nochmals versichert, daß Alles zu ihrer vollständigen Genugthuung ablaufen wird. Wir haben jetzt nur noch fünf Minuten Weges zurückzulegen."

„Gut, noch fünf Minuten, tausend Donnerwetter; aber wehe Ihnen, wenn dahinter eine Verrätherei stecken sollte."

Der Doctor gab keine weitere Erklärung, man fuhr in einer dunklen Kastanienallee, die nur auf ein eisernes Gitterthor, mit Parkanlage dahinter, den Blick eröffnete, bog dann in eine Seitenallee und fuhr darauf durch ein dunkles Seitenthor in einen kleinen Hof, der von hohen Gebäuden eng umschlossen war. Dort stiegen Beide aus, und der Doctor führte seinen Begleiter auf die enge Wendeltreppe in einem der Eckthürme zu. Die Sache sah bedenklich genug aus, und der menschenfreundliche Arzt

aubte ihm Muth einreden zu müssen, indem er den
orporal einlud, ihm ohne Furcht zu folgen.

„Mein Herr," sprach der brave Militair mit einem
Stolz, der seiner edlen kriegerischen Gestalt wohlkleidend
ar, „ein Soldat der Garde kennt keine Furcht. Ob=
ohl ich merke, daß es hier etwas giebt, das mir noch
cht klar werden will, so .... nun — eh bien — wir
erden ja sehen!"

Sie durchschritten zusammen schweigend eine lange
eihe glänzender Zimmer, deren Pracht freilich wohl
m guten Corporal wie ein Mährchen der Scheherasade
rkommen mußte. Doch das Erstaunen des an solche Dinge
cht gewöhnten Soldaten mußte noch um ein Bedeutendes
h erhöhen, als sie vor einer mit Sammt beschlagenen
hür ankamen, vor welcher ein Mann stand in einem
it handbreiten goldnen Tressen bordirten Kleide, mit
nem silbernen Stabe in der Hand, der mit lauter Stimme
f: „Herr Doctor Lacourner und der Corporal Ca=
lot."

Der brave Soldat, der in keiner Schlacht gezittert
tte, fühlte jetzt keine geringe Anwandlung einer Ver=
chung, plötzlich „kehrt" zu machen und davon zu laufen.
lein dazu war es zu spät. Capulot faßte sich also ein
erz, so gut es gehen wollte, richtete sich auf, sah funf=
)n Schritte weit vor sich hin, wie es die militairische
egel erfordert, blieb unbeweglich und erwartete mit festem

Fuß den Ausgang eines Abentheuers, von dem er no
nicht das Mindeste begriffen hatte.

Da steht plötzlich eine schöne und glänzende Dan
vor ihm. Sein Blick trübt sich; er sieht nichts meh
aber er hört eine sanfte, überaus wohlklingende Stimm
die folgende Worte zu ihm spricht:

„Herr Capulot, ich freue mich, Sie zu sehen u
hoffe, Sie werden nicht anstehen, mir ein kleines G
heimniß zu entdecken; Sie dürfen versichert sein, daß m
freundschaftliche Gesinnungen für Sie hegt. Nach de
was mir der Doctor mitgetheilt hat, lieben Sie Kind
ungemein?"

Während dieser Rede hatte der Corporal von d
Garde die Kaiserin erkannt. Er raffte sich zusammen, u
rasch zu antworten, wie es einem Soldaten wohl anste

„Madame," sprach er, „Ihre Majestät! — Ta
send Donnerwetter, ich fühle wohl, daß ich eine Dummh
sagen würde, aber mein Kopf dreht sich um."

„Sammlen Sie sich, mein Freund!" sprach ihm d
Doctor zu; „Ihre Majestät weiß recht wohl, daß m
ein braver Soldat und doch ein schlechter Redner s
kann, aber ich glaube, hier kommt es nur darauf a
ganz einfach zu antworten. Um Ihnen zu Hülfe
kommen, muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem ge
rigen Benehmen gegen die Kinder auf der Straße R
chelieu vermuthet habe, daß Sie selbst Vater sin

Capulot antwortete nichts; aber er senkte den Kopf
und ein Paar Thränen rannen auf seinen schwarzen
Schnurrbart.

„Verbergen Sie die Thränen nicht, die Sie ehren,"
ief die Kaiserin lebhaft. „Nicht wahr, Sie sind Vater,
nein Herr?"

„Ja," antwortete der Soldat, ohne zu wagen ein
luge zu heben, „verheirathet, ehe ich meiner Militair-
flichtigkeit genügt hatte. Deshalb war ich genöthigt, Frau
nd Kinder zu verlassen und dem Adler meines Kaisers
ı folgen. Nun sind es vier Jahre her; ich schrieb mei-
er Gattin oft in die ferne Heimath; doch verbot ich ihr,
ir zu antworten, aus Besorgniß, daß .... ja sehen,
hre Majestät, man ist Mensch und kann nicht immer
r sich stehen und wenn meine Frau mir geschrieben
tte: ich habe kein Brod für mich und meine armen
ürmer, oder: der Julius ist krank! nun dann, ich
be mein Vaterland und meinen Kaiser; aber Frau und
nder .... Donnerwetter! ich wußte es ja, daß ich
ummheiten sagen würde. Ich bin zu Ende — ça ira!
man denkt nicht mehr daran!"

„Daran thun sie Unrecht," entgegnete die Kaiserin,
nn Sie werden Frau und Kinder wieder sehen, um
nicht wieder zu verlassen. Doctor," wendete sie sich
t gegen diesen, „schreiben Sie an den Obersten des

ersten Regiments der Garde, daß ich den Abschied diese braven Mannes wünsche und fügen Sie hinzu, ich würd meine Gründe schon dem Kaiser sagen."

Der Doctor schrieb, die Kaiserin unterzeichnete un der glückliche Corporal zog sich mit dem Briefe zurück um die Urkunde seiner Freiheit zu empfangen. Zum Do tor Lecourner aber sagte die Kaiserin mit ihrer gewinne den Huld:

„Sie sind ein kostbarer Mann; ich fühle heu mehr als jemals, daß Sie für jedes Uebel das bes Heilmittel haben."

Napoleon hatte am 2. December 1805 die Schla von Austerlitz gewonnen. Alle seine Gedanken richteten si von jetzt an auf die Vergrößerung seines Hauses. „I will mit Ihrem Sohne anfangen, Madame," sprach er ihr in seiner feierlichen Weise, die stets das Du vermi „Eugen ist frei; darum soll er die Tochter eines Fürst heirathen. Der König von Baiern ist mir die größ Verbindlichkeiten schuldig; durch die Hand der Prinzess Auguste Amalie, soll er diese Schuld der Dankbarl abtragen."

Josephine fühlte sich innig gerührt von diesem B weise des Wohlwollens; diese ehrenvolle Wahl setzte nicht in Erstaunen, denn sie lebte in einer Zeit der W der; aber der Glanz, den diese Verbindung auf ih

Sohn warf, machte ihr das lebhafteste Vergnügen. Schon kannte sie, dem Ruf nach, die ausgezeichneten Eigenschaften der ihm versprochenen Braut und daher hoffte sie von dieser Verbindung nur Glück für ihren Sohn.

„Mein Sohn," entgegnete sie, „wird diese Auszeichnung zu schätzen wissen. Sein Herz ist eben so gefühlvoll als das seiner Mutter."

Der Lauf der Geschichte hat es gezeigt, wie aus diesem Geschlechte des edlen Hauses Leuchtenberg die gekrönten Häupter von Rußland, Portugal und Brasilien ihre trefflichsten Angehörigen empfingen, nachdem längst schon der Nimbus der Napoleonischen Könige verschwunden war.

Eugen wurde zum Vicekönig von Italien erhoben. Die Hoffnung auf einen Thronerben verschwand für Josephinen immer mehr — damit ihr Glück; denn Napoleon's Ehrgeiz trieb ihn immer weiter auf die Spitze der gewagtesten Unternehmungen.

Josephine befand sich jetzt in einem Zeitraum ihres Lebens, in welchem ihr die angenehmsten und ruhigsten Stunden verflossen.

Sie hatte als Kaiserin der Franzosen ihre Liebe zum Landleben mit dem Geschmack an Einfachheit eines ländlichen Aufenthalts beibehalten, der ihr in Malmaison gleichsam zur Erholung von dem Zwange der lästigen

Etikette dienen mußte, welche ihr der strenge Wille des Kaisers in den Tuilerien oder in St. Cloud auflegte.

In allen Zweigen der Naturgeschichte unterrichtet, hatte sie Malmaison in ein lebendes Museum verwandelt, welches ausschließlich dieser Wissenschaft gewidmet war. Durch Gelehrte, die sie unter ihre Protection nahm und aufmunterte, bekam sie die größesten Seltenheiten aus allen Theilen der Welt zugesendet.

Nachdem sie eine neue Eintheilung ihres Parks angeordnet hatte, widmete sie einen Theil desselben dem theoretischen und praktischen Studium ihrer Lieblingswissenschaft; ein botanischer Garten, eine Menagerie und eine Schule des Landbaus gingen unter ihren Händen hervor. Obgleich diese verschiedenen Anlagen ungeheuere Summen kosteten, so dachte sie doch auf der andern Seite nicht daran, auf ihrem Lieblingslandsitz einen ihrer Würde entsprechenden Palast zu erbauen; die einfache, blos aus zwei Stockwerken bestehende Wohnung von Malmaison war ihrem Ehrgeiz genügend. Kündigte auch der Anblick dieses kleinen Schlosses den Fremden nicht die Kaiserin der Franzosen an, so erkannte man doch bald die geist- und gemüthreiche Frau, wenn man sie inmitten ihrer Gärten, bei ihren Merinos oder bei den nützlichen Werken der Landwirthschaft antraf.

Von ihrer Herzensgüte erzählen sich noch heute die Landleute der Umgegend tausend schöne und zarte Züge.

So unter Andrem hörte sie einst in der Nacht aufwachend ein befremdendes Husten unter ihrem Fenster. Sie ließ sich erkundigen, was das sei und erfuhr, daß es die für ihre Sicherheit in dem Garten postirte Schildwache gewesen sei. Augenblicklich ließ sie den, die Wache commandirenden Offizier kommen.

„Mein Herr," sprach sie mit ihrer engelgleichen Milde zu ihm, „die armen Soldaten sind schlimm genug daran, wenn sie sich bei der Armee befinden; in meinem Dienste sollen sie ausruhen und sich nicht den Schnupfen holen. Ich habe des Nachts keine Schildwache nöthig."

In der That konnte auch Niemand so sicher schlafen als Josephine; von ihren Umgebungen vergöttert, wurde sie von ganz Frankreich angebetet; den Unglücklichen war sie ein Schutzgeist, den Armen ein Engel.

Und dennoch ....

Siebenzehnter Abschnitt.

Napoleon's Rückkehr von Wien nach Paris. — Unangenehme Ueberraschung. — Das erste Wort der Scheidung. — Gründe, die Napoleon dazu bewegten. — Morgenscene zwischen Josephine und Napoleon. — Napoleon fühlt Josephinen gegenüber seine Schwäche. — Noch eine Scene zwischen beiden in Napoleon's Cabinet. — Josephine erfährt Alles. — Napoleon's Betrachtungen über die Ehescheidung und eine zweite Verbindung. — Dessen Unterredung darüber mit Josephinen. — Cambacérès und später Eugen bei Josephinen. — Ihr würdevolles Benehmen bei Ankündigung der Ehescheidung. — Sitzung des Senats darüber. — Rede des Erzcanzlers. — Worte Eugen's. — Josephine im Boudoir. — Mürat's Rathschläge. — Feierliche Versammlung in den Tuilerien. — Napoleon's Erschütterung. — Josephinens Seelengröße. — Sie unterzeichnet die Acte der Trennung. — Josephinens Abschied von Napoleon aus den Tuilerien. — Ihre Ankunft in Malmaison. — Napoleon in St. Cloud. — Er besucht seine geschiedene Gemahlin. — Erhaltung einer edlen Freundschaft. — Josephinens Stillleben.

Nach dem Abschluß des Wiener Friedens kehrte Napoleon nach Paris zurück.

Er war so geschwind gereiset, daß er in Fontainebleau ankam einen Tag früher, ehe man ihn dort erwar-

tete. Daher fand er nicht einmal einen einzigen Diener, um ihn zu empfangen. Diese Nachlässigkeit versetzte ihn in die übelste Laune. Er fing an zu pfeifen in einer Art, die keineswegs seiner gewöhnlichen glich. Indeß enthielt er sich noch jedes Vorwurfs gegen Dúroc und begnügte sich damit, sogleich einen Courier nach St. Cloud abzusenden, um seine Ankunft zu melden.

Um ein und ein halb Uhr war der Courier von den Tuilerien abgegangen, um fünf Uhr erschienen der erste Kammerdiener und einige Hofbeamte.

„Und Josephine," rief der Kaiser unwillig, indem er sich an den Baron Fain wendete.

„Sire," entgegnete dieser, „durch einen Zufall bin ich der Kaiserin vorausgeeilt. Vielleicht wird Ihre Majestät noch schneller hier sein."

„Das wäre ihr Glück," murmelte Napoleon, indem er auf seltsame Weise fechtend Worte vor sich hinbrummte, die Niemand verstand.

Die Kaiserin kam jedoch erst um Dreiviertel auf sechs Uhr angefahren. Man meldete ihr im Augenblick, als sie ausstieg, die Ankunft des Kaisers. Es war vielleicht das erste Mal im Leben, daß sie es versäumt hatte, den Kaiser bei seiner Rückkehr zu empfangen. Sie war daran so gewöhnt, daß sie es für eine unerläßliche Pflicht hielt. Ihre Betroffenheit war daher unbeschreiblich, als sie die unerwartete Ankunft des Kaisers vernahm.

Mit Herzklopfen eilte sie nach seinen Gemächern. Zum ersten Male kam ihr Napoleon keinen Schritt entgegen; er blieb sogar sitzen in seiner Bibliothek, obgleich ihm die Rückkehr der Kaiserin gemeldet war.

„Ah, sieh da Madame," rief er ihr in einem erbitterten Ton entgegen, als sie dort erschien; „Sie sind es wirklich, Madame? in der That, ich muß mich glücklich schätzen, daß Sie überhaupt nur zurückgekommen sind; doch es wird Zeit sein, daß ich nach St. Cloud aufbreche."

Josephine, gepeinigt durch den Gedanken, daß ihr Gemahl sie nach einer so langen Abwesenheit so übel empfing, suchte sich zu rechtfertigen.

„Aber, Bonaparte," rief sie klagend, „ist es denn meine Schuld, daß Du einen Tag früher ankommst, als Du angekündigt hattest? Aber ich soll auch immer Unrecht haben. Ich bin nach Hause gekommen, nicht später als gewöhnlich."

„Fragen Sie Düroc, Madame — das bleibt sich gleich!"

Die Kaiserin war nicht daran gewöhnt, ungerechte Vorwürfe zu ertragen. Thränen füllten ihre Augen. Napoleon fuhr in ähnlicher Weise fort und verletzte ihr Herz durch immer schneidendere Worte. Gereizt dadurch ließ sie einige Worte des lebhaftesten Unwillens fallen. Da — zum ersten Male wurde das schreckliche Wort: „Ehescheidung" von ihrem Gemahl ausgesprochen.

Josephine war im Begriff umzusinken vor Schmerz.

„O nein, nein, Bonaparte," rief sie mit gerungenen Händen aus, „o mein Freund, großer Gott! wäre es möglich? o nein, nein!"

Die Unglückliche befand sich in einem Zustande, dem Ersticken nahe. Der Kaiser fühlte, daß er unbedachtsam zu weit gegangen war. Er milderte den Ton seiner Stimme und ergriff ihre beiden Hände.

„O nicht doch," sprach er, „nein, das war so nicht gemeint — niemals — komm her!" und damit zog er sie sanft in seine Arme; „verzeih' mir," fügte er hinzu, „ein ander Mal sei pünktlicher."

Josephinens Engelseele war leicht versöhnt. Sie erwiederte seine zärtliche Umarmung mit der Wärme einer tugendhaften Gattin, die sich der Versöhnung ihres Gatten, der sie kränkte, freut.

Nun entfernte sich Josephine, um ihre Toilette zu machen. Sie versprach, ganz bestimmt in einer Viertelstunde zur Tafel fertig zu sein. Aber erst um sieben ein halb Uhr kehrte sie zurück.

Bonaparte arbeitete gerade mit seinen Ministern, Montalivet und Decrès, die so eben angekommen waren.

„Nun, Du siehst!" sprach Josephine indem sie eintrat, „daß ich nicht gerade allzulange ausgeblieben bin."

„Hm, Hm!" brummte der Kaiser, indem er auf die kleine Stutzuhr deutete, die auf seinem Büreau stand.

„Wenigstens," fügte er mit einem verbindlichen Blick auf sie selbst hinzu, „habe ich nur gewonnen, indem ich Dich erwartete. — Das steht Dir gut, das da — .... nicht wahr, meine Herrn?" —

Die Minister verneigten sich zustimmend. Und in der That, es kleidete sie allerliebst dieses schöne Haar mit blauen Kornblumen und silbernen Aehren durchflochten und diese Polonaise von weißem Seidenstoff mit Schwanendaunen besetzt."

Josephine hatte im feineren weiblichen Instinct die kleinen Künste der Koketterie zu Hülfe genommen, um ihren Gemahl zu bewegen, für immer das entsetzliche Wort „Trennung der Ehe" zu vergessen.

Es war schon voraus bedacht!

Wir werden sehen! —

Als Napoleon seine Adler auf den Wällen von Wien aufgepflanzt hatte, und nun ganz Europa Gesetze vorschreiben konnte, schien nichts mehr seinem Ehrgeiz unmöglich. Er bedurfte eines Sohnes, um seine Dynastie auf die Nachwelt fortzupflanzen; er bedurfte der Familien-Verbindung mit dem ersten und ältesten Herrscher-Hause Europas, um seiner Militair-Herrschaft eine Garantie für ihre Dauer zu geben, und Josephine sollte ein Opfer dieses Ehrgeizes werden.

Es war eines Tages um sechs Uhr des Morgens,

die Königin der Nacht lenkte ihren Wagen nach der andern Hemisphäre; die Morgenröthe begann die Dächer der Häuser zu erhellen und die auf dem Caroussëlplatz angebrachten Spiegellampen warfen nur noch einen bleichen hinsterbenden Schein umher, als der Kaiser, der sich schon so früh mit Talleyrand und Mürat in seinem Cabinet befand, ein Geräusch in einem anstoßenden Gemach vernahm. Er will sehen, was es bedeutet, und erblickt anfangs nichts im dunklen Vorzimmer; aber im nächsten Augenblick tritt Josephine im weißen Nachtgewande und todtenbleich — wie eine nächtliche Geistererscheinung unter die erstaunten Männer.

Es war einer der entscheidenden Wendepunkte ihres Lebens.

„Verzeihung, Bonaparte," sprach sie zu ihm mit jener gedämpften, tonlosen Stimme, welche die tiefste Gemüthserschütterung bewies, „Verzeihung, wenn ich Ihr Zartgefühl beleidige; aber meine Unruhe zieht mich fort. Ach, eine traurige Ahnung scheint mir zu sagen, daß das Glück nicht mehr für uns Beide gemacht ist. Erinnern Sie sich wenigstens, daß es noch eine Frau giebt, die nur für Sie lebt, die Sie mit aufrichtigem Herzen verehrt und die, so ungerecht Sie auch gegen dieselbe sein mögen, bereit ist, Ihnen ihre Ergebenheit selbst auf Kosten ihres eigenen Glücks zu beweisen."

Nach diesen Worten schickte sie sich an, sich augen=

blicklich zu entfernen. Ihr Gemahl, in Betrachtungen vertieft und mit sich selbst kämpfend, äußerte einen Schmerz, der ihm in diesem Augenblick, wo er sich mit Plänen der Trennung beschäftigte, wohl nicht vom Herzen kommen mochte.

„Wehe Dir, Unglücklicher," sprach sie mit aufgehobener Hand im prophetischen Geiste, „wehe Dir! Du eilst Deinem Verderben entgegen! erinnere Dich — Dein Geschick ist an meine Hand gebunden!" —

„Halt ein, Josephine," rief der Kaiser betroffen aus, „und beklage Deinen Gemahl. Ungern ahme ich bei dieser Gelegenheit den Ueberwinder der Ligue nach; aber ich gehöre meinem Volke, und der Ruhm ist mein Erbtheil. Ich gestehe, daß es mir unendlich viel kosten würde, mich von Dir zu trennen, aber meine Macht ist so colossal geworden, daß ich sie auf eine Basis gründen muß, deren Festigkeit dem zu tragenden Gewichte entspricht. Der Kaiser Napoleon muß einen Erben haben und das Blut der Könige kann von jetzt an stolz sein, sich mit dem meinigen zu verbinden."

„Du hoffst," erwiederte ihm Josephine mit der Hoheit einer würdevollen Fassung, „durch die Verbindung mit einem großen Monarchen Deinen eignen Glanz zu vermehren, aber dann erst wird der Neid, der Haß und die Eifersucht sich unversöhnlich gegen Dich bewaffnen; Du wirst jeden Tag höher steigen und Dich damit ge-

gen alle Gefahren unverwundbar gemacht zu haben wähnen; aber um desto tiefer wirst Du fallen, wenn plötzlich das Mißgeschick, wie ein Blitz aus dunkler Wolke, hervor brechen wird, um Dich zu Staub zu zermalmen."

Hierauf nahm das Gespräch eine ruhigere Wendung an; Josephine entdeckte ihm, was ihr von seinen Absichten auf Trennung bekannt geworden war. Napoleon hörte ihre Mittheilung mit großer Aufmerksamkeit an, und als sie geendet hatte, ging er einige Augenblicke mit großen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, auf und nieder. Endlich blieb er vor ihr stehen, schlug die Arme unter, warf auf seine unglückliche Gattin einen jener Alles durchforschenden Blicke, denen sonst nichts widersteht und erkundigte sich nach der Person, die ihr das Geheimniß verrathen habe.

„Bonaparte," entgegnete sie, „Du solltest die Menschen Deiner Umgebungen besser kennen lernen und nur die um Rath fragen, die einst auf der Wage der Gerechten die Probe halten werden."

„Alle Mächte Europas," antwortete er ernsthaft, „werden sich bald unter meine Herrschaft beugen müssen. Ich wiederhole es Ihnen, Madame, zur Unterstützung meiner Macht über dieselben muß ich einen Sohn und Thronerben haben. Die Natur hat es Ihnen versagt, meinen Lieblingswunsch, der so tief in meine Politik ein=

greift, zu erfüllen. Sie haben Unrecht, Madame, Ihre Sache ist verloren." —

Im tiefsten Herzen verwundet appellirte sie an die Zukunft, welche sie vertheidigen und rächen würde. Am Ende dieser peinlichen Unterhaltung nahm er, sei es überwunden von ihrem Schmerz oder um ihrer für den Augenblick nur los zu werden — denn wer ergründet die Tiefe dieses unerforschlichen Geistes — ihre Hände und versicherte ihr heilig, daß nie eine andre Frau seine Lebensgefährtin werden würde und daß er sie nur habe prüfen wollen.

„Nein, nein," rief sie mit der Kraft des Bewußtseins, „jede Verstellung ist jetzt unnütz; Dein Plan der Trennung ist ernstlich gemeint und mein Kummer wird nicht anders enden, als mit meinem Leben."

Nachdenkend stand er da und seine starren Züge verfinsterten sich noch mehr, als sie mit bitterm Lächeln hinzufügte:

„Du willst Dich in die erlauchte Familie eines der ersten Monarchen Europas eindrängen; Du glaubst, mit diesem verbunden, Alles unternehmen zu können — o Du Thor! nur zu bald wirst Du einsehen, daß Du auf einem Vulkan eingeschlafen bist, der durch Deine Fehlgriffe einst in einem furchtbaren Ausbruch austoben wird. Hüte Dich, daß die geknechteten Völker nicht einst aus ihrer Betäubung erwachen, und sich vereinigen, um Dich — ihren Unterdrücker — zu bekämpfen. — Ach, diese Be-

sorgniß ist es, die mein Herz am tiefsten, am unheilbarsten verwundet."

Josephine war der Verzweiflung nahe. Endlich schien Bonaparte wahrhaft gerührt zu sein. Er schwor ihr noch einmal, daß keine menschliche Macht ihn jemals vermögen könne, so geheiligte Bande zu brechen.

„Fürchte den Meineid," sprach sie, indem sie ihn verließ, „und sei versichert, daß Josephine stets und an allen Orten Deine beständige Freundin bleiben wird."

Einige Tage vergingen unter solchen traurigen Besorgnissen. Napoleon vermied seine Gemahlin, weil er stets die Erneuerung einer solchen tragischen Scene befürchtete.

„Es hilft mir nichts," sprach er damals zu Fouché und seinen Vertrauten in dieser Angelegenheit, „mir einen Plan für meine Handlungen zu bilden. Wenn ich bei der Kaiserin bin, werde ich der Schwächste aller Menschen. Ich vergesse dann alle meine Entwürfe und erinnere mich an weiter nichts, als an die heldenmüthige Ergebenheit, welche diese Frau mir seit dem Tage unserer Verbindung unausgesetzt bewiesen hat."

Nach der Rückkehr des kaiserlichen Paares von Fontainebleau war Napoleon nicht mehr im Stande, sich über seine wahre Lage zu täuschen. Josephine liebte ihn zu aufrichtig, um nicht schon bei dem bloßen Gedanken

an eine ewige Trennung zu zittern, und doch sah sie dieselbe stets und unvermeidlich vor Augen.

Man kann sich leicht vorstellen, was eine so gefühlvolle und gemüthreiche Frau, wie Josephine bei allen ihren kleinen Thorheiten war, dabei leiden mußte. Ihre schönen großen Augen waren stets mit Thränen gefüllt, wenn auch ihr Mund lächelte, um das, was in ihrem Innersten vorging, der Welt zu verbergen.

Häufig fuhr sie nach Malmaison, um die Hofleute, deren geschäftiges, gleißnerisches Treiben ihr so zuwider war, zu vermeiden.

Dort war sie einst mitten unter den Blumen und tropischen Gewächsen, die sie selbst gezogen hatte, in ihre traurigen Betrachtungen vertieft, als Herr von Bourienne ihr ein Billet des Kaisers zustellte, wodurch sie ersucht wurde, sich sogleich nach den Tuilerien zu begeben.

Sie eilte dorthin und fand Bonaparte in seinem Cabinet, den Kopf auf beide Hände gestützt, in einer Stellung, als wenn er schon in den letzten Zügen liege. Unbeschreiblich schmerzlich war der Ausdruck seines Auges, womit er sie ansah.

Nachdem er einige Zeit im Schweigen verharrt hatte, durchlas er noch einmal ein Sendschreiben, welches ihm Regnault de St. Jean d'Angely vorgelegt hatte. Es entging der Kaiserin nicht die Bewegung, von welcher ihr Gemahl dabei ergriffen war.

„Soll ich die Antwort erwarten?“ fragte Regnault de St. Jean d'Angely, im Begriff bescheiden sich zurück zu ziehen.

„Nein!“ entgegnete Napoleon mit einiger Ungewißheit, „meine Absicht ist, die Antwort selbst zu geben, aber später.“ — Der Ueberbringer des Schreibens zog sich zurück.

Als der Kaiser fertig mit Lesen war, konnte es Josephine nicht unterlassen, ihm einige Vorwürfe zu machen, nicht sowohl über die Vernachlässigung, womit er sie seit einiger Zeit behandelte, als vorzüglich über das Mißtrauen, welches er gegen den bei ihm verläumdeten Vicekönig Eugen zeigte.

Napoleon antwortete kein Wort, sondern stand auf und mit der ihm eignen Majestät einer dominirenden Willenskraft entließ er sie durch eine Bewegung der Hand.

Davon, weshalb er sie zurückberufen hatte, war mit keinem Worte die Rede gewesen. Es war offenbar, daß der Kaiser die Absicht gehabt hatte, mit seiner Gemahlin über den delicaten Gegenstand, der ihn fortwährend beschäftigte, persönlich zu reden, daß ihm aber bei ihrem Erscheinen der Muth dazu entfallen war.

Jetzt konnte Josephine nicht mehr zweifeln an der Festigkeit seiner Entschließung. Jene Schrift hatte sie selbst und die beabsichtigte Trennung betroffen. Alles

bewies ihr, daß die Maßregeln zu ihrem Verderben schon genommen waren. Die Familie Napoleon's hatte diesen Schlag schon längst vorbereitet und Mürat, dieser treulose Mürat gab wiederholt seinen Beifall darüber zu erkennen.

Jetzt galt es für Josephine, sich zu fassen, um das Unvermeidliche mit der Würde und Ergebung einer wahrhaft edlen Frau zu tragen.

Fouché benachrichtigte sie, daß die Trennung schon im Staatsrathe discutirt und gebilligt sei.

Josephine erfuhr ferner mit unaussprechlichem Schmerzgefühl, daß Cambacérès den Vorschlag gemacht habe, die älteste Tochter Lucians zum Range einer Kaiserin der Franzosen zu erheben; aber eine solche Verbindung konnte den ehrgeizigen Absichten Napoleon's durchaus nicht entsprechen.

„Prinz!" hatte er daher dem Erzcanzler Cambacérès auf der Stelle geantwortet, „der Vorschlag, den Sie mir machen, erscheint mir durchaus nicht als annehmbar. Ich muß die Tochter eines legitimen Souverains haben; und die Frage ist nur, mir eine solche bekannt zu machen. Alexander hat eine junge Schwester, die vollkommen für mich paßt; aber ich kann mir nicht bergen, daß an seinem Hofe die Weiber mir nicht günstig sind und ich daher eine abschlägliche Antwort zu gewärtigen haben würde. Ich hätte eine Verbindung mit einer spanischen n-

tin eingehen können; aber, wie die Sachen jetzt stehen, so würde eine solche mir mehr schädlich, als vortheilhaft sein. Wir müssen demnach unsere Blicke nach einer andern Seite richten."

Der Marschall Berthier schlug eine Verbindung mit Deutschland vor und der Souverain von Frankreich schien diesen Vorschlag zu billigen. Fouché aber suchte ihn dadurch abzulenken, daß eine solche Wahl eben so gefährlich als unpolitisch sei.

„Sie würden Recht haben, Herr Herzog," fiel ihm der Kaiser in die Rede, „wenn die Person, die ich wähle, jemals einen andern Titel, als den meiner Gemahlin annehmen könnte. Ich höre gern den Rath der Kaiserin Josephine, weil sie meine beste Freundin ist, und gleich mit mir die Bahnen mit Muth durchschritten hat, welche zum Ruhm führen. Jetzt aber würde in der That diejenige, die ich wähle, Mühe haben, ihre Stelle in meinem Herzen vollkommen auszufüllen. Sie wird indeß ihre Rolle spielen und ich behalte mir die meinige vor. — Meine Herrn, vernehmen Sie! mein Entschluß ist wohl überlegt und gefaßt: ich werde um eine Erzherzogin von Oestreich anhalten. Ihr Vater, der Kaiser, befindet sich nicht in der Lage, mir die Hand seiner Tochter abschlagen zu können, und seine Unterthanen werden in dieser Verbindung eine Bürgschaft für den Frieden sehen. — Josephine, ich wiederhole es, verdient im vol-

len Maße meine Anhänglichkeit und meine Dankbarkeit; und gern würde ich ihre Ergebenheit und ihre Liebe dadurch belohnt haben, daß ich auf ihre Stirn das doppelte Diadem, von Frankreich und Italien, setzte, wenn es die Umstände erlaubten."

„Ihr Sohn," fuhr er nach einer Pause fort, „ein Muster seltner Gaben und Tugenden, war feierlich der meinige geworden; ich gestehe es, Eugen ist würdig, mein Nachfolger zu werden. Aber meine gegenwärtige Politik erheischt es mit unabweislicher Nothwendigkeit, daß das alte Band, welches mich an seine Mutter knüpft, aufgelöset werde und daß ich mich mit fürstlichem Geblüt verbinde. Mein starker Wille wird sich an kein Hinderniß stoßen und in einem Gefolge von Königen werde ich meine neue Gefährtin zum Altare führen. — Vielleicht sieht das künftige Jahr schon die Geburt eines Erben meiner Macht und meines Namens."

Geschäftige Freunde theilten Josephinen diese Aeußerung mit.

„Unglücklicher!" rief sie ahnend aus, „so willst Du von jetzt an, ohne Führung durch die Hand der treusten und ergebensten Freundschaft, Deine kühne Lebensbahn weiter verfolgen! Jeder wird sich fortan bemühen, Dich durch Schmeicheleien zu Grunde zu richten. An mir wirst Du einen freundlichen Mentor verlieren, auf dessen besonnenen Rath in entscheidenden Augenblicken Du stets

gehört hast. Meine letzten Hoffnungen, daß mein Gemahl doch noch vielleicht auf meinen Rath hören werde, hat er selbst zerstört, indem er mir sagte: ich werde stets wandeln auf der Bahn des Glücks. — Aber wie treulos das Glück ist, hat er mich selbst empfinden lassen."

Unwiderruflich nahte die entscheidende Katastrophe heran. Schon war Josephine darüber nicht mehr in Ungewißheit, obwohl ihr officiell vom Kaiser über die Scheidung noch nichts angekündigt war.

Napoleon und Josephine sprachen indeß darüber, wie über eine längst entschiedene Sache.

Am Tage vor der Scheidung sagte er ihr, daß er nun auch allein an der Hand des Glücks zu gehen hoffe.

„Die neue Liebe," fuhr er fort, „welche jetzt zwei Herzen mit gegenseitiger Sympathie erfüllt, hat mir den Entschluß abgenöthigt, Dich nach Italien zu schicken; es ist wichtig für meine Ruhe und meine Sicherheit, daß nie ein Sterblicher das Geheimniß meines Geschicks durchdringt; und wenn Du in Frankreich bliebest, so würden Deine Bemerkungen mich ewig quälen. — Zwar bedauere ich Dich aufrichtig, aber ich habe geschworen, das Liebste, was ich auf der Welt habe, dem Heil Frankreichs und meiner Dynastie zu opfern."

„Ach, meine theure Freundin," fuhr er mit Bewegung nach einer schmerzlichen Pause fort, „das Unglück,

was mich bedroht, wenn ich diesen Eid nicht erfülle, hat alle die angenehmen Hoffnungen, die mich bei meiner Thronbesteigung erfüllten, vereitelt. Ich ahne jetzt die Gefahren, welche mich erwarten. Von einer brennenden Phantasie erfüllt, habe ich mein Leben in eine beständige Bewegung gebracht, und dabei keinen Augenblick an die Pflichten gedacht, die ich als Eingeweihter in einen egyptischen Orden*) eingegangen bin. Im Wahn, daß die Lobeserhebungen der Menschen zur Unsterblichkeit führten, habe ich Alles gethan, um Ruhm zu erwerben. Unaufhörlich habe ich das Phantom der Glückseligkeit verfolgt, Alles meinem Ehrgeize geopfert und große Eroberungen gemacht. Ach, das Glück konnte ich nicht erobern. Ich habe meine Minister, meine Generale bereichert, ohne einen einzigen Freund zu finden; und so von allen Menschen getäuscht, die mir ihr Glück zu verdanken haben, darf ich selbst diejenige nicht als Lebensgefährtin behalten,

---

*) Bezieht sich auf die mystische Sage vom kleinen rothen Mann, der ihn dreimal vor seinem Fall im Auftrage eines geheimen Ordens, der Philadelphen, gewarnt habe, und auf den Schwur, den er selbst in republikanischer Exaltation im Walde von Fontainebleau geleistet, daß er stets das Königthum verfolgen werde, und wenn er jemals seine Hand nach einer Krone ausstrecken sollte, daß er Jedem das Recht gebe, ihn zu tödten. D. V.

die mir immer theuer war. — Man wird gestehen müssen, daß mein Schicksal sehr unglücklich ist."

Josephine begriff nichts von dieser Mittheilung Napoleon's. Wie konnte er durch ein feierliches Versprechen gebunden sein, sie zu verlassen? — daß er unglücklich sei und als Opfer treuloser Rathschläge fallen würde, war ihr sehr deutlich. Was aber das angedeutete Motiv zur Trennung betraf, so blieb es ihr ein undurchdringliches Geheimniß.

„So ist denn," sprach sie zu ihm, „mein Geschick unabänderlich beschlossen und Ihr eisernes Zepter soll ohne Erbarmen alle Blumen meines Lebens vertilgen?" —

Napoleon war so bewegt, wie vielleicht noch nie in seinem Leben. Josephine sah ihn Thränen vergießen. Er schien der Verzweiflung nahe zu sein und seine eigne Schwachheit fürchtend, riß er sich los aus ihren Armen.

„Vergebens," rief er aus, „strenge ich mich an, zu vergessen, was ich Dir schuldig bin; mein Herz leidet mehr als das Deinige. Ich weiß, daß ich unter allen Umständen auf Deine Ergebenheit, Zärtlichkeit und Achtung rechnen darf und darin eben liegt mein Unglück zugleich und mein Trost."

Mit diesen Worten legte er seine Hand auf diejenige, welche er seinem Ehrgeiz opfern wollte. Man hätte sagen mögen, daß er schon seinen Schutzengel betrauerte, den er im Begriff war, aus seinem Palast herauszuwei-

sen; denn ein tiefer Seufzer preßte sich aus dem Innern seiner Brust herauf.

„Wer kann es nun noch wagen uns trennen zu wollen?" rief Josephine unbeschreiblich bewegt aus. „Vergieb, Bonaparte, meiner Anmaßung, wenn ich frage: welche Gewalt der Erde mich zwingen könnte, meinen Rechten, in die mich dieser entscheidende Moment von Neuem eingesetzt hat, zu entsagen? — Ich bin Dein bis zum letzten Hauch meines Lebens, Dein durch das heiligste über die Dauer des Daseins hinausreichende Band! — Du weinst, Bonaparte! nicht aus Schmerz fließen Deine Thränen; gestehe mir Deine Lage; öffne mir Dein Herz; möge hier, auf dieser geweihten Stelle, wo Du mir einen neuen Hoffnungsstrahl hast aufgehen lassen, der Bund unserer Treue für die Ewigkeit geschlossen sein!"

Bonaparte hatte sich mit entstelltem Gesichte, hohlen Augen und erstickter Stimme auf ein Sopha geworfen, um seine Lebensgeister zu beruhigen und sich zu erholen. Josephine konnte diesen Anblick des so völlig vernichteten Mannes nicht ertragen; indem sie sich selbst anklagte, die Schuld davon zu sein, rief sie mit emporgerungenen Händen aus:

„Nein, beim Himmel, ich will nicht ferner der Gegenstand der Zwietracht zwischen Ihnen und Ihrer Familie sein, weil ich die Bestimmung der Natur nicht habe erfüllen können. O wie gut kennen diejenigen, die mir

diesen Abgrund geöffnet haben, mein Gemüth! und wie gut wissen sie, daß ich nie einen andern Wunsch hegte, als den Frieden in die Seele meines Gemahls zurückkehren zu sehen; daß ich kein Opfer scheuen würde, um dem Manne, den ich über Alles liebe, den ich ewig lieben werde, dieses Glück zu verschaffen — und sei es durch mein eignes Unglück erkauft! — Ist es zu Ihrem Glück unentbehrlich, Bonaparte, wohlan, so willige ich in die Trennung!" —

Mit diesen Worten verließ sie das Gemach des Kaisers, um ihm ihren ungeheuern Schmerz zu verbergen, womit sie das schwerste Opfer gebracht hatte, das wohl jemals eine edle Frauenseele dem vermeintlichen Glück ihres geliebten Gatten bringen kann.

Als sie sich allein sah in ihrem Boudoir, drang ihr Schmerz so tief in das Innerste der Seele, daß sie nahe daran war, den Verstand zu verlieren.

Noch beklagenswürdiger aber erschien ihr der Zustand ihres Gemahls; denn mit ihrem unendlichen Zartgefühl hatte sie es herausgefühlt, daß er von seinem Gewissen gefoltert wurde, während sein unbeugsamer Wille nur noch die Macht wieder zu gewinnen suchte, um sich selbst und seine Josephine unglücklich zu machen.

Aber so ist die Herrschaft des Wahns, sie vernichtet alles Glück, das sie selbst die Macht hätte dauernd zu begründen.

Von diesem Augenblick an vermied Napoleon mit verdoppelter Aengstlichkeit jede Gelegenheit, mit Josephinen allein zu sein.

Unaufhaltsam schritt indeß Josephinens widriges Geschick dem entscheidenden Augenblick näher.

Der Tag der Trennung war endlich angebrochen und noch wußte Josephine nicht, wie nahe ihr schon das Verhängniß gerückt war.

Die Kaiserin befand sich schon seit einigen Stunden ganz allein. Geschäftiges Kommen und Gehen und halblautes Durcheinanderreden in den Vorzimmern machte sie unruhig. Endlich hörte sie, daß der Kaiser verschlossene Briefe an die Großwürdenträger seines Reichs und an die ersten Offiziere seines Hauses geschickt, auch die Glieder seiner Familie ersucht habe, sich nach dem Diner in den Tuilerien einzufinden.

In diesem Augenblick ließ sich unerwartet der Großcanzler von Frankreich, Cambacérès, bei ihr anmelden und trat unmittelbar darauf ein.

Unter wortreichen Entschuldigungen beklagte er, daß er Auftrag habe, ihr die unwiderruflich beschlossene Ehescheidung anzukündigen.

Josephine raffte mit ungeheurer Willenskraft all ihre Seelenstärke zusammen und gab ihm folgende kurze aber würdevoll gesprochene Antwort:

„Da ich das Glück von Frankreich nicht mache

kann, so wünsche ich, daß eine Andre diesen Zweck besser erfüllen möge, als ich!"

Cambacérès empfahl sich ohne Weiteres, um dem Kaiser Bericht davon abzustatten.

Josephine war wieder allein. Mit einer Bewegung des Unwillens sprang sie auf, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen; in diesem Augenblick öffneten sich wieder die Flügelthüren und Eugen trat ein.

Unter den bittersten Klagen über sein Geschick eröffnete er seiner Mutter, daß Napoleon ihn beauftragt habe, die Acte der Ehescheidung dem Senate zu überbringen. „Ich bin indeß fest entschlossen, meine geliebte Mutter, statt dessen als Ihr Vertheidiger aufzutreten; keine persönliche Rücksicht soll mich abhalten, einer schreienden Ungerechtigkeit entgegen zu treten und der Kindespflicht einer nie erlöschenden Dankbarkeit und Liebe zu genügen."

„Mein Eugen," sprach Josephine mit jener Wärme und Würde zu ihm, die ihr die Mutterliebe eingab und das Bewußtsein, unschuldig zu leiden, „ich muß Dich zur Resignation und Festigkeit in der Erfüllung der schweren Pflicht ermahnen, die der Kaiser, mein Gemahl, Dir auferlegt hat. Erst wenn Du das gethan hast, kannst Du kommen, um Deine Thränen mit den meinigen zu vermischen; aber auch, um die Gelübde der Ergebenheit gegen denjenigen zu erneuen, der Dir stets ein zweiter Vater gewesen ist."

„Ach!" seufzte der Prinz, indem seine Augen sich mit Thränen füllten, „alle Gefühle, die mir der Beschützer meiner Kindheit eingeflößt hatte, lösen sich jetzt von meinem Herzen; ich kann ihn nicht mehr für meinen Freund halten, denn ich sehe in ihm nur den Verfolger meiner geliebten Mutter."

Josephine brauchte ihren ganzen Einfluß, um ihn zu vermögen, die Rolle mit Würde durchzuführen, die ihm Napoleon übertragen hatte.

„Unserer Beiden Zukunft," sprach sie, „wird abhängen von der Festigkeit, womit Du in dieser merkwürdigen Sitzung auftreten wirst. Im übrigen sei versichert, mein Sohn, daß ich zu dem größesten Opfer bereit bin, wenn ich überzeugt sein darf, daß es zum Glücke Frankreichs beitragen würde."

„O meine unglückliche Mutter," rief der Prinz mit lebhaft ausbrechendem Schmerz, „wie hart ist mein Loos! Der Ueberwinder so vieler Völker zwingt mich heute zu einer Handlung, die von der Nachwelt getadelt werden wird; er will mich nöthigen, eine mit Kummer belastete Frau zu betrügen, die meinem Herzen so theuer ist. Der Kaiser ersucht Sie, meine geliebte Mutter, seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen und verlangt Gehorsam. — — O mit Freuden werde ich mein Blut zu Deiner Vertheidigung vergießen; aber zwinge mich nicht, den entscheidenden Streich gegen Diejenige zu füh-

ren, die so viel Glanz auf die schönsten Jahre seiner Regierung geworfen hat.“ —

Dann in seiner schmerzvollen Exaltation schien er Napoleon selbst anreden zu wollen, indem er ausrief:

„Ungerechter Sterblicher, gestatte nur, daß ich mit Ehren in mein Grab steige. Entlaß mich dieses Auftrages, bei dem mein Herz bluten wird. Es würde der Kaiserin und mir zu viel kosten, Deinem unbilligen Verlangen zu genügen; unsre Herzen sind nicht zum Haß erschaffen; Andre werden die Rache übernehmen; Wesen, die Dich einst so geliebt haben, sind weit davon entfernt; und wenn ich die Genugthuung haben werde, Dich das ungeheuere Unrecht, das Du meiner Mutter zufügst, fühlen zu lassen, so wird es doch immer nur durch die einzige Waffe geschehen können, die eines französischen Ritters würdig ist — durch Großmuth!“ —

In jenen seltenen Momenten, wo sich gleichsam Leben und Tod des höhern Daseins von einander scheiden, verräth sich wahre Seelengröße; während niedrige Naturen verzagen und verzweifeln im rathlosen Kleinmuth, erhebt sich der edlere Mensch über sein Schicksal, und desto mehr steigt er auf die Höhen der Menschheit.

So auch Josephine.

Feierlich bewegt legte sie ihre Hand auf die Schulter ihres Sohnes und eine höhere Begeisterung gab ihr die eindringliche Rede, die den unglücklichen Eugen end-

lich überzeugte, daß er durch die Weigerung, Napoleon's Befehle zu vollziehen, nichts gewinnen werde, sondern seiner Mutter die Gelegenheit rauben würde, vor ganz Frankreich sich groß und ihrer würdig zu benehmen.

Eugen war durch und durch bewegt. So ließ er sich vor seiner kaiserlichen Mutter auf ein Knie nieder, und bat, daß sie ihn durch ihren mütterlichen Segen weihen und stärken möge zu der schwersten Pflichterfüllung, die ihm jemals in seinem bewegten Leben auferlegt sei.

Josephine legte ihre segnende Hand auf sein schönes gebeugtes Haupt, küßte ihn auf die Stirn und entließ den Tiefbetrübten, der ihr mit zärtlicher Wehmuth di Hand küßte.

Durch diese Scene fühlte sich Josephine selbst er hoben und geweiht, und es begann damit der officiell Theil dieser unglücklichen Procedur, wobei sich Josephine durch ihre edle Resignation und ihr würdevolles Beneh men, die Liebe von ganz Frankreich und die Bewunde rung der Welt gewann.

Am Sonnabend, den 16. December 1809, hat sich der Senat versammelt. Der Erzcanzler des Reich Cambacérès, als erwählter Präsident der Sitzung, wur mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen empfangen. I Gegenwart des Königs von Westphalen, als Großadmira

des Vicekönigs von Italien, des Fürsten Viceconnetable und des Fürsten Vicegroßwahlherrn, wurde die feierliche und merkwürdige Sitzung eröffnet, worin Josephine ihrer schönsten und heiligsten Rechte für verlustig erklärt werden sollte.

Nachdem dem Fürsten Erzcanzler des Staats, Cambacérès, das Wort zugestanden war, hielt er eine Rede, worin er dem Senat anzeigte, daß der Entwurf, welcher ihm in dieser Sitzung zur Berathung vorgelegt werden solle, eine Anordnung enthalte, die mit den theuersten Interessen Frankreichs in Verbindung stehe; sie schloß mit der schönen Phrase: „Die edle und rührende Ergebenheit J. M. der Kaiserin dient zum rühmlichen Beweise ihrer uneigennützigen Liebe zu dem Kaiser, und sichert ihr ein ewiges Recht auf die Dankbarkeit der Nation zu."

Hierauf nahm der Graf Regnault de St. Jean d'Angely als Beauftragter der Regierung, das Wort und legte der glänzenden Versammlung den Entwurf eines Senatsbeschlusses vor, welcher die Trennung der Ehe Josephinens und Napoleon's genehmigte. Der Redner entwickelte die Motive desselben, und schloß mit den Worten, die in seinem Munde ebenfalls nicht mehr waren, als eine schöne Phrase, womit vor den Augen der Welt ein im tiefsten Seelenschmerz fast brechendes Frauenherz überkleidet wurde:

„Nehmen Sie, meine Herrn, im Namen des gerührten Frankreich, vor den Augen des erstaunten Europa dieses Opfer an; es ist das größeste, welches jemals auf Erden gebracht wurde; und voll von tief gefühlten Regungen beeilen Sie sich, in dem Tribut Ihrer Gefühle und der Gefühle aller Franzosen den einzigen Preis, welcher dem Muthe unserer Monarchen gebührt, die einzige Tröstung, welche ihren edlen Herzen entspricht, zu den Füßen des Throns nieder zu legen.“

Bedeutender und mehr aus dem Herzen kommend aber auch mehr Selbstüberwindung kostend, war die Rede die der unglückliche Prinz Eugen an die Versammlung der Senatoren zu halten sich gezwungen sah.

„Fürst, Senatoren!“ sprach er mit einer Bewegung die nur die Macht einer gewohnten Selbstbeherrschung und eine erhöhte Seelenstimmung zu unterdrücken vermochte. „Sie haben so eben die Vorlesung des Entwurfs eines Ihrer Berathung unterworfenen Senatsbeschlusses vernommen. Ich glaube, daß es bei dieser Gelegenheit mir zukomme, die Empfindungen auszudrücken, wovon meine Familie durchdrungen ist. Meine Mutter, meine Schwester und ich, wir verdanken Alles dem Kaiser. Er ist für uns Alle ein wahrer Vater gewesen und wird in uns zu jeder Zeit ergebene Kinder und gehorsame Unterthanen finden. Es ist zum Glück Frankreichs nothwendig, daß der Gründer dieser vierten Dynastie in einem

Kreise unmittelbarer Nachkommen sein Alter verbringe, und daß darin für uns Alle die sicherste Gewährleistung und das Pfand des Ruhmes unsres Vaterlandes liege."

„Als meine Mutter im Angesicht der ganzen Nation von ihrem erlauchten Gemahl gekrönt wurde, übernahm sie zugleich die Verpflichtung, alle ihre besondere Neigung den Interessen Frankreichs zum Opfer zu bringen. Sie hat mit Muth, Adel und Würde diese ihre großen Pflichten erfüllt. Oft war ihr Gemüth schmerzlich bewegt, wenn sie sehen mußte, mit welchen harten Kämpfen sich das Herz eines Mannes abrang, der gewohnt war, das Glück zu beherrschen und stets mit festem Schritt der Vollendung seiner großen Entwürfe entgegen zu schreiten. Die Thränen, welche dieser Entschluß dem Kaiser gekostet haben, beschwichtigten völlig das gekränkte Ehrgefühl meiner Mutter. In der Lage, wo sie sich künftig befinden wird, kann sie nicht ohne Theilnahme bleiben an den neuen glücklichen Ereignissen, welche uns erwarten; es wird ihr ein stolzes Gefühl bereiten, wenn sie die glücklichen Folgen für ihr Vaterland und ihren Kaiser sieht, welche aus ihren dargebrachten Opfern hervorgehen werden."

Während dieser Sitzung saß Josephine allein in ihrem Boudoir, ihrem eigenen Nachdenken überlassen.

Diese Ruhe that ihr noth, um nach so vielen Stür-

men sich zu fassen, um in der großen Katastrophe, die ihr immer näher rückte, sich würdevoll benehmen zu können.

So war über eine Stunde verflossen, als Mürat in ihr Zimmer trat. Ohne sich eine Gemüthsbewegung merken zu lassen, sprach sie mit ihm von solchen Dingen, von denen sie wünschte, daß sie zu dem Ohr ihres Gemahls gelangen möchten. Er gab ihr im Ton des Wohlmeinens verschiedene Rathschläge in Beziehung auf ihr künftiges Benehmen gegen den Kaiser; indeß Josephine ging darauf nicht ein; denn sie kannte die Falschheit dieses Menschen. Auch nahm sie sich sorgfältig in Acht, irgend einen Vorwurf in seiner Gegenwart laut werden zu lassen.

Gegen sechs Uhr, am Abend dieses traurigen Tages begaben sich die Großwürdenträger des Staats nach dem Palast der Tuilerien. Die Familie des Kaisers erschien dort etwas später. Man sah in den großen Appartements eine Vereinigung der höchsten Personen des kaiserlichen Hofes, die man für nothwendig gehalten hatte, um den Act zu feiern, wodurch eine der trefflichsten Frauen unsres Jahrhunderts zu der unglücklichsten gemacht werden sollte. Man sah dort u. A. Eugen, Regnault de St. Jean d'Angely, und außer der ganzen kaiserlichen Familie, alle die Großwürdenträger des kaiserlichen Hofes.

Josephine erschien unterstützt von ihrer Tochter, der Königin Hortense. Alle Beide trugen große weiße Hüte,

die unter dem Kinn zugebunden waren; der von Josephinen war so groß, daß er fast die Hälfte ihrer Figur verbarg; indeß war es doch leicht zu erkennen, daß sie viel Thränen vergossen hatte. Sie weinte in diesem Augenblick noch und in ihrer Hand hielt sie ein Batisttuch, dessen sie sich häufig bediente, um ihre Thränen zu trocknen.

Der Schmerz, der sich der Kaiserin bemächtigt hatte, schien sich der ganzen Versammlung mitgetheilt zu haben. Niemand wagte es, ein Wort zu sprechen.

Der Urheber dieser peinlichen Scene schien keinen Theil zu nehmen an dem, was um ihn her vorging; indeß sah man deutlich die Gewalt, die er sich anthun mußte, um in diesem entscheidenden Moment ruhig zu erscheinen.

Jeden Augenblick erwartete Josephine den Befehl, sich für immer aus Frankreich zu entfernen. Bereitwillig, auch dieses schwerste aller Opfer zu bringen, trat sie in das geheime Cabinet Napoleon's.

Die angezündeten Wachskerzen warfen nur einen matten Schein auf die Gegenstände umher. Der ganze Hof nahte sich mit finsterem Schweigen. Josephine gegenüber stand der Kaiser, zur Seite Cambacérès. Todtenblässe im dämmernden Lichtschein war auf allen Gesichtern zu bemerken, als Regnault de St. Jean d'Angely die Acte, wodurch das geheiligte Band der Ehe, das seit

einer Reihe vom Glück begünstigter Jahre Josephinen an Napoleon geknüpft hatte, zerrissen werden sollte, ihr zur Unterschrift vorlegte.

Alle anwesenden Personen wurden von einem unwillkührlichen Schauer ergriffen; Josephine zitterte am ganzen Leibe.

„O Himmel," sprach sie endlich gegen den Kaiser gewendet. „So vergelten Sie die reinste Zärtlichkeit, Napoleon? — Wie? Alles, was ich zu hoffen habe, wenn ich mich entschließe, diese Schrift zu unterzeichnen, ist: den leeren Titel einer gekrönten Kaiserin zu behalten? Nehmen Sie Ihre Geschenke zurück und haben Sie nur die Güte, sich Ihrer Eide zu erinnern. Zwar läßt mir Ihr gethanes Geständniß keine Hoffnung mehr, Sie zu rühren; und ich will nicht diejenige sein, die dem unglücklichen Wahne entgegentritt, als gereiche diese Verbindung zum Glück und Heil Frankreichs. Ich will Ihnen und diesem unglücklichen Lande wünschen, daß durch Ihre Verbindung mit Oestreich nicht die Eifersucht der übrigen Monarchen Europas gereizt werde; daß nicht ein großer und allgemeiner Krieg gegen Sie sich erhebe, worin Ihre Herrschaft zu Grunde geht. Das Geschick ist mächtiger, als es Könige sind und wer des Schicksals Mächte herausfordert. Wohlan denn, wenn Sie den Muth haben, Napoleon, die Acte mir vorzulesen, so werde ich den Muth finden, sie zu unterzeichnen."

Napoleon erwiederte kein Wort; aber alle seine Seelenstärke zusammen nehmend, las er mit lauter Stimme die Declaration seiner Ehescheidung vor. Seine Gemüthsbewegung war dabei jedoch so sichtbar, daß er zwischen jeder Phrase eine lange Pause machen mußte, um Athem zu gewinnen zum Fortfahren. Als die Reihe an Josephine kam zu reden, war sie so ergriffen, daß ihre Tochter sie unterstützen mußte, um sie aufrecht zu erhalten. „Da man der Meinung ist," sprach sie, „daß meine Trennung vom Kaiser zum Heil Frankreichs und zum Glück meines Gatten nothwendig ist, so bin ich bereit, mich zu opfern!" aber diese Worte waren mit einer bebenden, gedämpften Stimme gleichsam hervorgestoßen. Thränen strömten dabei über ihre Wangen, die schöne Weiblichkeit ihrer Seele war in ihrer heiligsten Tiefe verletzt. Sie befand sich sehr unwohl, als sie aufhörte zu reden.

Während dieser Zeit war Napoleon offenbar in Besorgniß, daß er seinen Gefühlen erliegen werde. Er redete sehr leise, und verlor die Kaiserin nicht aus den Augen. Er schien tausendmal mehr zu leiden, als sie selbst. Es war leicht zu sehen, daß diese Scene für ihn eine schreckliche Strafe war. So lange die Sitzung dauerte, sah man alle Anwesenden schweigend und mit niedergesenkten Köpfen.

Der Kaiser hatte nach seinem Leibarzt Corvisart ge-

sendet; aber Josephine, die alle ihre Seelenstärke zusammen nahm und von der Liebe ihrer Tochter sich gehoben fühlte, stand auf, unterzeichnete die verhängnißvolle Acte und zog sich zurück.

Eine Stunde hatte diese unglückliche Sitzung gedauert. Josephine war die erste, die aus diesem Gemach hervortrat. Sie gab ihrer Tochter den Arm und ließ sich unterstützen von ihrem Sohn, dessen Ausdruck die tiefste Gemüthsbewegung verrieth, eine unbeschreiblich rührende Erscheinung! kaum war sie im Stande zu gehen. Schmerz und Verzweiflung las man auf allen ihren Zügen. Dort standen alle Personen vom Hofe und vom Dienste, und betrachteten sie mit Blicken der tiefsten Theilnahme.

Durch diesen Anblick sehr ergriffen, lehnte sie sich gegen eine der Porphyrsäulen, welche die Decke des Saals trugen.

„Lebt wohl!" sprach sie im klagenden Tone, doch mit der Fassung und Würde, die ihr als Weib, wie als Kaiserin eigen war. „Habt Dank für Eure Ergebenheit und dienet eben so treu der aufgehenden Sonne, wie ihr der untergehenden ergeben gewesen waret."

Alles umdrängte sie, um nur ihre Hand, oder den Saum ihrer Robe zu küssen. Da trat ein Offizier von der Garde heran, salutirte nach militairischem Gebrauch

und sprach, nicht ohne Spuren einer innern Bewegung: „Ich habe Befehl, Madame, Sie nach Malmaison zu begleiten!"

„Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?" fragte die Kaiserin lebhaft und aufgereizt.

„Der Kaiser selbst!" erwiederte er mit dem Ausdruck der Traurigkeit.

„Gut, um Mitternacht," sprach sie und betrat ihre Gemächer, die unter denen des Kaisers lagen.

So lange Eugen noch bei seiner Mutter war, hatte er sich zusammen genommen, um Kraft zu behalten sie zu unterstützen. Sobald er aber allein war, sank er, vom Schmerz überwältigt, ohne Bewußtsein in einen Sessel nieder.

Napoleon stand noch lange da, nachdem Josephine sich entfernt hatte, unbeweglich wie eine Säule; endlich kehrte er in das Innere seiner Gemächer zurück und blieb mit seinem Nachdenken allein.

„So kann ich nicht von ihm scheiden," sprach Josephine zu sich selbst, „so nicht, erdrückt von den Formen eines herzlosen Verfahrens und einer lieblosen Etikette. Von dem Manne, mit dem ich sechzehn Jahre in der glücklichsten Ehe verbunden gewesen war, den ich noch immer so unendlich liebe und hochachte, kann und darf ich nicht mich trennen mit jener Bitterkeit im Herzen,

welche die unglückliche Ehescheidungsacte mir erzeugte. Ich werde ihm noch ein letztes Adieu sagen und dann — in diesem Leben niemals ihn wiedersehen."

Mit diesen Gedanken stieg sie auf der ihr noch zugänglichen verborgenen Treppe zu dem Schlafgemach ihres gewesenen Gemahls hinan. Napoleon saß noch auf seinem Lehnsessel, in tiefen Gedanken versunken. Schweigend umarmte sie ihn. Zum letzten Male drückte er sie an sein Herz. „Adieu, Napoleon!" „Adieu, Josephine!" das war Alles, was Beide sprachen. Dann entfernte sich die unglückliche Frau unbemerkt, wie sie gekommen war. Von jetzt an erst fühlte sie sich trostlos, furchtbar vereinsamt, mit einem leer gebrannten Herzen.

Als vom Pavillon de l'horloge die Mitternachtstunde schlug, fuhr Josephine ab nach Malmaison, und der Kaiser nach St. Cloud.

Die Trauer am Hofe war allgemein. Indem Josephine vom höchsten Range herabstieg, war sie verpflichtet, sich von den meisten Personen ihrer Umgebung zu trennen; die ihrem wohlwollenden Herzen theuer gewesen waren.

Als sie in den Wagen stieg, warf sie noch einen letzten Blick auf den theuren Ort, den sie sich gezwungen sah zu verlassen.

„Ach," rief sie aus, „die unglückliche Marie Antoinette bewohnte auch diesen für gekrönte Frauen so

verhängnißvollen Ort; aber sie verließ ihn nur, um das Blutgerüst zu besteigen — ich dagegen weniger als sie, deren Schmerzen und Täuschungen doch mit dem Tode endigen durften, bin verurtheilt, meine Tage in Thränen und Einsamkeit hinzubringen. — — Strafe des Verhängnisses, daß ich, eine unbedeutende Creolin, es wagte, den Sitz der Königinnen einzunehmen."

Schnell flog sie auf dem Wege nach Malmaison dahin. Es war noch keine Stunde nach Mitternacht vorüber, als sie zu Ruel ankam. Sie kniete nieder und erhob, für ihn betend, Herz und Hände zum dunklen, mit Sternen besäeten Himmelsdom, während Thränen ihre Augen verschleierten.

Eine ihrer Frauen suchte sie aufzuheben, allein Josephine wies sie zurück und betete noch inbrünstiger. So trat denn eine milde Ruhe an die Stelle der heftigsten Gemüthsbewegung; ein heiliger Frieden zog ein in ihre Brust, und trocknete ihre Thränen. Sie dachte sich Napoleon als ein von des Schicksals Mächten beherrschtes höheres Wesen; sie war überzeugt, daß er noch unglücklicher sei als das Opfer seines Ehrgeizes; und darin fand ihre Herzensgüte Grund, ebenso sehr ihn, wie sich selbst zu beklagen.

Die erste Nacht ihres Exils verging ihr so schmerzhaft, daß krampfhafte Zuckungen sie mehrere Stunden peinigten. Erst gegen Morgen, als sie sich durch Wei-

nen erschöpft hatte, schlossen sich ihre Augen. Sie schlief wenig und doch war es ihr beim Erwachen, wie einer Person, die sich aus einem langen und betäubenden Schlaf erhebt. Bald erschien es ihr, als ob die Begebenheiten, die sich erst gestern ereignet hatten, wie in längst vergangenen Zeiten hinter ihr lagen; dann wieder stieg die Erinnerung an ihren unglücklichen Sturz von der Höhe einer beneideten Gattin und Kaiserin wie das Phantom eines schweren Traums vor ihr auf; aber nachdem sie sich ganz ermuntert hatte, trat die entsetzliche Wahrheit ohne Maske, ohne die geringste Verschönerung vor ihren klaren Blicken herauf und jetzt galt es, Seelenstärke zu sammeln, um das Unvermeidliche mit Würde und Fassung zu tragen.

Sie stand auf und ließ sich ankleiden ohne Absicht, ohne Plan oder auch nur ohne den Wunsch, zu gefallen. Obgleich nichts weniger als zum Lesen aufgelegt, ergriff sie mechanisch das erste beste Buch, das ihr zufällig zur Hand lag. Es war das Gedicht: „Die Gräber von St. Denis," von Treneuil. Melancholisch schlug ihre Hand das Buch auf und ihr Auge traf auf die, Stoff zum Nachdenken gebende Stelle:

„Wie oft verdammt zum Sturz, erscheint die eitle Größe
Nach abgestreiftem Glanz in ihrer armen Blöße.

Der Kaiser war acht und vierzig Stunden in St.

Cloud geblieben, wo er sich dem Anblick seiner Hofleute gänzlich entzog.

Am dritten Tage ging er auf die Jagd in die Ebene von Galli, nahe bei Groß-Trianon. Als er aus dem Wagen stieg, verlangte er vom Marschall Dúroc einen Fußboten nach Malmaison, schrieb einen Brief an Josephine und übergab ihn dem Boten mit dem Befehl, möglichst zu eilen. Kurz darauf fuhr er indeß selbst nach Malmaison, und kam noch vor dem Boten, also völlig unerwartet dort an.

Die Kaiserin stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie ihn sah, warf sich in seine Arme und konnte lange kein Wort hervorbringen.

„Beruhigen Sie sich, Josephine," sprach er mit Wärme und Innigkeit, „ich komme nur in der Absicht, Sie zu versichern, daß ich zu jeder Zeit und unter allen Umständen immer Ihr wärmster und aufrichtigster Freund bleiben werde."

Zu gleicher Zeit erlaubte er ihr, im Palast Elysée Bourbon zu wohnen, wo sie auch blieb bis zur Ankunft ihrer Nachfolgerin, der Kaiserin Marie Louise.

Dort besuchte sie Napoleon häufig bis zu der entscheidenden Epoche, wo ihre Qualen sie noch durch die der Eifersucht erhöhen sollten. Alsdann kehrte Josephine nach ihrem lieben Malmaison zurück, wo sie mit weniger Ausnahme bis ans Ende ihres Lebens wohnen blieb.

Dort lebte sie in einer erkünstelten Ruhe, geliebt und gesegnet von Allen, die sich in ihrer Nähe befanden und die von ihrem Wohlwollen erreicht werden konnten.

Man erzählte sich hundert schöne Züge von ihrer unendlichen Herzensgüte; allein Rücksichten auf den Raum gestatten nicht mehr, dieselben hier mitzutheilen.

Achtzehnter Abschnitt.

Josephinens Prüfung bei der Geburt des Königs von Rom. — Ihr Schmerz, ihre Hoffnung; ihre Seelengröße. — Napoleon's Untergang. — Josephinens Tod. — Der Kaiser Alexander an ihrem Sterbebett. — Ihr Nachruhm.

Eine schwere Prüfung stand der armen Josephine noch bevor; das war die Geburt des Königs von Rom.

Folgen wir der Erzählung eines Augenzeugen, der damals hoch stand im Vertrauen des Kaisers und der Kaiserin.

Nach der Scheidung, erzählte der Graf *** beobachtete Napoleon gegen Josephine die zartesten Rücksichten. Anfangs hatten die meisten Personen seiner Umgebung den Weg nach Malmaison vergessen, weil sie fürchteten, der neuen Kaiserin oder gar ihrem hohen Gebieter zu mißfallen, wenn sie der verstoßenen Gattin desselben noch ferner den Hof machten.

Aber gerade dieses Benehmen, womit man sich zu insinuiren suchte, mißfiel dem Kaiser. Er gab das zu

erkennen, indem er verschiedene jener Personen fragte: „Nun, mein Herr, haben Sie der Kaiserin Josephine schon Ihre Aufwartung gemacht?"

Ein solcher Wink wurde schnell verstanden und weiter mitgetheilt, und so wimmelte denn bald der Weg nach Malmaison, der bis dahin so verödet war von Carossen der großen Herrn jener Zeit.

Der Kaiser selbst ging mit gutem Beispiel voran. Bisweilen stattete er bei Josephinen seine Besuche ab in einem Miethwagen, nur von einem Adjutanten begleitet. Solche Besuche bildeten damals die einzige Freude der armen Kaiserin, die andre Besuche nur deshalb empfing, weil „Er" es wünschte.

Blieb einmal der Kaiser längere Zeit hindurch aus, so zählte sie mit schmerzlicher Sehnsucht Tage und Stunden. Dann erkundigte sie sich nach den geringfügigsten Umständen seines Thuns und Lassens und quälte sich ab, die Gründe seines Ausbleibens zu errathen; sie lebte dann einzig und allein nur in dem Gedanken an ihn, indem sie sich träumerisch in die Tage versetzte, wo sie noch das Glück gehabt hatte, seine Gattin gewesen zu sein.

„Was mich betrifft," so erzählte unser Gewährsmann, „so hatte ich nicht erst auf einen Befehl gewartet, die Kaiserin zu besuchen, ein großes Unglück, zumal ein unverschuldetes, hat immer Anspruch auf edle Theilnahme; ich kam daher regelmäßig einmal in der Woche nach

Malmaison. Napoleon wußte mir Dank dafür und
wahrscheinlich, um sich zu überzeugen, daß ich meine Be-
suche fortsetzte, redete er mich in den Tuilerien nicht anders
an, als mit den Worten: „Was giebt's Neues in Mal-
maison?" Ich erzählte ihm dann jede meiner Unterhal-
tungen mit der Kaiserin Josephine und verschwieg nur
solche Aeußerungen ihres lebhaften Schmerzes, die ich zum
Besten beider Theile verschweigen zu müssen glaubte."

„Napoleon hörte mir immer aufmerksam zu. Nicht
selten erfüllten ihn solche Mittheilungen mit einer ge-
wissen Betrübniß und, wie ich später von Josephinen er-
fuhr, war die Folge davon, daß er mit Aufmerksamkeit
und Zartgefühl sie darüber zu trösten suchte, was sie etwa
beunruhigt haben konnte."

Josephine befand sich in einem unglücklichen Zwiespalt
ihres Inneren. Hatte sie im entscheidenden Augenblick See-
lenstärke genug gehabt, um mit Resignation in die Trennung
zu willigen; so mußte, bei der Lebhaftigkeit ihres Charakters
und der Wärme ihres Gefühls, der Schmerz darüber um so
heftiger wieder kehren. Sie gewöhnte sich so schwer an
diese Trennung, daß ihre vertrauten Umgebungen sie nur
mit Mühe zurückhalten konnten, nicht nach Paris zu eilen,
um Napoleon in den Tuilerien zu empfangen.

Aber schon der erste Besuch des Kaisers beruhigte
sie wieder. Als jedoch geschäftige Zwischenträger ihr „die

Ueberrumpelung von Courcelles" erzählten, da ergossen sich die Thränen ihres Schmerzes um so reichlicher.

Mit dieser Ueberraschung hatte es folgende Bewandt niß. An jenem Tage, der die Tuilerien in eine feier liche Spannung versetzte, als man dort die Ankunft de neuen Kaiserin, der blonden Marie Louise von Oestreic erwartete, entfernte sich der Kaiser heimlich aus dem Pa last, nur von dem Könige von Neapel begleitet, in eine einfachen Kutsche ohne Hoflivrée. In seinen graue Oberrock von Wagram gekleidet und mit dem kleine dreieckigen, historisch gewordenen Hut auf dem Kopfe, stell er sich auf die Lauer, in dem kleinen Dorfe Courcell bei Soissons, und da es eben regnete, so trat er unt das Portal der kleinen Dorfkirche.

Endlich kam der Wagen der neuen Kaiserin m acht Pferden bespannt und hielt vor dem gegenüber li genden Posthause, wo ein Relai gelegt war und umg spannt werden mußte. Die Wagenfenster waren d üblen Wetters wegen geschlossen. Eine Menge Neug riger umstanden mit abgezogenen Hüten die Carosse, a die junge Kaiserin lehnte sich in den Fond des Wage zurück und ließ die grünseidenen Rouleaux nieder. diesem Augenblick öffnete ein kleiner grauer Mann, de die Volksmenge kaum auswich, weil ihn Niemand kann den Kutschschlag und stieg ohne Umstände hinein zu

im höchsten Grade überraschten Kaiserin, die ihn im ersten Augenblick eben so wenig erkannte.

„Madame," sprach er, indem er leicht den kleinen Hut lüftete, „das Kriegsglück, das dem Kühnen günstig ist, hat mir eine vollständige Ueberrumpelung von Courcelles erlaubt. Sie sind meine Gefangene; aber dieser Augenblick macht mich zu Ihrem Sclaven — ich bin Napoleon!"

Man denke sich, wie diese Anekdote auf Josephinen einwirken mußte. Jetzt zum ersten Male fühlte sie den Stachel der Eifersucht. Bisher hatte sie sich damit getäuscht, daß Napoleon nur aus Politik das Opfer der Trennung von ihr gebracht hatte, nun auf einmal trat der Gedanke wie ein Schreckbild vor ihre Seele, daß er die neue Nebenbuhlerin lieben könne. Sie blickte in einen der deckenhohen Trümeaux, die ihr Boudoir von Malmaison schmückten, und erschrak über die Spuren ihres bereits vorgerückten Alters. Sie hatte sich ein Portrait von ihrer hohen Nebenbuhlerin verschafft, aber bis jetzt noch nicht gewagt es anzusehen aus Furcht vor Gemüthsbewegungen, die es ihr veranlassen mußte; aber jetzt, nachdem einmal die Flamme der Eifersucht ausgebrochen war, wurde sie grausam im Selbstquälen. Sie betrachtete das Bildniß und zitterte — diese schöne sanfte Blondine — wer konnte sie sehen, ohne sie zu lieben? Sie fühlte sich ausgetilgt aus dem Herzen eines

Gatten, den die Verstoßene immer noch liebte; ihre Thränen flossen in Strömen, und immer wieder betrachtete sie das qualvolle Bild — am Ende mußte sie es küssen; denn „Er“ hatte es ja geküßt. — Jeder Tag brachte ihr neue Qualen, denn sie ließ nicht ab, sich nach den kleinsten Umständen des Verhältnisses zwischen Napoleon und Marie Louise zu erkundigen. Sie wollte immer wissen, was die Kaiserin gesprochen hatte; man sollte ihr Rechenschaft geben von jedem Blick, jedem Lächeln, womit sie ihren Gatten beglückt hatte; und jede Mittheilung dieser Art wurde ihr der Quell reichlich vergossener Zähren. Sie trug das Bild von Marie Louise immer bei sich in ein Medaillon gefaßt, sie sah sich gezwungen, es eben so sehr zu lieben als hassen.

In dieser Periode traf ich die Kaiserin Josephine eines Tages fast erdrückt von ihrem trostlosen Zustande. Man hatte ihr hinterbracht, Marie Louise pflege Napoleon vertraulich nach deutscher gemüthlicher Sitte mit Du anzureden. Man hatte gehört, daß sie zu ihm gesagt hatte: „Napoleon, qu'est ce que tu veux?“ — das war genug für sie, um darüber ganz entrüstet zu werden. „Bonaparte hat mir zugeschworen,“ sagte sie, „er werde nach mir nie wieder einem Weibe vergönnen, ihn zu dutzen; das ist eine Entweihung, daß er sich von dieser „Du“ nennen läßt. Ich ertrug die grausame Trennung nur in der Voraussetzung, jene werde nur Kaiserin sein,

nicht aber sein Weib und seine Freundin, und nun ersetzt sie mich ganz und gar."

Für diesen Schmerz wußte ich kein Heilmittel als den Kaiser zu bewegen, einen Besuch in Malmaison abzustatten. Es kam dabei zu lebhaften Erörterungen. Doch Napoleon schien das ganze Weh der Verstoßenen mitzufühlen; er fand Worte, um das so höchst erregbare Wesen zu beschwichtigen. Eine wehmüthige Ergebung wurde der herrschende Ton ihrer Seele und sie war um Vieles gefaßter, als ich in der Mitte des Monats März die Ehre hatte ihr aufzuwarten.

Was zu jener Zeit alle ihre Gedanken beschäftigte, war der Zustand der Kaiserin Marie Louise.

Schon war der Zeitpunkt vorüber, welcher die Erfüllung der gehegten Hoffnungen hätte erwarten lassen. Unruhig und nachdenkend widmete der Kaiser seiner Gemahlin alle Aufmerksamkeit und die emsigste Sorgfalt. Dunkle Gerüchte schlichen beunruhigend in den Tuilerien umher. Niemand wagte indeß, sie zu glauben oder weiter zu verbreiten, als nur mit der äußersten Vorsicht an Freunde, die man für verschwiegen hielt. Und, wie das so hergeht, das Gerücht von heute strafte das von gestern Lügen. Von den wichtigen Geschäften meiner Aemter gehindert, hatte ich meine Besuche in Malmaison aussetzen müssen und überhaupt lange keine Gelegenheit gehabt, unter vier Augen mit Josephine zu reden. So=

bald ich endlich erschien, ließ sie alle Anwesenden abtreten.

Ich hatte mich auf einen Sturm von Fragen gefaßt gemacht und nahm mich zusammen, um wo möglich das zarte Herz nicht zu verletzen, das diese Fragen an mich richten würde. Die erste Frage galt meinem langen Ausbleiben. Ich brachte meine Entschuldigungen vor und nun kam es, wie ich vorausgesehen hatte.

Sie sprach vom Hofe, erkundigte sich nach diesem und jenem und sagte endlich in einem Ton, der natürlich klingen sollte, dem man aber die innere Bewegung anhörte: „Die Kaiserin Marie Louise soll ja eine schlechte Nacht gehabt haben, wie man sagt. Man besorgt eine schlimme Wendung von dem Verspäten der Entscheidung; aber gewiß, man übertreibt. Es wird nicht so schlimm sein, wie ich hoffe ....“

Die letzten Worte hatten eine Aufregung verrathen, die mich veranlaßte, ihr zu sagen: „Madame, Sie scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, immer von Dingen zu reden, die Sie sehr angreifen müssen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte Ew. Maj. zu sehen, schienen Sie gefaßter zu sein.“

„O mein Gott, ich bin es noch; ich bin es immerdar; aber wollen Sie, daß ich die Einzige sei, die fühllos bleibt bei einem Ereigniß, das ganz Frankreich in Bewegung bringt? — — Unmöglich! — Josephine

vermag noch weniger, als irgend Jemand, mit kaltem Blute die Geburt eines Kindes zu erwarten, das der Welt zu schenken ihr selbst der Himmel versagt hatte, als sie noch Napoleon's Gattin war. Auch habe ich mich ja, indem ich in die Trennung willigte, anheischig gemacht, alle Folgen derselben zu tragen .... und dennoch," fügte sie leise hinzu, „hatte ich mir die Qualen minder schrecklich gedacht."

„Madame," begann ich.

„Herr Graf," unterbrach sie mich ungestüm, „in dieser kaiserlichen Verbannung, zu der er mich verurtheilte, inmitten dieses Hofstaats, den er mir aufdrang, gehöre ich mit meinem Elend nicht einmal mir selber mehr. Ich möchte vor meinem eignen Herzen mich verbergen .... O, vernehmen Sie, ich bekenne es nur Ihnen, vor dem ich nichts verhehle: was mich zur Verzweiflung bringt, was mich tödtlich verletzt, ist weder die Geburt des Kindes, welches dem meinigen die Krone raubte, noch die Gegenwart der Frau, die meine Stelle in den Tuilerien einnimmt, sondern nur sein Ausbleiben — sein langes Ausbleiben ..... Seit mehr als drei Monaten habe ich ihn mit keinem Auge gesehen." —

— „In der That, der Kaiser war so in Anspruch genommen während dieser Zeit."

„Er hätte doch schreiben, oder wenigstens Jemand

schicken können. Aber nichts — nicht das geringste Lebenszeichen!" —

— „Sorgen, Verwickelungen, Politik ....!"

„Herr Graf! noch heute Morgen las ich die Briefe wieder, die er mir aus Egypten und Italien sandte. Er entriß sich damals seinem Heer und seinem Ruhm, um in der Einsamkeit an Josephine zu schreiben. Nun, da er mir so nahe ist, findet er keine Stunde für mich; ob schon er weiß, daß ich nur lebe, wenn ich ihn sehe, — kein Augenblick, mir zu schreiben, was ich doch unaufhörlich lesen und wieder lesen würde, wie er überzeugt sein muß. — Er hat ganz vergessen, daß zwei Kaiserinnen leben — eine auf dem Throne und die andre in der Verbannung?" —

„Nennen sie diesen kaiserlichen Aufenthalt, vor den Thoren der Hauptstadt eine Verbannung?" —

— „Hundertmal erflehte ich von ihm die Gunst, mich in die fernste Provinz dieses Reichs verbergen zu dürfen, dieses Reichs, dessen Gränzen er selbst so weit hinaus gerückt hat; dort wenigstens würde ich ihn nicht erwarten — ach und getäuschte Erwartungen sind so bitter! — dort würde ich nicht die Erfahrung machen müssen, daß er über der Sorgfalt für eine Andre die vergißt, die er noch sein Weib nannte, indem er sie verstieß. Hier an den Thoren der Hauptstadt erfahre ich Alles, was geschieht, wird mir jedes Wort hinterbracht, und zwar mit einer Leichtigkeit, die es mir unmöglich

macht, ihr mein Ohr zu verschließen. Bonaparte ist unruhig, trotz der Blüthe seines Reichs; unglücklich in seinem Hause — ich weiß es, kürzlich noch sagte er zu einem Vertrauten: „„Marie Louise ist so sanft und gut, aber keine Josephine; sie versteht nicht meine Stellung, nicht meine Wünsche, nicht meine Gewohnheiten; meine Häuslichkeit ist traurig."" — „Nun denn," fuhr Josephine fort, „diese Worte, die meinem Stolz hätten schmeicheln sollen, haben mich betrübt und mir Thränen entlockt. — Ich schrieb sogleich an Bonaparte, um ihm zu sagen, wenn er die Kaiserin bewegen könne, mich zuweilen zu sehen, so wolle ich sie in dem unterrichten, was geeignet sei, ihm die Sorgen des Thrones vergessen zu lassen; ich wolle sie lehren, eine zweite Josephine zu werden. — Stellen Sie sich nicht so verwundert, Herr Graf; was Sie auch denken mögen, ich würde die Kraft in mir finden, sie zu sehen ..... Von Napoleon's Glück sprechen, mich unaufhörlich damit beschäftigen — darin besteht mein Leben und jeder andre Wunsch verstummt vor diesem Gefühl."

— „Welches edle Vorhaben, Madame!"

„Und dennoch mißfiel es dem Kaiser; er hat meinen Brief nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Sie sehen, Graf, ich bin gänzlich vergessen!" —

„Ihre Majestät hat Unrecht, so zu denken. Ohne allen Zweifel weiß der Kaiser auch diese neue Probe Ihrer Ergebenheit zu würdigen, und es fehlt ihm vielleicht nur die Zeit,

um Ihnen gehörig zu danken. Vielleicht wünscht er es mündlich zu thun, und die überhäuften Geschäfte ....“

„Schon wieder diese alte Ausrede? Wohlan, ich will sie gelten lassen; doch soll das mich trösten? — Mit seinen großen Plänen beschäftigt, vergißt er mich? ..... und was will ich denn? — der Gedanke an den errungenen Ruhm und an den künftigen nimmt ihn gänzlich ein. Ja ich will es glauben, ich bin einsam zu Malmaison, ohne Hoffnung, ohne Zukunft; und mit einer einzigen Erinnerung: der, der Trennung. — O mein lieber Graf, dieses Verlassensein tödtet mich.“ —

Nach diesen Worten brach sie, wie gewöhnlich, in Thränen aus, als eine ihrer Damen eintrat, um zu melden, der Kaiser steige eben im Hofe vom Pferde. Josephine stieß ein Freudengeschrei aus und wollte ihm entgegen eilen; doch, sich besinnend, blieb sie auf dem Sopha sitzen, um seinen Eintritt abzuwarten.

Napoleon zauderte nicht, zu erscheinen. Er kam mir bewegt vor, eilte auf Josephine zu, umarmte sie und gab mir einen Wink zu gehen, indem er hinzufügte: es wäre übrigens unnöthig, unsre Begegnung zu Malmaison zu erwähnen.

Ich verbeugte mich und ging, im Innern über den Ausgang der Unterredung beruhigt. Die Gegenwart des Kaisers pflegte immer für einige Zeit Josephinens Kummer zu beschwichtigen.

Kaum war ich nach Paris zurückgekehrt, so vernahm ich allerhand beunruhigende Gerüchte über den Zustand der Kaiserin Marie Louise und, als ich mich näher erkundigte, erfuhr ich aus dem Munde einer Person, die vermöge ihrer Stellung wohl unterrichtet sein konnte, daß die Besorgnisse nicht ohne Grund seien. Marie Louise hatte im Verlauf des Tages Zustände erlitten, die ihr Leben in Gefahr setzten. Es war dem Kaiser durch ferne Winke angedeutet worden, daß er vielleicht im Augenblick der Niederkunft zwischen Mutter und Kind zu wählen haben würde. Vor der Hand hatte er sich darüber nicht geäußert, sondern war unmittelbar darauf nach Malmaison aufgebrochen, wo ich ihn gesehen hatte. So war denn auch wohl seine Aufregung erklärlich; aber die Wahl eines so entscheidenden Augenblicks für diesen Besuch blieb immer noch ein Räthsel.

Am 20. März überraschte mich der Befehl in den Tuilerien zu erscheinen. Ich verfügte mich ungesäumt dorthin, und fand den gesammten Hof in den großen Gemächern versammelt, alle schweigend, in ängstlicher Erwartung.

Ich erfuhr, daß die Leibärzte mit einer schmerzhaften und gefährlichen Verrichtung bei der Kaiserin beschäftigt seien, und daß der Kaiser zu Dubois das bedeutende Wort [illegible]rochen habe:

Denken Sie allein an die Mutter und

behandeln Sie die Kaiserin, als wäre sie das Weib des niedrigsten Bürgers in der Straße St. Denis."

Der Drang der Umstände ließ mir damals keine Zeit zum Nachdenken, was wohl den Kaiser bewogen habe, mich zu sich befehlen zu lassen, mich, dessen Gegenwart kein Hofamt erheischte. Ich äußerte darüber mit leiser Stimme einige Bemerkungen gegen Fontanes, Präsidenten des Corps législatif, der neben mir stand und noch unruhiger zu sein schien, als ich selbst. Diese Niederkunft war ein Gegenstand der gespanntesten Erwartung von ganz Europa, wie die vielen fremden Gesandten bewiesen, die theils persönlich im Schlosse anwesend waren, theils ihre Emissaire und Agenten dort hatten — diese Niederkunft, so entscheidend für die Dynastie Napoleon's, brachte eine wichtige Entscheidung für das Geschick von Frankreich. Wir Beide, Fontanes und ich, theilten einander leise unsre Befürchtungen mit. Jener schien bestürzter zu sein, als wir Alle, und als die Entscheidung sich immer weiter hinaus schob und ich ihm vertraute, wie wenig ich noch zu hoffen wage, faßte er mich beim Arm und sprach mit gepreßter Stimme: „Welch ein Unglück! wenn er stirbt, so muß ich meine Standrede umschmelzen!"

O Menschen — o Mitgefühl! — nun also wußte ich, welcher Ursache ich die vermeintliche Theilnahme des

Vorstandes der gesetzgebenden Bürgerschaft zuzuschreiben hatte; wer hätte jemals gewagt, solche Gründe zu errathen?

Gleich darauf öffneten sich beide Flügelthüren; der Kaiser trat heraus und rief mit volltönender Stimme:

„Es ist ein König von Rom!" —

Tausend Stimmen riefen ein: „vive le Roi de Rome!" — das war der Wiederhall einer allgemeinen Begeisterung. Man wünschte sich gegenseitig Glück, drückte einander die Hände; Andre umarmten sich oder umdrängten den Kaiser, um ihn zu sehen, um nur sein Kleid zu berühren; die Nächsten ergriffen seine Hände; Einige warfen sich sogar an seine Brust; er ließ Alles über sich ergehen, was die exaltirteste Freude den Anwesenden eingab; er hatte Thränen in seinen Wimpern.

Fontanes war vor Vergnügen außer sich; nun konnte er doch seine Standrede anbringen.

Mitten in diesem Drange konnte doch der Kaiser es ermöglichen, sich einen Augenblick frei zu machen. Er winkte mich zu sich und sprach: „Eilen Sie, Herr Graf, und melden Sie in Malmaison die Geburt des Königs von Rom."

— „Ich, Sire? ...."

„Ja, Sie! — Nur ein Vertrauter, ein Freund Josephinens, soll ihr diese Neuigkeit mittheilen, die ihr das Herz brechen muß."

— „Wie, Sire, Sie meinen? ...."

„Ich meine nicht, ich weiß; doch hier ist nicht Ort und Zeit zu Erklärungen. Passen Sie auf und vollziehen Sie buchstäblich meine Weisung. Ich bin Ihnen neulich zu Malmaison begegnet. Lassen Sie sich vor allen Dingen von Josephinen den Inhalt unsrer Unterredung mittheilen. Das wird Ihnen nicht schwer fallen, denn ich weiß, daß Sie Ihnen Alles anvertraut, was mich betrifft. Sobald Sie Alles wissen, werden Sie selbst ermessen, mit welcher Schonung Sie Ihre Mittheilung zu machen haben werden. Ich vertraue in dieser Hinsicht auf Ihre Zuneigung für die Kaiserin. Sie kennen ihren Charakter. Ich füge hinzu, daß ich Ihnen diesen Liebesdienst nie vergessen werde. In einer Stunde wird ein Bote mit der amtlichen Meldung nach Malmaison abgehen. Sie haben also einen Vorsprung von einer Stunde. Eilen Sie und melden Sie mir den Erfolg."

Ich ging erstaunt und unruhig; doch nicht befangen genug, um nicht wahrzunehmen, wie das Gedränge von großen Herrn mir voll Ehrfurcht die Gasse öffnete, um mich durchzulassen. Ich war in ihren Augen eine wichtige Person geworden — der Kaiser hatte zwei Minuten lang vertraulich mit mir gesprochen.

Als ich in den Wagen stieg, donnerten hundert und ein Kanonenschüsse bei den Invaliden. Sie sollten der Hauptstadt die Geburt des Königs von Rom verkündigen,

und der Page stob im Galopp von dannen, indem er auf das Stadthaus eilte, wo die versammelten Väter der Stadt demjenigen Pagen, welcher ihnen zuerst diese freudige Botschaft bringen würde, eine jährliche Rente von zehntausend Francs zugesichert hatten. Der Urheber dieses Vorschlags war Bellart; derselbe, der .....

Doch es giebt Dinge; worüber man den Verstand verlieren könnte, wenn man überhaupt einen zu verlieren hat; in demselben Saale war es derselbe Bellart, der einige Jahre später, als General-Procurator Ludwigs XVIII., die Köpfe der Bonapartisten verlangte, nachdem er mit derselben Wärme die Absetzung Napoleon's I. und die Ausschließung Napoleon's II. ausgesprochen hatte.

Doch genug davon, ich sah den kaiserlichen Pagen fortsprengen, um mit Jubel empfangen zu werden, und eilte mit derselben Nachricht dorthin, wo sie mit Schmerz und Verzweiflung aufgenommen werden sollte.

Während meiner kurzen Fahrt nach Malmaison suchte ich mir vergebens das Räthsel der Unterredung Napoleon's und Josephinens zu lösen, um mein Betragen darnach einrichten zu können.

Mir war nicht ganz wohl bei der Sache, und ehe ich mich dessen versah, stand ich vor Josephine, die mir schon von weitem entgegen rief: „Nun und die Kaiserin?

Ist Sie entbunden? Ist es ein Sohn? eine Tochter? So sprechen Sie doch?"

In meiner Bestürzung fühlte ich mich versucht, ihr die Wahrheit zu sagen; doch, der gemessenen Befehle des Kaisers eingedenk, entgegnete ich: „Madame, es ist nichts Neues geschehen!"

„Immer noch nicht?" hob sie trübselig wieder an. „Mein Gott, wie lange das auch währt. Es ist, als ob Alles sich gegen mich verschwöre."

„Ich verstehe nicht, was Ihre Maj. meint."

„Sie wissen aber doch, daß er bei mir war, denn Sie haben ihn hier selber gesehen."

„Ja, Madame, und ich komme, Sie zu fragen, ob sein Erscheinen Sie einigermaßen beruhigt hat?"

„Beruhigt? Sagen Sie: beglückt, wahrhaft beglückt. Ich habe Bonaparte mit seinem edlen, liebevollen, großen Herzen wieder gefunden, ihn als den erkannt, der er gewesen, bevor er sich zum Kaiser gemacht. Ich darf Ihnen Alles sagen; er hat es mir ausdrücklich erlaubt; aber nur Ihnen."

Mit verdoppelter Aufmerksamkeit hörte ich zu, und vernahm aus Josephinens Munde folgende Mittheilung.

„Sie kennen," sprach „die Kaiserin, die Betrübniß und Muthlosigkeit, die sich meiner bemeistert hatte, als ich vor einigen Tagen, nach drei langen Monaten, den

Kaiser wieder sah. Ich war entschlossen, ihm die ganze Entrüstung zu zeigen, die sein grausames Schweigen auf meine letzte Mittheilung in mir erregt hatte; doch vor seinem Anblick schmolz mein Zorn dahin. Sein Antlitz trug die Spuren der schmerzlichsten Bewegung; ich erkannte bald aus seinen kurz herausgestoßenen Reden, aus seinem unruhigen Auf- und Niederschreiten seine heftige Aufregung. Ich vergaß, was mich betraf, um mich einzig nur mit ihm zu beschäftigen; ich bemühte mich, ihm die besondere Veranlassung, die ihn nach Malmaison geführt hatte, abzufragen. Anfangs wich er aus und schien unentschlossen zu sein. Er mochte mit seinem Plane noch nicht ganz im Reinen sein, als er endlich mit einem gewissen Ingrimm anhob: „Seitdem wir getrennt sind, verfolgt mich das Mißgeschick auf jedem Tritt und Schritt; mich nur, mich allein ...."

„Und dennoch," unterbrach ich ihn, „hätten meine heißen und inbrünstigen Gebete nur Ruhm und Ehre über Ew. Maj. bringen sollen."

„Dieser spanische Krieg ist tödtlich," fuhr er fort, indem sich die Hast seiner Schritte verdoppelte, „England widersteht mir immer noch, und zerstört meinen Handel, während ich dem seinigen nur geringen Schaden zufügen kann. Im Innern blühet mein Reich; alle Franzosen sind glücklich, bis auf Einen, und dieser Eine, bin ich .... Ich wiederhole es Ihnen, daß ich fürchte ...."

„Sie, Sire?“ —

„Ja, ich! — Ich weiß nicht, welche unbestimmte Befürchtungen sich meiner bemeistern, und dennoch ....“

„Sie hätten solche Befürchtungen nur mir bekennen sollen, Sire! und nicht vor ganz Europa ...“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er streng.

„Sire,“ entgegnete ich fest und zuversichtlich, „Sie verkünden Gesetze, die Angriffe auf Ihre Person bestrafen, und haben acht Staatsgefängnisse einrichten lassen.“

Er blickte mich stolz, fast zürnend an, bevor er antwortete: „Sie befassen sich also immer noch mit der Politik?“

„Ja, insofern dieses Ew. Maj. persönlich betrifft; mein Herz aber ist immer dieser Meinung.“

„Und dennoch glaube ich, daß Sie sich dieses Mal getäuscht haben; diese Gesetze werden mehr verhüten als bestrafen.“

„Immer hin, Sire; wenn ich bei Ihnen gewesen wäre, so hätten Sie dieser Anwandlung von Schwäche nimmermehr nachgegeben.“

„Wohl möglich!“ sprach er nach längerem Schweigen und ich fuhr fort:

„Doch Furcht und Argwohn sind nicht allein die Quellen Ihrer Unruhe, ich weiß das, obwohl ich Ew. Maj. seit drei Monaten nicht gesehen habe.“

„Es ist mir unbekannt geblieben, Madame, daß Sie Spione in den Tuilerien haben."

„So gut wie Sie, Sire, in Malmaison; und wenn diese ihre Schuldigkeit thaten, so mußten Sie erfahren, welche Qualen ihr langwieriges Verstummen für mich brachte."

„Wichtigere Gegenstände, als jene, wovon Sie sprachen, beschäftigten und peinigten Ihre Seele; lassen Sie mich Alles wissen."

„Ich bin nicht mehr Ihre Gattin, ich weiß es, aber stets Ihre Freundin."

„Reden Sie zu mir, wie in den Tagen, da ich noch das Recht besaß Sie zu fragen."

„Komm, Bonaparte! sag' mir, was Du hast."

Dem Zauber dieser Worte hatte er noch nie widerstanden und sie verfehlten auch jetzt nicht ihres Eindrucks.

Er ergriff auch jetzt meine Hände und rief verzweiflungsvoll: „Josephine, die Kaiserin Marie Louise wird mir kein Kind schenken!"

Von dieser plötzlichen Eröffnung außer Fassung gebracht, richtete ich einen fragenden Blick auf ihn und er sprach weiter: „Die verzögerte Entbindung erscheint den Aerzten höchst bedenklich. Sie fürchten für die Mutter, sie zweifeln an der Lebensfähigkeit des Kindes."

Ich war tief erschüttert, weil ich ihn so ergriffen sah. Ich überdachte im Stillen, wie viel sein Wunsch

nach einem Erben mir an Zähren, ihm an Schmerzen gekostet hatte, und wider Willen fühlte ich mich zu neuen Thränen hingerissen. Auch seine Augen wurden feucht; krampfhaft schloß er mich in seine Arme. Zu wiederholten Malen fuhr er mit der Hand über die hohe Stirn, als wollte er einen Gedanken verscheuchen. „Vergieb, Josephine,“ sprach er dann, „es ist der letzte Seufzer, der einer entschwundenen Hoffnung nacheilt. Eugen ist längst mein Sohn und das Schicksal will, daß er mein Erbe werde.“

Ich wähnte nicht recht gehört zu haben, und ließ mir die Worte noch einmal wiederholen, diese Worte, die mich mit so unverhoffter Glückseligkeit erfüllt hatten, daß ich nicht an sie glauben konnte und in meiner thörichten Besorgniß war ich die Erste, die auf die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten hindeutete.

Der Kaiser hatte sich indeß wieder gesammelt und als ein Mann, der gewohnt ist, dem Unvermeidlichen die beste Seite abzugewinnen, sprach er die folgenden merkwürdigen Worte, die sich meinem Herzen fest einprägten:

„Nur mit Bedauren hatte ich Eugen des Throns beraubt. Meine Politik erheischte es damals. Doch nun ist ihr genug geschehen. Die Tochter der Cäsaren ist unter mein Dach gekommen; ganz Frankreich hat gesehen, daß ich meine theuersten Zuneigungen zum Opfer brachte, um meinem Stamm die unmittelbare Nachfolge

zu begründen; Europa weiß, daß ein theures Band mich mit Oestreich verknüpft; mit einem Wort: unter den obwaltenden Umständen, die sich dem Erscheinen eines Erben entgegensetzen, hat meine Heirath alle übrigen davon erwarteten Vortheile gebracht. Nun bedarf ich weiter keines Sohns, da ich Eugen besitze; sobald in Europa wieder Frieden blühet, soll er unter meinen Augen die Lehrzeit des Herrschers antreten; und mir die Krone tragen helfen. Dann soll die Dictatur des Imperators aufhören, und die constitutionelle Regierung unseres Sohnes beginnen. Paris wird die Hauptstadt der Welt sein und die Franzosen werden den Neid der Völker erregen."

„Sie begreifen wohl, mein werther Graf," schloß Josephine ihren Bericht, „mit welcher Seligkeit mich diese Worte erfüllten. Ich umarmte Bonaparte, drückte seine Hände, dankte ihm, plauderte, lachte, weinte in einem Athem und war vor Vergnügen außer mir."

Nun setzte sie mir, fährt der Graf fort zu erzählen, alle Gründe aus einander, vermöge deren sie sich von der Ausführbarkeit ihres Plans überzeugt hielt, sprach von ihren Hoffnungen und Träumen, und ich bedachte indessen, ohne darauf zu hören, wie arg sie der Kaiser aufs Eis geführt hatte. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, wagte weder zu reden, noch zu schweigen

und unerbittlich enteilte die Zeit dahin. Zum zweiten Male befand ich mich in so peinlicher Lage vor Josephine, wie damals, als Eugen mich gebeten hatte, ihn zu seiner Mutter zu begleiten, um ihr den Plan des Kaisers einer Scheidung beizubringen. Auch damals war sie weit entfernt, auf eine solche Schreckensnachricht vorbereitet zu sein und noch wie heute erinnere ich mich, daß sie mich damit empfing, mir zu erzählen, wie stark sich der Kaiser überhaupt gegen Ehescheidungen ausgesprochen hatte. Dieses Mal nun sprach sie begeistert von lieben Hoffnungen, welche die Macht meines Worts auf einmal vernichten sollte.

Mit überströmendem Gefühl sagte sie: „Und darum pries ich mich glücklich vorhin, denn vor allen Dingen erkenne ich in diesem Plan Bonaparte's den sichersten Beweis seiner anhänglichen Liebe für mich und meine Kinder, und das ist hinlänglich, mein Herz mit ewig dauernder Dankbarkeit zu erfüllen."

„Ihr Gefühl ist gerecht," nahm ich das Wort, indem ich bemüht war, sie durch ihre eigenen Gründe zu überzeugen, „und wenn die Ereignisse etwa stärker sein sollten, als des Kaisers gute Absicht: so bleibt Ihnen wenigstens die Erinnerung an die vollkommenste Ergebenheit dessen, den zu lieben Sie nie aufgehört haben. Wenn es geschähe, daß Marie Louise ihm einen Sohn schenkte ...."

„Was sagen Sie? Sie glauben, daß ein solcher

Schlag mich noch treffen könnte? Wie? nachdem ich ihn wiedergefunden, nachdem er zu mir zurückgekehrt und neue Bande uns verknüpfen, nun sollte die Geburt eines Kindes uns wieder trennen, und die Mutter eines so feierlich verheißenen Throns berauben? Nein, das kann und darf nicht sein; das wäre zu viel des Unglücks! .... Und wenn es wäre, so bleibe es mir wenigstens verschwiegen. Ich will es nicht wissen; denn ich habe die Kraft verloren, neuen Schmerz zu tragen, und begehre, in meinem holden Wahn befangen, zu sterben ...."

Mir erstarb das Wort auf den Lippen. In ihrer Aufregung entging ihr meine Bestürzung und wir saßen im stummen Hinbrüten einander gegenüber, als sich die Thür öffnete, eine Dame an mir vorüberrauschte und zu Josephinens Ohr geneigt, ihr etwas zuraunte.

Sie stieß einen Schrei aus, sah mich vorwurfsvoll an und rief: „Sie wußten es; Sie haben ein grausames Spiel mit mir getrieben."

„Ich, Madame? Was will Ihre Majestät damit sagen?"

„Marie Louise hat einen Sohn geboren, wie ich eben vernehme. Sie wußten es, sage ich, und haben es mir verhehlt. Sie ließen in meinen Träumen mich wiegen, und wußten bereits, wie eitel diese Träume waren. So handelt kein Freund, Herr Graf!"

Nun ergoß sie sich in Vorwürfen und bittern Kla=

gen, worin ich sie ruhig gewähren ließ; als sie so ziemlich ausgetobt hatte, schützte ich die empfangenen Verhaltungsbefehle vor und schloß: „Inmitten des allgemeinen Freudenrausches, den zu theilen der Kaiser nicht wohl umhin konnte, sowohl als Familienvater, wie als Staatsoberhaupt, hat er dennoch des Schmerzes gedacht, der Ihre Maj. ergreifen würde und seine erste Sorge war, mich zu senden, um Sie auf die Nachricht vorzubereiten. Was vermochte er mehr? Es giebt von Oben gesandte Fügungen, vor denen selbst die Könige in Ergebung ihr Haupt beugen müssen. Die Aufrichtigkeit des Kaisers leuchtet aus den Worten hervor, welche dem ganzen Hof ein Räthsel sind, dessen Schlüssel vielleicht nur wir Beide in Händen haben: „Denken Sie allein an die Mutter," hat er zu den Aerzten gesagt, die ihm die doppelte Gefahr ankündigten. Madame, es giebt eine mächtigere Hand, als die Napoleon's, die sich über Könige und Völker erstreckt, und der wir Alle uns fügen müssen."

„Und wird diese Hand nicht aufhören, mich zu züchtigen?" rief Josephine. „Was that ich, um so schwere Strafe zu verdienen? Warum ward mir die unverlangte Hoffnung dargeboten? Ich war zwar unglücklich, aber in mein Unglück ergeben."

„Madame, schmähen Sie nicht den Kaiser dafür, daß er seinem Herzen nachgebend Ihnen eine Aussicht für die

Zukunft eröffnete, die er für sich, so wie für Ihr Glück wünschte. Vergessen Sie nicht, Madame, was Sie eben selbst gesagt haben: Vor allen Dingen erkenne ich in diesem Plan Bonaparte's den sichersten Beweis seiner anhänglichen Liebe für mich und für meine Kinder, und das ist hinlänglich, mein Herz mit ewig dauernder Dankbarkeit zu erfüllen."

Bleich und starr schwieg Josephine und wie gewöhnlich übernahmen es ihre Thränen, für sie das Wort zu führen. Für dieses Mal brach sich ihr Wille an dem der Vorsehung.

Wir vernahmen Geräusch im Vorzimmer. Ein Page meldete den Abgesandten des Kaisers. Aufs Neue nahm ich das Wort:

„Er bringt die officielle Meldung. Ihre Würde erheischt es, ihn gut zu empfangen. Der Kaiser wünscht es und Sie wollen es selbst, Madame!'

„Ja," sagte sie, sich erhebend, indem sie plötzlich ihre Thränen trocknete: „Dieses Unglück fehlte noch meinem Herzen, damit ich sagen kann: ich habe von jedem gekostet! doch mein Herz soll größer sein, als mein Mißgeschick. Man führe den Abgesandten des Kaisers in den Gesellschaftssaal; mein ganzes Haus verfüge sich dorthin; ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Sein Sie Zeuge, Herr Graf, um dem Kaiser davon Bericht erstatten zu können."

Sie zog sich zurück, um bald darauf im glänzenden Staat wieder zu erscheinen. Ihr Antlitz strahlte von Heiterkeit; ihr Schritt war sicher, und mit anmuthiger Freundlichkeit nahm sie den Brief des Kaisers aus den Händen des Adjutanten.

Nachdem sie das Schreiben leise, vor sich hinmurmlend, gelesen hatte, erhob sie sich und sagte mit fester Stimme:

„Meine Herrn, der Kaiser hat einen Sohn, die Kaiserin Marie Louise hat der Welt den König von Rom geschenkt. Es lebe der König von Rom!"

Alle wiederholten den Ausruf. Zu dem Abgesandten gewendet, sprach Josephine: „General, versichern Sie dem Kaiser, daß in der ganzen Welt keine so aufrichtige Freude herrscht, als zu Malmaison. Ich antworte Seiner Majestät nicht; ich will unter den obwaltenden Umständen an die Kaiserin schreiben."

Und sogleich schrieb und las sie uns den Brief vor, der als ein Muster von heldenmüthiger Resignation im Buch der Geschichte aufbewahrt ist. Er lautete:

„Madame!

„So lange Sie nur die zweite Gattin des Kaisers waren, mußte ich gegen Ihre Majestät Schweigen beobachten. Heute glaub' ich es brechen zu können, da Sie die Mutter des Thronerben geworden sind. Sie würden schwer an die Aufrichtigkeit derer geglaubt haben, die Sie

für eine Nebenbuhlerin hielten; Sie werden aber den Glückwünschen einer Französin glauben; denn es ist Frankreich, dem Sie einen Sohn geschenkt haben."

"Josephine."

„Nun, Herr Graf, sind Sie zufrieden?" sprach sie leise zu mir.

„Ich bewundere Sie!" lautete meine Antwort.

Die ehernen Tafeln der Geschichte haben es bewiesen, wie gleich einem unwiderruflichen Schicksalsspruch Josephinens frühere Weissagungen eingetroffen waren; wir meinen, als sie einst inspirirt zu ihm sprach:

> „Dein Geschick ist an das meinige gebunden und solltest Du Dich einst trennen von mir, so wird Dein Glück Dich verlassen."

Wir kennen seinen Ehrgeiz, diese Leidenschaft der Helden, die ihr Ziel nicht findet als mit ihrem Untergange. Wir kennen sein Geschick, das mit dem Brand von Moskau, dem Untergange seines Heers auf den Eisfeldern von Rußland, der Schlacht bei Leipzig, der ersten Einnahme von Paris, dem Einzuge der Alliirten und Napoleon's Verbannung nach Elba und der Rückkehr der Bourbons den ersten Act jenes großen Völkerdrama vollendet hatte, welches den Sturz des größesten Mannes seines Jahrhunderts bezeichnete.

Wir fühlen mit ihr, wie tief diese Reihe von Un=

glücksfällen ihr Gemüth verwundet hatte. Solchen Eindrücken erlag endlich ihr von so vielen Leiden geschwächter Körper.

Mit Schrecken hatte man auf Malmaison am 16. Mai 1814 bemerkt, wie sehr eine nagende Krankheit ihre Gesichtszüge entstellt hatte. Alles kündigte eine nahende Auflösung an. Ihre Augen waren entzündet und aufgeschwollen, wie die einer Leidenden, die viel und unaufhörlich geweint hat. Um ihre Frauen zu beruhigen, gab sie heftigen Kopfschmerz vor. Man schien es zu glauben; aber Jedermann war über die plötzliche Veränderung beunruhigt, denn es zeigte sich in ihrem ganzen Wesen eine bedeutende Schwäche.

Drei Tage vor ihrem Ende gab sie noch zu Malmaison dem Kaiser Alexander zu Ehre ein großes Diner. Ihm und ihrer Verwendung hatte Napoleon es zu danken gehabt, daß ihm, dem geschlagenen Feinde von ganz Europa, die immer noch günstige Stellung einer kleinen Souverainetät der Insel Elba zu Theil geworden war; allein Napoleon hatte ihr schon im Vertrauen von dorther geschrieben: „Ich gedenke auf der Insel Elba nicht ewig zu bleiben. In meinem Vaterlande nur bin ich bestimmt zu befehlen.“ Josephine erkannte aus dieser Aeußerung, daß neue abentheuerliche Entwürfe seinen nie ruhenden Ehrgeiz beschäftigten. Sie sah als Folge derselben seinen noch tiefern Sturz von seiner Höhe herab

und im Traume sah sie den Felsen von St. Helena, mitten in der unermeßlichen grauen Einöde des Oceans, und Napoleon dort auf dem ruhmlosen Sterbebett liegen.

Solche Phantasien zehrten nagend an ihrem Leben.

Schon konnte Josephine nicht mehr die Honneurs machen an jenem festlichen Tage. Die Herzogin v. St. Leu, Hortensia, mußte ihre Stelle vertreten. Josephine sah sich genöthigt, das Zimmer zu hüten und schon war sie nicht mehr im Stande, Jemanden bei sich zu sehen. In diesem Zustande ließ sie ihre Kinder rufen.

Wir führen ungern unsere Leserinnen an ein Sterbebett; aber die letzten Augenblicke einer so edlen Frau haben so etwas wahrhaft Rührendes, wodurch zugleich das Herz sich erhoben fühlt.

Beim Eintritt des Prinzen Eugen machte die Kaiserin eine Bewegung mit der Hand, die er für eine Aufforderung nahm, seine Mutter zu umarmen. Er that dieses mit einem Gefühl der Wehmuth, das sich nicht beschreiben läßt. Indem er ihre bleiche, hinwelkende Hand an ihre Lippen drückte, nannte er sie in den zärtlichsten Ausdrücken seine geliebte Mutter. Dieser süße Ton drang bis in das Innerste ihrer Seele. Sie richtete ihre Augen auf ihn, und ließ dann ermattet die schweren Augenlieder wieder sinken.

„Bald," sprach sie dann, mit einem schmerzlichen

Ausdruck ihrer bleichen Züge, „wirst Du keine Mutter mehr haben, um Dich so zärtlich lieben zu können, wie Du es um sie verdient hast.“ —

Nachdem sie sich eine Zeitlang erholt hatte, erschien auch Hortense, die sie eben so ehrerbietig und zärtlich umarmte.

An beiden Seiten ihres Bettes knieten ihre beiden Kinder, welche ebenfalls Kronen getragen hatten, die Napoleon's Mißgeschick ihnen, gleich der ihrer Mutter, vom Haupte genommen hatte.

Wir wollen nicht die Trauerscene bis in die schauerige Tiefe des Kampfes der Natur mit dem scheidenden Leben verfolgen. Nur einzelne schöne Momente daraus hervorheben.

„Mein lieber Eugen,“ sprach sie in einem der ruhigen Augenblicke, welche ihr das an ihrem Leben zehrende Fieber ließ, „der Ruhm ist nur dann für Fürsten und Völker das höchste Gut, wenn er das allgemeine Glück zum Gegenstand hat. — Nicht die Irrthümer, sondern die Tugenden großer Männer muß man nachahmen, um sich einen bleibenden Nachruhm zu erwerben und seinerseits auch wieder Nachahmer unter allen Nationen zu finden.“

Bei diesen letzten Worten versagte ihr der Athem; ihre beiden Kinder, die neben ihrem Bette knieten, verließen sie nicht wieder. Doch einmal noch aufflammend, sprach sie mit gebrochener Stimme:

„Ach, Napoleon, ich kann Deinen Fall nicht überleben. Gern hätte ich allen den schmerzlichen Auszeichnungen entsagt, womit mich die Ueberwinder meines Gemahls beehren, um Dir in Dein Exil zu folgen, um durch meine Gegenwart die Schmerzenstage zu versüßen, die Dir noch aufbewahrt sind."

Hortense und Eugen hielten ihre Hände, die vorher brennend, nun ganz kalt geworden waren. Die Thränen ihrer Kinder schienen die edle Mutter noch einmal zu beleben. Die Aerzte hielten diese Aufregung für eine Erschwerung ihrer letzten Augenblicke und wollten sie entfernen. Doch kaum hatte Josephine diese Worte gehört, so rief sie mit erneuerter Anstrengung der Stimme: „Ach, laßt sie mir! noch bin ich ja ihre Mutter!" —

Wechselsweise schloß sie eines nach dem andern in ihre ohnmächtigen Arme. Ihre Thränen mischten sich mit denen ihrer Kinder.

„Für Euch, meine Kinder," fuhr sie fort, „für Euch allein habe ich die Güter des Glücks gewünscht, nicht für mich selbst. — Meine Liebe zu Napoleon ersetzt mir Alles, was mir sein Glück gegeben und sein Ehrgeiz wieder geraubt hat. — O Gott, Ihr wißt es, wie sehr ich diesen Mann geliebt habe! — Umsonst hat er einer Andern den Titel seiner Gattin gegeben; es ist ein Bedürfniß für mich geworden, ihm Alles zu vergeben. —

O wäre er hier — mein letzter Tag würde der schönste meines Lebens sein!" —

Seufzer erstickten ihre Stimme und nun ruhte sie ein wenig.

In den letzten Augenblicken beschäftigte sie sich noch mit ihm. Sie ließ sich sein Bild von der Wand geben, betrachtete es mit brechenden Augen und sprach Worte der Liebe und Besorgniß, die aller Herzen durchbebten.

Kurz vor ihrem Ende hatte man die Fenster des Zimmers, worin sie lag, für einige Augenblicke geöffnet, um die Luft zu reinigen und die erste Frühlingswärme herein zu lassen. Ein milder, warmer Sonnenschein, prangende Blüthenbäume und erwachendes Grün blickten so freundlich und hoffnungsvoll auf das friedliche Lager der edlen Sterbenden herein.

Ihr letzter Athemzug war reiner Frühlingsduft — Ihr Sterbelager war umgeben von einem erwachenden höheren Leben.

„Sie stirbt mit der Wiedergeburt der Blumen," sprach leise eine kaum vernehmbare Stimme unter den Weinenden, die das Bett umstanden.

Das Einathmen der Lebensluft, die durch das geöffnete Fenster herein strömte, gab ihr noch die Kraft, einige Worte zu reden.

„Das Licht meiner Augen verdunkelt sich," sprach sie mit schwacher Stimme, „eine dichte Wolke senkt sich

zwischen mir und der Welt — aber wenn ich fühle, daß ich nur noch wenig Augenblicke zu leben habe, so weiß ich auch, daß ich den Jahren der Ewigkeit entgegen eile."

„Die Hand, die mich schlägt," fuhr sie später fort, „wird mich stützen; wie ich durch die Gesetze des Körpers mit dieser vergänglichen Welt zusammenhing, so stehe ich durch Hoffnung und Glauben mit dem unvergänglichen Gott in Verbindung."

Voll Vertrauen, mit der Ergebung einer reinen Seele, erwartete Josephine den Tod.

„Ich würde ihn rufen," sprach sie, „wenn mir die Gottheit diesen Ruf nicht verböte."

Der Kaiser Alexander, der erfahren hatte, daß Josephine in Gefahr sei der heftigen Krankheit zu erliegen, deren Symptome vor einigen Tagen bei seiner Anwesenheit eingetreten waren, eilte nach Malmaison und verlangte, der Kaiserin vorgestellt zu werden.

Josephine lebte noch; sie schien sich zu sammeln, als sie den Kaiser von Rußland erkannte, der ihr so zahlreiche Beweise von zarter Achtung und von Wohlwollen gegeben hatte. Innig gerührt durch diesen letzten Beweis von Theilnahme und Güte, warf sie einen Blick voll Dankbarkeit auf ihren erhabenen Freund.

Der Prinz Eugen lag auf seinen Knieen und empfing

den letzten Segen von der Hand seiner Mutter. Hortense kniete an der andern Seite des Betts und wurde gleichfalls von ihrer sterbenden Mutter gesegnet. Die Bewegung ihres Gemüths, die sie mit aller Seelenkraft zu unterdrücken suchte, um ihrer scheidenden Mutter nicht noch wehe zu thun, war unbeschreiblich.

„Wenigstens," sprach Josephine, indem sie noch einmal aufathmete, „habe ich das Glück Frankreichs gewollt; ich habe Alles gethan, um es zu bewirken, und kann in Wahrheit sagen: Nie hat die erste Gemahlin Napoleon Bonaparte's ihm Kummer gemacht und seine Thränen fließen lassen."

So starb Josephine, Napoleon's Gemahlin und Kaiserin von Frankreich; sie starb ohne Litanei und Gebete der Geistlichen, aber dennoch als wahre Christin den Tod der Frommen.

Noch nach ihrem Verscheiden behielt Josephine in ihren leblosen Zügen den Ausdruck einer himmlischen Heiterkeit. — Es war das Lächeln der Verklärung, womit sie in das Land der Seligen hinüber geschwunden war.

„So bist Du nicht mehr, geliebte Mutter," klagten ihre Kinder, indem sie ihre kalten Hände küßten. „Ach, es ist vorbei, wir haben keine Freundin mehr."

Mit der tiefsten Rührung setzte Eugen noch hinzu:

„Wenn es hienieden noch einen Aufenthalt der Seligen giebt, der durch die schönsten Tugenden, durch müt-

terliche Liebe und Wohlthätigkeit gewonnen werden kann, so wirst Du ihn bewohnen, geliebte, unvergeßliche Mutter. — Schwester der Engel, vereinige Dich mit Engeln und nachdem Du uns auf Erden geliebt hast, erinnere Dich unser im Himmel."

Das schönste Lob aber sprach der edle Kaiser Alexander an ihrem Sarge. Mit Thränen im Auge ließ er ihr das Tuch abnehmen, das ihr edles Antlitz bedeckte. — Ein Bild von Marmor, das Lächeln einer Verklärten darstellend erschien vor seinen Blicken.

„Sie ist nun todt diese Fürstin," sprach er tiefbewegt, „aber sie wird von ihren trauernden Freunden und Allen, die sie kannten, ewig beweint werden."

Nicht minder ehrend für ihr Andenken war die Klage aller Bewohner von Malmaison. „Uns ist eine Mutter gestorben; sie gab uns Arbeit und Brod!"

Bonaparte hörte nach seiner Rückkehr von Elba die Nachricht von ihrem Ableben mit tiefer Erschütterung. „Wohl ihr," sprach er, „sie hat ausgelitten! — mir war sie ein Schutzengel — gebe der Himmel, daß sie aus dem Reiche der Seligen noch schirmend mein Geschick überwacht." —

Aber die Schlacht von Waterloo, die zweite Einnahme von Paris, die letzte Thronentsagung, der Bellerophon, die Insel St. Helena, Hudson Love und ein einsames Felsengrab — das waren die Schläge der Schick-

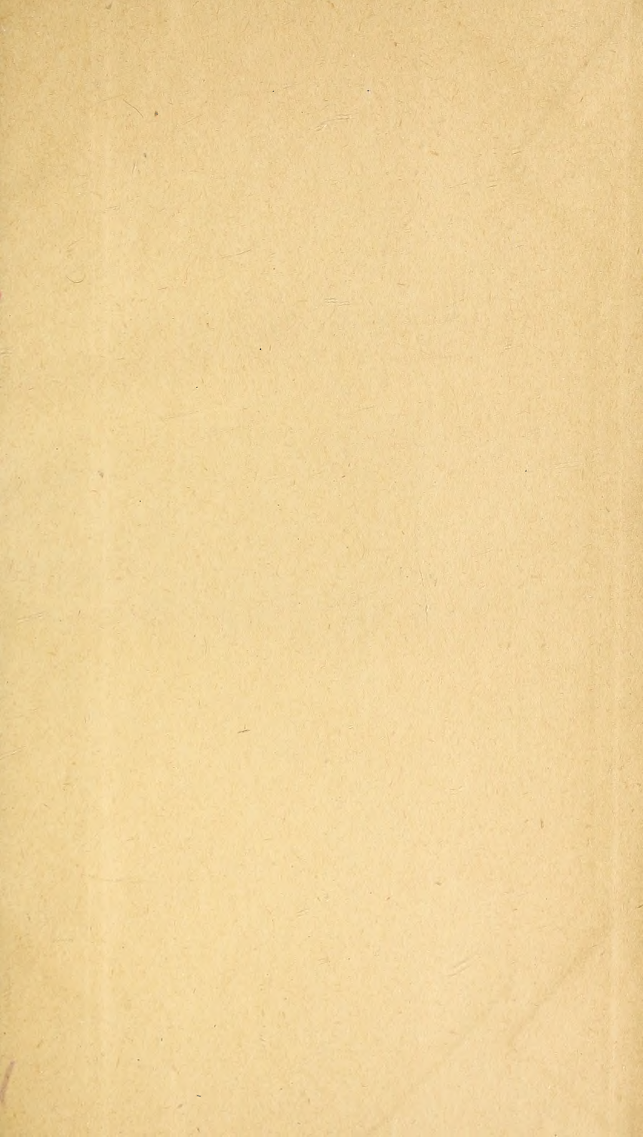
salsmächte, die Josephine voraus geahnet hatte, aber durch ihr Gebet nicht mehr hatte abwenden können.

Die ewigen Mächte dulden keinen Umsturz der Weltordnung. Es wiederholte sich in Napoleon's Geschick die Mythe des Icarus — der sterbliche Mensch und sei er der mächtigste, kann nur mit Flügeln von Wachs es versuchen, der Sonne zuzufliegen. Napoleon's eigener maßloser Ehrgeiz hatte ihn gestürzt.

Josephine aber, bei allen ihren kleinen Schwächen, war eine vollendet schöne Weiblichkeit; sie hatte den edelsten Charakter. Ohne Ruhmsucht und Hochmuth zu der höchsten Würde menschlicher Verhältnisse empor gehoben, fiel sie ohne Schuld — und erfüllte damit ein tragisches Geschick, das unsre Wehmuth aufregt und uns wieder erhebt, durch den Hinblick auf ein vergeltendes Jenseits.

Ende des dritten und letzten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.





American content at beginning. Josephine's birth at Martinique.

